

HEINRICH ZIMMER / MAYA DER INDISCHE MYTHOS



Vischnu als Fisch

MAYA

DER INDISCHE MYTHOS

VON

HEINRICH ZIMMER

791

294.5M
Zim

7435



DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT

STUTTGART BERLIN

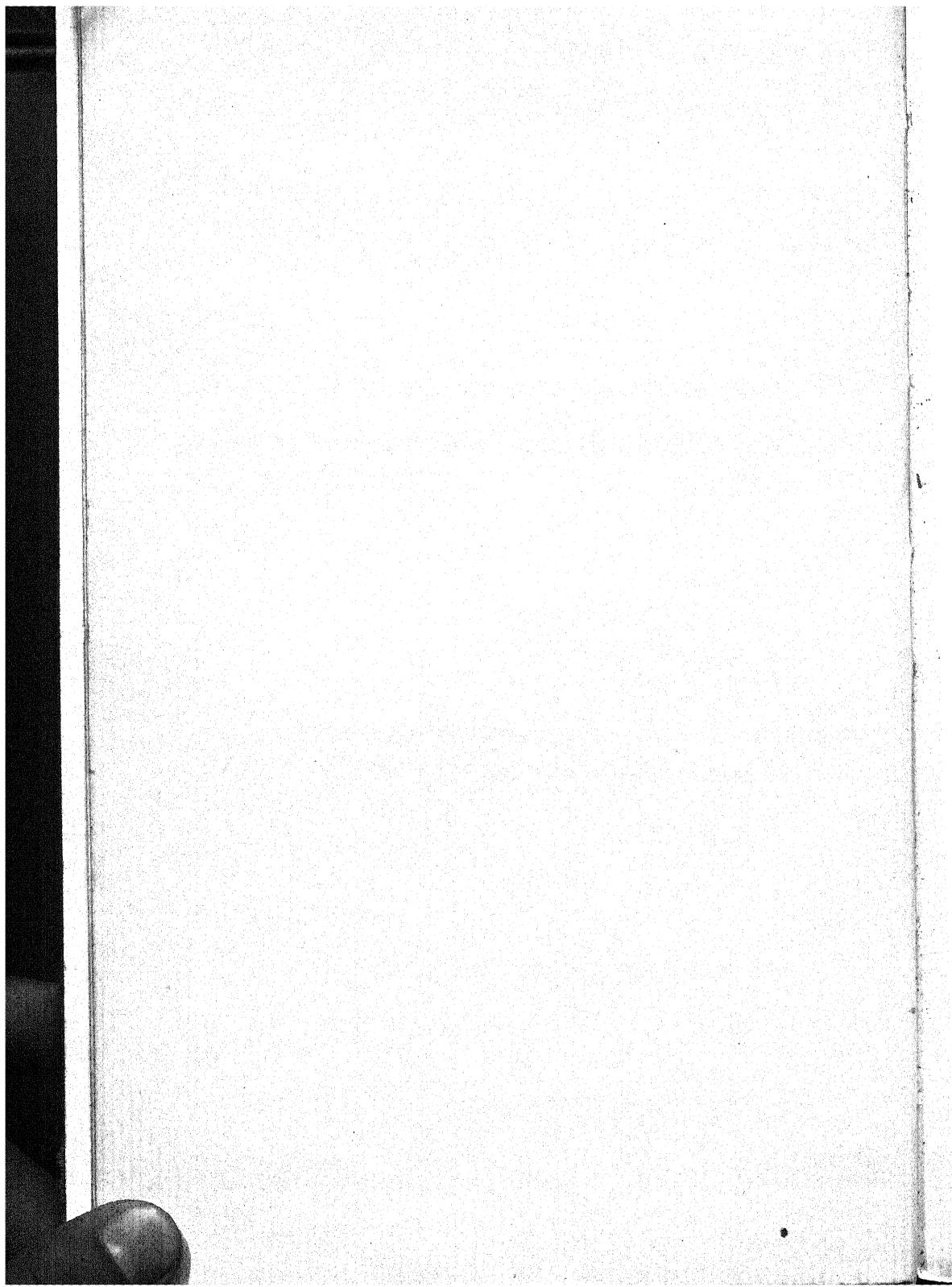
Salach
UE
Acc. 791
Date. 15-1-54
Call No. 2945. 1 *Zur*

Alle Rechte vorbehalten · Printed in Germany
Copyright 1956 by Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

„Ein jeder lebt's,
Nicht vielen ist's bekannt“

Goethe, „Vorspiel auf dem Theater“

CENTRAL ARCHAEOLOGICAL
LIBRARY, NEW DELHI.
Acc. No. 7435
Date. 24. 8. 56
Call No. 294.5 M / Zim



EINLEITUNG

„Reich mir die Hand, mein Leben,
Komm auf mein Schloß mit mir!

Es ist nicht weit von hier.“

Unter chinesischen Schimpfwörtern findet sich ein merkwürdiges: „Wang-ba-dan“, zu deutsch: „Du Schildkrötenei“! — das ist eine unfeine, ja ausgesprochen unanständige Benamsung. Sie setzt nicht bloß den Angeredeten herab, sondern wirft noch Schmutz auf seine Mutter. Sie will nämlich gleichnisweis sagen, daß der Beschimpfte einem ganz perversen Fehlritt seiner Mutter das Dasein verdanke. Es bezichtigt seine Mutter, ihn auf die Art, die unter Schildkröten üblich sein soll, empfangen zu haben — auf eine merkwürdige Art, die der Sittenkodex für Menschen streng verpönt. Mit den Schildkröten ist es nämlich nach Meinung der Chinesen eigentlich bestellt: es gibt unter ihnen keine Männchen. Also sind die Schildkrötenweibchen, um die Art fortzupflanzen, gezwungen, sich von Männchen einer anderen Tierart befruchten zu lassen. Sie haben Umgang mit männlichen Schlangen, und von dieser zur Regel gewordenen Perversion röhren die Schildkröteneier her. Wer also den anderen „Du Schildkrötenei!“ schimpft, erklärt ihn für die Frucht einer Sodomie, er soll dem Umgang seiner Mutter mit einem Tier entsprungen sein.

Die Anschauung, alle Schildkröten seien Weibchen, ist China über seine Jahrtausende hin selbstverständlich; erst die Übernahme westlicher Zoologie wird sie zur Altweiberweisheit stampeln und mählich ausräumen. Zugleich ist China von alters her das Land genauester Naturbeobachtung und genialer Anpassung des Menschen an seine Umwelt: an den Kreislauf des Jahres, an das vielfältige Ineinanderspiel von Himmel und Erde und aller lebendigen Kräfte ringsum. Wohl nirgends sonst hat der Mensch Elemente und Geschöpfe so hellsichtig und einführend belauscht, sich in die Eigenheiten, die an ihnen zutage liegen, eingelebt und

dazu ihr geheimeres Wesen ausgespürt. Der erbliche Scharfblick des Bauern und Gärtners, der die künstlichen Gebilde des Reisbaus und der Seidenraupenzucht schuf und an Blumen und Tieren die reizvollsten Spielarten züchtete, hat die hohe wirtschaftliche Kultur Alt-Chinas aufgebaut; aus der gesiebten Erfahrung stetiger Naturnähe, vielfältig ihr sich schmiegend, um sie sich fügsam und fruchtbar zu machen, ward die Weisheit sozialer Gemeinschaft und politischer Herrschaft in China abgezogen, deren Ordnung Jahrtausende überdauern konnte.

Aber diese ehrfürchtige Hellsicht für das Eigene aller Lebensformen ringsum, die ihr Wildes und Geheimes zum freundlichen Bestande menschlicher Kultur umwandelt, verdunkelt sich in so wundersamen Vorstellungen, wie dieser von der ausschließlichen Weiblichkeit der Schildkröten bis zur Blindheit gegenüber dem uns offensichtlichen Wirklichen. Eine mythische Anschauung über das wunderbare Tier hängt die großartige Begabung unbefangener Beobachtung aus. Die Schildkröte ist das ehrwürdige Zeichen chinesischen Altertums für das mütterlich Weibliche, dessen Schoß der Weltgrund ist. Das alterslos langlebige Tier, das vieles sah und aus seinem Wissen ums Vergangene den Weg des Künftigen kennt und ihn aus Kerben seines Schildes, die sich als Schriftbilder lesen lassen, orakelnd künden kann, ist der mütterliche Anfang der Welt. Und so sind alle Schildkröten, die man gewahrt, Muttertiere wie jene mythisch-urweltliche Mutter — sind keine Söhne oder Väter. Die tägliche Beobachtung, die vom Gegenteil überzeugen könnte, kommt gegen die mythische Anschauung nicht auf; ein mögliches Urteil aus dem Augenschein verschwindet im Schatten, den ein mythisches Vorurteil wirft; die dämmernd deutende Überlieferung ist stärker als das helle Licht des Tages.

Ähnlich steht es mit den Schweinen, die zum Haushalt der Trobriands auf einer Insel der Südsee gehören. Malinowski von der London School of Economics hat das auf einer seiner „Argonautenfahrten“ in die Südsee bemerken können. Er kam zu den Trobriands, um ihre Familienordnung, ihre Formen der Liebe und Ehe zu studieren, und fand diese von den unseren grundverschieden. Die Trobriands haben eine andere Meinung als wir darüber, woher die Kinder kommen; unser Kausalschluß, den wir Heutigen mit vielen alten Kulturen und Primitiven teilen, daß Nach-

kommenschaft aus dem Umgang der Geschlechter entspringt, ist den Trobriands fremd. Er dünkt ihnen so absurd und belächelnswert, wie uns die chinesische Meinung von den Schildkröten. Für die Trobriands sind es die Abgeschiedenen, die aus dem Jenseits wiederkommen und als Kinder in die Leiber der Frauen eingehen. Der Umgang der Geschlechter hat nichts damit zu tun, der Vater begrüßt im Sohne nicht sein wiedergeborenes Ich.

Der Mann liebt die Kinder als die Kinder seiner Frau und wird ihr dadurch liebenswerter; fährt er auf die See hinaus, zum Fischfang oder Handel mit entfernteren Inseln, und kommt er erst nach Jahr und Tag zurück, so wundert es ihn nicht weiter, wenn er, heimkehrend, die Kinderschar vergrößert findet; kein Schatten fällt auf die Frau — das haben die Ahnengeister gewirkt, und alles ist für alle in Ordnung. Beträfe er aber seine Frau mit einem anderen Manne in einer zweideutigen Situation und wollte sich deshalb von der Ungetreuen scheiden, würde der ganze Stamm sein Verhalten billigen.

Malinowski unternahm es, in seinen Palavers mit den Trobriands zu ergründen, wie weit ihre eigentümliche Auffassung von der Fortpflanzung bei Mensch und Tier Stich hielte, wenn er ihnen seine westliche nahezubringen suchte. Das mußte natürlich taktvoll geschehen, wollte er die Eingeborenen nicht in ihrem Zutrauen irremachen und selber ihnen lachhaft oder anstößig werden. Aber die Trobriands lächelten nur, als er ihnen seine Idee über die Fortpflanzung nahelegte: daß der Umgang der Geschlechter etwas mit der Nachkommenschaft zu tun haben könne. Einer der Eingeborenen wies ihn auf eine Frau hin, die Albino war, und bedeutete ihm, daß ein Verkehr mit einer solchen Frau gar nicht in Frage käme bei ihnen — dabei habe diese Frau aber doch mehrere Kinder. Also sei es nichts mit seiner Theorie. Der ganze Kreis nickte beifällig zu dieser Argumentation. War das nun eine großartige Heuchelei der Gesellschaft? — Aber ihr Glaube saß tiefer, mindestens wußten sie ihn vor sich selbst noch schlagender, unwiderleglicher zu begründen als mit diesem Hinweis, bei dem vielleicht der eine oder andere sich an etwas erinnern möchte, was er lieber verschwieg.

Es konnte keine Rede davon sein, daß diese aus der Luft geöffnete, befremdliche Theorie des Fremden irgend etwas auf sich

hatte, das der Wirklichkeit gerecht wurde. Die Trobriands wiesen Malinowski auf ihre Hausschweine hin, die ihre Hütten im Busch umwimmelten. Ihr Fleisch gilt als Leckerbissen, während es verpönt ist, das Fleisch der wilden Schweine im Busch zu genießen. Sie erklärten ihm, daß sie die männlichen Ferkel ihrer Hausschweine alsbald, wenn sie geworfen seien, ausnahmslos zu kastrieren pflegten, ihre Säue bekämen aber doch regelmäßig Ferkel. Malinowski unternahm es, sie behutsam darauf hinzuweisen, daß ihre Hausschweine frei herumliefen und ihr Tummelplatz ohne Hag an den Busch grenze, dort aber hausten wilde Schweine, den zahmen ganz ähnlich — wäre es nicht denkbar, daß die zahmen Mutterschweine etwas mit den Ebern der wilden Schweine hätten und daß sie davon ihre Ferkel bekämen? — Aber nein, erklärten die Trobriands, überlegen diese abwegige Hypothese abwehrend, das sei ausgeschlossen. Ihre Hausschweine hätten keinerlei Umgang mit den wilden Schweinen nebenan und könnten keinen mit ihnen haben. „Denn“, sagten sie, und damit war der Fall für sie erledigt, „wir essen doch das Fleisch der wilden Schweine nicht!“

Wir lächeln über uns selbst, wenn wir über die Trobriands mit ihren Hausschweinen oder über die Chinesen mit ihren Schildkröteneiern lächeln. Haben wir nichts dergleichen in unserem geistigen Haushalt: altererbte Vorstellungen, die sich behaupten, ohne daß unser kritisches Denken sie gewahrt, ja, die sich einer ganz anderen Wirklichkeit zum Trotz eben darum behaupten, weil sie uns den Blick auf diese verstellen? Und wir gründen unser Weltbild auf sie, und dieses Bild wird einem anderen Weltalter so widersprechend wunderlich erscheinen wie uns das Beieinander helläugiger Naturverwobenheit und mythischer Symbolik bei den Chinesen. Das rationale Denken in Philosophie und Wissenschaft arbeitet daran, solche Schildkröteneier und Hausschweine aus dem Haushalt unseres Weltbildes auszuräumen, aber gründet es sich nicht ebensosehr auf sie und schiebt sie hin und her in zeitlos ernstem Spiel?

Gerade wenn das kritische Denken einmal frisch zu beginnen meint und voraussetzungslos die Wirklichkeit und unser Dasein zu ergründen wähnt, wird es an ihm deutlich, daß es mit diesem Unternehmen nur den gewachsenen Untergrund an mythischen

Größen bloßlegt, um sein luftiges Gebäude darauf zu gründen. In einem neuen Ansatz des abendländischen Denkens schob Cartesius den überkommenen Bau mittelalterlicher Weltschau beiseite und sagte frisch anhebend: „Ich denke, also bin ich.“ Er gründete die Wirklichkeit, die er begriff, auf die unmittelbare Gegebenheit des sich selbst Bewußtwerdens eines Ich im Geschehen des Denkens. Aber indem er auf diesem unmittelbaren Befunde rational weiterbaute, hatte er an ihm rein mythische Größen freigelegt — wie ein Tessiner Bauer den Felsen freilegt, um darauf sein Haus fester zu gründen als auf die weiche Erde, die ihm die Wolkenbrüche seines Himmels fortzuschwemmen drohen. Denn was ist dieses „Ich“? — ein Hieroglyphenzeichen, ein helldunkles Munkelwort für eine unergründliche, völlig mythische Größe: Wo fängt es an? Wo hört es auf in uns und um uns? Wo packt man es und was vermag es? — Alle Weltanschauung deutet in todernstem Spiel zeitlos an ihm herum und kann sich dabei auf die gegensätzlichsten Erfahrungen berufen, alle ihre Kämpfe über die Äonen gehen um die wechselnde Bestimmung seines Wesens, seiner Grenzen, Vermögen und Beziehungen; Religion und Rechtsordnung drehen sich wie Wetterfahnen je nach den Winden, die aus diesem unergründlichen Zentrum aller Stürme wehen. — Und was meint „denken“? — Alle Philosophie beschäftigt sich seit Anbeginn mit diesem Licht, das aus dem Dunkel unserer Natur bricht, an Dunkel stößt und sich darein verliert; sie zergliedert diesen schillernden Strahl, auf dem sie selber reitet. Der endlose Prozeß des Geistes ist die Gebärde Münchhausens, der sich selber am Schopfe packt, Roß und Reiter aus dem weichen Grund zu arbeiten, dessen dunkle Tiefe ihn zu schlucken droht. Die mythischen Größen unseres Daseins, mit denen das rationale Denken umgeht, als könne es ihres Kernes innewerden, ragen in sein Licht hinein, wie Berge, die sich vulkanisch durch die Erdrinde stemmen und ihre Häupter ans Licht bringen, indem ihr Leib vom Dunkel der Tiefe umschlossen bleibt — oder sie gleichen Eisbergen, die mit ihrer eigentlichen Masse unsichtbar unter Wasser treiben und nur einen Bruchteil ihres Umfangs dem Lichte oben bieten, daß es ihn betaste. Das kritische Denken mag die greifbare Oberfläche der mythischen Größen abwandern und besiedeln, aber es ergründet nicht, worauf es sich gründet,

wenn es seine Weinberge über diese erkalteten Vulkane spinnt und sein Zelt auf diese Gletscher lagert. Der Bauer, der seine Wohnung auf den Felsen gründet, legt seine Oberfläche bloß und schabt ihn an, aber er sprengt nicht den Kern seiner flüssig glühenden Tiefe auf — sie verschlänge ihn mitsamt seinem Hause, und doch hat sie den starren Berg als ihre Schale aufgewölbt und trägt ihn.

Unser Urteilen beruht auf alten Vorurteilen und spielt mit ihnen. Unser rationales und kritisches Denken steigt mit seinem Stoff, den mythischen Größen, aus einem Wissen auf, das dunkel auf unserem Grunde webt. Dieses Wissen in unserer Tiefe hat sich selber, aber wir haben es nicht; es ist sich selber inne, birgt sich in sich selbst und bewegt ein vielfältiges Wirkliches bei sich; die Fülle seiner allseitigen Beziehungen und Lichter und die dämmernde Weite seiner Räume übersteigt die Maße unseres bewußten Denkens ungemessen. Dieses ungreifbare Wissen auf unserem Grunde strahlt in den Teil unseres Wesens, wo wir uns selber greifbar werden, hinauf als Ahnung und intuitives Begreifen, als plötzliche Zusammenschau und regenbogengleiche Beziehung von Horizont zu Horizont, als Blitz eines Erkennens, das uns blendend erfüllt, als plötzliche Regung, die uns rettet und weiterträgt, als Einfall und zähe Idee. Mit seinen untergründlichen Ausstrahlungen gleicht es jener Sphäre unterseeischer Vulkane, wie sie vom indischen Ozean in die Südsee reicht: ihre Münden durchstoßen das Erdreich der Sunda-Inseln, ihre Kraterränder bilden Inselriffe des Archipels, Erdbeschreibung und Mythen der Inder wissen von ihren untermeerischen Mäulern. Ihr gleich wirft unsere Tiefe innen ihr glühendes Licht aufschäumend aus verborgenen Mäulern durch unsere untere Flut hinauf in den Meeresspiegel des Bewußtseins und wirft in ihm die erstarrenden Inselbrocken des Greifbaren hervor, auf denen die Ordnung des bewußten Lebens sich ansiedelt.

Aus der Tiefe dieses Wissens quillt die mythische Anschauung von der Schildkröte, sie sei ein bares Muttertier ohne Männchen neben sich — freilich nicht in der später gängigen Meinung einer Perversion, die nachträglicher Witz ihr angesponnen hat, als er rational weiterfragte, wie denn dieses rein weibliche Geschöpf zur Fortpflanzung käme, damit bei den Schildkröteneiern doch auch alles „normal“, das heißt trivial, wie bei anderen Tieren mit

Männchen und Weibchen, in Ordnung ginge (wenn auch etwas unanständig, aber eben damit desto unterhaltsamer) — nicht von dieser nachträglich-perversen Zweigeschlechtigkeit der Schildkröte im Zusammenspiel mit der männlichen Schlange als Buhle handelt der ursprüngliche Sinn der mythischen Eigenart der Schildkröte, aber von reiner Weiblichkeit, die in sich schon Mütterlichkeit ist und Kraft der Fortpflanzung und keiner männlichen Ergänzung welcher Art immer bedarf. In ihr spiegelt sich eine ursprüngliche Intuition des Lebens in sein eigenes Wesen: die Schau nach innen, daß Leben von Haus aus nicht des gegensätzlichen Zusammenspiels zweier Geschlechter bedarf, um sich über die Zeiten fortzupflanzen und zu vermehren — daß die beiden Geschlechter vielmehr nur eine unter mancherlei Erfindungen des Lebensdranges sind, deren er sich beim Menschen und vielen ihm ähnlichen Typen im Reiche der Natur bedient, um sie zu erhalten.

Diese verbreitete, uns geläufige Wirklichkeit von der Zweigeschlechtigkeit des Lebens als der Bedingung, an die seine Fortpflanzung gebunden ist, geht ja auch ins Weltbild der Trobriands nicht ein. Aber ihre gegensätzliche Anschauung, daß die Ahnen des Stammes im Leibe der Frauen zu neuem Leben erstehen bei Mensch und Tier, die ihnen unsere Idee von der Fortpflanzung verstellt, ist nicht ein anmutiges Gespinst fabelnder Phantasie, vielmehr eine treffende, ins Wesen ziellende Formel für den wirklichen Kern der Fortpflanzung: daß in ihr uralte Erbmasse sich zu immer neuen Gestalten aufbaut. Vielleicht berührt sie Wesentlicheres am Geschehen der Fortpflanzung als der einseitige Bezug auf den jeweiligen Vater, auf das Männchen als Kausalfaktor, den Malinowski den Trobriands in ihren Gesichtskreis rücken wollte. Mindestens war dieser Bezug auf eine Größe „Vater“ für die Trobriands gar nicht interessant; von ihrer Lebens- und Familienordnung her waren sie außerstande, die Bedeutung der westlichen Anschauung zu erfassen. Sie konnten gar nicht begreifen, was Malinowski mit der Beziehung der Kinder auf den Liebesgefährten der Mutter sagen wollte. In unserer westlichen Familienordnung spielt der Mann den Ernährer für Frau und Kinder und ist (mindestens herkömmlicherweise) die erziehende Autorität für die jüngere Generation; in China hat er sogar Eigentumsrecht an Frau und Kind wie an einem Stück Vieh und seinem Nachwuchs.

und kann sie unter Umständen verkaufen, da er die Frau aus dem Eigentum ihres Vaters sich hat erwerben müssen. Dann spielt die Frage, wer der Frau Kinder machen darf und wer für den Unterhalt ihrer Kinder aufzukommen hat, eine entscheidende Rolle. Unsere Rechtsordnung des Privateigentums und der Unterhaltpflicht dringt neben anderen, heiligeren Größen unserer Lebensordnung und Weltanschauung auf die Klärung der Vaterschaft: die Herkunft soll eindeutig feststehen, Recht und Last der Aufzucht soll gebührend verteilt sein — aber unser puritanischer Warnungsruf an selbstvergessen Liebende, „der schöne Augenblick — verpflichtet!“ konnte mit all seinen Konsequenzen auf der glücklicheren Südsee-Insel niemals laut werden.

Die Lebens- und Familienordnung ist dort eine andere, aber nicht ungewöhnliche. Der Gatte hat keine väterliche Gewalt über die Kinder seiner Frau; die höheren Elemente der Erziehung und Einweihung kommen den heranwachsenden Kindern von ihrem Oheim, dem Mutterbruder. Er vertritt die männliche Autorität der älteren Generation. Aber er lebt fern vom mütterlichen Heim der Kinder bei der Frau, der er zugewandert ist, als sie ihn zum Manne nahm — er wohnt in einem anderen Dorfe. Haus und Feld gehört der Frau, und was der Mann erarbeitet, kommt nicht so sehr ihrem gemeinsamen Haushalte zugute, als dem Unterhalte der Schwester und ihrer Kinder im anderen Dorfe. An Stelle väterlicher Gewalt und Unterhaltpflicht steht die Beziehung zu den Kindern der eigenen Schwester.

Was bedeutet bei dieser Ordnung die Frage nach der Vaterschaft? — Sie ist wesentlich eine Angelegenheit der erotischen Bindung zwischen den Gatten, sie ist ein Prüfstein der weiblichen Treue. Die Frau wird gut tun, wenn sie untreu ward, es zu verhehlen, wenn ihr daran liegt, sich ihren Mann zu erhalten. Aber kommt ihr der Mann auf die Schliche und verläßt sie, so bleibt die materielle Grundlage ihres Lebens und ihr alleiniges Recht auf die Kinder, die sie geboren hat, davon unberührt.

Die biologische Theorie der Trobriands und ihre Familienordnung hängen innigst zusammen, aber sie lassen sich nicht kausal aufeinander beziehen. Es ist nicht so, daß eines von beiden die Ursache des anderen wäre, vielmehr sie halten sich aneinander wie die beiden Sterne eines Doppelgestirns, die mit ihrer Schwere

um ein gemeinsames Gewichtssystem schwingen. Sie bedingen einander in ihrem Dasein und sind aufeinander angewiesen in ihrem Bestand und Vergehen wie ein Paar zusammengewachsener Zwillinge, denen das Messer, das sie trennen wollte, beiden den Tod brächte statt eigenständigen Lebens. Lebensordnung und biologische Theorie sind in verschiedenem Material — hier in sozialen Banden, dort in einer Verbindung von Anschauungen — eines das Double vom anderen. Sie sind zwei Facetten einer Größe, die nur an ihnen greifbar wird, an sich aber kaum zu benennen ist — aber diese unsichtbare Größe wirkt und trägt das Gefüge dieser Inselkultur weithin.

Das gibt der biologischen Theorie ihre ungemeine Stärke: sie ist nicht bloß eine Angelegenheit des Denkens und fürs Denken vertauschbar mit einer anderen, falls diese dem Denken plausibler werden könnte — vielmehr die Angelegenheiten des Denkens, die greifbaren Theorien, erweisen sich als abhängig und bedingt von dieser ungreifbaren Größe. Sie sind Funktion und Erscheinung dieser Größe, die selbst in einer ganz anderen Ordnungsreihe des Wirklichen zu Hause ist: in der Sphäre der unsichtbaren Mächte. Von dorther strahlt sie ihre Macht, das Leben zu einer Ordnung gestaltend, das Denken zu Theorien kommandierend. Eine andere, widersprechende Theorie ist gar nicht gefragt im Lebensraume dieser Familienordnung und im Banne dieser Größe, die sich in Lebensordnung wie -theorie gestaltend und gebietend ausstrahlt, ja sie kommt nicht in Frage, weil sie die bestehende Ordnung und den Bann der ungreifbaren Größe, die greifbar in ihr wirkt, in Frage stellen würde. Hier läuft das Leben in ererbten, erprobten Geleisen, formt seine wechselnden Geschlechter von klein auf in alter Ordnung für eine möglichst reibungslose Erfüllung ihrer Gebote, auf daß sie daran eine möglichst störungsfreie und vollständige Erfüllung der ihnen eingeprägten Form des Lebens finden, auf daß sie erfüllend und erfüllt dahingehen und als die Gleichen zu gleichem Dasein neu ins Leben kehren. Dieses Leben wehrt eine fremde Theorie energisch ab, die das vollkommene Ineinanderspiel seiner Ordnung und der ihr gemäßen Theorie stören könnte. Ordnung und Theorie sind die beiden Füße, auf denen die geheimnisvolle, stilgebende Größe dieses Lebens festgegründet, ausgewogen steht — bräche der eine Fuß weg, verlöre auch der

andere seinen Stand. Darum ficht die Größe dieses Lebensstils mit kritisch-theoretischen Paraden, wie die Trobriands sie entwaffnend bereit hielten; aber die Kraft, diese Paraden aufzubringen, entspringt nicht dem Denken, das sie kritisch entfaltet, der eigentliche Widerstand gegen das befremdend Verstörende der fremden Theorie schießt aus dem stilisierten Lebensganzen des Menschen, schießt aus der dunklen Größe, die dieses Leben stilisiert hat und ihren ungreifbar formenden Bann beim bloßen Auftauchen einer widersprechenden Theorie samt der ins Greifbare ausgestrahlten Form bedroht sieht. Sie rüstet das rationale Denken zu argumentierender Abwehr, wenn sich die bloße Möglichkeit einer ihre Form zersetzen Theorie am Horizonte abzeichnet.

So verstellt sich das Leben, wie es in wunderbar gewordenem Gefüge und in rational sich greifbarer Theorie dahinlebt und sich behauptet, mit seiner eigenen Gestalt den Blick auf ein mögliches anderes Gefüge in praktischer Ordnung und rationaler Theorie; die bloße Anerkennung einer anderen theoretischen Konstruktion des Wirklichen als einer logischen Möglichkeit würde praktisch in unabsehbaren Folgen den Zusammenbruch der alles tragenden und durchdringenden Ordnung nach sich ziehen, und jene hintergründig bannende Größe, aus der Lebensordnung und -theorie ihr Dasein ziehen, würde in gespenstiges Nichts zerstäuben.

Auf solchen merkwürdigen Wesen wie den Hausschweinen der Trobriands und den Schildkröteneiern der Chinesen beruht unser menschlicher Haushalt zu allen Zeiten, in praktischer Lebensordnung wie theoretischer Bewältigung des Wirklichen. Alle Zeiten und Kulturen züchten solchen Bestand und gehen pfleglich, ja ehrfürchtig mit ihm um. In ihm wirkt die geheime mächtige Größe, die jeder Kultur und Epoche ihren Stil gibt. Das kritische Denken ruht auf ihm und arbeitet mit ihm; wenn es in seiner Arbeit einige zersetzt, spielt es die einen gegen die anderen aus und formt neue aus alten — um das ewig Unmögliche zu vollbringen: ein Weltbild, das in sich rational stimmt. Es schabt an ihrer Oberfläche und ritzt sie zu wechselnden Figuren unter dem wechselnden Bann jener Größen der Tiefe, die ihre Oberfläche aufgewölbt haben. In immer erneuter Arbeit dient es dem Stil-

willen dieser ungreifbaren Größen, die zu neuer Gestaltung des Lebens ins Greifbare wirken. Wer diesen Bestand an Vorurteilen angreift, röhrt an den „Schlaf der Zeit“; im einzelnen Gliede auflösbar sind sie als lebentragende Schicht unzerstörbar und „tabu“, als Schicht verbieten sie es unserem Blick, sie kritisch ins Auge zu fassen. Sie liegen tiefer als die wechselnden Werte, die jeweils Epoche machen und zerschlagen werden; diese Oberflächengebilde gründen sich bald mehr auf den einen, bald den anderen Teil der tieferen Schicht, sie selbst aber ist als Ganzes der unzerlösliche Untergrund, auf dem sich das Oberflächenspiel philosophischen Ordnens, weltanschaulicher Lichter, politischen Wollens und Gestaltens begibt.

Unsere eigenen Hausschweine und Schildkröteneier — wo sind sie? Ja, wo sind sie nicht? — Sie wimmeln zwischen unseren Füßen, sie liegen uns vor Augen, aber wir gewahren sie nicht als das, was sie sind. Wir werden nie wissen, was von unserem kritisch-rationalen Bestand an Vorstellungen zu ihnen gehört, und ob auch nur etwas daran von ihnen unberührt ist. Aber Spätere, uns Ferne, für die wir ein Stück Fabel abgetaner Geschichte sind, werden, falls unsere Lebensordnung und Weltschau in ihr Blickfeld gerät, mit verwundertem Lächeln ihren Finger darauf legen. Ihr Bestand bildet das Netz, das in immer neuer Form uns befängt; wir zerreißen es an einzelnen Stellen in kritischen Durchbrüchen des Geistes und schmerzhaften Verwandlungen der Lebensordnung — um es mit dem Garn desselben Geistes neu zu flicken. Wir kreisen mit rasender Selbstbefangenheit des Geistes in diesem Maschenwerk herum, wie das gefangene Eichhörnchen in der Trommel aus Maschendraht, die zwischen zwei Gabelstreben drehbar aufgehängt seinen Käfig bildet: es mag in ihr laufen, solange es will, die Trommel läuft um sich selbst, je schneller das Tierchen in ihr läuft, aber zugleich ruht sie zwischen den Gabeln, die sie halten, und das Eichhörnchen kommt nicht vom Fleck.

In allem Fortschreiten kritischen Denkens, das mit exakter Wissenschaft Weltsicht und Lebensordnung rationalisiert, bleiben wir mythisch wie Trobriands und alte Chinesen; das Kritisch-Rationale ist sowenig ein wahrer Gegensatz zu den mythischen Größen, an denen es schabt, wie der Spaten zum gewachsenen Fels — wie rational und kritisch ist die Argumentation der Tro-

briands gegen die Hypothese ihres westlichen Gastfreunds! Freilich, die Umgangsformen des rationalen Denkens mit den mythischen Größen, an deren Bestand es arbeitet, auch wenn es eine um die andere auflöst, wechseln über die Weltalter — Denkstile wechseln: einst beobachtendes assoziierendes Denken mit bald glücklichen, bald völlig leeren Analogien, heut experimentelles Verhör, Isolierung von Faktoren und Komponenten, Zwang zur kausalen Verknüpfung. — Denkstile wechseln, aber die mythischen Größen, mit denen das Wirkliche aus dem Untergrunde unseres Lebens in uns bricht, bleiben.

Keiner von uns kann die Schildkröteneier und Hausschweine im eigenen Haushalt innen als das gewahren, was sie für unseren Blick von außen im Haushalt der Chinesen und Trobriands sind — könnte er sie bei sich alle auf einmal gewahren, so würde das Weltgefüge, das ihn trägt, in lauter Atome von Nichts zerstäuben. Das Geheimnis ihres Daseins ist, daß, wer sie hat, ihr geheimnisvolles Wesen gar nicht gewahrt. Darin beruht ihr Nutzen, ja ihre Unentbehrlichkeit. Sie ermöglichen jeweils Lebensform und Weltbild; unser Dasein, wie es sich selbst erfaßt, ist nach indischer Lehre auf Befangensein in sich selbst gebaut, es ist gewoben aus Sichnichtanderswissen, aus „Nichtwissen“, das es nicht besser weiß (avidya). Darum ist es Maya. Leben denkt sich nicht zu Ende, davon hat es seine Lebensluft.

Wohin der Mensch denkend schreiten mag, wird er dem Umkreis solcher Schildkröteneier oder Hausschweine nicht entschreiten; er führt sie mit sich und weiß es nicht — ja, sein Denken heißt ihn sie allerwegen suchen und findet sie für ihn. Nur die Gegenwelt zum kritisch-rationalen Denken, das mythische Wissen, aus dem die Schildkröteneier der Chinesen wie die Hausschweine der Trobriands und ihre unabsehbare Verwandtschaft heut und eh entstammt, kann uns von diesem Banne, der uns ungreifbar immer neu befängt, für blitzende Erleuchtungen von Augenblicken befreien. „Der verwundet hat, wird auch heilen“, heißt ein Orakelwort des griechischen Mythos, der vom Seher Teiresias handelt, wie er verflucht ward, Weib zu sein, dann aber wieder in einen Mann zurückverwandelt wurde. Sein Speer, der ein Schlangenpaar in Liebesverschlingung traf und ihm den Fluch eintrug, erlöste ihn nach dem Rat des delphischen Gottes, als er zum andernmal ein

Schlangenpaar wie damals fand und wieder die männliche mit seiner Waffe traf. „Die Wunde schließt der Speer nur, der sie schlug“, ruft Parsifal, die heilige Lanze schwingend. Die mythische Sphäre, die mit ihren Größen in Leben und Denken das unsichtbare Netz der Vorurteile, die uns tragen, über uns wirft, die alterslos unser jüngeres Denken tragen wie der Fels Weinberg und Haus, vermag uns von den Grenzen, die sie unserem Denken ungrefifbar zieht, auf Augenblicke zu erlösen. Darin gleicht sie der Sphäre des Traumes, der mit seinem vieldeutigen Bilderspiel der Logik des wachen Denkens spottet, aber in ihren proteuhaften Verwandlungen geistvolle Sinnbeziehung unausschöpflich wälzt; damit kann sie dem wachen Denken andeuten, was es, von sich selbst befangen, sich nicht zu sagen vermag.

Ein Traum ist unserem Bewußtsein, wenn es ihn nachträglich bedenkt, nicht als etwas Rundes und Ganzes oder gar Eindeutiges gegeben; wir erinnern nicht geschaute Bilder aus seinem Ablauf, wenngleich die mißverständliche Redeweise von Traumbildern und von im Traume Geschautem dergleichen nahelegt. Wenn wir träumen, stehen wir nicht einem Traumbild gegenüber, wir blicken nicht in eine Traumlandschaft mit ihren Vorgängen, vielmehr, indem wir ihn träumen, sind wir selbst der Traum, er ist ein Zustand unser selbst, der uns erfüllt, ein Geschehen in Sphären der kleinen Welt unseres Leibes, das uns umfängt. Wir haben ihn nicht, er hat uns. All das ist ihm gemeinsam mit der Wirklichkeit der Wachwelt. Sie ist uns auch nicht als eine runde, in sich geschlossene Größe gegeben, wir fassen Ausschnitte von ihr, die nach allen Seiten ins Verdämmernde beziehungsreich verfließen, und sie ist so weit wie der Traum davon entfernt, eindeutig zu sein, auch wenn wir uns handelnd und leidend — oft erst im nachhinein — meist einen einfältigen Reim auf ihre Vielfalt machen. Sie ist wie der Traum Ablauf und Zustand, der uns befängt, wir haben sie nicht, sie hat uns. Und wie im Traum die Traumwelt, die das geisternde Ich des Träumers umfängt mit Räumen und Gestalten, eigentümlich mit ihm verfließt, so daß sein Traum-Ich geheimnisvoll auch in den Dingen ist, die es locken und schrecken, so ist die Grenze zwischen Ich und Umwelt, die wir in der wachen Wirklichkeit spüren und festhalten sollen, eigentümlich fließend — in der allen gemeinsamen Umwelt steht jedes Ich in einer ganz ihm

eigenen, anders getönten Umwelt, die so unübertragbar auf andere ist, wie sie von ihm selber unablösbar bleibt. Der eigentliche Unterschied zwischen der Wirklichkeit des Träumenden und des Wachenden scheint darin zu liegen, daß wir als wachendes Ich gegenüber unserer Umwelt einer durchschlagenderen Kraft unseres Willens innezuwerden vermeinen, als uns das Spiel des Traumes meist verstattet. Im Wachen schafft unser Denken uns Abstand und Gegenüber zur Welt, das Spiel des Traums quillt in uns selber ohne Abstand und Gegenüber, wir selbst, der Mikrokosmos, quellen auf zu Räumen und Figuren.

Wenn wir uns nachträglich vorhalten, was wir geträumt haben, so fischen wir mit rissigem Netz im Meer unserer Tiefe; einige der Fische, die uns als Traum umspielten, hat die verebbende Welle des Schlafs nicht mit sich zurückschlingen können, sie liegen am Strande des wachen Bewußtseins und erinnern uns daran, daß wir geträumt haben — aber es sind wenige, gemessen an der Fülle, die uns überspielte, und indes wir sie ins Auge fassen, zerfällt noch ein Teil ins Wesenlose, wird ungreifbar, und die übriggebliebenen sind wie leblos, verglichen mit der schillernden Beweglichkeit des Spiels, das uns umging. Wir haben immer nur Reste in Händen und halten sie aneinander, weniger um aus diesen Bruchstücken ein Ganzes erinnernd zu beschwören, das schaukelnd vorüberstürzte und mit seinem Reichtum unwiederbringlich dahin ist, als um die Fragmente betastend und deutend unwillkürlich zu einem neuen Ganzen zusammenzufügen und in dieser Nachbildung zu bewahren, was uns im verlorenen Original des Traumes betroffen hat.

Im wachen Leben ist es kaum anders: ein unabsehbar Vielfältiges bildet sein wirkliches Gewebe, wir aber erfassen nur Einzelnes, Weniges, erinnern Bruchstücke daraus und fügen sie zu einem Bilde, das uns halbwegs geschlossen deucht, zu unserer Legende von der Wirklichkeit, die uns sinnsuchend, sinngebend beschäftigt. Da ist, wie im Traum, nichts, das schon von sich aus eine präzise Bedeutung, einen eindeutigen Sinn hätte.

Stücken wir Reste eines Traums zu einem Zusammenhang aneinander, der seinem verblassenden, schon verronnenen Ganzen Genüge täte, dann spricht uns Ahnung eines Sinnes an, nichts fest Umrissenes, Endgültiges, aber Schatten und Töne von Sinnhaftig-

keit, immer neue Bedeutung, solange wir unser Erinnern geduldig belauschen können und nicht, vorschnell zupackend, bestimmd dazwischenreden, um einen Sinn festzulegen, der uns anmutet. In diesem nachträglichen Umgang spielen Träumer und Traum miteinander, was darin als Sinn aufscheint, ist von beiden gewoben: mit seinem Rätselantlitz taucht der Traum nur mehr in einzelnen Zügen aus dem Dunkel, das ihn auswarf und wieder schluckte, dieses verdämmernde Antlitz überschauert sich mit immer anderen Lichtern, indes wir es betrachten, und wir bilden unwillkürlich an seinen Zügen, indem wir die auftauchenden fixieren, deuten und aufeinander beziehen wollen. Deutend tragen wir uns selbst heran, unsere Erwartungen und Sorgen bemächtigen sich des Bruchstückhaften, durchtränken es, um es zu fixieren, gießen wechselnd Licht darüber, gestalten das Gebild des Unbewußten noch einmal, und in dieser Gestalt wird es erinnerter Besitz. Was im ursprünglichen Ablauf unendlich beziehungsreich und bei aller Schärfe des Konturs und Vorgangs schlechthin alldeutig schimmerte, wird zu eindeutigem oder mehrfältigem Sinngehalt, aber indes diese Verfestigung und Verarmung sich nachträglich am Traumgebild vollzieht, um von seiner Fülle zu retten, was noch nicht unwiederbringlich verloren ist, zerbricht eben dieses gestückte Ersatzgebild uns immer wieder an der Erinnerung jener allseitig dunkelnden Fülle, die es uns vertreten soll. Unser Denken schöpft eine Handvoll Sinn aus der Welle des Traums — ein paar Hände voll Sinn nacheinander, und sie gehen untereinander nicht zusammen mit ihrem Gehalt, sie widersprechen einander, aber jede spricht uns an. Vor der Unendlichkeit des Wissens, das im Traum Gebärde wird, vor der allseitigen Sinnbeziehung seines Facettenspiels aufblitzender Lichter wird die Endlichkeit des Versuchs, sie eindeutig oder mehrgleisig denkend zu erfassen, offenbar. Aber eben im Erfassen dieser Endlichkeit, die ihre Waffen streckt, röhren wir als Grenze unseres Denkens das Unendliche der Traumwirklichkeit an — so wie wir in unserer Endlichkeit des Denkens es allein anrühren können: als Grenze des Denkens, an der es sich stößt und entsagt, um in seinem Verstummen mit einer namenlos erfüllten, aber unbestimmabaren Ahnung des Wirklichen sich selbst zu überschwingen.

Die ebenso alldeutige Beziehungsfülle der wachen Wirklichkeit erlaubt uns nicht, uns ihr gegenüber geradeso zu verhalten. Wir

stehen in der Zeit, die verrinnt, und alle Umwelt mit ihrer Fülle ist verfließend im Gefäß der Zeit beschlossen und brodelt in ständiger Wallung. Immer sind wir verlangend oder besorgt, immer beschäftigt, zu verbinden und zu trennen, der Stand in der Zeit und im Fluß der Dinge verlangt Entschlüsse und Bestimmungen, Urteil und Handlung, also einfältige Reime auf die Vielfalt des Wirklichen. Denn ständiger Anschluß an das Geschiebe, das sich um uns weiterschiebt in immer wechselnder Figur, soll uns weitertragen, dieser Eisgang ohne Ende ist uns nicht zu zeitloser Betrachtung geboten, wir sollen uns springend auf ihm oben halten.

Aber gegenüber der Wirklichkeit des Mythos ist unser Verhalten angesichts der Träume angemessen. Die Mythen sind die Träume der Völker; aber wie sie erinnert werden in namenloser Überlieferung, tragen sie schon die Züge der Gebilde, die der Erwachte sich aus seinem Traum zusammenstückt: ihre Bilder sind mit Deutung übermalt und untereinander vernietet, ihr zerrinnender Kontur ist mit Sinngebung nachgezogen. Aber wie ein Traum, den uns ein anderer von sich erzählt, uns einen Sinn erschließen kann, der dem Träumer nicht aufging, können Mythen uns Sinn vielfältig schenken, den ihre eigene Überlieferung nicht ausdrücklich anröhrt. Indem einer Mythen erzählt und sagt, was sie ihm selbst bedeuten, ruft er im anderen auf, was sie ihm anderes sagen können. Ihre unendliche Melodie wird laut, und jeder vernimmt aus dem Vielklang dieser Sphäre den Ton, der sich in seinem Innern fängt, wie ein Saitenspiel, vom Winde angerührt, mit jeder Saite in ihrer besonderen Höhe und Tiefe schwingt. Es ist, als führe der Wind in seinem Schwalle alle Töne mit sich, die er zum Klingen bringt, freilich als Bewegung und nicht als Klang — so trägt der Mythos allen Sinn in jeder Höhe, vom Trivialen zum Ungeheuren, auf seinen Schwingen: in uns als Sinn, in sich als Gestalt und Geschehen.

Die Weltwirklichkeit des wachen Lebens bleibt immer alldeutig, dem Denken unausschöpflich, nicht zu bewältigen im Triumph seines Fortschreitens, und der Wechsel der Erkenntnisbilder, die das Denken erdacht hat, schließt noch den geschichtlichen Wandel des Menschen ein; daneben bleibt der Mythos das zugleich alles kündende und alles verhehlende Abbild der Beziehungen des Menschen zu seiner Welt außen und innen.

Magische Naturweisheit früher Zeiten fand weltweit in Mythen die ursächliche Begründung dafür, daß alle Dinge sind, wie sie sind, mit ihren besonderen Kräften und den Eigentümlichkeiten ihrer Erscheinung. In vielerlei mythischem Geschehen hat sich jeweils etwas Besonderes mit ihnen ereignet, das ihnen ihre Eigenart aufprägte. Da ist der Mythos Natur-Geschichte im wahren Wortsinn, er berichtet anekdotisch, wie alle Natur mählich zu dem ward, was sie im einzelnen scheint. Wer diese Geschichten weiß, kennt das geheime Wesen von Pflanze und Tier, Gestein und Element aus der Art, wie sie dazu kamen. Das Holz des Baumes, aus dem der Inder von alters her den Quirl schnitzt, mit dem er das Feuer erzeugt, muß das Feuer in sich bergen. Wie kam das Feuer gerade in das Holz dieses Baumes und findet sich in keinem andern? Der Feuergott ward es einmal müde, die Opfergaben der Menschen mit seiner Flamme von den Altären himmelauf zu den Göttern zu tragen, ohne daran Anteil zu haben — er machte sich davon und versteckte sich in diesem Baume. Es währte ein volles Jahr, bis die Götter ihn glücklich wiederfanden und mit einem Anteil an den Opfern versöhnten; weil er ein ganzes Jahr, einen vollen Umschwung des Kreises, in dem das Leben stirbt und wieder ersteht, in diesem Baume verweilte, hat er ihn mit seiner feurigen Natur durchtränkt. So hat alles seine Geschichte, der zitternde Lorbeer ist Daphne auf der Flucht vor Apoll, ein sinternder Fels die versteinte Niobe, die nicht abläßt, ihre Kinder zu beweinen.

Als die wissenschaftliche Weltschau des Hellenismus mit den alten Göttern ihren Mythos entthronte, ließ sie ihn als fabulierende Einkleidung und bildlichen Hinweis auf die Theorien ihrer neuartigen Naturdurchdringung gelten; die Vernünftigkeit des 18. Jahrhunderts beschritt zunächst den gleichen Weg, als sie sich entschloß, in seinen Gebilden mehr zu sehen als luftige Ausgeburten liebenswerter Phantasie. So erläuterte ein Berliner Altphilologe, den seine Zunft vergessen hat, Martin Gottfried Hermann, 1803 die „Feste von Hellas“ nach ihrem „Sinn und Zweck historisch-philosophisch“; das Bemerkenswerteste an diesem Buche ist seine Widmung — dieselbe, die Beethoven vom Titel der Eroica gestrichen hat: „Dem Helden und Weisen Napoleon Bonaparte, Ersten Konsul der Französischen Republik, in tiefster Ehrfurcht dargebracht.“ In diesem verschollenen Buche deutete

Hermann antike Götter (Kronos, Zeus) und ihre Weltalter als Sinnbilder verschiedener Systeme, den Jahreskalender zu berechnen. Hier wie anderwärts erlag der Tiefsinn des Mythos platter Vernünftigkeit, sie suchte seine übervernünftige Vielfalt an Sinn auf einfältige Reime des eigenen Stils zu bringen, um den befremdenden großen Gegenstand in einer ihr selbst erträglichen Beziehung sich einzuverleiben, und entfremdete ihn dabei seinem eigenen Wesen.

Aber Schellings Genius erhob seine Löwenstimme gegen „Geistesfaulheit, die sich oft als vernünftige Aufklärung breitet“, und gab der Beziehung zum Mythos die Weite, die seinem Wesen gemäß ist: „Jeder Sinn ist in der Mythologie, aber bloß potentiell, wie in einem Chaos, ohne sich eben beschränken, partikularisieren zu lassen; sowie man dies versucht, wird die Erscheinung entstellt, ja zerstört; man lasse den Sinn, wie er in ihr ist, und erfreue sich dieser Unendlichkeit möglicher Beziehungen, so ist man in der rechten Stimmung, die Mythologie aufzufassen.“

Der Drang, die Bedeutungsfülle des Mythos auszuschöpfen, der die Epoche von Herder über Schelling bis Bachofen beseelt, konnte es nicht bei dieser Grundeinsicht ins Wesen des Mythischen belassen; auf die Gefahr hin, seine „Erscheinung zu entstellen, ja zu zerstören“, ging man daran, seinen Sinn zu „beschränken und zu partikularisieren“, um die Vielfalt seines Gehalts in immer anderen Vereinfältigungen zu erfassen. Schelling selbst beschritt diesen Weg, wenn er jede Mythologie als das Schicksal ihres Volkes bezeichnete: „Nicht durch Geschichte wird dem Volk seine Mythologie, sondern umgekehrt ihm durch seine Mythologie sein Schicksal bestimmt, oder vielmehr diese bestimmt nicht, sie ist selbst Schicksal, wie der Charakter des Menschen sein Schicksal ist, sein ihm gleich anfangs gefallenes Los.“ Schelling konstruierte die Bilderfolge der Mythologie bis zu ihrer Aufhebung in der christlichen Offenbarungsreligion als Selbstentfaltung und -verwandlung des göttlichen Weltgrundes im Gange der Erdgeschichte.

Der Jurist Bachofen sah in alten Mythen sinnbildliche Zeugnisse frühgeschichtlicher Kämpfe um die Familienordnung, um Rang und Rechte der Geschlechter; aus einer Zeit, in die Rechtsquellen nicht hinaufreichten, zeugten ihm Mythen vom Wandel der Lebensordnung zwischen Mutter- und Vaterrecht. So wird der Mythos

zum vielstimmigen Orakel, das jeder mit seinen Fragen bedrängt — und er hat auf alles Antwort, er enthält und ist alles.

Nach Metaphysik und Kulturgeschichte hat als jüngste die neuere Seelenkunde zum Mythos gefunden; jeder neue Versuch, ihn auszuschöpfen, bringt dabei anderen Reichtum an ihm herauf. Die Psychologie gibt dem Umgang mit ihm eine große Wendung, sie deckt in der Tiefe der Seelen die Größe auf, die ein verborgener Quell des Mythos ist, seine geschichtlichen Dokumente begegnen in ihr seinem zeitlosen Leben am Grunde unserer Seele. Beide erleuchten einander: verklungene Sage, kosmische Ballade gibt ihren seelenhaften Sinn zu lesen, und diese geschichtlich überkommenen Hieroglyphen des Mythos deuten den Bilderschatz der Seelentiefe, ihre Träume und Gesichte.

So verrichtet der Mythos auf seinem neueren wissenschaftlichen Gange zu sich selbst mit jedem Schritt Wunder, die immer anderen dienen und Segen bringen. Er ist wie Herakles, der zum Menschen verwunschene Sohn des Zeus, der durch die Reihe seiner übermenschlichen Taten, die anderen frommen, selbst heimfindet zur Ganzheit der ihm eingeborenen Größe, indem er seine verborgene Gottnatur Tat um Tat schrittweise an sich entfaltet. Wie er, auf dem Weg, die Rosse des Diomed zu bezwingen, für den trauernden Admet die durch den Tod entführte Alkestis der Schattenwelt entreißt, so hilft der Mythos jedem das Teuerste, nach dem sein Sehnen steht, dem Dunkel abgewinnen: bald dem Urgrund Gottes, bald dem Dämmer der Frühzeit oder der Tiefe der Seele. Es gilt, ihn als hohen Gast zu ehren, wie Admet mit Herakles tat.

Aber indem der Mythos bei uns der vernünftigen Erkenntnis in Philosophie und Wissenschaften dient, frondet er im Hause der Gewalt, die seine eingeborene volle Größe unterdrückt, wie Herakles im Hause des schlechten ungöttlichen Bruders Eurystheus dienen muß. Im Kampf mit immer anderen Ungeheuern, die kein Mensch bezwingen kann, wächst Herakles sein übermenschliches Wesen aus, aber die letzte Entfaltung seiner göttlichen Natur entführt den Heros himmelan in Flammen, sie entrückt ihn dem verehrenden Blick im Augenblicke, wo dieser wissend genug wäre, das Wesen des Gottsohnes recht an ihm zu schauen. Nur in beschränktem Anblick, in partikulären Taten wird sein Wunder-

wesen den Menschen greifbar — so kann auch die Betrachtung des Mythos nicht umhin, ihn zu beschränken, zu partikularisieren, indem sie ihn betrachtet und ergreift. Aber die Gefahr, ihn zu entstellen, ja zu zerstören, bleibt ein Schein, sobald der Umgang mit dem Mythos sich mit dem Wissen um die natürliche Unzulänglichkeit jeder Umgangsweise mit ihm recht durchtränkt. Einer nach dem anderen spannt das himmlische Flügelpferd vor seinen Pflug, um mit seiner Kraft das Feld einer Wissenschaft neu aufzureißen, spannt das Götterroß neben das Arbeitstier der Gelehrsamkeit, den Ochsen — eigentlich darf nur der Dichter die Hand auf seine Mähne legen und sich auf seinen Rücken schwingen. Aber es ist das Wesen der himmlischen Kräfte, daß sie irdischen Zwecken fronden dürfen, ohne davon Entstellung zu leiden. Herakles reinigt den Stall des Augias: erst das macht seine Kraft den Augen der Ewigkeit sichtbar.

Jede Linie, auf der einer deutend dem Mythischen sich nähert, kann nur den Sinn haben, ihn dorthin zu führen, von wo er sich in die Sphäre oder Bewegung hineinschnellt, in der das mythische Element seine schwindelnd alldeutige Kraft, zu sein und zu sagen, ihm entriegelt. Wir reden uns betrachtend an den Mythos heran; um uns über uns selbst hinauszuschwingen: hinein in den Augenblick, in dem die mythischen Größen unseres eigenen Daseins durch den Mund mythischer Überlieferung sich uns zu schrankenlosem Selbstgenusse geben — wo das Denken, das ihn bedenkt, in seinem blendenden Anblick an die Grenze seiner selbst schnellt und über die Bindung in seinen Grenzen und Gesetzen sich hinaus schwingt zu einem Darinstehen in einem grenzenlosen Allzumal erfahrener Sinnfülle des Wirklichen, die der Mythos bildhaft in seinem Leibe trägt.

Alle Deutung am Mythischen bleibt ein Anspielen einiger Möglichkeiten, seinen unendlichen Gehalt in eine produktive Beziehung zu uns selbst zu setzen und zu einer Wirkung auf uns kommen zu lassen, auf daß diese Wirkung den mythischen Kern unserer eigenen Natur zu freierem Spiel entbinde und er aus seiner unterseelischen Verborgenheit vulkanisch in uns aufstrahle. Dann heilt der Speer, der uns verwundete: das Mythische löst uns aus dem Banne der Vorurteile, mit denen es uns befängt, und tut uns seine Weite jenseits unserer Grenzen auf.

Das Reich des Geistes mit seinen Gebäuden und Formen des Wissens liegt vor uns als eine geschichtliche Reihe großer Konventionen, Wirklichkeit zu haben; diese Konventionen geben der kritischen Betrachtung ihre Voraussetzungen preis, wie die euklidische Geometrie ihre Axiome, deren Entfaltung ihr Gebäude bildet. Wir gewahren eine Reihe von Grundrisse, die wechselnde Möglichkeiten bedeuten, etwas von uns selbst und der Welt unter bestimmten Perspektiven als wirklich zu haben. Diese Grundrisse sind wie Spielregeln des Geistes, und wir begreifen, daß wir unter ihnen nicht frei wählen können: sie sind Verwandlungsformen des menschlichen Geistes, Stile oder Allüren seines Umgangs mit dem vielfältig Wirklichen, und binden jeden an sich nach seinem Standort in den wechselnden Epochen. Wir können dem unseren nicht eine Nähe zum Wirklichen zusprechen, die andere, frühere wesentlich überstrahlt.

Hier kommt die Vernunft an eine Grenze, wo sie sich in ein Anderes überschlagen muß, und der Mythos tritt mit einem Ernst vor sie hin wie nie vorher, seit er in unserem Altertum aufgehört hat, unser natürlicher Ernst zu sein. Sein delphischer Charakter, daß er dem Orakel des Traumes verwandt, „nicht redet, nicht verbirgt, aber Zeichen gibt“, bringt es mit sich, daß er jedem auf eben der Ebene von Trivialität und Tiefe perspektivischer Vereinseitigung und Nutzbarkeit Antwort gibt, die der Fragende mit sich an ihn heranträgt. Er ist die Sphinx, die uns immer nur sagen wird, was uns sein Rätsel ist. Unser eigenes Rätsel wird uns in seinem Spiegel als Bild geschenkt — wie in einem Spiegel werden wir uns selbst in ihm sichtbar.

Wir sprechen von ihm immer in unwillkürlichen Blick auf uns selbst, aber er dient uns dazu, das völlig Rätselhafte alles Daseins zu erfassen und aufzuhellen, dessen Vorhandensein die Vernunft sich rastlos bemüht, in Frage zu stellen und wegzuhalten. So bildet der Mythos das notwendige Gleichgewicht zur Vernunft, denn das Dasein ist immer geradeso weitgehend verständlich, wie es rätselhaft bleibt — seine verständliche Helle und sein rätselhaftes Dunkel sind nichts anderes als zwei verschiedene, gleich sinnvolle und notwendige Verhaltungsweisen unser selbst gegenüber dem Wirklichen, wenn wir mit ihm umgehen, zwei Gebärden, ihm gegenüberzutreten und standzuhalten. Beide machen einander

erst sinnvoll, eine ohne die andere bleibt taub. Das Wirkliche ist so paradox wie logisch — das eben aber ist der Mythos auch; darum scheint er die einzige adäquate Form, vom Wirklichen zu handeln.

Nachdem einmal die Vernunft als universales Prinzip des All-Ordnens und -Begreifens aufgetreten ist und sich aus ihrem Wesen den Anspruch beigelegt hat, all-zureichend, all- und selbstgenügsam zu sein, bedarf es eines ihr entgegengesetzten Prinzips, um die Alldeutigkeit der Natur des Wirklichen zu retten, um die bodenlose Spiegeltiefe des Daseins wiederzugeben, um das Leben in der souveränen Paradoxie seiner Erscheinung zu ergreifen.

Was der Traum für den Schlafenden ist, bedeutet der Mythos für den wachen Menschen. Wenn der Geist im Bann des Schlafes ruht, wird in den Träumen laut, was nicht Geist ist an unserer Natur, es spricht in Sinn und Bild. So handeln auch die Mythen nicht vom Reich des Geistes, aber des Leibes — vom großen Leib der Welt und vom kleinen des Menschen, der das Gesamtorgan seines Lebens ist. Darum ist der göttliche Stoff, der mythisch alles Leben aufbaut und trägt, die Wasser, das Urelement der Mythen. Wenn einer nach der Göttergestalt fragte, die, uns geläufig, das Wesen des Mythos in sich trüge und darstelle, so wäre es Proteus, der wandlungsfrohe Gott der Wasser, aus denen alle Lebensgestalt steigt und sich nährt, der Herr der Salzflut, die allen Unrat verrotteten Lebens in sich schlingt wie die Ströme ihn ihr zuwälzen, und dabei rein bleibt, indem sie alles in sich verzehrt zu frischem Lebendigen — die Heimat der Ungeheuer und der schimmernden Muscheln.

Von Proteus erzählt Homer in seinem Gedicht, das der Atem der Salzflut durchsprüht:

„Wenn nun Helios hoch an dem Mittagshimmel einhergeht,
Dann aus salziger Flut entsteigt der untrügliche Meergreis.
Unterm Wehen des Westwinds, umhüllt von dunklem Gekräusel,
Kommt er und sinkt zum Schlummer in hangendes Felsen-
geklüft hin!“

Proteus könnte Menelaos sagen, warum er auf seiner Heimfahrt von Ilion nach Sparta an die Küste Ägyptens verschlagen ward und nur widrigen Winden begegnet, die ihm nach zehnjähriger Kriegsmühsal die glückhafte Heimkehr mit Helena wehren. Er

könnte ihm sagen, welche Götter er unwissentlich erzürnt hat und wie er ihren Zorn versöhne.

Proteus' Tochter berät den Helden erbarmend am Strand Ägyptens:

„Hierher pflegt zu kommen ein fehllos redender Meergreis, Proteus, göttlicher Macht, der Agypttier, welcher des Meeres Tiefen gesamt durchschaute, ein Untertan des Poseidon. Wenn du den nur vermöchtest durch heimliche List zu erhaschen, Er weissagte dir wohl die Fahrt und die Maße des Weges, Und wie heim du gelangst auf des Meers fischwimmelnden Fluten. Wohl auch verkündete er, o Göttlicher, wenn du es wolltest, Was dir Böses und Gutes daheim im Palaste geschehn sei, Während du fern durchirrst den Weg so lang und gefahrvoll.“

Das göttliche Wesen, das im Urelement zu Haus ist, durchschaut seine Tiefen, über die der Menschenheld mit seinem Schifflein hinkreuzt, von Wellen verschlagen, vom Wind getrieben und verlassen. Der „fehllos redende Meergreis“ kann den Ratlosen beraten, ihm den Weg weisen, wie er heimgelange über die vom Leben der Fische wimmelnde, alles verschlingende Lebensflut. Ja, er verkündet ihm auch, was ihm verborgen ist, weil er nicht bei sich „zu Haus“ ist, und was ihn doch zunächst betrifft — leuchtend vieldeutige Worte für den Sinn des Mythischen, den es in uns und um uns gewinnen kann!

Aber das allgestaltige, verwandlungsreiche Wesen ist nur durch heimliche List zu erhaschen — schwerer noch ist es festzuhalten, in immer anderen trügenden Gestalten liebt es, sich jedem Zugriff zu entwinden. In der amphibischen Gestalt der Robbe, des Warmblüters mit dem Fischschwanz, der unter allen meerischen Tieren den menschlichsten Blick hat, steigt Proteus an den mittäglich besonnten Strand und lagert sich mit seiner Robbenschar zum Schlafen. Menelaos erzählt, wie er mit seinen Gefährten, in Robbenfelle vermummt, ihm auflauerte und den schlafend Hingestreckten überfiel:

„Schnell mit lautem Geschrei anstürzten wir, rings mit den Händen Fassend den Greis, doch jener vergaß der betrüglichen Kunst nicht. Siehe, zuerst erschien er ein bäriger Leu des Gebirges, Wieder darauf ein Pardel, ein Drache, ein mächtiges Wildschwein,

Floß dann in Wasser dahin und sproßte als Baum in die Lüfte. Doch unverrückt umschlangen wir ihn ausdauernden Herzens. Aber als müde ward der zaubernde Greis der Verwandlung, Da erhab er selber die Stimme und fragte mich . . .“

Proteus läßt sich erzählen, was Menelaos dazu trieb, ihn zu fangen. Er läßt sich die Not des Helden klagen und berät ihn, wie er die zürnenden Mächte, die er unwissend durch Versäumen kränkte, versöhnen kann, er weist ihm, wie er wieder heimgelange, und kündet ihm, was sich bei ihm zu Haus begeben hat, soweit es ihn selber angeht. Dann taucht er in die Flut zurück, der er entstieg, ins Urelement, dessen zeitloses Erinnern und bodenloses Wissen, allumspülendes Erfahren und Voraufdeuten er ist.

Was hätte Proteus dem Helden nicht alles künden können: der fehllos redende Meergreis, der in unendlicher Lust der Selbstverwandlung alles von innen kennt, in jeder Haut, in jedem Element zu Haus ist? Aber er will keinen Schüler für seine unendliche Lehre, für das Meer seines Wissens. Er berät nur im nächsten: wie der auf seiner Lebensfahrt Verschlagene glücklich zu sich selbst heimfinde und die Helena seines Herzens, die heiß umkämpfte, von vielen umarmte glücklich heimbringe, wenn er sie wiedergewonnen hat. Was könnte der „zaubernde Greis“ dem Menschen alles offenbaren, der ihn zu haschen vermochte? Die Wunder der Tiefe und alle Formen ihres Lebens mit der Sinnbildlichkeit ihrer Gestalten, die Ferne aller Horizonte in Stille und Sturm, purpurne Finsternis und phosphorisches Leuchten — alles Wissen seiner Verwandlungen ohne Ende.

Aber er sagt dem Helden nur das Notwendige, das seine Not wendet, und Menelaos verlangt nicht mehr. Wie der Held zu Proteus, so stehen wir zum Genius unserer Träume und aller Mythen: Wir müssen es uns genügen lassen, daß sie uns weiterhelfen auf der lebenslangen Heimfahrt zu uns selbst, wenn unbewußte Schuld und Versäumnis die Mächte wider uns erzürnte und sie unser Schiff an fremder Küste auf den Sand setzen und nicht freigeben — daß sie uns helfen, nach langem Fernsein in Kampf und Irrfahrt heimzufinden zu uns selbst nach Haus, und Helena, den doppelgesichtigen Dämon unseres Lebens, glücklich heimzubringen, diese Zeustochter und halbe Göttin, die uns als Schicksal zugefallen ist,

die trügerisch enteilende, nur allzubereit, uns zu verlassen, in der Ferne zu vergessen und von den Zinnen der feindlichen Burg gleichmütig wie ein Götterbild herabzuschauen, wenn wir zum Kampfe um sie antreten. Nur die Fragen, die uns gerade das Herz abdrücken, Fragen, die wir aus unserer Not zu stellen vermögen, nicht die Unendlichkeit des Wissens, das wir nicht einmal ahnen, um danach fragen zu können, bringen den Genius unserer Träume und aller Mythen zum Reden.

Es ist uns nicht gegeben, bei Proteus zu verweilen, wie er sich nicht bei uns verweilt — nicht gegeben, die unergründliche Tiefe seines Elementes auszuschöpfen, indem wir zeitlos, uns zu seinen Füßen hinhockend, seiner Lehre lauschen. Wir gingen darüber der Welt und uns selbst verloren, anstatt mit unserem Lebensschiff die Fahrt zu vollenden und heimzukehren in unsere Burg, unser Sparta, wir entsänken ganz in Proteus' Element, ins Meer, und lösten uns in den Wassern auf. Wir müßten im Gefolge des Gottes zu den amphibischen Geschöpfen werden, in die wir uns mit heimlicher List verlarvten, ihn auf einen Augenblick zu fangen, und müßten für unser Menschentum ein elementisches Dasein ein-tauschen.

Das Wort, das Thales in der „Klassischen Walpurgisnacht“ dem Homunkulus zuruft:

„Hinweg zu Proteus! fragt den Wundermann:
Wie man entstehn und sich verwandeln kann“

gilt nur für dieses „Menschlein“, das noch kein Mensch ist, sondern einstweilen nur Kunstgebild in der Phiole und das die Reihe der Lebensformen erst von unten auf im nährenden Salzmeer durchlaufen muß, wie das Ungeborene im Fruchtwasser innen.

Menelaos ist es aufgegeben, nach Sparta heimzukehren und an Helenas Seite sein begrenztes königliches Erdendasein zu Ende zu führen; darin wird die rettende Begegnung mit Proteus zur heiligen Erinnerung an ein wunderbares Abenteuer, in dem hel-fende übermenschliche Macht und menschliche Tüchtigkeit, an-einander sich bewährend, sich unlöslich in eins verschlangen.

Schlägt man eins der alten unsterblichen Bücher des Abend-landes auf, eine antike Tragödie oder Herodots Historien — immer umfängt einen der besondere Atem, das eigene geistige Licht einer

Persönlichkeit. Eine Person, ein einzelner spricht uns an, mag er immer der erwählte Chor- und Stimmführer einer ganzen Stadt oder der festlich anerkannte Ruhmredner aller griechischen Stämme sein. Das gilt schon von Homer, mit dem unser Europa seine Stimme erhebt, und sie so erhebt wie nie wieder — wie viele Sänger in seinem Schatten verschwunden sind, die ihm die Helden herreichten und die Strophen dazu, seine Gedichte sind nicht wie ein Gewebe vieler Hände mit vielen Mustern; so vieles sie auch verweben in wechselnden Stilen, sie bringen es zu der Einheit der Anschauung und Gesinnung, die eine große Person in ihnen am Werke erweist. Bei uns im Westen war am Anfang die Person, und noch das allgemeinste, überpersönliche Geistesgut der Kultur, ihr Mythos, ist nur in großen persönlichen Prägungen der Dichter und der Bildner lebendig auf uns gekommen.

Ein merkwürdiges Schicksal des mythischen Elements — es stellt die Ausnahme dar, wie Europa den großen Sonderfall unter den Kulturen der Erde bildet. Aber unsere Wißbegier geht ja nicht nach dem alten Indien, das nach Hegel „immer das Land der Sehnsucht“ gewesen ist und uns noch als ein „Wunderreich, eine verzauberte Welt“ erscheint, um dort die gewohnten Bedingungen auf dem Grunde der Dinge wiederzufinden; wir sind bereit, durch eine verwandelte Welt zu schreiten und uns von ihr verwandeln zu lassen, soweit wir für ihre Magie uns öffnen können.

Der Westen hat Geschichte seit Herodot, und Geschichte handelt von Personen; der Mythos aber schließt Personen aus, er kennt nur Sinnbilder. Nur wessen Persönliches zum Sinnbild geworden ist, kann im Mythos fortleben, wie er geschichtlichem Erinnern zerfließt. Keinem zu eigen und allen gemeinsam webt der Mythos als das wesentliche Element, Welt und Leben zu begreifen, jenseits der Sphäre, in der Person geschichtlich als etwas Herrliches aufgeht und ihre Bahn durchläuft. Im geschichtlichen Westen haben allein die Dichter den Mythos gerettet und beleben ihn immer neu, sie sind die Träger seines Elements durch eine Sphäre, die ihn auszuschließen scheint, und wie weit sie an ihn heranzureichen vermögen mit ihren bildenden Händen, gibt ihnen Rang über die Zeiten weg.

In Indien ist das mythische Element die allgemeine Sphäre, bis an den Rand der Gegenwart, bis in ihre Zersetzung durch die Gär-

stoffe des Westens. Das Gedächtnis des alten Indien ist mythisch; nur wer dazu taugt, ein Sinnbild abzugeben, kann in ihm haften, so der geschichtliche Krischna epischer Heldenzeit, indem er zum göttlichen Heros und Bringer einer neuen Weltepoche wird, zur Verleiblichung des Allgottes unter den gläubigen Menschen — oder wer wie der Buddha als ein Weiser und Yogan die Person ganz überwindend den Weg über sie hinausweist ins Überpersönliche, Gotthafte an Mensch und Welt: ins Jenseits des Ich tief innen, und außen jenseits aller gestaltigen Welt.

Aber der Person, dem Ich, dieser gebrechlichen Endlichkeit, die Ewigkeiten lang nicht gewesen ist und wie bald nicht mehr sein wird, weicht Indien keine Erinnerung. Gedächtnislos wie die Natur lässt es die Könige und was sonst prunkt samt Reichen, Bauten, Namen hinrauschen wie falben Blättersturz, der wieder Erde wird. Aus den Berichten fremder Völker, der Griechen, Chinesen und Araber, tragen westliche Gelehrte, geschichtlich interessiert, im Schatten ihrer Bibliotheken das Zuverlässigste geschichtlicher Erinnerung über Indien zusammen — was Indien selbst für ihr Mosaik beisteuert, spendet es aus den Schätzen seiner vergessenen Gleichgültigkeit. Weihinschriften an Tempeln, die, für Weltalter erbaut, ihren fürstlichen Stiftern Weltalter in Götterhimmeln verbürgen sollten, zeugen schattenhaft — nicht von Geschichte, nur von Herrschern, die waren und um die Geschichte war, die sich selbst vergessen hat. Aus Schenkungsakten an Tempel und Brahmanen, deren metallne Urkundplatten heut der Pflug des Bauern aus langer Ruh im Grab der Erde wirft, steigen verschollene Dynastien, Namen von Königen; ihre frommen Werke räunen noch von ihnen, indes die Mutter Indien, die sie trug und ihnen wechselnd frondete, sie wie Staub zwischen den Fingern aus ihrem Gedächtnis rieseln ließ.

Das Leben, das dem Mythos gemäß ist, webt, wie jenseits von Person und Geschichte, auch jenseits jener Sicht der Welt und ihrer göttlichen Kräfte, mit der das Alte Testament anhebt: wo der Geist als ordnend allmächtiges Prinzip des Göttlichen sich der Dumpfheit und Starre des Stoffs der Welt ganz und gar entrungen hat, über den Wassern des Lebens schwebt und brütet, aus ihnen nach seinem Willen Sphären und Gestalten bildet und aus dem Nichtsein das Licht ruft mit der reinen Geisteskraft der Sprache,

die Dinge beim Namen nennt, und sie sind. Der Mythos handelt von der Weltfülle als einig vielfältigem Leben göttlicher Mächte, ehe die ursprüngliche Einheit sich in die gegensätzlichen Prinzipien von Geist und Stoff zerfällt und dem Geist die Palme reicht. So sehr wir die beiden Prinzipien sondern mögen, mit deren Scheidung der Geist sich selber fand und als Macht über den Stoff setzte — sie sind ewig eins; das erfahren wir an uns selbst als dauerndes Geheimnis unseres Daseins. Der Mythos handelt von der Natur — von dem in uns, darin wir nicht Person sind, die sich geistig erhellt; er handelt von der Welt als Natur, soweit sie nicht Menschenwelt ist und auf des Menschen Geist bezogen und von ihm gemeint und für ihn bereitet ist — aber soweit sie das große zeitlose Ungeheuer ist, das sich selber lebt und uns nicht zu gewahren scheint, indem es uns in seinem Bauche trägt, uns hervorbringt, nährt und verschlingt.

Daß die Mythen aus dem Jenseits von Person und Geist stammen, macht sie zu Geschwistern der Träume. Bei den Griechen wurde ihr Stoff in der Zeit geschichtlicher Personen vom wachen Geist gestaltet zu großer Dichtung; einmalige Kräfte einzelner stilisierten ihn zum Ausdruck besonderer Weltdeutung und Gessinnung geschichtlichen Augenblicks; aber im Strome indischer Überlieferung treiben die Mythen näher ihrem traumhaften Urzustande einher. Auch in Indien dient der Mythos der Weltdeutung und Menschenführung, tröstender Weisheit und ordnender Lehre, aber er legt im einzelnen nicht Zeugnis ab für das Antlitz einer Person, das sich gestaltend über ihn neigte und sein Metall nach den eigenen Zügen prägte, wie bei den großen Dichtern der Tragödie. Das ganze Volk fand sich in ihm, ihn hörend und erzählend, und ihn lebend formten alle unwillkürlich an ihm. Davon haben die indischen Mythen das verfließende Tiefendunkel der Träume an sich bewahrt, das sich nach unten in ein Bodenloses bildhafter Sinnbezüge öffnet. Sie sind so ungebändigt und so maßlos in sich verwoben, gestaltlos vor Gestaltenfülle, spielerisch und gewaltig, sinnhell und undurchdringlich zugleich wie nur Träume.

Sie sind erinnerungsträchtig und gedächtnislos wie Träume: was schon da war, kommt nochmals zum Entstehen, schon Besessenes wird neu erworben, Getanes scheint auf einmal unvollbracht, und was schon nahe war, naht sich von fern. Geschehenes

hebt von vorn an und wiederholt sich doch nicht ganz, wie im verfließenden Gange der Träume selten etwas Endgültiges geschieht — die innere Weberin trennt spielend auf, was sie gewoben hat, und verknüpft Zertrenntes neu. Der ganze indische Mythos ist wie von einem Gott geträumt, dem nichts wirklich geschieht, indes seine innere Fülle ihn als Welt in immer anderen Bildern und Vorgängen umspielt.

Hier ist alles bei allem, und alles wird zu allem in freiestem Verwandlungsspiel — wenn auch nicht sinnlos willkürlich in jedem Augenblick des Ablaufs, so doch in der Möglichkeit, die in jedem Augenblick die Atmosphäre füllt und als ein Ungeheures in ihm lauert. Es fehlt die Grenze der Besinnung und die Absicht auf eine fest umrissene, eindeutig verharrende Gestalt; hier schaltet grenzenlose Freiheit bildnerischen Spiels in fließendem Element. Der Vorgang der Gestaltung steht jenseits der Notwendigkeit, die Gebilde in ausgewählten, einzig bedeutsamen Konturen zu verdichten, wie sie das wache Tun des Künstlers befehlscht bei aller Hingebenheit an den quellenden Grund seiner Gesichte. Überquellend an künstlerischen Mitteln des Schilderns und Sagens im einzelnen weben diese Mythen jenseits der noch im Rausch hell-sichtigen und besonnenen Dichtung, sie weben in der besinnungs-losen Hingabe des Träumers oder des Sehers und Rasenden, die ein Ausbruch des inneren Kraters mit quellenden Wolkengestalten, wogenden Schwaden von Gesichten befängt.

Wie löst hier alles einander ab in traumgleichem Fließen: atem-raubende Bewegung und stockende Kleinlichkeit; aus blankem Nichts ballt sich ein tobendes Gewühl, über ein Meer beklemmender Angst rudert Pedanterie wie in einer Barke von schimmerndem Blech unangefochten einher; das Schale drängt sich neben das Sinnreiche, das Undurchsichtige liegt neben dem glühend Durch-scheinenden, schwimmt nah und dunkel im gelösten Glast er-leuchtender Fernen. Aus dem Trivialen bricht blitzend das Be-deutende hervor und verzischt ins Gewölk des Phantastischen. Das albern Genaue, das sich Wissen dünkt, spreizt seine scharf-gezackte Zwergform vor die Riesenschatten schwindelerregender Ahnung, vor das Wallen und Brauen hintergründiger Trächtigkeiten. Wer sich am Rand des Kraters unserer eigenen vulkani-schen Tiefe seine Hütte bauen mag, ist hier zu Haus; dies ist das

Reich der tiefen Träume, aber nicht der Träume einzelner — es sei denn, sie webten im ganzen — hier sind die Schicksalsträume eines Erdteils, über den Völker in Wellen hereinbrachen und miteinander verschmolzen.

Aber Mythen kann man sogenig wie Träume schildern — man kann sie nur wiedererzählen, dann erhellen sie sich selbst, soweit eben Träume sich erhellen und sich deuten lassen. Es ist im Leben ja auch wichtiger, Träume, die einem kommen, auf sich wirken zu lassen, indem man sie still festhält, immer wieder betrachtet und mit ihnen wie mit Geistern lebt, als daß man sie weitersagt, um sie nach einem Schema zu erklären und einen Bodensatz an Bedeutung aus ihrer gestaltigen Flut niederzuschlagen. Es gilt, die „Alten Überlieferungen“ (Purana) indischen Glaubens und Lebens mit ihren Mythenschätzchen aufzublättern, um ihre Traumbilder göttlicher Gewalten und Weltschicksale in unsere Sprache umzuschreiben.

Diese Träume Indiens, so fremd ihre Namen und Gestalten, ihre Sphären und Gebärden uns anmuten mögen, sind mehr als bloße Ausgeburten der indischen Tiefe. In einem großen Sinne sind es auch unsere eigenen Träume, sind Gesichte, die unsere eigene Schicksalstiefe spiegeln und aufhellen. So verschieden die Menschen über die Erde hin scheinen, so verwandt sind ihre Träume einander in allen Breiten und Zeiten. Ein Zeitloses wird in ihnen laut und wird in ihrer Bilderschrift allen greifbar. Was sich zu ihnen deutend anmerken läßt, kann bestenfalls wie ein Echo-Lot sein, dessen Klang die Meerestiefe kündet, die sein Blei nicht erreicht. Man muß mit Mythen leben, dann erfährt man wohl ihren Sinn — immer wieder einen anderen, jeder seinen anderen.

ERSTES KAPITEL

1. Vischnus Maya

Heilige Seher, die als Einsiedler in der Waldwildnis lebten, sammelten sich bei der Einsiedelei des heiligen Vyasa, der ein Quell göttlicher Offenbarung war, und lauschten seinen Lehren. Einmal befragten sie ihn um das Geheimnis der Welt, um die Kraft des Allgottes, die alle Wesen befängt: „Wir wünschen uns, die große Maya Vischnus zu erkennen, die gewaltig schwer zu überwinden ist. Aber du weißt um die ewige Ordnung, du sollst uns Vischnus Maya künden — danach tragen wir höchste Wißbegier.“

Der Heilige Vyasa antwortete ihnen: „Die Maya Vischnus gleicht dem Gaukelspiele eines Traumes, und sie reißt alle Welt in ihren Bann. Wer kann die Maya des höchsten Gottes erkennen, außer dem lockigen Gotte selbst? Aber laßt euch eine Geschichte erzählen von der Betörung, die seine Maya vorzeiten gewirkt hat.“

Da erzählte der große Weise die Geschichte von einem Königssohne, der Kamadamana hieß, das ist „Bezwinger der Wünsche“ und „Bezwinger der Sinnenlust“, und ein Leben führte, das seinem Namen entsprach: „Er lebte ganz der Erfüllung frommer Pflichten und Übungen, war voller Langmut und fand seine Freude darin, seinem Vater zu gehorchen und allen Wesen Freude zu bereiten. Er war voll Aufrichtigkeit und mühte sich um das heilige Wissen.“

Sein Vater wünschte, ihn zu verheiraten, aber er wollte nicht. Da sprach der Vater zu ihm: „Was ist das, du willst keine Frau nehmen? Das wünschen sich doch die Menschen, damit ihr Glück ganz werde. Denn die Frauen sind die Wurzel des Glücks — darum tu du desgleichen!“

Der Sohn hörte das Wort seines Vaters und schwieg ehrerbietig. Als aber der Vater immer wieder in ihn drang, gab er ihm zur Antwort: „Lieber Vater, ich halte mich, wie es meinem Namen entspricht. Vischnus göttliche Kraft, die uns umfängt und trägt, seine Maya ist mir offenbar geworden.“

Der Vater erwiderte ihm: „Mein Sohn, dein Verhalten ist nicht nach der heiligen Ordnung. Ich, dein Vater, habe Gewalt über dich; laß mein Geschlecht nicht in der Hölle ertrinken, weil ihm Nachkommen mangeln, die mit ihren Ahnenopfern die Toten im besseren Jenseits speisen.“

Der Sohn vernahm des Vaters Geheiß; da gedachte er, der sich selbst bezwungen hatte, freudig des bunten, wunderbaren Spiels des kreisenden Stromes der Geburten von alten Zeiten her und sprach:

„Lieber Vater, vernimm meine Rede, mein wahres und wohlbegrundetes Wort! Ich habe Tausende von Geburten durchlebt, hunderte Male erlebte ich Alter und Tod und allerwegen Vereinigung und Trennung von Gattinnen. Gras, Busch und Schlingpflanze bin ich gewesen, Rankgewächs, kriechendes Gewürm und Tier der Wildnis war ich, Brahmane und Vieh, Frau und Mann und vieles andere war ich hunderte Mal. Ich war ein Seliger in Schivas Scharen, war ein Halbmensch und Himmelsgeist, war ein Verklärter voll Wunderwissen, und war ein großer Schlangendämon. Ich bin ein Kobold gewesen, ein schätzehütender Geist und ein Unhold, ich war Dämon und Himmelsfrau und viele Götter, tausendfach war ich ein göttlicher Herrscher von Flüssen.

— All das bin ich wieder und wieder gewesen. Immer, wenn die Welt nach ihrem Untergange sich wieder neu entfaltete, wurde ich mit ihr neu entfaltet, und wenn der Gott die Welt auflösend in sich zurückkraffte, wurde ich mit ihr eingerafft. Dieser Trug narrte mich, wo ich Gemeinschaft der Ehe einging. Höre, was mir in meiner drittletzten Geburt begegnete. Ich will dir erzählen, wie damals die göttliche Wunderkraft eines heiligen Badeplatzes an dem großen Wallfahrtsorte Benares entstanden ist.

Viele Geburten hatte ich durchwandert, unter Göttern und Wesen aller Art, da ward ich unter den Menschen geboren als der heilige Sutapas, als „einer, dessen Askese gut ist“. Meine gläubige Hingabe an Vischnu, den Herrn der Welt, war groß und unerschütterlich. Da ward der Gott mit meiner Hingabe, meinen vielfältigen Gelübden und Fasten zufrieden; und Vischnu nahte sich mir mit seinem großen Wesen, auf Garuda, dem göttlichen Könige der Vögel, kam er dahergezogen. Er sprach mit lautem Schalle: „Brahmane, wünsche dir eine Gabe; was du verlangst, will ich dir

schenken.' Da sprach ich zum Herrscher des Alls: ,Wenn du mit mir zufrieden bist, wünsche ich mir das eine: Was deine allerhöchste Maya ist, um die möchte ich wissen.' — Er aber sprach zu mir: ,Was willst du mit meiner Maya? Ich will dir die Fülle des Lebens schenken: Erfüllung frommer Pflichten, Reichtum und Sinnenglück, herrliche Söhne und Gesundheit.' Aber ich gab ihm zur Antwort: ,All das soll überwunden sein und abgetan von mir! Darum verlangt es mich, um deine Maya zu wissen — zeige sie mir!'

Da sprach Vischnu: ,Um meine Maya weiß keiner. Es wird auch keiner um sie wissen. Vorzeiten war einmal ein gottgleicher Seher, er hieß Narada und war ein Sohn Brahmias, der war mir gläubig ergeben. Wie du fand er vorzeiten mit seiner gläubigen Hingabe Gnade vor mir, und ich kam zu ihm, wie jetzt zu dir, ihm einen Wunsch zu erfüllen. Da wünschte er sich dasselbe wie du. Ich warnte ihn, aber in arger Torheit bestand er, wie du, auf seinem Wunsche. Da sagte ich zu ihm: ,Tauche dich unter, Narada, ins Wasser, dann wirst du um meine Maya wissen!' — Da tauchte sich Narada ins Wasser hinab und — erschien wieder als ein Mädchen, er tauchte auf als Suschila, die Tochter des Königs von Benares. Ihr Vater gab sie in ihrer Jugendblüte dem Sohne des Königs von Vidarbha zur Frau. Der Prinz vereinte sich mit ihr, und der große Seher Narada genoß unvergleichliche Liebesfreuden. Als der alte König von Vidarbha zum Himmel eingegangen war, erbte sein Sohn die Macht des Vaters, und viele Söhne und Enkel wuchsen um ihn auf. Aber dann entbrannte ein großer Krieg zwischen ihm und seinem Schwiegervater, und in diesem Kriege kam der König von Vidarbha um, aber auch der König von Benares, und alle Söhne und Enkel kamen ums Leben.

Als Suschila vernahm, ihr Vater und alle seine Söhne, aber auch ihr Gatte samt all seinen Söhnen und Enkeln sei erschlagen, da schritt sie zur Stadt hinaus und kam auf das Schlachtfeld. Sie sah das große Blutbad und klagte lange Zeit kummervoll im Heerlager des Gatten und im Heerlager des Vaters. Dann nahm sie die Brüder, die Söhne, die Brüdersöhne und die Enkel, nahm den Gatten und den Vater und schichtete auf dem großen Leichenfelde einen riesigen Scheiterhaufen, legte sie alle darauf und zündete ihn mit eigener Hand an. Und als die Flamme hoch auflohte, rief sie: ,O mein Sohn! Mein Sohn!' und stürzte sich hinein.

Sie warf sich in die Flamme — da ward das Feuer durchsichtig wie Bergkristall, es ward zu einem Teich voll kühler Flut, und Suschila fand sich wieder als der heilige Narada. Und ihm voran entstieg der höchste Gott den Wassern. Und lachend sprach der lockige Gott zum göttlichen Seher: ,Wer ist dein Sohn, sag an, um den du klagst, du Tor?‘

Da stand der Heilige beschämt; und weiter sprach ich zu ihm: ,So sieht meine Maya aus: von wehvoll-dunkler, verwünschter Gestalt; der lotosentsprossene Brahma vermag nicht um sie zu wissen, auch alle anderen Götter nicht, nicht einmal Schiva oder der große Indra — wie willst du um die Unergründliche wissen?‘

Als der großmächtige Seher dieses Wort vernahm, sprach er: ,Gib mir gläubige Hingabe an dich, o Vischnu, und gib, daß ich, wenn meine Zeit erfüllt ist, mich hieran und an alles erinnern und dich schauen möge! Und hier, wo ich leidvoll auf den Scheiterhaufen stieg, soll ein heiliger Badeplatz sein, und du, Unerschütterlicher, sollst immerdar hier walten und alle Sündenschuld an den Wallfahrern vernichten, die kommen, hier zu baden.‘

Da sagte ich zu Narada: ,Ein Badeplatz mit reinem Wasser soll dein Scheiterhaufen sein, und immerdar will ich, Vischnu, hier weilen.‘ So sprach ich zu Narada und entrückte mich an meine Stätte im Milchmeer.

Dies habe ich dir erzählt, um dich zu belehren, denn meine Maya läßt sich nicht erkennen. Wenn du willst, tauche auch du ins Wasser unter und du wirst wissen, wieso dem so ist.‘

So bekehrte Vischnu den Brahmanen Sutapas, der ich selbst, Kamadamaṇa, vorzeiten gewesen bin, und in notwendigen Sinnes Fügung tauchte ich, der Brahmane, unter in die Flut. Da ward der Brahmane zu einem Mädchen in einer Tschandalafamilie, die nahe dem heiligen Badeplatze an der Mündung der Koka hauste.

Das Mädchen war schön, gut und tugendhaft; es wuchs heran und wurde mit einem häßlichen Tschandalasohne verheiratet. Ihr Mann gefiel ihr nicht, aber sie gefiel ihrem Manne. Seine Frau gebar ihm zwei Söhne, die waren blind, danach eine Tochter, die war taub. Ihr Mann war arm. Die junge Törin ging an den Fluß, dort saß sie immer und weinte. Einmal aber, als sie, Wasser zu holen, mit ihrem Krüge an den Fluß gegangen war, tauchte sie ins Wasser unter, um darin zu baden — da tauchte wieder jener

Brahmane Sutapas aus den Wassern auf, der fromme werkfreudige Asket.

Nach einer Weile dachte ihr Mann zu Haus, sie bleibt lange aus, und ging zum heiligen Flusse, nach ihr zu sehen. Er fand ihren Krug am Ufer, aber nicht sie selbst. Da weinte und schrie er in großem Leid. Dann kamen die beiden blinden Knaben mit der tauben Tochter bekümmert herbei; als sie den Vater weinen fanden, weinten sie auch in großer Trübsal. Der Vater fragte Brahmanen, die am Ufer standen: „Habt ihr eine Frau gesehen, die um Wasser hierher kam?“ Und sie antworteten: „Es ging hier eine in den Fluß, aber sie kam nicht wieder heraus — wir haben uns nicht weiter um sie gekümmert.“ Als er ihre harten Worte vernahm, weinte er, die Augen quollen ihm über von Tränen. Wie ich ihn weinen sah samt den Söhnen und der Tochter, ward mir unendlich weh zumute. Weh faßte mich und die Erinnerung: diese Tschandalafrau war ich selbst. — Da sprach ich zum Tschandala: „Was weinst du so wehvoll? An dieser Frauhattest du keinen Gewinn, sie war eine große Törin. Was heulst du hier umsonst?“ — Aber er antwortete mir: „Hier diese beiden blinden Söhne und die taube Tochter, wie soll ich die Armen trösten, wie sie aufziehen?“ So sagte er und schluchzte, schluchzte mit seinen Kindern wieder aus vollem Halse.

Je fassungsloser der arme Paria weinte, desto mehr durchdrang es mich. — Da gebot ich dem Armen Einhalt und erzählte ihm die Geschichte meiner eigenen Herkunft. Da ging der Tschandala, leidvoll anzusehen, in seinem Schmerze samt seinen Kindern in die Mündung der Koka. Kaum war er ins Wasser getaucht, da fiel dank der Wunderkraft des heiligen Badeplatzes aller Makel von ihm ab. Und auf einem Götterwagen, licht wie der Mond, fuhr er vor meinen Augen gen Himmel.

Als er ins Wasser gegangen und gestorben war, faßte mich Leid und schuf mir arge Verblendung. — Da ging auch ich ins hochheilige Wasser der Koka und fuhr zum höchsten Himmel auf. Danach trat ich wieder auf Erden ins Leben, in einer Bürgerfamilie, und litt an Krankheit. Aber dank der Gnadenwirkung des heiligen Badeplatzes entsann ich mich der früheren Geburt und ging lebenssatten Sinnes wieder zu der Mündung der Koka, bezwang mich in Worten und Gedanken, dörzte meinen Leib in

Entsagungen aus und stieg wieder himmelauf. Vom Himmel sank ich wieder herab und ward in deinem Hause, mein lieber Vater, wiedergeboren und erinnere mich dank Vischnus Gnade an meine früheren Geburten. Ich will den Gott an der Mündung der Koka verehren und will Heil und Unheil von mir streifen.“

Mit diesen Worten verließ Prinz Kamadamana seinen Vater, und statt sich zu vermählen, ging er zur Mündung der Koka, dem hochheiligen Wallfahrtsorte. Er gab sich ganz der Verehrung Vischnus hin und verließ seinen Erdenleib, der aus Mängeln besteht, und fuhr himmelauf in sonnenstrahlendem Wagen.“ — Der Heilige Vyasa aber schloß seine Erzählung, mit der er die Frage der heiligen Seher nach der Maya des Allgottes beantwortet hatte, mit den Worten: „So habe ich euch die Maya des höchsten Herrn verkündet — selbst den Göttern ist sie unausdenkbar. Sie gleicht dem Gaukelspiele eines Traumes und verbendet alle Welt.“

Die Knechtsarbeit, in der die Symbole des Mythos jeweils fronden und heraklesgleich ihre geheime Kraft offenbaren, übermalt ihren zeitlosen Kern an der Oberfläche mit zeitgebundenen Tendenzen. Die Absicht, der ein mythisches Motiv seine Weitergabe in der Überlieferung und schließlich die Form verdankt, in der es uns literarisch greifbar wird, verkrustet es, überschminkt es und wandelt es ab. Die Ströme der „Alten Überlieferungen“ (Purana), in denen Indiens Göttermythen und Heiligenlegenden mitgeführt werden, handeln neben vielem anderen von den wunderbaren Segenswirkungen heiliger Wallfahrtsorte; Brunnen und Teiche, Badeplätze an Ufern und Mündungen der göttlichen Ströme, aber auch heilige Gipfel von Bergen verheißen den Pilgern Erlösung zu besserem Leben, ja Erlösung von jeder Gebundenheit greifbaren Lebens. Sie wetteifern miteinander in der Anpreisung ihrer Segenskraft, die Wallfahrer anziehen soll, und überbieten sich dabei in grellen Schilderungen ihrer Wunderwirkung. Solche fromme Reklame eignet der Stätte, der sie dient, mythische Begebenheiten zu, um ihre Kräfte geschichtlich zu begründen und durch Wunder, die sich an ihr ereignet haben, zu beglaubigen. Das mythische Motiv von der Kraft der Wasser, zu verwandeln und wiederzugebären, wer in sie taucht, ist hier in den Dienst kultischer Propaganda zur Hebung der Pilgerströme

getreten, die zur Mündung der Koka oder auch zu einem Wunderbrunnen im heiligen Benares wallfahren sollen. Es verdankt dieser Knechtsarbeit, die es verrichten muß, die oberflächliche Form; dieser Zwecksetzung haben wir es zu danken, daß die Überlieferung es uns aufbewahrt hat — was wüßten wir von Herakles, dem Göttersohne, ohne seine übermenschlichen Fronarbeiten im Dienste des schlechteren Bruders?

Reklame ist grell und wirkungsbedacht; die Propaganda für die Wunderkräfte des heiligen Badeplatzes an der Mündung der Koka arbeitet mit den Mitteln des Öldrucks und mit seiner Phantasie, wenn sie die schnelle und unfehlbare Wirkung der göttlichen Wasser schildert oder die in jedem Betracht enterbte Paria-familie. Die Verkrüppelung der Kinder: daß beide Söhne blind, die Tochter aber taub ist, hat nach indischer Auffassung ihren Ursprung in der unglücklichen Ehe der Eltern: der Mann gefiel der Frau nicht, aber sie gefiel ihrem Manne. Die Frau bleibt dem Manne verschlossen, wie taub und blind erduldet sie seine Liebe — das prägt sich an ihren Geburten aus. So weiß das indische Epos von einem Prinzen, der blind war, und von einem anderen, den man den „Blassen“ hieß; ihre beiden Mütter hatten die beiden von einem Heiligen aus der Wildnis empfangen müssen, der ihrem verstorbenen Gemahl in ihnen Nachkommenschaft erwecken sollte, aber bei der Empfängnis hatte beiden Frauen vor dem un gepflegten Asketen geekelt, die eine hatte die Augen geschlossen, die andere war totenblaß geworden. Die buddhistische Legende weiß von einem Prinzen, der wunderbar klug und stark war, aber der häßlichste Mensch; der Götterkönig Indra selbst war sein Vater, aber er hatte seiner Mutter, der Königin, in Gestalt eines alten häßlichen Brahmanen beigewohnt, und sie hatte ihn schaudernd ertragen. So erhielt das Kind vom Vater her übermenschliche Gaben, aber es war mit der Häßlichkeit gezeichnet, die sich der Mutter verletzend eingeprägt hatte.

Die indischen Wallfahrtsorte verbreiten den Ruhm ihres wunderwirkenden Wassers, wie Badeorte von heute die Wirkung ihrer Quellen rühmen, und was bei diesen ärztliche Protokolle ihrer Heilerfolge und chemische Analysen ihrer Kurmittel leisten, bedeuten bei jenen Mythen und Wundergeschichten, die das Höchste versprechen. Man pilgert zu ihnen, um vom allgemeisten Leiden

zu genesen, vom Leiden am Leben, von der Krankheit des menschlichen Daseins, die ihre Ansteckung durch die Lust, die Liebende aneinander finden, weiterträgt auf ein neues Geschlecht. Die heiligen Badeorte verheißen bei wiederholtem Gebrauch ihres Wunderwassers in immer neuen Existenzen als höchsten Endeffekt völlige Heilung: Erlösung vom individuellen Dasein überhaupt, als Zwischenwirkung heben sie, wer sie erprobt, für eine Weile ins paradiesische Wohlsein besserer Welten. Sie laden zum kultischen Selbstmord ein, er ist das heilende Bad, das die leidvolle Last des Menschenlebens und allen irdischen Makel abwäscht. Dieses Sterben in den Wassern meint kein Ende, es ist ein Tor zu neuem Leben. Wasser ist ja das Urelement des Lebens. „Wasser war all dies hier im Anbeginn, Flut war's“, lehren die Veden; als alle Welt noch „Tohuwabohu“ im ungeschiedenen Beieinander aller Möglichkeiten und Gegensätze von Gestalten und Kräften schlummerte, schwebte der Atem Gottes, der die Schöpfung ins Leben rief, brütend über den Wassern. Und wenn der philosophische Geist des Abendlandes sich dem Schoße mythischer Sphäre entringt, um den Weg zu sich selbst zu finden, bricht aus dem Munde des eben Geborenen als erster Laut ein Echo der alten Weisheit seiner mütterlichen Welt — Thales Wort:

„Alles ist aus dem Wasser entsprungen!“

Darum spricht der Gott zu dem Heiligen, der das Geheimnis alles Lebens ergründen will: „Tauche dich unter ins Wasser, Nārada, dann wirst du um meine Maya wissen“, und entsteigt, als Mystagog ihn führend, lachend ihm voran der kristallenen Flut des prasselnden Scheiterhaufens. In der Bildersprache der Träume sind die Wasser die Tiefe des Unbewußten, aus ihrem Spiegel wächst gestaltig, was uns in Traum und Wachen als innere Welt erfüllt. So wächst im indischen Weltbild die Gestalt der Welt aus Wassern der Tiefe: sie schwimmt auf den Wassern des Abgrunds. Sie schwebt auf dem Haupte der Schlange „Endlos“ — Ananta —, die auch Schescha genannt wird: der „Rest“, der übrigblieb vom gestaltlos-unendlichen Element, als die endliche Weltgestalt sich aus seinen Fluten hob. Die Schlange trägt das Weltei auf ihrem Kopfe, aber in ihrer Wassertiefe ist auch die Schildkröte zu Haus, das andere mythische Wassergeschöpf. Auch sie verkörpert das

Element, auf dem alles ruht: so trägt sie auf ihrem Schild die Wurzel des Weltbergs, der aufwärts als Achse das Weltei von seinem Grunde bis in den Zenit durchträgt. Wasser ist der Saft, der den Weltleib belebend durchkreist, wie es ihn samt allen Geschöpfen aus sich hervorgebracht hat. Die Sonne saugt es mit ihren Strahlen herauf aus Erde und Meer, als Regen niederstürzend rettet es alle Kreatur vorm Tode des Verschmachtens, oder taucht sie, wenn ihre Zeit erfüllt ist, alles überflutend, in den Schlaf des Weltuntergangs. Es kreist in den Adern der Ströme, die schimmernde Frauen und nährende Mütter sind, von ewigen Bergen zu ewigen Meeren, — Urelement, wie Vater Nil und Vater Rhein es führen, wie es in den ersten Taktten des „Rheingold“ vorspiels klingende Leibhaftigkeit als Anfang aller Dinge ist. Sein gesegneter Schoß ist das milde Grab, das weich umfangende Bett, um darin schlafen zu gehen, wenn das Leben allzusehr aufs Trockene geriet und trostlos ward, wie für jenen Tschandala, dessen Schicksal für Tausende seinesgleichen steht mit seiner erbärmlichen Geschlagenheit, seiner heulenden Entmutigung. Der Tod in den Wassern meint: heim ins Mütterliche, ins Vergessen des Tags, heim in den Schlaf, aus dem der Traum eines schöneren Lebens tagt, noch einmal zurück ins Fruchtwasser vor der Geburt, um aus seinem Schoße wiederzukehren in ein besseres Los.

Wer ins Wasser geht, will leben; nur sein Lebenslos freut ihn nicht mehr. Er taucht ins Element des Lebens wie in Schlaf und Traum, taucht unter zur Wiedergeburt in einem neuen Lebenstraum, wie der Täufling ins Bad des Taufbeckens taucht, um als ein Neuer, Verwandelter wiedergeboren zu werden. Da ist es nur wie ein flüchtiges Untertauchen dieser Gestalten ins Wasser — schon hebt eine wieder den Kopf heraus, aber was für einen? Einen ganz anderen: der Heilige hat einen Prinzessinnenkopf, der Brahmane den Kopf eines Tschandalamädchen, und wie sie sich die Benommenheit des verwandelnden Untergetauchtseins von der Schläfe wischen und ganz heraussteigen, sind sie ganz und gar Prinzessin und Tschandalamädchen, als müßte das so sein.

Wie nahe sind diese Wasser dem indischen Menschen, als schmeichelndes, lockendes Element — heimzukehren in ihren mütterlichen Schoß und aus ihm erneut ins Leben zu tauchen; wie selbst-

verständlich steigen hier alle ins Wasser: diese beiden Heiligen, jeder an seiner Stelle, aufs Geheiß des Gottes, und jene anderen Lebensmüden, Verwandlungsgierigen am heiligen Badeplatz. Wie nah ist die Tiefe des Unbewußten, aus der die innere Welt quillt, hier der oberen Sphäre, in der sie sich bewußt und greifbar in Gestalten wird: dem indischen Menschen rauscht ihr Wasser nicht tief vergraben unter Schichten des trockenen Bewußtseins, immer scheint es bereit, ihm über dem Kopfe zusammenzuschlagen, ihn zu verwandeln und fortzuspülen zu einem anderen Dasein. Es ist, als steckte er nur auf Zeit, wie auf die Länge eines Atemholens oder auf den Atemzug einer Lebensdauer, den Kopf — immer einen anderen Kopf — aus den Wassern herauf in die gestaltige Welt, um das Bewußtsein eines Lebens ein- und auszuatmen, und schnell wieder unter Wasser zu verschwinden.

Die Wasser des Lebens, Schoß aller Weltgestalt, ihr wiedergebärendes Grab, alle Gestalt durchkreisend und bauend, sie tragend und zerlösend, sind greifbar das Element der allgöttlichen Maya, nach deren Wesen Heilige und Seher tasten. Sie bergen das Geheimnis dieser Maya als Kraft des eigenen wandlungsächtigen Wesens und geben es nicht preis, aber sie geben es zu schmecken, wenn einer sich ihnen anheimgibt. Wie Welt entsteht, ständig entsteht: als Weltgestalt außen im Flusse des Werdens geschehend, als Gestalt innerer Welt aus dem Dunkel des Unbewußten in den Strahl des Bewußtseins tretend — das läßt sich erfahren; wie ließe sich's ergründen?

Die letzte philosophische Frage nach dem Sein — danach, wie Werden wird? — ist unausdenkbar; alles Denken ist nur ein Teil dieses Werdens, sein logisches Schreiten ist nur ein besonderer Rhythmus dieses Geschehens; diese Frage reicht über den Raum des Logischen ins Psychologische als in eine Form allgemeinsten kosmischen Geschehens. Darum findet das Denken keine Antwort auf sie, und keiner, auch von den hohen Göttern keiner, hat das Geheimnis der Maya durchschaut. Alle weben in ihr, sind ein Teil ihres Gewebes. Warum ist etwas? Und warum ist es sich gegeben und existiert für sich? Und existiert auch wieder nicht für sich, bleibt sich entzogen und greift sich in immer anderen Verwandlungen neu, wächst sich selbst greifbar aus der eigenen Tiefe entgegen, faßt sich und kann sie selbst nie fassen, aus der es sich

hebt? Wir tragen in uns, was uns trägt, und was wir nicht haben — vielmehr es hat uns; aber oft scheint es, als hätte es uns nicht, denn es macht nicht immer viel Wesens von uns, die wir „uns“ und „wir“ von uns sagen. Warum wachsen wir und wandeln uns? Warum träumen wir und wachen wieder? Wie geschieht's, daß wir uns greifbar werden und uns entsinken? daß uns etwas an uns greifbar wird und dahinter ein anderes, Gewaltiges ungreifbar bleibt, wie unbeteiligt und doch ins Greifbare verwoben — es spielt hinein in das Gestaltige, als das wir uns greifen, und entzieht sich, indes es an ihm wirkt.

„Wüßt' ich genau, wie dies Blatt aus seinem Zweige hervor-
kam,

Schwieg ich auf ewige Zeit still, denn ich wüßte genug.“

Dieser Vers Hofmannsthals, der den Titel „Erkenntnis“ trägt, zielt ins Geheimnis der Maya.

Leben — und Bewußtsein als seine Form, Stücke vor sich zu spiegeln — ist ein Ineinander von Verwandlungen, ein Auf- und Untertauchen in sich selbst mit immer anderen Gesichtern und Gesichten, ist wie ein Sinken von Traum zu Traum. Tauche unter in die Wasser der Tiefe, außen wie innen, und du tauchst zu einem verwandelten Leben auf.

Die Wasser, aus denen alle Gestalt der Welt, außen wie innen, sich ballt, um wieder in sie zu zerrinnen, sind das Element des Mythos. Wo anders soll seine Rede anheben, als bei ihrer Tiefe, der alles entsteigt: Weltleib und Mensch, Götter und Dämonen, der Wirbel aller Wesen, die sich fortzeugend und verschlingend ineinandertauchen. Als Ausgeburt der Wassertiefe innen gehen die Mythen dem Menschen auf, und wenn sie vom Wandlungsspiel der kosmischen Wasser und ihrer Gestalten im Weltgeschehen handeln, geschieht es im Stil inneren Gesichts. Ihr Weltgeschehen ist wie ein Sinken Gottes von Traum zu Traum, und Maya ist die schöpferische Traumgewalt im Gott, die alle Weltgestalt wie Blasen treibt und wieder ins gestaltlos Fließende zerfließen läßt. Der indische Mythos ist das Sich-Träumen-Gottes, mit dem er sich selbst im lustvollen Spiel seiner Tiefe befängt: sie quillt gestaltig auf zum Bewußtsein, mit dem alle Kreatur sich selbst ergreift, sie ballt sich zur Weltgestalt, die alle Kreatur umfängt.

Wir selbst sind Lichter und Schatten, Gestalten und Wirbel der Phantasmagorie, die Gott, in sich träumend als Traumspiel der Welt, bei sich bewegt. Und wie uns ein Traum die traumlos wirkliche Tiefe unseres Wesens schillernd überspielt, verschleiert sich der Gott die überweltliche Ruhe seines Wesens, in der nichts geschieht, mit dem Wellengekräusel des Weltgeschehens. Er gibt sich in das fließende Traumgebilde seiner Maya und befängt sich als ihre Vielgestalt, wie wir im Traume uns als Bewußtsein geträumter Ich- und Du-Gestalten befangen und durch ihre Räume geistern. Wie wüßten die Gestalten, die wir in Träumen sind, um die Kraft, die sie wirkt? Sie ängstigen und trösten einander, finden einander und entschwinden sich selbst, tauchen verwandelt wieder auf und kennen sich nicht wieder — so treibt sie die „unergründliche“ Maya „von wehvoll-dunkler, verwünschter Gestalt“: alle Götter der Welt sind ihre Traumgestalten und werden von ihr geträumt; was vermögen sie von der Gewalt zu wissen, die sie träumt?

2. Weltnächte und -tage

Das müdgewordene Heute taucht in seine Nacht, um neugeboren zum Morgen verwandelt aus ihr aufzutauchen. Das Bewußtsein läßt sich in Schlummer fallen, der es zerläßt und sich selber entrafft, ohne vor ihm zu bangen; so steigen diese erkenntnis hungrigen Heiligen und die erlösungsdurstig Leidenden, müdgeworden am Ich, ohne zu bangen ins Wasser, das sie verwandelnd neu gebiert. So sinkt der Weltleib, wenn er am Ende seines Lebenstages welk geworden ist, in die Flut zurück, die ihn gebar; sie nimmt ihn heim, in ihrem Schoß zu schlummern, bis er erfrischt zu neuem Leben aus ihr aufsteigt.

Im Morgenschein eines neuen Weltentages befragte Manu, der erste Mensch, den Allgott Vischnu nach dem Geheimnis des Spiels zwischen Weltnächten und -tagen. In Gestalt eines wunderbaren Fisches war Vischnu aus seiner Überweltlichkeit in den Abend der untergangsreifen Welt getreten und hatte aus ihrem Wirrsal den Frommen gerettet, daß er, zum Adam einer neuen Weltzeit erlesen, nicht von der großen Flut verschlungen werde. Im neuen Aufgang nach der Flut fragte ihn der Stammvater der kommen-

den Menschheit nach dem wunderbaren Spiel der Auf- und Untergänge des Weltleibes, er fragte ihn nach dem ewigen Ringen der göttlichen und dämonischen Gewalten um die Herrschaft in der Welt und wie die überweltliche Allmacht in immer anderen Gestalten in die Welt hineinstiegt, um das Wirrsal ihrer widerstreitenden Kräfte immer wieder auf Zeit zu göttlicher Ordnung zu schlichten. Im Angesicht des ungeheuren Schauspiels, wie die Welt vergeht und neu ersteht, fragte der erste Mensch nach Maßen und Regeln des Weltgeschehens, nach den wirkenden göttlichen Kräften und nach dem Wundergeheimnis, kraft dessen das höchste Wesen den allgemeinen Untergang übersteht.

Manu fragte den fischgestaltigen Vischnu: „Wie entstand im lotoshaften großen Weltalter die lotosgeformte Welt aus deinem Nabel, als du im Weltmeer lagst? Schlafend lagst du im Weltmeer mit deinem Lotosnabel; wie entstanden da vorzeiten dank deiner Macht in deinem Lotos die Götter samt der heiligen Seher Schar? Verkünde mir das ganze Werk deiner Yogawunderkraft, o Herr der Yogakundigen! Wie lange ruht dein höchstes Wesen im Weltmeer? Wie lange schläft es? Wie lange währt es, bis es aufsteht in seiner großen Herrlichkeit? Und wie bringt der Erhabene, auferstanden, die ganze Welt aus sich hervor? Welche Weise ersann sich der yogakundige Herr der Elemente, der sie aus sich entfaltet, daß er im all-einen Meere weilen möchte, dem leeren, in dem alles, was geht und steht, vergangen war — in einer Welt, die ein einziger Abgrund war, da alle Götter, Wesen und Elemente in ihr zunichte geworden waren?“

Da kündete ihm der Gott den Gang der vier Weltalter, in deren Schritten der Weltleib seine vier Lebensalter durchmißt. In schrittweisem Absinken von ursprünglicher Vollkommenheit des Anfangs wird die Welt mählich reif, unterzugehen und wieder eingeschmolzen zu werden.

Viertausend Herbste währt das erste, vollkommene Weltalter, achthundert Herbste seine Abenddämmerung. In ihm ruht die göttliche Weltordnung, wie sie der Welt bei ihrem Entstehen eingepreßt ward, zu vier Vierteln voll auf allen ihren vier Füßen — ihr Widerpart ist nur ein Viertel stark. In diesem Weltalter werden gute Menschen geboren, sie weihen ihr Leben der Erfüllung des Pflichtenkreises, den ihnen die göttliche Ordnung zuweist: die

Brahmanen wurzeln ganz in ihrem heiligen Wandel, ganz in königlichem Gebaren verharren die Herrscher, dem Feldbau hingegeben sind die Bauern, und die Unterworfenen verbleiben in unterwürfigem Gehorsam. Wandel und Tat der Guten verbreitet sich in Tun und Kunde über die anderen; da halten sich auch die Menschen gemeiner Herkunft an die ewige Ordnung.

Jedes weitere Weltalter währt um tausend Herbste kürzer, der Lebensgang der Welt beschleunigt sich, die göttliche Ordnung aber verliert in jedem an Boden, bald steht sie nur mehr auf drei, dann auf zwei Füßen, schließlich nur mehr auf einem einzigen, ihr Widerpart hingegen wächst entsprechend. Im dritten Weltalter wandeln die vier Kasten ihr Wesen entschieden zum Schlechten; die vier geheiligen Formen, den Sinn der vier Lebensalter zu erfüllen: keusche Schülerschaft, Hausvaterstand, Waldeinsiedeltum und heimatlose Pilgerschaft, die bettelnd die Straße zur Ewigkeit zieht, verlieren ihre Kraft. Jetzt sind alle Menschen, auch Brahmanen und Fürsten, unterschiedslos auf Erwerb aus, auf Gewinn erpicht; von trübender Leidenschaft geschlagen werden sie alle gemein und abhold der Erfüllung heiliger Pflichten. Das Streben nach wahrem Brahmanentum, nach läuterndem Wandel in Gelübden und Fasten erlischt.

Im letzten Weltalter hat die göttliche Ordnung nur mehr ein Viertel ihrer anfänglichen Macht über den Wandel der Menschen. Sie sind voller Lüste und bar der asketischen Glut, die ihnen die Gnade von oben erschließen könnte. Da findet sich keiner mehr, in dessen Wesen lichte Güte und Vollkommenheit das Vorwaltende wäre, kein Weiser, keiner, der die Wahrheit sagt und Wort hält. Die Menschen, die ehedem an der göttlichen Kraft, am Brahman, hingen, werden zu seinen Verleugnern. Ichgefühl überwältigt sie, die Bande zärtlicher Liebe schwinden. Aller weisen Brahmanen Wandel ist dem Gebaren niederster Parias gleich. Die natürlichen Lebensstufen der Lebensalter kehren sich um: die Alten benehmen sich, als wären sie jung, die Jungen wirken vergreist; keiner erreicht mehr die wirkliche Reife seiner Jahre, es gibt keine Älteren mehr mit der Weisheit des Alters. Am Ende dieses Weltalters verteigen die Kasten ineinander zu einem unterschiedslosen Brei.

Dann sieht Vischnu, daß aller Wesen Leib, ja der Weltleib selbst, zum Untergange reif ist. Zwölftausend Herbste — das ist

ein Tag Brahmias — sind um, und es wächst im Allgott der Wille, all das Weltwesen vernichtend wieder in sich hinein zu raffen, wie er es einst aus sich hervorgetrieben hat. Von Brahma, dem Höchsten, angefangen, der das Ganze als Weltgeist innerlich durchwaltet, bis hinab zum Geringsten, dem Grashalm: alle Berge und Ströme, alles Getier und Gewürm, Götter und Dämonen, Kobolde und Unholde, Vögel, Himmelswesen und Menschen — alles rafft er in sich hinein.

Er wird zur Sonne und saugt in sich das Sonnenhafte aller Wesen: ihre Augen; er wird Wind, der die Odemkräfte aller Leiber an sich reißt, er wird Feuer und verbrennt alle Wesen, er wird Wolke und regnet schrecklich. Der erhaltende Wechsel des indischen Jahres mit seinen Gezeiten von Dürre und Regenschwall steigert beide nacheinander ins Ungemessene, so bringen sie allem Leben, statt seinen Bestand zu fristen, den Untergang. Der Allgott wird zur Sonne, die Todesglut ohne Unterlaß strahlt; mit ihren Strahlen saugt er alle Lebensfeuchte der Welt zu sich herauf, er spaltet die Erde, sie birst vor Dürre, und er langt bis zum Grunde der untersten Tiefe, schöpft ihre Flut und trinkt den erhabenen Saft. Dann wird er gewaltiger Wind und schüttelt die ausgedörrte Welt, daß sie sich aneinander reibt und entzündet wie bei Waldbränden zur Zeit der Sommersglut — ein furchtbarer Flammenwirbel der Vernichtung brennt sie rings zu ihm auf und sinkt in Asche zusammen. Dann wird der Dunkle tausendfältiger Regen und sättigt die Erde mit dem Opfergusse himmlischer Flut.

Dieser milde heilige Guß vom höchsten milchförmig süßen Naß schenkt der Erde Nirvana, völliges Erlöschen. Vom Flutschwall des regnenden Gottes über und über bedeckt, wird sie rings Gewässer, ein all-eines Meer, in dem kein lebendes Wesen sich regt. So kehrt alle Lebensgestalt wieder heim zu den Wassern des Anfangs, aus denen sie sich, von ihrem Lebenssaft durchströmt, auf Zeit geballt und aufgewölbt hat. Alle Elemente, als große Wandlungsformen der Urwasser, sind wieder in ihnen zerlöst und aufgehoben, der ganze Stoff der sichtbaren Welt ist übersinnlich fein und ungreifbar geworden.

Wenn der Allgott so aus seinem Wesen erst Ver dorren hervorgebracht und alle Wesen in Glut verzehrt hat, danach aber alles überschwemmt und in sich eingerafft hat, schläft der Ewige ein-

sam; zu seiner uranfänglichen Gestalt heimkehrend, schläft der göttliche Yigin, das Wasser des alleinen Meeres erfüllend, dank seiner Yogazaubermacht. Schläft viele tausende Weltalter in der Alleinsamkeit seiner selbst, und keiner vermag um den unentfalteten Entfalter aller Welt zu wissen. „Was ist das für ein Wesen? Was ist sein Yoga? Wie lange wird der Gewaltige dieses Gebaren üben, im alleinen Meer zu ruhen?“ Da ist keiner, der um den Erhabenen weiß, kein Sehender, kein Gehender, kein Erkennder — kein Wissen ist um ihn, außer im höchsten Gotte selbst. Alles löscht er aus, und es gefällt ihm, wiederum zu ruhen.

Dann ruht der Allgott in der Welt, die ein einziges Meer geworden ist, strahlend als Schwan. Zugleich ruht er auf den Urwassern, der elementischen Form seines Wesens, in Menschen-gestalt: als ein riesiger schlafender Mann, der auf den Windungen einer endlosen Schlange liegt; sie ist die Tiergestalt seines Wesens.

Wie er so in sich selber, dem allerfüllenden einsamen Meere, lag und schließt, geschah einmal vorzeiten etwas Wunderbares: der weise Markandeya schlüpfte aus Wißbegier dem Gotte aus dem Munde.

Markandeya, der ein großer Heiliger war, wanderte nämlich im Leibe des Gottes umher. Er war schon viele tausend Herbste alt, aber in altersloser Kraft pilgerte er und besuchte heilige Wallfahrtsorte, über die Erde hinwandernd, die voller heiliger Orte war. Reine Einsiedeleien und Tempel der Götter, Länder und Reiche voller Wunder und vielerlei Städte betrat er. Immer weiter wandernd im Leibe des Gottes, schlüpfte er mählich zum Munde des göttlichen Leibes hinaus. Aber als er hinausgelangte, erkannte er das große Weltwesen nicht kraft der Maya des Gottes. Als Markandeya aus seinem Munde kam, sah er: die Welt war ein einziges Meer, rings von Dunkel bedeckt. Da überfiel ihn heiße Furcht und Bangen um sein eigenes Leben.

Der Anblick des Gottes erfüllte ihn mit Freude, und er ward voll gewaltigen Wunderns. Nachdenkend stand er inmitten der Wasser und bedachte sich zweifelnd: „Ist dieser Trug meine eigene Einbildung? oder bin ich in einem Traume befangen? — Gewiß: diesen um und um veränderten Stand aller Dinge bilde ich mir nur ein. Denn die Welt verdient nicht solche ungeheuerliche Not in Wirklichkeit: Sonne, Mond und Wind sind ja vergangen, dazu

Berge und Erde — was ist das für eine Welt?“ — so versank er in Sinnen.

Und er sah einen schlafenden Mann, der war wie ein Gebirge; zur Hälfte eintauchend schwamm er im Wasser, wie eine Wolke über dem Meere schwebt, gleichsam flammend von Lichtkräften wie die Sonne mit ihren Strahlen, gleichsam wach in der Nacht, hellscheinend mit eigner Lichtgewalt. Den Gott zu schauen, kam er heran. „Wer bist du?“ wollte er ihn staunend fragen, aber schon war er wieder in seinen Leib hineingelangt.

Wieder eingegangen in den Leib des Gottes, war Markandeya voll höchsten Wunderns und hielt, wie eben, was er gesehen hatte, für ein Traumgesicht. Und wie er vormals über die Erde hin gewandelt war, zog er wieder pilgernd durch die Fülle ihrer Wallfahrtsorte an heiligen Wassern. Er sah viele Einsiedeleien heiliger Männer, sah reiche Herren, die heilige Werke ausrichten ließen, und sah Brahmanen zu Hunderten, die im Leibe des Gottes weilten, Opfer ausrichteten und dafür reichen Opferlohn empfingen. Alle Kasten, voran die Brahmanen, hielten am rechten Wandel fest, und die heilige Ordnung der vier Lebensstufen — Brahmanenschüler, Hausvater, Waldeinsiedel und Pilger zur Ewigkeit — war, wie Gott sie gewiesen hat, in Kraft.

So wanderte Markandeya ein volles hundert Herbste über die ganze Erde und ersah nicht das Ende des göttlichen Leibes. Danach aber schlüpfte er irgendwann wieder dem Gotte zum Munde hinaus. Da erblickte er ein Kind, das lag einsam unter einem Feigenbaum und schlief. Und in der Welt, die, aller Wesen bar, ein einziges einsames Meer war, dessen Wasser Nebel umhüllten, spielte das Kind furchtlos unverstört. Da durchdrang den Heiligen Wundern, und Wissensverlangen ergriff ihn, aber er vermochte das Kind, das wie die Sonne strahlte, nicht anzublicken. So stand er grübelnd beiseit im Schoß der Wasser und meinte: „Das hab' ich vorzeiten schon einmal gesehen“, und schwankte, es sei nur ein Spiel der Maya des Gottes.

Im unergründlichen Gewässer Wunderns voll dahinschwimmend, ward Markandeya von Angst befallen, und seine Augen erzitterten vor Furcht. Da sagte der Gott zu ihm: „Willkommen, Markandeya!“ — das höchste Wesen, im Yogazauber dieser Kindesgestalt, sprach zu ihm mit Wolkendonnerstimme —

„fürchte dich nicht, Kind! Hab keine Angst und komm zu mir!“

Aber der heilige Markandeya ergrimmte trotz der Pein seiner Erschöpfung über diese Anrede und rief: „Wer wagt es, mich bei Namen zu rufen? Mich schlichtweg mit meinem Namen anzureden und verachtet die Glutgewalt meiner Askese und kränkt mein ehrwürdiges Alter, das tausend Götterherbste zählt? Ich bin nicht gewohnt, daß man so mit mir umgeht! — nicht einmal unter den Göttern. Das wagt nicht einmal Brahma, der Höchste der Götter; er redet mich ehrerbietig ‚Langlebender‘ an. Wer stürzt sich selber ins grause Dunkel der Vernichtung und wirft sein Leben von sich, daß er mich einfach ‚Markandeya‘ anredet und dafür den Tod zu schauen verdient?“

So sprach der Heilige voll Zorn. Und wieder sprach der Erhabene: „Ich bin dein Erzeuger, Kind, bin dein Vater und Älterer, bin der lebenverleihende Urzeitliche — warum kommst du nicht zu mir? Dein Vater gewann vorzeiten, in heiliger Askese nach einem Sohne verlangend, meine Gnade und wählte sich als die Gabe, die ich ihm gewähren sollte, dich: daß du alterslos voll unermessener Lebenskraft sein solltest. Er weste im Wesen aller Dinge, und seinem Wesen entsprangst du als sein Sohn. Darum ist es dir gegeben, mich zu erschauen, wie ich im all-einen Meere ruhe und spiele in meiner magischen Kraft.“

Da erstrahlte Markandeyas Gesicht vor Freude, seine Augen blühten weit auf vor Wundern; der Heilige neigte sich hingebungsvoll in Gebet vor dem Erhabenen und sprach: „Ich wünsche diese deine Maya in ihrer Wahrheit zu erkennen: daß du in Kindesgestalt mitten im all-einen Meere ruhest. Mit welchem Namen wirst du, erhabener Herr der Welt, erkannt? Ich denke, du bist das große Wesen aller Wesen — wer anders vermöchte so zu weilen?“

Der Erhabene sprach: „Ich bin Narayana: das Urwesen, aus dem alles kommt — ich bin der Tausendköpfige. Unter den Bräuchen bin ich das heilige Götteropfer, ich bin auch das heilige Feuer, das die Opferspenden gen Himmel trägt, und bin auch der unvergängliche Herr der Wasser. An Indras Stätte bin ich Indra, der König der Götter. Ich bin der Jahreskreis, der alles hervorbringt und wieder verschlingt, ich bin der Yogin, dessen Zauberspiel ‚yuga‘: ‚Weltalter‘ heißt, und bin auch der Wirbel, der Weltalter

endet. Ich bin der Endebringer aller gewordenen Wesen, ich heiße der Tod aller. Ich bin die ewige Satzung und bin Glut aller Askese. Was überall das höchste Wahre ist, bin ich. Ich allein bin der Herr aller Ausgeburten, ich bin Opfer und frommes Werk, ich heiße der Herr des heiligen Wissens. Ich bin Himmelslicht, Wind und Erde, Wasser und Meere und die zehn Richtungen des Raums. Ich bin der Urzeitliche und bin auch die höchste Zuflucht. Aus mir wird alles, was geworden ist, was werden soll und was da west. Was irgend du siehst und hörst und in der Welt gewahrst, in alledem wisse mich. Weltalter um Weltalter werd' ich die ganze Welt aus mir hervorgehen lassen. — Alles dies Ganze betrachte wohl in deinem Herzen, folge meinen ewigen Satzungen und wandle glücklich in meinem Leibe. In meinem Leibe lebt Brahma samt allen Göttern und heiligen Sehern. Wisse mich als den Entfalteten, dessen Zauberkraft unentfaltet-ungreifbar ist. Ich bin jenseits der drei Gehalte, die das Menschenleben ausfüllen: Sinnenglück, Erwerb und frommer Wandel in ewiger Satzung — und weise eben diese drei Ziele des Lebens.“

So sprach der uranfängliche Herr und zog Markandeya, den großen Heiligen, geschwind an seinen Mund. Da ging der hohe Heilige in den Leib des Erhabenen ein. Und selig weilte er in ihm an einsamer Stätte und lauschte dem unvergänglichen Schwan, wie er sang:

„Viele Gestalten nehme ich an und schwimme im großen Weltmeer, wenn Mond und Sonne vergangen sind, langsam dahin. Ich bin der Herr und bin Schwan. Ich brachte die Welt aus mir hervor. Und weile im kreisenden Vergehen der Zeit.“

Im Ein und Aus des Atems, im Einkrampfen und Ausweiten des Herzens, zwischen Schwellen und Verebben, Spannung und Lösung pulst das Leben des Leibes; es erhält sein Dasein im Pendeln von Pol zu Pol. Aus der Entspannung des Schlafes schnellt es in die willige Angespanntheit wachen Aufmerkens, ermüdet wechselnd in ihr und richtet sich wieder auf, bis es wieder dem gliederlösenden Schlummer verfällt. Wächst eine der Phasen ins Ungemessene, so bedeutet das Tod — oder ist's nur ein größerer Phasenwechsel, ein weiterer Pendelschlag, der wie der Schlaf zum Tage steht mit seinen flinkeren Pendelschlägen flüchtiger Ermü-

dung und neuer Spannung? Atem und Herzschlag, dem Wachen ungewollt vernehmbar, pulsen im Schlafe fort, wenn er das sich greifbare Bewußtsein mit all seiner ausgespannten Welt in sich verschluckt hat und ungreifbar hält. So schlingt der Untergang den greifbaren Weltleib Indiens in sich, ungreifbar aber trägt er ihn weiter. Saugende Dürre und tränkender Regenschwall sind die Phasen des indischen Jahres, sie sind das Aus und Ein des Lebenssaftes, der Atem und Pulsschlag, mit denen der indische Weltleib sein Dasein erhält. Wachsen beide ins Ungemessene, daß ihr rhythmischer Wechsel zerspringt, so bedeutet das den Untergang des Weltleibs. Aber der ist nur wie ein weiter ausgreifender Pendelschlag: wie in einen Schlaf sich selbst entrückt läuft die Welt weiter.

Die Wachwelt unseres Leibes fällt im Schlafe nicht in ihr blankes Nichts, sie wird Fülle, die sich selber ungreifbar ist; was an ihr greifbar und bewußt war, eint sich der Fülle des ungreifbar Unbewußten, aus dem es aufstieg, und zerschmilzt darin. So wird die Weltfülle am Ende eines Lebenstages, der über vier Weltalter ging, von den nächtlichen Wassern ihrer Tiefe verschluckt und löst sich in ihnen auf wie Bewußtsein in Schlaf. Das göttliche Urwesen, das als menschhaft zweite Form des Urelements der Wasser in ihnen ruht, schluckt die Welt des Tages in seinen dunklen Bauch zurück. Aber wie Bewußtsein, ins Ungreifbare ertrunken, sich selbst verzaubert, träumend mit sich spielt, mit halbdunklen vielsagenden Gebärden in Träumen geisternd nach sich langt und innen sich eine Welt vorspiegelt, so spielt die Welt im Leib des Gottes nächtlich weiter, der sie aus sich in ihren Tag hervortrieb. Aus Wirrsal und Erschöpfung ihrer Kräfte und Gestalten zu ihrem lebendigen Urstoff heimgekehrt, erfährt sie die Erquickung und Verjüngung, die der Schlaf dem wachen Leben bereithält; sie freut sich aufs neue der idealen Ordnung heilig-frommen Lebens, die ihrer Kindheit im vollkommenen ersten Weltalter eigen war — wie der Schlafende seinem bewußten Alter entgleitet und träumend des kindlichen Tiefsinns wissender Gesichte teilhaft wird. Die eingeschluckte Welt, die voll idealer Ordnung im Leibe des Gottes innen spielt, ist wie ein glücklicher Traum, der den Leib des Schlafenden erfüllt und nach dem Wirrsal immer trüberen Tages nächtlich erbaut; der Schlaf mit seinem Traum vollzieht die Wiederherstel-

lung der geschändeten Tagwelt zu ihrer ursprünglichen Unschuld, er heilt, was der Tag verwirrte und zerbrach — „und die Fäden, die zerrissen, knüpft er alle wieder an“.

Gestalten durchgeistern die Welt, die dem göttlichen Träumer innen geworden ist, wie Traumgestalten unsern Leib im Schlaf durchwandeln; ein Heiliger wandert im Bauche des Gottes durch seine gestaltige Fülle der Welt. Er wandert rastlos und schlüpft auf Augenblicke dem schlummernden Götter zum offenen Munde hinaus, denn ein gigantisches Schnarchen, so scheint es, sperrt den Rachen des Urwesens auf, als wolle es mit seinem Rhythmus dem Stillstand weltloser Zeitlosigkeit ringsum den Takt harfen.

Er fällt ins Meer; aber wie Geträumtes vom Wachen her nicht wirklich scheint, dünkt ihm die allerfüllende nächtliche Flut, in der alle vertraute Weltgestalt und selbst der Raum ertrunken ist, unwirklich wie ein Traum. Der Heilige ist wie eine Traumgestalt, die uns aus unserem Traume hinausgeraten wäre und sich nicht mehr auskennt im weiten dunklen Nichts, er scheint hinabgestürzt in den Abgrund traumloser Tiefe. Da steht er vor der Grenze, die Traumhaftigkeit seiner selbst und der vertrauten Welt, die er durchwandert, zu durchschauen, aber das ist die Grenze des Wahnsinns: er müßte daran vergehen und sich auflösen im gestaltlos Nächtigen, begriffe er, daß dieses grenzenlos Ungreifbare das zweite tiefere Gesicht der Welt ist, in der er lebt und deren Teil er ist — Gesicht der Wirklichkeit, die sich mit keinem Traume überschillert. Vor dieser Not errettet ihn, daß er wieder eintaucht in die Welt des Traumes, der er angehört. Das Geschöpf der Maya bedarf ihres umfangenden Gewebes, um sich zu bewahren; wenn es für einen Augenblick wie von außen gewahren kann, worin befangen es innen lebt, vermag es dieses Gesicht nur als Trug und Einbildung zu werten.

Aber alterslos die Welt durchwandernd, gerät es aufs neue über ihre Grenze hinaus, fällt wieder aus ihrem Traumgeweb in die bodenlose Tiefe, die wie unser Träumen Gestalten treibt — immer andere, und sie meinen das gleiche: statt des schlafenden Riesen im Meer ist es ein schlummerndes Kind, das unter einem Feigenbaum spielt, und der Heilige fühlt, „das hab' ich vorzeiten schon einmal gesehen“.

Hier träumt der indische Gott, aber nicht wie ein Mensch, den der Bann der Gestalten befängt, die er wie Blasen aus der Tiefe treibt, sondern spielend in hellem Wissen um sich selbst und seinen Traum: so läßt er eine seiner Traumgestalten wie zum Spiel aus ihrer Welt entschlüpfen und stellt sie in den Abgrund jenseits, dessen Wirklichkeit sie zersprengen würde, könnte sie ihren Sinn begreifen. Aber der träumende Gott ist seinem Traumgeschöpf nahe, sein Spielzeug kann ihm nicht entfallen und sich zerschlagen: stumm schlingt er den Verlorenen, der ihn fragen will, in sich zurück, da ist dem Heiligen, was er gesehen, nur wie ein dunkler Traum — oder er spricht ihn tröstend mit seinem vertrauten Namen an. Aber wie immer er sich ihm zu schauen gibt, es bleibt ein Spiel, bleibt wie ein Traum im Traume, wie fremder Anhauch im vertrauten Lebenstraume.

Es ist der Stil des Traums, daß er anders verläuft, als er sich jeweils anläßt und zu erwarten gibt: Gestalten verwandeln sich und strafen ihre Erscheinung und ihren Namen Lügen, sie sind noch sie selbst, aber sie sprechen mit der Stimme eines anderen, und was geschieht, widerspricht sich selbst, indem es geschieht, es gebiert ein Fremdes aus sich als Wirkung und Gebärde, und all dieses in sich Verfließende bleibt immer in sich plastisch. Mit diesem Stil weist es über sich selbst hinaus; die Spannung der Widersprüche, die ihm Natur sind, ist vielsagender, als das Wachen mit dem Stil seines Denkens ausdrücken könnte. Das Kind, in nächtlicher Öde verloren, bedarf keines Schutzes, es spendet Trost; das Unerwachsene redet den eisgrauen Heiligen als Kind an, es kennt ihn bei Namen, aber ist er ihm je begegnet? Es spricht zum Alten: „Ich bin dein Erzeuger, Kind, bin dein Vater und Älterer“ — freilich, spricht noch ein Kind aus diesem Wort mit Wolkendonnerstimme? — oder ist es ein Kind: jenem Knaben verwandt, den Heraklit Aion, Genius der Ewigkeit, nannte, dessen müßiges Brettspiel der Gang des Weltalls ist? — verwandt auch dem „puer aeternus“, den westliche Geheimlehre als Wesen zeitloser Tiefe in uns findet, jenseits der bewußtesten Person, alterslos und unberührt von Tod und Schicksal, der immer wieder den frischen Schmelz unversehrter Schmetterlingsflügel enteilend spreitet, wenn die Hülle des Leibes zerbricht, die seinen allwissenden Schlummer barg?

Ungleich dem heiligen Narada und dem Brahmanen Sutapas verlangte Markandeya nicht, das Geheimnis der göttlichen Maya zu schauen und hinter ihr Gewebe zu langen, das ihn besing und trug. Ganz unfreiwillig stürzte er aus ihm hervor, entstürzte der wunschlosen Befangenheit in sein Heiligenleben, das sich am traumhaft vollkommenen Lauf der Welt erbaute und, in ihm von Göttern und Menschen geehrt, unschuldig die eigene hohe Person genoß. Er war ganz selbstzufriedener Teil dieser Maya und in ihr ganz auf die Maya seines Ich gestellt, das beglücktes und geehrtes Wandern war. — Reißt ihn das überweltlich Unergründliche, das diese ganze Maya als Traum im Bauche trägt, eben darum über ihre Grenze hinaus? Reißt ihn — nicht in ein Wachen, einen Tag, aber in die Wirklichkeit der tieferen Nacht, die als ihr Spiel die schillernde Blase des Traums und Markandeya in ihr aus ihren Wassern auftrieb?

Da gerät der Heilige in Zorn: die ruhmwürdige Person wird ihm versagt, die ihm an sich selber das Wirkliche bedeutet, mit dem er in seiner Tagwelt steht; wie abgetakelt und ohne die Flaggengala seiner selbstbewußten Person treibt er vor dem ungewohnten Anruf dahin. Die unterweltliche Tiefe verweigert ihm durch Kindermund, was ihm sein Wesen ausmacht — da blitzt die abgründige Ironie der Tiefe innen gegen das Bewußtsein auf: was das Ich sich dünkt und woran es sich in sich selber hält, ist wie ausgewischt, ist wie Nichts vor diesem Tiefendunkel in uns. Vor seinem alterslosen, kindhaft wissenden Blick zerbröckelt der bewußte Erwerb eines langen Lebens: Heiligkeit und Alter, Pilgerschaft und Askese; das taggewirkte Gewand der Person und alles Prangende, das ihr den Platz in Tagwelt und Selbstbewußtsein anweist, wird durchscheinend dünn, das Nackte darunter scheint hervor: kindhaft täppisch und unerfahren, erinnerungslos, unweise und in sich selbst befangen. Vor dieser Tiefe in uns selbst, die den kleinen Weltleib unserer Person wie eine Blase aus sich treibt, sind wir mit unserem Ich und seiner Wichtigkeit ein kleines Kind.

Alterslos auf ewiger Pilgerschaft durch die Maya der Welt ist Markandeya das glücklichere Geschwister jener anderen, die zeitlos umgetrieben von Leben zu Leben hinter das Geheimnis des Bannes langen wollen, der sie treibt. Er ist eine heitere Gestalt in einem lichten Traum, wie jene leidvolle Figuren in einem dunklen

sind; daher wird ihm ungefragt zuteil, was jenen in Erfüllung ihres Lebenswunsches geschieht: den Wirbel der Maya sinnfällig an sich zu erfahren. Sie trifft ihn mit Verwirrung und macht ihn begierig, sie zu ergründen. Er fragt nach ihrem Geheimnis: nach dem Namen des göttlichen Wesens. Aber der Erhabene gibt ihm keine bündige Antwort, redend entfaltet er das schimmernde Pfauenrad vieler Gestalten und Kräfte und bezieht sie alle auf sich: das eine wie das andere, alles Hohe und Mächtige, wie es neben- einander waltet und gegeneinander wirkt, sich ergänzt, bestreitet und aufhebt, fließt als ein Strahlenspiel seiner Offenbarung ihm aus dem Munde und funkelt vor Ironie in der Fülle seiner Möglichkeiten angesichts dieses Fragers, der die Tiefe mit seiner schmalen Frage auszuschöpfen meinte wie ein Meer mit der hohlen Hand. Der Allgott stellt den Heiligen vor die Unergründlichkeit seines Wesens, dann aber lenkt er ihn aus ihr zurück ins Netz seiner Maya voll göttlicher Kräfte und Satzungen, zurück in den Traum des Lebens als sein greifbares Spiel: aller Gehalt an Freuden, Gütern und Pflichten, der das Leben greifbar erfüllt und sinnhaft macht, entstammt der ungreifbaren Lebenstiefe jenseits, für die das Leben nur ein Traum ist und für die seine Ziele und Erfüllungen nicht gelten.

Markandeya wird belehrt und wird wissend, aber nicht durch greifbare Lehre und Formel, sondern wie in einem Traum, dessen sinnbildliches Geschehen ihn sich selbst zu erfahren gibt, wie er nicht um sich gewußt hat. In Schreck und Überraschung, Bangen und Beglückung tauchen Bilder und Gestalten, dazwischen Worte, empor, sie nehmen ihn in sich auf, werfen ihn einander zu, zer- gleiten und lassen ihn gleiten; jedes einzelne dunkelt vor Sinn, und ihr Nacheinander und Beisammen deutet auf einen höheren Sinn und schließt sich zu einem höheren Ganzen, das um und um Sinn ist, der den Heiligen umwebt und durchdringt. Schließlich wird er selbst ein Teil dieses Sinns; was er schaute und litt, löst sich auf in den Gesang des Schwans, den er, heimgekehrt, im Leibe des Gottes vernimmt. Nun ist er verwandelt und trägt sein Ich nicht mehr wandernd von Ort zu Ort, an Heiligem sich zu erbauen und anderen als ein Heiliger erbaulich zu sein — ein neuer Sinn ist an ihm aufgegangen: sein Ohr vernimmt den Gesang des göttlichen Schwans, und er lauscht ihm zeitlos selig an entrückter Stätte.

Der Schwan ist die letzte Gestalt, die der „unentfaltete Entfaltende“ in seinem Spiel mit dem Heiligen vor ihm entfaltet — die letzte Maske, in die er sich verlarvt, um sich dem wissend Gewordenen zu offenbaren. Seine Maya kleidet ihn in das Zeichen Brahmias, denn der Schwan ist die Tiergestalt Brahmias, ist das Tier, auf dem er reitend die Welt durchschwebt. Der Schwan ist das Sinnbild seligen Beisichseins und grenzenloser Weite: der wilde Schwan ist heimatlos und an keine Stätte gebunden. Auf seinem Wanderfluge vom Süden zu den Höhen des Himalaya und wieder hinab ist er überall zu Haus und nirgends verhaftet, er gibt sich der Erdentiefe hin mit ihren Gewässern, aber er ist ihr nicht verfallen, wie was am Boden und im Feuchten lebt, er hebt sich auf ins obere Meer des Äthers und schwimmt in seiner Unendlichkeit. Er ist der Gast der unteren Sphäre und gibt sich ihren begrenzten Orten wie zum Spiel, die Erde hält ihn nicht, er tauscht sie mit der Höhe, wie es ihm gefällt. So ist er Sinnbild des Göttlichen, das die Welt durchwaltet und nicht in sie eingeht, das jenseits west, wie es sie diesseits erfüllt — Sinnbild des ungreifbar Ungebundenen, das die kleine Leibeswelt des Menschen zu innerst trägt, und der alldurchdringenden feinsten Kraft im Weltleibe.

Der indische Yогин wird dieses Göttlichen im Mikrokosmos seines Leibes inne, wenn er auf seinen Atem lauscht. Sein ständiger Gesang verkündet sein geheimes Wesen: ein und aus tönt der Atem „ham — sa“. — So aber klingt das indische Wort für Schwan, „hamsa“, aus und ein sagt er „sa — ham“, aber „sa“ meint „er“, und „ham“ (oder „aham“) bedeutet „ich“ — „ich bin er“. Damit sagt der Atem: „Ich“, die sinnlich greifbare innerste Kraft des Lebens, das die Welt des Leibes erfüllt, und die Person, das sich greifbare Ich erhält, ist „er“ — jener andere, der den Weltleib aus sich quellen lässt und füllt und jenseits seiner greifbaren Fülle wie jenseits der Person im Dunkel steht — in dem Dunkel, das ihren sich selber leuchtenden Schein umfließt, und das dunkel und ungreifbar für sie ist, weil sie sich selber leuchtende Gestalt, Welt und Ich, sind.

Der indische Yогин vernimmt den Gesang des Schwans als Atem seiner Leibeswelt innen, der heilige Markandeya lauscht ihm als Weltatem des Gottesleibes ringsum — beide schwingen in ihm, der auf dem Grunde aller Lebensgestalt tönt, und beiden übertönt

dieser Gesang das übrige Geräusch der Welt. Mit seinem Sinn „ich bin er“ schlägt dieser Gesang die Brücke zwischen dem Innersten und dem Weitesten, zwischen dem Innigsten und dem Umfassendsten und sagt den Sinn des vielfältigen Traumgeschehens noch einmal aus. Der Schwan ist so wahr wie das furchtlose Kind, in weltloser Öde geborgen, und wie der Riese, der in sich selbst, den Wassern, wogend ruht, wahr wie die Welt, die er wimmelnd in sich trägt, und wie die Nacht, in deren Flut alles vergangen ist. Daß eines ins andere taucht, es ist und nicht ist; daß immer eines die Tauschgestalt zum anderen ist und es verdunkelt, indem es sinnvolles Licht aus sich selber drüberhin wirft: Sinn ohne Ende, Rätsel ohne Boden — das ist Sinn vom Ganzen her. Eines ist wie das andere, trotz Schrecken und Bestürzung, die dazwischenliegen: der leuchtende Leib des Gottes und das gestaltlose Meeresdunkel, die heimische Ordnung der idealen Welt innen und die raumlose Nacht außen, das spielende Kind und seine Wolkendonnerstimme. Wandle wissend in dem allen, sieh das eine im anderen, recht betrachtet ist alle Gestalt Tauschgestalt, und alle Tauschgestalten sind Masken, die verlarven, was sie offenbaren. Wo ist innen, wo ist außen? Sind nicht die nächtig umfangenden Wasser der Schoß der Welt, und die Welt im Schoße des Gottes ihre Ausgeburt und Larve? Das Schreckende birgt das Tröstende, eins offenbart sich als das andere — nirgends ist Anfechtung und Drohung für den wissend Gewordenen — aber auch nirgends mehr Lockung für ihn, mit seinem Ich eine Welt zu durchgeistern. Der in die bodenlose Tiefe stürzte und im Untergründigen zu ertrinken wählte, oder wie ein Ungeborenes im Mutterschoß sich blind geborgen fühlte in der Harmonie seiner Welt, schwingt mit entrückter Ruhe in dem großen Atem, der das Ganze trägt.

Die Geschichte von Markandeya ist die Antwort des Erhabenen auf Manus Frage nach dem Geheimnis der Yogawunderkraft, mit der das Göttliche die Welt einrafft, entfaltet und bewegt. Auf die Frage nach dem Geheimnis der Maya erzählte Vischnu dem Brahmanen Sutapas die Erlebnisse des heiligen Narada, so antwortet er Manu mit der Erzählung von Markandeyas Abenteuern. Die beiden Fragen nach der Maya und nach der Yogazaubermacht zielen ins gleiche. Was vom Geschöpf her Maya heißt: Zauber, der

das Geschöpf befängt und in sich hält als Glied des Zauberwebes, heißt vom Gotte her, dem kosmisch zaubernden, Yogawunderkraft. Der unentfaltete Entfaltende, der die Welt in sich trägt und aus sich entfaltet und wieder nach Gefallen in sich rafft, ist der große Yigin. Wie die Tiefe in uns, die unser greifbares Teil bei jedem Erwachen aus traumlosem Schlaf neu aus sich spielen läßt und speist, daß es sich in sich selbst befange, bringt das Göttliche die Welt hervor und alle anderen Gestalten, in denen es sich verlarvend offenbart.

Ungreifbar gestaltlose Kraft ist der Stoff der Welt und ihrer Gestalten; sie ist dem vollkommenen göttlichen Yigin in Willfährigkeit ohne Maß zu Diensten, und wie ein Yigin auf Erden vor dem eigenen einsamen Blick oder im Kreise von Zuschauern aus der gesammelten Kraft asketischer Glut Tauschgestalten und Vorgänge heraufzaubert, daß aller Augen sie greifen können, und sie verschwinden, wie sie kamen, nachdem sie spielten, was sie sollten — so wirkt das Göttliche die Welt: ein Phantasma vor seinem Blick, bannende Wirklichkeit für die in sie Gewobenen.

Indien ist den Wassern der Tiefe näher als der Westen, den Islam einbegriffen; amphibische Gelassenheit angesichts des Elements, das alles in sich auflöst und verwandelnd neu aus sich entläßt, ist seine Gebärde. Das wunderbare Motiv, wie einer ins Wasser untertauchend in ein neues Dasein auftaucht, wie er dabei von Lebenstraum zu Lebenstraum sinkt, ist ins Bereich islamischer Erzählung gewandert und von dort auch zu uns gelangt. Pétis de la Croix, der lange in Persien war, erzählte es dem persischen Derwisch Mokles nach, in den Märchen von „mille et un jour“, die Lesage überarbeitete und 1710—1712 dem Westen schenkte (eine deutsche Übertragung von Paul Hansmann und Paul Ernst erschien 1925: „Die Märchen von Tausend und einem Tag“). Mokles war ein Sufi, er soll in seiner Jugend eine Sammlung indischer „Komödien“ — sie hieß „Die Freude nach dem Kummer“ — in seinen Band persischer Erzählungen umgegossen haben. Augenscheinlich handelte es sich bei seiner Vorlage nicht um wirkliche Komödien fürs indische Theater, aber um Erzählungen in Dialogform, um Berichte, die in Gespräche gerahmt und geschachtelt waren, wie das die übliche Form des Erzählens und Lehrens in Indien bildet, in den „Alten Überlieferungen“ wie anderwärts.

Pétis de la Croix erzählt eine wunderbare Geschichte von dem weisen Scheich Schahab-al-Din:

Der Sultan von Ägypten versammelte einmal alle Gelehrten seines Reiches in seinem Palast, und es erhob sich unter ihnen ein Streit. Man sagt nämlich, der Erzengel Gabriel habe eines Nachts den Propheten Mohammed von seinem Lager entrafft und ihm alles gezeigt, was in den sieben Himmeln, im Paradies und in der Hölle vorhanden ist; der Prophet aber habe zudem mit Allah neunzigtausend Unterredungen gehabt und sei dann von demselben Engel auf sein Lager zurückgebracht worden. Ein Gelehrter behauptete nun, all diese Dinge hätten sich in so kurzer Zeit abgespielt, daß Mohammed bei seiner Rückkehr sein Bett noch warm gefunden hätte, ja, er habe noch einen fallenden Krug aufheben können, bevor das Wasser völlig ausgelaufen war, obwohl er selbst den Krug umgestoßen hatte, als ihn der Engel Gabriel entführte. — Der Sultan, der die Versammlung leitete, erklärte, das sei unmöglich. Er sagte: „Ihr versichert, es gäbe sieben Himmel, und zwischen ihnen läge jedesmal ein Raum, den zu durchwandern ein Mensch fünfhundert Jahre braucht, und die Breite jedes Himmels betrage soviel wie jeder dieser Zwischenräume — wie ist es möglich, daß Mohammed alle diese sieben Himmel und Zwischenräume mit ihren Weiten durchwanderte und dazu neunzigtausend Unterredungen mit Allah hatte, bei seiner Rückkehr aber das Bett noch warm fand und den Krug, den er auffahrend umgestoßen hatte, noch nicht ausgelaufen? Wer wird einem so lächerlichen Märchen Glauben schenken?“ — Die Gelehrten erwiderten, so etwas könne zweifellos nicht mit natürlichen Dingen zugegangen sein, aber der göttlichen Allmacht sei kein Ding unmöglich. Aber der Sultan war augenscheinlich was man einen Freigeist nennt und wollte diese Auskunft nicht gelten lassen. So gingen die Gelehrten uneins auseinander und ohne den Herrscher überzeugt zu haben.

Das Gerücht von diesem Streit lief durch das ganze Land und gelangte auch zu dem gelehrten Scheich Schahab-al-Din, der aus einem Grunde, den die Geschichte nicht vermeldet, an dieser gelehrten Versammlung nicht teilgenommen hatte. Er begab sich in der größten Tageshitze in den Palast des Sultans und wurde von ihm mit Ehren zur ungewohnten Stunde empfangen, da er in dem

Rufe stand, auch vor Fürsten sehr hochmütig zu sein. Der Sultan fragte ihn nach seinem Begehr und meinte, er hätte sich nicht persönlich bemühen brauchen, um von ihm zu erlangen, was er wünsche. Er aber sagte, er wünsche sich nur die Ehre, seine Hoheit den Sultan einen Augenblick zu unterhalten.

Das Gemach, in dem die beiden saßen, hatte Fenster nach allen vier Seiten. Der Scheich bat, sie alle schließen zu lassen, und die Unterhaltung nahm ihren Anfang. Dann ließ der Scheich eines der Fenster öffnen, der König blickte hinaus und gewahrte die Wald- und Berglandschaft, auf die er blickte, wie sie von berittenen Kriegern wimmelte, die mit verhängtem Zügel gegen den Palast an sprengten. Er wurde blaß und rief entsetzt: „Allah, was für ein furchterregendes Heer sprengt wider mein Schloß an?“ — „Sei ohne Sorge, o mein Herr“, sprach der Scheich, „es ist nichts.“ Mit diesen Worten schloß er selbst die Läden, und als er sie einen Augenblick später wieder auftat, lag die Landschaft leer und friedlich da, wie gewöhnlich.

Ein anderes Fenster blickte über die Stadt. Als der Gelehrte es auftun ließ, sah der Sultan ganz Kairo in Flammen stehen, das Feuer leckte hoch in den Himmel hinauf. „Was für ein Brand!“ rief der Sultan, „da sinkt mein herrliches Kairo in Asche!“ — „Sei ohne Sorge, o Herr“, sprach der Scheich, „es ist nichts“, und schloß das Fenster, und als er es wieder öffnete, war von dem Brände keine Spur.

Dann ließ er das dritte Fenster auftun, es ging auf den Nil, und der Sultan sah, wie der Strom gewaltig über seine Ufer trat und wie seine Wogen rasend in den Palast schlugen. Vielleicht hätte er nach den beiden Wundern, die er eben erlebt hatte, gelassen bleiben sollen, aber er rief: „Wehe mir! Die Überschwemmung wird meinen Palast wegfegeen und mich samt meinem Volke ertränken!“ — „Sei ohne Furcht“, sprach der Scheich, „es ist nichts.“ Wirklich hatte der Scheich das Fenster kaum geschlossen und wieder aufgetan, und der Sultan sah den Nil wie gewöhnlich in seinem Bette vorüberziehen.

So ließ der Scheich auch das vierte Fenster öffnen, es ging auf die Wüste. Aber da sah man Fruchtgärten und Weinberge ohne Ende, in Blumen und Früchten schwelend, von Bächen durchrauscht, und die Nachtigallen schlugen im Hag. Der Sultan jubelte

über die wunderbaren Dinge, die sich seinem Auge boten. „Welch ein Wandel!“ rief er, „welch schöner Garten, welch ein Aufenthalt! Wie gern will ich alle Tage mich darin ergehen!“ — „Freue dich nicht zu sehr, o mein Herr“, sprach der Scheich, „es ist nichts.“ Damit schloß er das Fenster, und als er es wieder auftat, lag die Wüste da wie eh und je.

„O mein Herr“, sagte der Scheich, „ich habe dir große Wunder gezeigt, aber wo bleibt das alles im Vergleich zu dem erstaunlichen Wunder, zu dessen Zeugen ich deine Hoheit jetzt machen will? Befiehl, daß man eine Schüssel voll Wasser bringe, wie man sie zum Baden braucht.“ — Der Sultan gab seinen Dienern Befehl, und als sie die Schale brachten, hieß der Scheich den König sich entkleiden und die Lenden mit einem Tuche gürten. Der König fügte sich seinem Ansinnen, und wie er inmitten der Diener nur mit einem Tuche gegürtet stand, sprach der Scheich zu ihm: „O mein Herr, geruhe den Kopf ins Wasser zu tauchen und ziehe ihn auf der Stelle zurück.“

Der König tauchte also den Kopf in die Schale, und im selben Augenblick hob er sich aus dem Wasser am Ufer eines unbekannten Meeres und stand an einem fremden Strand, über dem ein unbekanntes Gebirge aufragte. Dieses Wunder erstaunte ihn mehr als alle anderen zuvor, und er rief von Grimm erfüllt: „O Scheich, o du Verräter, der du mich so grausam betrogen hast! Kehr' ich jemals nach Ägypten zurück, nachdem du mich durch deine abscheuliche schwarze Kunst meinem Lande entrückt hast, will ich mich an dir rächen, das schwöre ich dir! Du sollst elend umkommen!“ — Und weiter erging er sich in Flüchen und Drohungen wider den Scheich, bis er sich sagte, daß all sein Klagen und Drohen zwecklos sei. Also ergab er sich in sein Schicksal und ging mutig auf ein paar Männer zu, die vor ihm im Gebirge Bäume fällten. Er war entschlossen, seinen wahren Stand nicht zu verraten, um nicht für einen Narren oder Schwindler zu gelten — so gab er sich für einen schiffbrüchigen Kaufmann aus, und er erbarmte die Männer. Die armen Holzfäller hatten selber nichts, aber sie ließen ihm der eine einen zerfetzten Rock, der andere ein Paar alte Schuhe und nahmen ihn mit sich nach der Stadt hinterm Gebirge, wo sie zu Haus waren. Dort ließen sie ihn allein, verschwanden ein jeder nach seiner armseligen Hütte, er aber,

müde und hungrig, machte vor der Tür eines Schmiedes halt. Der hieß den Ermatteten eintreten. Der König gab sich als schiffbrüchig aus, aber der Schmied tröstete ihn: „Du bist noch jung und wirst dich vielleicht in dieser Stadt nicht unglücklich fühlen, denn ihre Sitten sind den Fremdlingen, die sich hier niederlassen wollen, gewogen. Oder hast du keine Lust?“ Und er gab ihm einen Rat: „Geh zum öffentlichen Bade der Frauen, setze dich an die Tür und frage jede Dame, die das Bad verläßt, ob sie schon einen Gatten hat, die aber verneint, wird nach der Sitte des Landes dein Weib.“

Der Sultan tat, wie ihm geraten war, und ging wie durch Himmel und Hölle, als nacheinander eine sehr schöne, dann aber zwei grundhäßliche Frauen, eine furchterlicher als die andere, das Bad verließen, und er an eine nach der anderen die Frage tun mußte, denn er begriff, daß er keine auslassen dürfe. Aber alle drei hatten Männer — die vierte aber, die seine Frage verneinte, war schöner noch als die erste und reich dazu. Er ward ihr Gatte und lebte sieben Jahre lang mit ihr in Glück und Freuden, und sie schenkte ihm sieben Knaben und sieben Mädchen — augenscheinlich sieben Knaben für die sieben Himmel, sieben Mädchen aber für die Zwischenhimmel, die Mohammed im Bruchteil eines Augenblicks durchwanderte. Da er sich auf kein Gewerbe verstand und, wie er königlich gewohnt war, aus dem Vermögen seiner Frau dahinlebte, war es nach sieben Jahren aufgezehrt, sie saßen im Elend, und die schöne Dame sprach zu ihm: „Solange ich etwas besaß, hast du nicht damit gespart; du hast in Müßiggang gelebt und dir die Zeit wohlsein lassen. Jetzt ist es an dir, dafür zu sorgen, daß du deine kleine Familie ernähren kannst.“

Diese Worte betrübten den König. Ratlos, wie er war, suchte er den alten Schmied auf und klagte ihm seine Lage. Als dieser Schmied seines Glückes sah, daß er sich auf keinerlei Hantierung verstände, gab er ihm zwei Kupfermünzen und dazu den Rat, sich davon Stricke zu kaufen und sich auf den Markt zu stellen, wo die Lastträger stehen. Der König tat's. Kaum stand er dort, da kam schon ein Fremder, ihn zu dingen, und lud ihm einen großen Sack auf. Den konnte er nur mit vieler Mühe tragen, und die ungewohnten Stricke schnitten ihn tief in die fürstlichen Schultern. Und schließlich erhielt er als Lohn eine Kupfermünze. Als er die

aber als Tageslohn nach Hause brachte, mußte er von seinem Weibe hören, wenn er nicht täglich das Zehnfache brächte, könnten die Seinen bald Hungers sterben.

Da war er am andern Morgen noch ganz von Trauer übermannt und mochte nicht hingehen, bei den Lastträgern zu stehen; er erging sich in der Einsamkeit am Ufer des Meeres und sann seinem Unglück nach. Aufmerksam betrachtete er die Stelle, an die er durch die Kunst des Scheichs entrückt worden war, und rief das ganze unheimliche und verhängnisvolle Abenteuer ins Gedächtnis und mußte darob weinen. Darüber kam die Zeit der rituellen Waschung, da tauchte er den Kopf ins Wasser hinab — als er ihn aber wieder hob, erstaunte er in höchstem Staunen, denn er fand sich in seinem Palaste in Ägypten vor der Schale stehen, umringt von all seinen Dienern. „O du Grausamer“, rief er aus, als er den Scheich noch in eben der Stellung dastehen sah, in der er ihn verlassen hatte, „fürchtest du nicht, daß Gott dich dafür straft, wenn du also an deinem Herrn und Gebieter handelst?“ — „O mein Gebieter“, erwiderte der Scheich, „woher kommt dieser Grimm deiner Hoheit wider mich? Du hast eben erst dein Haupt in dieses Becken getaucht und es auf der Stelle wieder daraus erhoben. Wenn du mir nicht glauben willst, so frag' deine Diener, die dessen Zeugen waren.“ — „Ja, o Herr“, riefen alle Diener mit einer Stimme, „der Gelehrte spricht die Wahrheit.“ Da rief der Sultan ihnen zu: „Ihr seid Betrüger! Seit sieben Jahren hält dieser Verfluchte mich durch die Macht seines Zaubers in fremden Landen fest. Ich habe mich dort vermählt und sieben Söhne und sieben Töchter gezeugt, aber nicht darüber beklage ich mich vor allem, sondern ich klage, weil ich Lastträger werden mußte! Weh dir, du arger Scheich! Konntest du es über dich gewinnen, mich zum Träger der Stricke zu machen?“

Da versetzte der Scheich: „Ei, o mein Herr, da du meinen Worten keinen Glauben beimessest willst, so will ich dich durch meine Handlungen überzeugen.“ Mit diesen Worten entkleidete er sich, gürte seine Lenden, trat in die Schale und tauchte den Kopf unters Wasser. Und während er so mit dem Kopfe unter Wasser war, griff der Sultan, der immer noch den Grimm wider ihn in sich kochen fühlte und sich seines Schwurs entsann, ihn zu bestrafen, sollte er je wieder nach Ägypten heinkehren — griff

der Sultan nach seinem Schwerte, um dem Scheich den Kopf abzuschlagen, sowie er ihn aus dem Wasser ziehen würde. Aber der Gelehrte erkannte die Absicht des Sultans dank seiner geheimen Kunst, und dank einer anderen seiner wunderbaren Künste verschwand er plötzlich im Wasser und entrückte sich selbst fernab von Kairo nach Damaskus.

Er schrieb von dort dem Sultan einen Brief, in dem die Worte standen: „O König, wisse, daß Du und ich nur arme Diener Allahs sind. Während Du Deinen Kopf ins Wasser tauchtest und auf der Stelle wieder hobst, hast Du eine Reise von sieben Jahren gemacht, Du hast Dir während dieser Zeit ein Weib genommen und viel gelitten und sieben Töchter und sieben Söhne gezeugt, Du hast Dich viel gemüht, und Du wolltest nicht glauben, daß Mohammed, unser großer Prophet, sein Bett noch warm fand und den Krug noch nicht geleert. Erfahre, daß jenem nichts unmöglich ist, der mit dem einen Worte ‚Werde!‘ Himmel und Erde erschuf.“

Es heißt, als der Sultan diesen Brief gelesen hatte, begann er zu glauben, aber es heißt auch weiter, daß er doch noch versuchte, seinen Schwur wahrzumachen und aus der Ferne den Scheich töten zu lassen, was ihm freilich, wie zu erwarten war, mißlang.

Hier ist das indische Motiv, „Tauche dich unter ins Wasser, dann wirst du um die Maya wissen“, ins Islamische übersetzt. Der Gott Mohammeds kann nicht leibhaftig in der Welt erscheinen, auch nicht verlarvt den Menschen als Person begegnen wie der Allgott indischer Mythen; ein Heiliger, ein Gesandter Gottes — oft ist es Moses oder Elias, Jesajas oder Jeremia —, tritt an seine Stelle. Aber das Wasser der Schale, in die Sultan und Scheich ihre Häupter beugen, ist das Wasser des indischen Mythos. Freilich, der Sultan ist kein gläubiger Inder, und so ist die Wirkung des Untertauchens eine völlig andere. Die Frage: „Was ist das Wirkliche? Ist, was wir wachend und bewußt an uns und um uns zu greifen meinen, die ganze Wirklichkeit? Oder was ist es mit diesem Gewebe, das uns umwirkt? Ist unser Wachen eine Art Träumen, ausgeworfen von unserer unbewußten Tiefe als eine besondere Form, in der wir uns als uns selbst verfangen?“ — diese Frage, die das arglose Selbstvertrauen des Lebens zu seiner ihm

vertrauten Greifbarkeit anröhrt, trifft auf ein taubes Ohr. Der Sultan wird durch keine Entfaltung der Zauberkraft, der Yoga-Maya des Scheichs in einem der vier Fenster belehrt, darum muß er selbst hinein, nicht bloß anschauen, aber am eigenen Leibe erleben und erleiden: hinab ins Wasser, hinein ins Traumhafte der eigenen Wirklichkeit. Aber auch das hilft ihm nicht. Er kehrt zurück, und alles was er hat, ist — Wut gegen den, der ihm das angetan hat: diesen Verlust seiner Person, daß er die königliche Herrlichkeit, die prunkende Gebärde des Herrschers gegen Elend in der Fremde eintauschte, daß er sein fürstliches Ich mit dem Ich des Lastträgers vertauschen mußte — das kann er nicht verzeihen: die Stricke, die ihm in die Schultern schnitten. Aber wer hat schuld? Doch nur er selbst: Von der vierfachen Maya der Fenster unbelehrt, nimmt er die fremde Küste, Gebirg und Stadt für echt, und statt in ihrem Anblick wieder unterzutauchen, geswind wie der Scheich die Fenster schließen ließ und wieder öffnen zum gewohnten Bild — statt dessen schreitet er in die Phantasmagorie hinein und siedelt sich in ihr an. So schreiten wir alle Morgen, zu Ich und Welt erwachend, verzweifelt oder wohlgemut, aber ganz in sie gefangen, in beide hinein und siedeln uns in ihrer Maya an.

Auch als der Sultan schließlich wieder an der verhängnisvollen Küste bei der Stelle seines Auftauchens steht, durch kein Erkennen oder Ahnen zu ihr geleitet, nur durch Elend und Verzweiflung hingetrieben, lenkt ihn keine Eingebung zurück ins Wasser, unterzutauchen, der Zufall führt ihn, daß die Stunde ritueller Waschung gerade da ist. Wäre er nicht ganz so blind für dieses Spiel der Maya, er hätte diese sieben Jahre mit Zufallsglück und Demütigungen sich ersparen können. Aber er hing an dem, was ihm als Ich und Welt jeweils vor Augen war, wie es auftauchte aus den Wassern, indem er in sie tauchte, er hing an dem, was für Indiens Mythos weniger ist als das Gaukelspiel eines Traumes und dabei alle Welt verblendet, was nach den Reden des Scheichs kein Anlaß zu Sorge, Furcht oder Freude ist, denn „es ist nichts“ nach seinen Worten, freilich auch „selbst den Göttern unausdenkbar verblendet es alle Welt“.

Wie die Tiefe unserer Träume uns Dinge zu erleben gibt, die uns nicht freuen, und unser Ich in Rollen kleidet, die unser waches

Selbstgefühl sich nicht gefallen ließe, lehren die Wasser den Sultan, wiewenig seine anspruchsvolle Natur den natürlichen Ansprüchen des Lebens gewachsen sei. Ein Untertauchen aus dem herrscherlichen Tage und traumhaft schnell ist er seiner fürstlichen Person entkleidet, steht als Bettler am fremden Strand, hockt mit abgelegten Lumpen in der Glückslotterie des Lebens am Tor des Frauenbades, bangt, eine greuliche alte Hexe heimführen zu müssen, oder ohne Verdienst und Ansehen seiner Person die herrlichste Frau als Zufallsgeschenk zu erhalten. Wie bitter ist auch das Gute: das Mitleid der Ärmsten, der Rat des Schmiedes, ja auch das Glückslos, Schönheit und Besitz — wie arg bleibt alles, wenn einer dabei nicht er selbst sein darf! Die Wut des ausgetauschten Ich und was es ausgetauscht erlebt, bringt erst sein eigenes Wesen ganz heraus. Dem Sultan ist seine prunkende Welt genommen und eine geringere Rolle in die Hand gedrückt, aber sein ichbegrenztes verschwenderisches Wesen ist noch da: ohne Rücksicht und ohne Vorblick, ohne Besinnung und Weisheit verschwendet er das Gut seiner Frau, die Glückslose, die ihm in den Schoß gefallen sind wie die Herrschaft Ägyptens. Daher das Elend als selbstverhängtes Geschick und in ihm das Beschämende des letzten Zufalls, der den Sultan endlich augenblicks wieder in seine königlichen Ehren einsetzt. Leer und verstockt taucht er aus seinem Lebenstraume in den Wassern auf, wie er blind für den Sinn der Wunder in den Fenstern seinen Kopf ins Wasser steckte; aber, indes er aus dem Traum, der ihn in Zorn benahm, wieder in den vertrauten seiner Herrschaft taucht, hat ihn der andere Traum entlarvt. Wie ist sein Wesen bloßgestellt durch diese Entrückung eines Augenblicks: wie er sich hier geschieht, das ist er wirklich ganz, einmal ohne die Zufallsgunst der Hoheit und Gewalt, die ihm in Kairo dienen und seinen Mangel an Größe und Weisheit gnädig verschleiern. Wie taub und leer er ist, bringt der traumhafte Wirbel, zwischen zwei Atemzügen, ihm aus der Tiefe seines Wesens herauf: er taugt zu nichts, keine Geschicklichkeit und keine Gabe, die ihm Herzen gewonne und zwischen ihn und seine Not träte, rettet ihn vor Verzweiflung, und die Seinen sind ihm nur eine arge Last. Der Zauber des Scheichs bringt heraus, was in diesem Sultan steckt, er heißt ihn niederfahren in die Wasser seiner eigenen Tiefe, darin sein verborgenes

Wesen anschauen und ihm standhalten. Er will ihn lehren, was es mit dieser Wirklichkeit seiner fürstlichen Person auf sich hat, die der Sultan prahlend in die Waagschale wirft. Aber das Spiel endet, wie es nach dem Vorspiel mit den Fenstern enden muß. Weil der Sultan, nach allem was er an sich selbst erfahren hatte, noch immer nicht die Maya aller Gestalt begriff: seiner selbst, des Scheichs und aller anderen, wie sie ihm greifbar waren, läßt er den Scheich, den er töten will, selbst in die zauberischen Wasser steigen, die ihn entrücken können und nun wirklich leibhaft entrücken. Freilich, wie wollte er verhindern, daß dieser Maya-mächtige sich ihm entzöge?

Die Geschichte Schahab-al-Dins bekräftigt die Unzerbrechlichkeit des Traums vom Ich: es müßte sich selber auflösen, wollte es den Schlüssel zu seinem Geheimnis finden, indes es gerade sich selbst als Schlüssel fest in Händen krampft, um sich damit die Welt aufzuschließen.

3. Kandu

Die Gewalt der Maya spielt am greifbarsten mit dem Element der Zeit. Bald bläht sich der Bruchteil eines Augenblicks zum Bersten vor Schicksalsfülle, bald schleicht sie im breiten Bett des Stroms mit dünner Strähne, ein Untertauchen — eine Lebensspanne. Was spannt den Raum zwischen zwei Atemzügen zur Länge eines Lebens, das von Lust und Kummer überfließt? Es ist das Ich, das sich an sich selber hält, indem es, was ihm innen und außen zufließt, sich zueignet und festhalten möchte. Wenn es sich selbst verliert, schwindet die Zeit, und ihre gelassene Breite schmilzt zusammen in blitzende Augenblicke. Es bedarf keiner überweltlichen Weisheit, um das zu erfahren; das wissen schon die Liebenden. Ineinander sich verlierend gehen sie nicht bloß der Welt verloren, aber auch jedes sich selber, wenn sie ganz im anderen verfließt und immer wieder mit ihrem Ich und Du in das Eine verschmelzen, das beide auslöscht. Das ist die natürliche Einweihung durch Eros, der nach griechischer Götterlehre neben anderen auch der „älteste der Götter“ heißt. So sehen auch die Veden seinen indischen Bruder Kama als erste der göttlichen Ge-walten an, die sich greifbar und benennbar aus der undurchdring-

lichen Flut des Anfangs hob. Lust und Verlangen des Lebens zu sich selbst war die erste Regung des anfänglichen Einen, das dunkel in Dunkel gehüllt bei sich selber glühte und über sich hinaus zur Weltgeburt drängte; Lust und Verlangen war der erste Samen, der ihm entfloß, um das Denken aufzubauen, mit dem das Ich sich selber in Bewußtsein faßt. Die Liebenden wiederholen das Weltschöpfungsgeschehen, aus ihrer Umarmung soll ja ein neuer Weltleib im kleinen entstehen, ein neuer Äon im Leben des Kindes anheben. So sinken sie auf Augenblicke vor die Grenze zurück, an der Ich und Zeit anhoben — aber nicht viele begreifen die Einweihung, die der Liebesgott ihnen dabei nahebringt, sie halten sich an die Lust, die er schenkt. Vielleicht muß einer schon unwillkürlich oder um sie ringend auf dem Wege zu Heiligkeit und Erkenntnis sein, wie der heilige Kandu, von dem ein Mythos erzählt, um das geheime Geschenk ergreifen zu können, das der Gott mit seinen versehrenden Blumenpfeilen sendet.

Der Einsiedel Kandu hauste am Ufer der Gomati, des „Kuhflusses“. Seine Stätte war heilig und rein, menscheneinsam und herzerfreuend, das Ufer trug Wurzeln, Knollen und Früchte in Fülle und gab ihm Brennholz, Blumen und Gras für Opfergaben und Opferstreu. Das Dickicht von vielerlei Bäumen und Schlingpflanzen scholl vom Ruf vieler Vögel, allerlei Tiere hausten in Rudeln bei der Einsiedelei, die von Blüten und Früchten aller Jahreszeiten überquoll. Dort glühte der Heilige in wunderbar mächtiger Glutgewalt mit Gelübden, Fasten und Entsaugungen, mit strengen Observanzen von Baden und Schweigen. In der heißesten Sommerzeit setzte er sich fünffacher Glut aus, saß in der Mitte von vier Feuerbränden und ließ die Sonne als fünften auf sich niedersengen, in der Regenzeit schlief er auf der nassen nackten Erde, im Winter aber sammelte er übermächtige Glutkraft der Askese, indem er in nassem Gewande, das vom Bad im Flusse troff, der Kälte trotzte.

Götter und selige Geister, Vollendete und Verklärte im Himmel waren voll hohen Wunderns, als sie sahen, wie stark die Glut dieses Heiligen war. Kandu setzte Erde, Luftraum und Himmel — alle drei Welten versetzte der Asket in Glut mit der Kraft seiner Glutgewalt. „Oh, seine ungeheure Festigkeit, oh, seine ungeheure Glut!“ riefen die Götter, als sie ihn in sich glühend stehen

sahen. Da kamen sie beim Könige der Götter zusammen und ratschlagten voll Eifers untereinander, sie hatten Angst vor dem Heiligen, er könne mit seiner übermenschlich gestauten Kraft den Göttern gefährlich werden und ihr ordnendes Walten im Weltall verstören. Ganz außer sich verlangten sie, seiner Askese Abbruch zu tun.

Als der Götterkönig Indra, der Herrscher der drei Welten, ihre Absicht erfuhr, wandte er sich zu einem himmlischen Weibe in seinem Thronsaal. Denn gern zerstört er die Frucht solcher Askese, die dem Menschen gottgleiche Kräfte schenkt. Pramlotscha hieß das Weib und war von herrlichem Wuchs, prahlend mit Gestalt und Jugend. Schlanken Leibes, mit weichen Schenkeln und vollen Brüsten trug es alle Zeichen der Schönheit an sich. Indra sagte: „Geh schnell hin, Pramlotscha, wo jener Heilige Glut in Askese häuft, und stürz ihn geschwind in Wirrsal, du Strahlende, daß sein Glühen in Askese gestört werde!“ — Aber Pramlotscha hatte Angst vor dem glühenden Heiligen, daß er ihre Absicht durchschaute, ihrer Versuchung widerstände und sie für ihre Kühnheit verfluchte. Sie sprach: „Dein Wort, höchster der Götter, vollbringe ich immerdar! Aber hier, o Herr, bin ich bang und sorge um mein Leben. Ich fürchte den hohen Heiligen, der in der Ordnung keuschen Brahmanwandels steht. Überfurchtbar ist er in seiner flammenden Glut, der strahlenden Sonne gleich an stechendem Glanz. Wenn mich Kandu erkennt, daß ich gekommen bin, ihn zu verstören, wird er voll höchster Strahlenglut im Zorn einen Fluch über mich sprechen, der schwer zu tragen sein wird.“ Und sie wies auf andere Himmelsfrauen: „Sie brüsten sich mit Jugend und Gestalt, ihre Leibesmitte ist schön, und ihr Gesicht ist reizend, ihre Brüste sind voll und steil, sie sind geschickt, Liebe einzugeben — gib ihnen diesen Auftrag!“ — Aber Indra entschied: „Die anderen sollen bleiben — du gerade bist zu diesem Amt geschickt. Ich gebe dir den Liebesgott, den Lenz und den Wind zu Gefährten. Geh mit ihnen, du Schönhüftige, hin, wo der Heilige weilt.“

Die Feinäugige hörte Indras Wort, da ging sie mit ihren Gefährten über den Pfad des Himmelsraumes hin zur Einsiedelei Kandus. Sie kam und sah den schönen wilden Wald, und sah den Heiligen in flammender Glut, fleckenlos stand er in seiner Einsiedelei. Sie schritt mit ihren Gefährten dahin, streifte durch den

Wald und betrachtete ihn in all seiner Pracht, er glich dem Götterhaine „Lust“, wie er von Blüten aller Jahreszeiten überquoll, von Affenherden wimmelte und rings erklang von den Stimmen der Vögel. Dem schönen Weibe blühten die Augen weit auf vor Wundern, und es sprach zu den drei Gefährten Wind, Liebesgott und Lenz: „Nun steht mir bei ihr drei, ein jeder nach seiner Art!“ — Und die drei Götter antworteten ihr: „Ja!“ Da hub sie wieder an: „Nun will ich hingehen, wo der Heilige weilt, nun will ich diesen Bezwinger seines Leibes, der die Hengste seiner Sinne gezügelt hat, in einen schlechten Rosselenker wandeln, dem die Zügel hinfallen, vom Pfeil des Liebesgottes zerschnitten. Und wäre er Brahma selbst, oder Vischnu, der Quäler der Menschen, oder der schwarzrote Schiva — doch werd' ich nun sein Innerstes mit dem Pfeile der Liebe zerfleischen!“

Sprach's und schritt hin, wo der Heilige weilte — zu seiner Einsiedelei, bei der die wilden Tiere, von der Glutgewalt des Heiligen gebändigt, friedlich miteinander lebten. Am Ufer des Stromes, das der Gesang des Kokil mit seiner Süße erfüllte, blieb sie stehen. Einen Augenblick stand sie still, dann hub die herrliche Himmelsfrau zu singen an. Da entfaltete der Lenz mit einem Male seine Macht, süß mit den Rufen des Kokil, unzeitig und sinnberückend. Und der Wind begann zu wehen, der in den Malayabergen des Südens seine Heimat hat, und brachte ihre Düfte mit sich und regnete frische Blumen, große und kleine, sacht hernieder. Und der Liebesgott mit den Blumenpfeilen trat dem Heiligen nahe und störte seinen Sinn auf.

Der Heilige vernahm den Schall ihres Singens. Da ward sein Sinn Wundern voll, und, vom Pfeile des Liebesgottes versehrt, ging er hin, wo das Weib mit den schönen Brauen stand. Er sah sie und erschauerte vor Lust. Vor Wundern blühten ihm die Augen weit auf, sein Obergewand sank von ihm ab, er entglitt sich selbst, und die Haare an seinem Leibe sträubten sich vor Lust. Er sprach: „Wer bist du? Wem gehörst du an, Schönheitige, Gesegnete, lieblich Lachende? Du raubst mir den Sinn, du mit den schönen Brauen. Sag mir die Wahrheit, Schlankleibige!“ — Pramlotscha sagte: „Deine Dienerin bin ich, und um Blumen kam ich hierher. Weise mich flink an, was darf ich auf dein Geheiß verrichten?“

Als er diese Worte von ihr vernahm, ließ er verblendet sich seine Festigkeit entgleiten, er nahm das Mädchen bei der Hand und schritt mit ihm in seine Einsiedelei. Da gingen Liebesgott, Wind und Lenz selbander von dannen, wie sie gekommen waren, und kehrten in den Himmel der Götter zurück, da sie ihr Werk verrichtet hatten. Sie kündeten dem Götterkönige, was sie getan hatten; als Indra und die Götter es vernahmen, freuten sie sich und waren guter Dinge.

Kandu betrat mit der Frau die Einsiedelei; da schuf er sich selbst die allerherrlichste Gestalt, wie sie der Liebesgott trägt, voll Schönheit und Jugend, sinnberückend und mit himmlischem Schmuck geziert: die Gestalt eines Sechzehnjährigen in göttlichem Gewand, mit himmlischen Blumenketten, Düften und allem Lieb- reiz geschmückt — im Nu erschuf er sie sich aus der gesammelten Fülle seiner glühenden Kraft.

Als sie solche Kraft an ihm gewahrte, überfiel sie höchstes Wundern. „Oh, diese Kraft seiner Glutgewalt!“ sprach sie bei sich selber und freute sich. Da ließ er hinfahren Baden und Andacht des Morgens und Abends, hinfahren das Flüstern heiliger Sprüche, die Opferspenden und das erinnernde Aufsagen seines heiligen Wissens und die Verehrung der Götter — hinfahren ließ er die Regel seiner Gelübde, seines Fastens und inneren Schauens, und gab sich selig Tag und Nacht mit ihr dem Liebes- spiele hin.

Sein Herz war des Liebesgottes voll, da empfand er nicht das mähliche Schwinden seiner Glutgewalt, die er verschwendete, da gewahrte er nicht wie der Morgen dämmerte und wie der Abend dämmerte, gewahrte nicht Tag noch Nacht, nicht die Gezeiten des Monds, wie er wächst und schwindet; Monde und Jahreszeiten, steigende und fallende Sonnenzeit und die Jahre fühlte er nicht — nicht die fließende Zeit. So hing sein Herz an den Freuden der Sinne.

Aber sie, die Schlaue, hielt ihn im geheimen fest mit ihrem liebeentsprungenen Gebaren, sie verstand sich auf zärtliche Worte. So blieb Kandu mit ihr über einhundert Jahre vereint — der Heilige ganz dem Liebesbrauche hörig.

Da sprach sie zu dem Großmächtigen: „Ich möchte in den Himmel gehen, das sollst du mir in Gnaden gewähren.“ — So

sagte sie zu ihm, aber der Heilige war ihr in seinem Sinne ganz verfallen: „Ein paar Tage noch, Liebste, bleib bei mir!“ gab er zur Antwort. Da er so zu ihr redete, genoß die Schlanke abermals über ein volles hundert Jahre die Freuden der Sinne mit dem Gewaltigen. Dann fing sie wieder an: „Gib mir Urlaub, Erhabener, ich will zur Wohnung der Götter gehen.“ Und wieder antwortete er: „Bleib!“

Als abermals über hundert Jahre vergangen waren, sprach das Weib mit dem reizenden Antlitz und strahlte dabei vom Lächeln der Liebe: „Ich gehe zum Himmel, Brahmane.“ Aber er gab ihr zur Antwort: „Bleib hier bei mir, du mit den schönen Brauen! Du wirst noch lange nicht gehen.“ — Die Schönhüftige fürchtete seine Verwünschung, wenn sie seinen Unwillen weckte, und blieb weiter bei dem Heiligen: um ein Geringes weniger als zweihundert Jahre. Dann sprach sie dem Großmächtigen wieder davon, zum Hause des Götterkönigs zu gehen; er aber antwortete ihr nur: „Bleib!“

Sie war in Angst, er werde sie verfluchen, und in Willfährigkeit war sie ihm liebenvoll bereit; sie fühlte das Leid, das im Bruch der Liebe läge, darum verließ sie den Heiligen nicht, als er so zu ihr sprach. Und wie der Heilige so Tag und Nacht mit ihr in Liebe verbrachte, ward seine Zärtlichkeit neu und immer neu, so war sein Sinn von Liebe erfüllt.

Einmal aber trat der Heilige hastig aus der Hütte, und wie er hinausschritt, sagte die Schöne zu ihm: „Wo gehst du hin?“ Und er antwortete ihr: „Der Tag hat sich geneigt, du Schöne, ich will die Abendandacht begehen, sonst gibt es eine Lücke in meinem frommen Werk.“

Da lachte sie hellauf und fragte den großen Heiligen fröhlich: „Hat sich dir jetzt der Tag geneigt, du Alleswissender in ewiger Ordnung? Wer sollte sich nicht wundern, wenn ihm das erzählt wird!“

Der Heilige sprach: „Am Morgen kamst du, Liebe, zum schönen Ufer dieses Stromes, da sah ich dich, Schönhüftige, und du kamst in meine Einsiedelei. Nun breitet sich die Abenddämmerung, und der Tag ist zur Neige gegangen — was soll dein Spott? Sag mir, was wirklich ist?“

Pramlotscha sprach: „Am Morgen kam ich, Brahmane — das

ist wahr und dünkt mich nicht falsch. Aber jetzt sind seit jenem Augenblick Hunderte von Jahren dir vergangen.“

Da befiehl den Brahmanen ein jäher Schrecken, und er sprach zu der Frau mit den langgeschweiften Augen: „Sag mir, du Zage, wie lange Zeit hab' ich mit dir immerwährend geliebt?“

Pramlotscha sprach: „Neunhundert Jahre und sieben darüber, dazu sechs Monde und noch drei Tage.“ — Da sagte der Heilige: „Sprichst du die Wahrheit, Zage, oder ist das Spott, du Schöne?“ — Pramlotscha sprach: „Werde ich dir ins Angesicht, Brahmane, eine Unwahrheit sagen? gerade jetzt, wo du, der Spur nachgehend, mich fragst?“

Als der Heilige diese Worte von ihr vernahm, schalt er selbst seinen eigenen Fehlritt: „Fluch, Fluch über mich! Meine Glutgewalten sind zunichte! Dahin ist der Schatz des Wissens und das höchste ewige Brahman! Entrissen ist mir die Erkenntnis des Wahren! Irgendeiner schuf dieses Weib, mich zu verblassen. Im Siege über mich selbst wollte ich das höchste Göttliche, das Brahman, erkennen, das jenseits der sechs Wogen von Hunger und Durst, Alter und Tod, Leid und Verblendung west — Fluch dem reißenden Ungeheuer der Sinnenlust, das mich auf diesen Weg brachte! Mein Gelübde und alles heilige Wissen und alles, was ich vollbrachte, sind nun vernichtet durch die Sinnenlust, den gemeinen Pfad, der zur Hölle führt.“

So schalt der Heilige, ewiger Ordnung kundig, sich selbst und sprach zur Himmelsfrau, die da saß: „Geh, du Schlimme, wohin du magst. Was du vollführen solltest, hast du vollbracht. Mit Liebesgebärden hast du mich dem Götterkönig zu Gefallen aufgestört. Ich will dich nicht in Asche verwandeln mit dem stechenden Feuerblitz meines Zornes. Es heißt: Sieben Schritte mit Guten, sieben Worte mit Guten bedeuten Freundschaft — und mit dir habe ich zusammengelebt. Oder hast du schuld? Oder was täte ich mit dir? Mein ist die Schuld ganz und gar, daß ich meine Sinne nicht bezwang. Aber weil du, um Indra gefällig zu sein, meine Glutgewalt vernichtet hast, bin ich das große Blendwerk deines Anblicks leid.“

Während der Weise so zu der schlanken Frau sprach, überkam sie ein furchtbare Zittern, und es troff ihr der Schweiß. Er sah, wie sie zitterte, und sah ihren lianenschlanken Leib von Schweiß triefen, und „Geh!“ rief er voll Zorn: „Geh!“

So schalt der große Heilige sie, und sie verließ seine Einsiedelei. Sie schritt durch die Luft dahin und wischte sich den Schweiß mit den Zweigen der Bäume ab. Von Baum zu Baum ging die Junge und wischte sich mit den schlank aufragenden, rötlich frischen Schossen der Bäume ihre Glieder ab, von denen die Schweißperlen tropften. Da trat die Frucht, die sie zuvor von dem Heiligen in ihrem Leibe empfangen hatte, in Gestalt des Schweißes aus ihrem Körper hervor, indes sich die Härchen auf ihrer Haut sträubten. Die Bäume nahmen die Frucht von ihr, und der Wind brachte die Frucht in eins, der Mond nährte sie mit seinen Strahlen, und mählich wuchs sie heran und ward eine Tochter der Bäume. Marischa war ihr Name, sie hatte liebliche Augen. Sie wurde die Gattin der „Söhne des Weisen“, die Herrscher der Vorzeit waren, und ward die Mutter des göttlichen Ältervater Dakscha.

Auch der ehrwürdige Kandu ging von dannen, als seine Glutgewalt entchwunden war. Er ging zur Stätte Vischnus, die nach ihm „Höchstes Wesen“ heißt. Er sah die heiligste Stätte am Ufer des südlichen Weltmeeres, die allen Wünschen Frucht schenkt und Erlösung verleiht, die auf Erden schwer zu finden ist.

Lieblich war sie, mit Hainen geschmückt, von Blumen und Schlingpflanzen bestanden, erfüllt von vielerlei Vogelruf. Glückverheißend war sie, allerwärts angenehm zu betreten, voll Blumen aller Jahreszeiten, den Menschen alles Glück schenkend, segenspendend war sie, eine Schatzgrube aller guten Eigenschaften. Bhrigu und andere hohe Heilige der Vorzeit hatten hier geweilt, und Verklärte, Himmelsgeister und andere Wesen, die nach Erlösung verlangten.

Dort schaute er Vischnu im Tempelbild, geziert von allen Göttern, die ihn umgaben, verehrt von Brahmanen und Leuten aller Kasten und Lebensalter. Schon als er die Stätte und das Bild „Höchstes Wesen“ erblickte, fühlte der Heilige sich am Ziel seines Strebens. Er sammelte seinen Sinn in eine Spitze, richtete ihn auf Vischnu und brachte ihm seine Verehrung dar. Als Yigin, die Arme starr gen Himmel gereckt, stand er, seinen Geist in eine Spitze gesammelt, und flüsterte den Spruch vom „Anderen Ufer des Brahman“:

„Fernstes jenseitiges Ufer ist Vischnu:
 Ufer der Uferlosen.
 Ferner und höher als die Höchsten:
 Höchstes Wesen ist seine Form.
 Er ist Ufer des Brahman,
 Fernstes Ufer ist er.
 Er, der Herr, ist das Brahman,
 Der Allwordene ist Brahman,
 Der Unerschütterliche, der Herr der Geschöpfe ist Brahman.
 Er, Vischnu, ist das unvergängliche Brahman,
 Das ewige, ungeborene,
 Unberührt von Verfall und allem Geschehn.“

So wahr dieses höchste Wesen das nie zerschmelzende, ungeborene ewige Brahman ist, so wahr soll alle Leidenschaft und andere Unvollkommenheit an mir zur Ruhe eingehen.“

Als das höchste Wesen dieses Flüstergebet vernahm und Kandu grenzenlose Hingabe gewahrte, ward der Gott von höchster Liebe zu ihm erfüllt. Wer sich ihm ganz ergibt, den liebt er wie sein Kind. Vischnu nahte ihm, auf dem Sonnenvogel Garuda reitend — es war, als brächte er den Weltraum zum Erdröhnen, als der Herrlich-Erhabene mit tiefer Wolkendonnerstimme sprach:

„Heiliger, sag mir den höchsten Wunsch, der dir im Herzen lebt. Ich bin gekommen, dir eine Gabe nach Wahl zu gewähren, wünsche dir ein Geschenk nach deiner Wahl, du Frommer!“

Als Kandu dies Wort vom Gotte der Götter, der die Wurfscheibe trägt, vernahm, schloß er jählings die Augen und erblickte Vischnu vor sich: er war blau wie Flachsblüte, und seine Augen waren langgeschweift wie Lotosblätter, er hielt Muschelhorn, Wurfscheibe und Keule in Händen und trug Diadem und Armreifen. Die Locke „Glückskalb“ zeichnete seine Brust, Ketten wilder Waldblumen schmückten ihn. Er hatte alle Zeichen an sich, alle Kleinodien zierten ihn, sein Leib war mit himmlischem Sandel gesalbt, mit himmlischen Blumengewinden geschmückt.

Wundern durchdrang den Heiligen, die Härchen seiner Poren sträubten sich vor Wonne. Steif wie ein Stock fiel er zu Boden und verneigte sich anbetend. „Jetzt ist meine Geburt mit Frucht

gesegnet, jetzt ist meine Askese fruchtgesegnet", sprach er, dann hub er an, den Gott zu preisen:

„Anbetung dir, Herr der Geschöpfe, goldner Urkeim der Welt, Licht und zuschauendes Auge der Welt! Unentfalteter, Siegreicher, Herr der Welten, du bist das urstofflich höchste Wesen! Anbetung dir, Gatte der strahlenden Göttin des Glücks, Herr des Lotos, aus dem sich die Welt entfaltet, Ewiger, des Leibesfrucht die Erde ist! End- und Anfangsloser, Unüberwindlicher, Unzerbröckelnder, in Herrlichkeit thronend! Du übst den Brauch des Gewittergotts, Kummer und Leid Vernichtender, der auf den Wassern ruht, Hirt der entfalteten Werdewesen! Unentfaltet und Herr der Wesen wohnst du in ihnen und bleibst unverstört von ihren stofflichen Kräften, wahrer Kern der Wesen und ihr Mutter-schoß! Du bist das Opfer und der Opfernde, Bote des Opfers und sein Ursprungsschoß, du mit den goldenen Gliedern, Kind der wolkenscheckigen Himmelskuh! Du weißt um den Acker unseres Leibes, trägst ihn als göttlich unvergänglicher Lebenskern, besitzest den Acker, schaffst ihn: Du hast die Gewalt! Du bist das Wesen im Acker und bist des Ackers bar, du Schöpfer des Ackers!

Du bist die Stätte, an der die entfalteten Kräfte der Welt wieder in eins verschmelzen, ihre Heimstatt und ihr Halt, ihr Bringer und Verzehrer, lustvoll spielend in entfalteten Kräften und sich ihrer entäußernd. Du bist der Gewesene, der Werdende und bist des Werdend-Seienden Herr! Du schaffst die Werdewesen und bist unentfaltet, bist das Werden und trägst die Werdewesen, bist der Gott, der Werdewesen werden läßt, dich nennen sie den ungeborenen Herrn!

Du bist Schiva als Stieraffe und als Rudra, bist ohne Ende und weißt das Getane, bist der Urstoff. Ungreifbar bist du, nie fehlend, bist der Herr! Bist heilige Strophe, Spruch und Melodie, bist Feuer und Wind, Wasser und schätzetragende Erde, bringst die Welt aus dir hervor und ißt sie wieder in dich hinein, bist der überwaltende, alldurchwaltende, strahlend höchste unbewegliche Herr der Welten!

Allschauend, allbezwingernd bist du Tag wie Nacht, dich nennen die Weisen das allumspannende Jahr, du bist das Kind und der Alte, bist Mann und Weib und keines von beiden. Du bist die Weltflut, bist der Arzt, bist der schönbeschwingte Sonnenvogel, du hast

den Anfang und sammelst all in eins, bist die Übergröße und bist jenseits der Weide der Sinne.

Von dir her kommen die Opfer, die Regen auf Erden wirken, dir entsprang die allhin herrschende Kraft, die allem Lebendigen im Herzen sitzt und über alle Werdwesen hinausragt an Strahlensmacht, Glanz und Ruhm. Von dir kam den Göttern der Trank der Unsterblichkeit, kam Butter und dicke Milch, kamen die Gewächse des Dorfes und der Wildnis, zahmes und wildes Getier. Als großer Fisch trugst du die heilige Offenbarung auf deinem Rücken aus den Fluten des Weltuntergangs, setztest die Wasser des Weltmeers in Aufruhr, den lotosgeborenen Brahma zu erfreuen; als uranfänglicher Eber hobst du die Erde aus dem Weltmeer, bergesgleich ist deine Gestalt, mit der du als Schildkröte die große Erde trägst!

Anbetung dir, Unendlicher, ungreifbar Feiner, nur den Yogi schaubar, aller Ursachen Ursach und Heimstatt des Wandels großer Yogi, du schwer zu Findender! Auf der Weltschlange im Milchmeer ruhst du auf herrlichem Lager in herrlichem Schmuck von Gold und Juwelen!“

So pries er den Gott. Voll Gefallen sprach Vischnu: „Sag schnell, herrlicher Heiliger, was wünschst du dir von mir?“ — Kandu sagte: „Hier im endlosen Strome kreisenden Lebens, der schwer zu überqueren ist, treibe ich, von deiner Maya verblendet, gewaltig lange Zeit ziellos dahin. Da sträuben sich die Haare vor Grauen in dem vergänglichen Dasein, so vielfältig ist es voller Leiden, hinfällig wie ein Blütenblatt, ohne Stütze und Halt, unstet wie Wasserblasen, aller Widrigkeiten voll, über die Maßen furchtbar und schwer zu überwinden. Und ich finde kein Ende, da ich in meinem Geist an der Welt der Sinne hafte. Jetzt bin ich zu dir um Rettung gekommen, Herr der Götter, mich quält die Angst vor diesem kreisenden Strome immer neuer Leben — heb du mich aus dem Ozean des Werdens heraus! Zu deiner höchsten ewigen Stätte will ich eingehen, von der es keine Wiederkehr gibt, dank deiner Gnade!“

Da sprach der herrlich-erhabene Gott: „Mir hingegeben bist du, Heiliger, verehre mich immerdar! Wahrlich, dank meiner Gnade sollst du Erlösung finden, die du ersehnst. Alle, die mir ergeben sind, Königsadel und Bauern, auch Frauen und niedere Kasten,

ja, wer im niedrigsten Stande geboren ist — alle erlangen sie höchste Vollendung, um wieviel mehr du, ein in heiliger Lehre wiedergeborener Brahmane! Auch das unterste Volk, das von Hundsfleisch lebt, erlangt Vollendung ohne Grenzen, wenn es mir ergeben von wahrem Glauben voll ist — von den höheren zu schweigen.“

So sprach der Gott, der die ihm Hingegebenen wie seine Kinder liebt, und — unerforschlich ist sein Gang — entschwand er daselbst. Als er von dannen war, ward Kandu in seinem Sinn verzückt. Alle Erdenwünsche ließ er fahren, sein Geist fand friedvollen Stand in sich selbst. Er bändigte alle Sinne und verlor das Gefühl für „mein“, er konnte nicht mehr „ich“ bei sich tun. Er sammelte den Geist in eine Spitze und versenkte sich in innere Betrachtung des höchsten Wesens, da erlangte er fleckenlose, friedevolle letzte Erlösung, die, aller entfalteten Kräfte bar, in reinem Sein besteht und selbst den Göttern schwer erreichbar ist.

Die Gestalt dieses wunderbaren Heiligen gibt zu bedenken, wie glühende Selbstvergewaltigung mit dem Ziel gottgleicher Allmacht und sinnliche Selbstverlorenheit bis zu völligem Vergessen von Zeit und Ziel in ihrer Wurzel eines sind mit der Kraft höchster Hingabe an die Unendlichkeit Gottes: sie sind eins in der Maßlosigkeit, der sie entspringen. Der große Asket wird zum großen Sinnenmenschen und zum glühenden Frommen: Glut ist das Element seines Wesens, die Richtung, die sie nimmt, geben ihr Begegnungen. Sie ist die hinreichende Größe zur Höhe titanischen Stolzes, zur Tiefe des Sturzes und zu letzter Begnadung. Aus nicht Geringerem — das ist die Meinung — kann die endliche Ergebung und Erkenntnis reifen, die Gott genehm ist, als aus solch maßlosem Zwange und solch zeitloser Entfesselung aller Kräfte. Das höchste Ziel bedarf der höchsten Pfeilkraft. Der Weg zum höchsten Ziel ist nicht die simple Gerade, die schlchten Ganges zwei Punkte in der platten Ebene am kürzesten verbindet, es wird, wie im Weltraum der Sphärenbahnen, auf der weitesten Spannung des größten Kreisbogens erschwungen. Die Überwelt in ihrer Lauterkeit öffnet sich der alchymischen Selbstverwandlung eben der furchtbarsten Mächte, die unterweltlich den Menschen beherrschen: dämonische Machtlust und besinnungsloser Trieb; was in die tiefste Hölle bannt, trägt allein, geläutert, bis in die

reinstes Höhe, wenn seine unbändige Kraft die Richtung wandeln kann.

Kandus glühende Askese zielt auf Vergöttlichung aus eigener Kraft; maßlose Stauung der Natur leihst ihm übernatürliche Macht, die das Walten der Götter zu durchkreuzen droht. Indra spürt die gefahrdrohende Spannung, die der Asket in sich nährt, er schickt ihm, sie zu entladen, die Verführerin. Diese Himmelsfrauen sind hetärische Geschöpfe, den Seligen in Indras Welt zu unerschöpflicher Liebeslust gesellt; der sterbliche Mann verlockt sie nicht, er kann es ihren himmlischen Gesellen, den Gandharven, nicht gleich tun an Liebeskraft; aber sie erfüllen den Befehl des Götterkönigs, wenn es drunter einen zu verführen gilt, um seine Askese zu brechen. Dieser Asket hat wirklich schier göttliche Kräfte in sich gesammelt, aber der betörende Anblick des Götterweibes genügt, sie zu entfesseln. Asketische Glut meint Maya als Inbegriff göttlicher Macht, zauberische Verwandlung zu wirken; um sie zu erringen, wird alle Kraft gestaut zu unermeßner innerer Glut, die sich in alles verwandeln kann und zu allem entladen: zu Zorn und Fluch, der wie ein Blitz in Asche wandelt, worauf er fällt, zu Schönheit und Jugend, wenn der Asket sie sich wünscht, zu allen reizenden und herrlichen Dingen: himmlischen Gärten und Palästen und allen Freuden der Welt.

Die Größe der gestauten Glut ermißt sich bei Kandu an der Dauer, deren sie bedarf, sich zu verströmen: was das All bis in Indras Sphäre erhitzte, verpufft sich nicht in ein paar Schäferstunden. Aber es reicht nicht hin, das Götterweib zu schmelzen; herzlos und reizend, immer zu Willen und schadenfroh, selbstsicher und ein wenig bang gibt sich die himmlische Hetäre dem Glühenden — mit einem Schatten von Mitleid und voll Verachtung für den Menschenknirps, der sich's vermaß, mit den Göttern anzubinden und an ihrer ach so alten List zum Narren wird wie andere Heilige vor ihm. In allem Rausch des Mannes, der sie überflutet und ihn aus sich selbst hinwegspült, bleibt sie unbezwungen in ihrer göttlich unerschöpflichen Lustbereitschaft; keinen Augenblick lang verliert sie das Gefühl der Zeit, und mag sie noch in Menschenjahren zählen, übermenschlich in ihrem Reiz und ihrer Unwandelbarkeit — unverwandelt, unangerührt, selbst wenn sie Mutter wird. Ein Schatten von Rührung aus anerkennender Be-

wunderung für die übermenschliche Leistung, die sie entfesselt, huscht über sie hin, fast ein Lächeln der Liebe — aber die Verführerin kennt ihre Pflicht, die Göttliche bleibt ungebendet vom halbgöttlichen Schimmer des Buhlen, der sich trübt und verlischt, indem er sich verschwendet.

Mit seiner Maßlosigkeit stellt Kandu im großen das Schicksal der meisten dar, wie sie ganz ich- und weltverfallen, „ganz dem Liebesbrauche hörig“, triebhaft an der Maya ihres Lebens hängen, den Sturz der Zeit, das Absinken der eigenen Kraft und Lebensfülle nicht spüren, bis es sie jählings überfällt, daß sich der Tag geneigt hat und es Zeit zu abendlicher Andacht wäre. Die Maya des Lebens gleicht dieser bestrickenden Himmelsfrau, mit seinem Reize entfesselt es uns zu immer neuen Ausbrüchen des Verlangens und der Kraft, bis Erschöpfung uns kühlend um die Schläfe streicht.

Aus derselben Tiefe in uns steigen vielfältige Träume als Kinder einer Nacht, untereinander verschieden nach Schauplätzen, Gestalten, Vorgängen, meinen aber, wenn ihr Sinn uns aufgeht, einen gleichen Kern innerer und äußerer Wirklichkeit unseres Lebens. Sie rühren ihn nur von verschiedenen Seiten an, umschreiben ihn aus wechselnden Blickpunkten. So steigt auch die Maya unserer wachen Welt, vielfältigen Aspekts und doch in allem Wechsel Ausgeburt und Ausdruck derselben inneren Größe, aus uns auf: Entfaltung unserer persönlichen Welt, so eigen wie unsere eigentümlichen Träume. Aufwallend und verebbend, Blasen und Laute sprudelnd wirft die Quelle unseres Lebens innen ein Gleitendes, Chamäleonhaftes auf: die Träume unserer Nächte und den Traum der wachen Welt. Träume sind etwas Unwillkürliches, aller Absicht entrückt, und dabei ein völliger Zwang, der sich auf uns legt. Wir haben sie nicht, sie haben uns, wir sind in ihnen gefangen. So ist auch die Maya der Welt unserer Absicht ganz entrückt: wir wollen nicht Welt und Ich, dieses Ineinanderspiel der Maya, haben, und es gelingt uns — wir sind hineingeglitten in beide, als wir entstanden und mählich zu uns und der Welt erwachten, und eigentlich ist dies Spiel wohl anfangslos. Es hat uns, als völliger Zwang legt es sich über uns und bringt es zuweg, daß wir diesen Zwang, diesen Alp von Welttraum gar nicht als solchen gewahren, so völlig umfängt uns diese Maya: „Selbst den Göttern ist sie

undurchschaubar, sie gleicht dem Gaukelspiele eines Traumes und verblendet alle Welt“ — so völlig undurchschaubar ist sie, daß wir sie soweinig gewahren wie der Fisch das Wässer, solang er darin lebt. Erst wenn wir uns ihr entreißen könnten, wie der Fisch an der Angel dem Wasser entrissen wird, würden wir wissen, was uns da umfangen hielt, und wie völlig es uns hielt, aber unser Ich würde an dieser Erfahrung von Unwelt ersticken wie der Fisch im Wasserlosen, es müßte sterben, wenn ihm seine Maya der Welt, in der es wurzelt wie sie in ihm, weggerissen würde. Eben um diesen Tod, dies völlige Abstreifen des Ich geht es dem indischen Yogin. Der steht — laut Krischnas Wort in der Bhagavadgita — über dem Asketen, der Glutgewalt in sich staut, wie über dem Erkenntnisvollen und dem Werkfrommen; als höchster Yogin aber gilt, wer vertrauenden Glaubens sich mit seinem innersten Selbst dem Gotte ergibt.

Mit dieser Rangfolge verkündet der Allgott in seiner Menschwerdung Krischna die Heilsordnung des letzten Weltalters, in dem titanische Glut, Erkenntnisflug und rituale Werkfrömmigkeit als alte Wege zur Überwelt der hingebenden Gottesliebe (bhakti) den Platz räumen. Die Wallfahrtsstätte „Höchstes Wesen“ — Puruschottama, das ist Puri am Golf von Bengal — erstand zu Ende des dritten Weltalters als Gnadenort der kommenden Zeit. Damals, als Vischnu in Krischnas Gestalt auf die Erde herabgestiegen war, hob der Ozean das Bildnis des höchsten Wesens an den Strand, der davon seinen Namen hat. „Seither weilt der Gott der Götter an dieser erlösungverleihenden Stätte und gewährt Frucht aller Wünsche.“ Dieses Gnadenbild, der Kern des heiligen Ortes, ist so alt wie die Welt: Brahma ließ es im uranfänglichen Weltalter vom „Aller Werke kundigen Gott“, dem göttlichen Handwerker, fertigen, alle Frommen, Götter, Menschen und andere Wesen sollten es schauen, um vor Dämonen und Unholden gefeit zu sein und den Weg in die Himmelswelt zu finden. Er selbst weihte es mit geheimen Sprüchen. Da kam Indra und verehrte es mit Waschungen und Gaben und nahm es mit in seine „Stadt der Unsterblichen“. Dank seiner überwand er alle Dämonen und beherrschte die Welt.

Im folgenden Weltalter übte der Unhold Ravana zehntausend Jahre Askese und erlangte als Preis dafür, daß kein Gott ihn töten

konnte. Da überwand er die Götter und entführte das wunderbare Bild in seinen Palast auf der Insel Lanka. Gegen die Götter gefeit, wähnte er sich unüberwindlich und meinte des schützenden Wunderbilds entraten zu können; er gab es seinem Bruder. Da kam Rama, nur ein Mensch, aber der Allgott in Menschengestalt, und befreite die Welt von der Herrschaft der Unholds. Er führte das Bild nach seiner Hauptstadt Ayodhya, dort verehrte er, Vischnu in Menschengestalt, seine eigene uranfängliche Gestalt elftausend Jahre lang, dann ging er wieder zu Vischnus höchstem Wesen ein, das Bild aber gab er dem Herrscher des Ozeans zu hüten, der die Schätze des Meeres besitzt. Wer dieses Wunderbild verehrt, hebt sich samt seinen Ahnen aus dem Kreislauf von Geburt und Tod empor zum höchsten Wesen, er lebt als seliger Gott, bis alle Welt mit ihren Himmeln an Weltalters Ende sich wieder in die all-eine Flut des Urbeginns zerlöst. Wer an dieser Gnadenstätte stirbt, wird erlöst, auch wenn er ohne diesen Wunsch dort stirbt; auch Vögel und Würmer und alles Getier, die dort verenden, kehren ein zum höchsten Wesen.

Puri, der Erlösung schenkende Ort, liegt mit dem Blick aufs Meer, auf Ruhe und Dünung des gestaltlos Entformenden, dem alle Gestalt entstieg. So blickt jener Wallfahrtsort an der Mündung der Koka und viele andere auf den grenzenlosen Horizont der in sich rollenden, schimmernden Tiefe. Wie zu den Gipfeln des Himalaya, auf denen die Überwelt anhebt, pilgert der Inder zum Meer — er tut es den Flüssen gleich: „Wie die Flüsse hinwallend im Meere untergehen und Namen und Gestalt darin verlieren, so geht der Wissende, von Namen und Gestalt entlöst, zum göttlichen Wesen ein, das höher als das höchste ist“, sagt ein Spruch der Upanischads, und über zweieinhalb Jahrtausende später singt Tagore:

Wanderer, wohin geht dein Weg?
„Baden geh ich im Meer beim Morgenrot,
Entlang den baumbesäumten Weg.“

Wanderer, wo ist das Meer?
„Wo der Lauf des Flusses endet,
Dämmerung sich in Morgen wendet,
Wo der Tag ins Dunkel rollt.“

Wanderer, ziehen viele mit dir?
„Weiß nicht, wie ich sie zählen sollt'.
Sie wandern alle Nächte
Mit Lampen in der Hand,
Sie singen alle Tage
Auf den Wassern und über Land.“

ZWEITES KAPITEL

1. Mutschukunda

Ein König schlummert im Berg, im Dunkel seiner Höhle schläft er langen Schlaf — das gibt es in Mythen und Sagen mancher Völker. Aber was senkte ihn in Schlaf? Was hieß ihn Schlummer finden, statt wachzubleiben in königlichen Taten? Was hält ihn schlafend, und was weckt ihn wieder? Was wird geschehen, was wird er tun, wenn er erwacht? — Die Antwort auf diese Frage ist vielstimmig. Die mannigfache Prägung, die diese alte Münze im mythischen Schatze der Völker erfährt, der Sinn, der ihr in immer anderen Räumen und über die Zeiten hin wechselnd aufgeprägt wird, gibt ihr Symbolwert; er erhält sie, oft abgegriffen und verdunkelt, aber immer auf alte oder neue Weise lesbar, in Kurs bei den Lebendigen, und die Prägung solcher Münzen lesen heißt das Geheime eines Volksgeistes und seiner Kultur, seine Haltung zum Leben, zu seinen Mächten und Werten an der Wurzel ergründen oder mindestens anleuchten.

Indien erzählt sich den Mythos vom Könige Mutschukunda, dem vorzeitlichen Helden, der über Weltalter hin in einer Höhle schlief. Sein Vater Mandhatar kam auf wunderbare Weise zur Welt und ward vom Götterkönige Indra selbst mit seinem göttlichen Finger genährt; zu indragleicher Größe unter den Königen der Menschen bestimmt, sog er sich an dem Zeigefinger des Gottes groß, denn keine Mutter nährte ihn, da er von keiner Mutter kam. Ihn mußte sein Vater hundert Herbste lang austragen, bis er ihm aus der linken Flanke brach: der Kinderlose hatte versehentlich das Zauberwasser ausgetrunken, das Priester für seine Frau bereitet hatten, auf daß sie fruchtbar werde. In jenen Jugendtagen der Welt gingen noch Götter und Menschen leibhaft beieinander ein und aus, und weise Seher, die ins Geheimnis der Kräfte schauend wirksame Sprüche, neue mächtige Bräuche fanden, und zaubernde Priester voll asketischer Glut halfen den Göttern die Herrschaft gewinnen. Denn der Anfang der Welt ist gewaltig und ungeklärt,

noch sind die Götter nicht wahrhaft die Walter der Welt: „Unsterbliche“ und „Himmelbewohnende“; sie ringen mit ihren titanischen Halbbrüdern vom gleichen Vater her, vom „Herrn aller Ausgeburten“ (Praja-pati), dem urwesenhaften Schildkrötenmann (Kaschyapa), um den göttlichen Rang, und Menschen helfen diesen wie jenen. Schließlich sind es die Götter, die glückhaft den Aufstieg zur weltordnenden Macht vollbringen, sie ersteigen den Rücken des Himmels, sie gewinnen die Sonne, den Hort unvergänglichen Lebens, sie trinken den Trank der Todlosigkeit (Amrita, Ambrosia). Wie Zeus die Titanen schlägt und die Götter der Edda die Riesen besiegen, meistern sie ihre Rivalen, sie erniedern die rohe Kraft, die ihnen überlegen entgegensteht, durch ihre List und Anschlägigkeit zur Dämonie widergöttlichen Wirkens.

Aber in ihren Schlachten gegen die dämonischen Widergötter bedürfen sie des heldischen Beistandes der Menschen wie ihrer priesterlichen Zauberkunst; Seite an Seite mit Indra und den Göttern stehen bogengewaltige Könige auf ihren Streitwagen. Ein solcher Held, der vorzeiten den Göttern siegen half, war Mutschukunda. Als der Sieg errungen war, gaben die Götter ihm einen Wunsch frei: was immer sie schenken konnten, durfte er sich wünschen. Da wünschte er sich — vom Kampf ermüdet, wie es heißt — zu schlafen ohne Ende. Wer aber seinen Schlaf störe, sollte vom ersten Strahl aus den Augen des Erwachenden zu Asche verbrennen.

Sein Wunsch ging in Erfüllung. Er schlief drei Weltalter lang in einer Höhle; erst als das vierte, letzte, heraufdämmerte, und der Allgott Vischnu im heldischen Erlöser Krischna zur Erde niedergestiegen war, die dämonischen Kräfte der Welt zu bekämpfen, die sich in menschliche Unholde und menschenplagende Ungeheuer verlarvt hatten, und um dem letzten Weltalter seine Heilsordnung in der Bhagavadgita zu künden, ward Mutschukunda aus seinem Schlaf gestört.

Sieglich über Dämonen in vielerlei Gestalt, hatte Krischna aus verborgenen Anfängen sich eben zum führenden Helden des Geschlechtes erhoben, das der Allgott dieses Niedersteigens in die Menschenwelt gewürdigt hatte, als er sein Volk von Barbaren aus dem Nordwesten bedroht sah. Er überwand sie, wie es seiner göttlichen Natur gemäß ist, spielend: mit einer List. Lotosbekränzt

und waffenlos, der neu wachsenden Mondsichel gleich, trat er aus seiner festen Stadt und lockte den feindlichen Heerkönig, ihn zu fangen. Er floh vor ihm und lockte ihn in eine Höhle — da fand der König einen schlafend liegen und dachte: hat er mich so weit gelockt und spielt jetzt den harmlosen Schläfer? und gab dem, der dalag, einen Fußtritt. Da richtete sich Mutschukunda aus welt-alterlangem Schlaf auf und öffnete langsam die Augen. Sein Blick durchmaß den Raum und fiel auf den, der dastand: der lohte in Flammen auf und sank in Asche zusammen.

Dann traf Mutschukundas Blick den Allgott in Menschengestalt, der sich vor seinem Verfolger spielend versteckt hatte, und er erkannte ihn, alter Weissagung eingedenk, an seinem Strahlen-glanze. Er fand sich selbst erwacht, wider Willen aufs neue dem ziellosen Spiel der Geburten preisgegeben, dem sinnlosen Wechsel von Verlangen und Verlust, den trügerischen Freuden des selbst-befangenen Ich und seinen Verzweiflungen, aus denen die Maya des Gottes endlos flimmernd sich webt. Jetzt wird der Sinn seines Wunsches, zu schlafen ohne Ende, offenbar: es war nicht die Ermüdung von kosmischen Kämpfen und Siegen, an denen er glorreich teilhatte, die ihn gottgleichen Glanz und Weltgenuß ver-schmähen hieß. Vor dem wissenden Blick des Lebens auf seine Endlosigkeit im Spiel mit Lust und Qual in ziellosem Wechsel enthüllt sich, warum er schlafen wollte, indes Welt spielt und Zeit verrinnt, und in Asche wandeln wollte, wer ihn zu wecken wage. Er spricht zum Gott: „Seit Ewigkeiten irre ich im Ringe dieses Samsara umher, und Glut aller Leiden überwältigt mich, und nirgendwo fand ich Aufhörens Ruh. Leiden hielt ich für Freuden Luftspiegelung überm Wüstensande dünkte mich erquickendes Gewässer, ich griff nach den Freuden und sie brachten mir Qual. Königsgewalt und Besitz der Erde, Macht und Reichtum, Freunde und Söhne, Gattin und Gefolgsleute und alle Sinnen-dinge — alles ergriff ich, weil es mir Freude dünkte, aber es wandelte sich, sein Wesen ward quälende Glut. Ich erlangte, in die Schar der Götter aufzusteigen, und die Schar der Götter wollte mich zu ihrem Gesellen — wo war da ewigen Aufhörens Ruh? — Von deiner Maya, Herr, betört, geraten die Wesen in Geburt, Alter, Tod und alle Leiden, dazwischen schauen sie den Gott der Toten und finden in den Höllen unerbittliches Leiden, allgestal-

tiges — es kommt von dir. Von deiner Maya verblendet bin ich der Welt ganz verfallen, am Grunde der bodenlosen Fallgrube des Ichtums irre ich umher — so fliehe ich zu dir, dem Uferlosen, Anbetungswürdigen, mich verlangt, von alledem frei zu sein.“ —

Der fürstliche Schläfer im Berg ist bei uns Deutschen der heimliche Kaiser, er trägt die Züge des heidnischen Allvaters, den das christliche Kreuz in unterweltliche Höhle verbannte, indes seine weisen Raben den Berg umkreisen; aber wie ein persischer Held und Heiland der Endzeit soll er gewappnet und schimmernd hervorgehen, wenn die Zeit erfüllt ist, zerrissenes Wirrsal bezwingen, ein ideales Reich der Kraft und Einheit errichten. Ein böser Schicksalsbann hält ihn wider Willen in freudlosem Schlaf, wann kommt seine Zeit? Was melden die Raben? — Und durch die Unrast dieses Schlummers geistert das Traumbild einer Kaiserkrone: „Königsgewalt und Besitz der Erde.“

Indiens lebenssatter Schläfer und jener ausgeträumte Kaisertraum des alten Deutschlands: zwei Münzen mit verwandtem Bild, ein vorzeitlicher König im Berge schlummernd, doch wie verschieden die Umschrift! Aber die indische haben wir auch, als Umschrift um die Figur des jungen Dänenprinzen bei Shakespeare:

..... Sterben: Schlafen,
Nichts weiter! — Und zu wissen, daß ein Schlaf
Das Herzweh und die tausend Stöße endet,
Die unsres Fleisches Erbteil — 's ist ein Ziel,
Aufs innigste zu wünschen. Sterben, Schlafen!

In Hamlets Maske betritt der moderne Mensch die Bühne; in seinem Jugendalter des 16. Jahrhunderts wählt er sich diesen jungen Menschen im Entwicklungsalter als sein Sinnbild.

Hamlet ist ja ein Student — Student von Wittenberg —, Horatio, der Römer, ist sein Studienfreund auf dieser internationalen Universität und kommt von dort, verspätet, zur Leichenfeier des alten Königs, und Hamlet selbst verschwände, wenn das Spiel anhebt, am liebsten wieder nach dieser Hohen Schule, wo ein halbes Jahrhundert vor Shakespeare der moderne Mensch sich dem Mutterschoße der Kirche entrang, um mutterlos und abgenabelt, auf sich selbst und seinen Geist gestellt, in seine neuen Fernen aufzubrechen. Zwar sagt jener Totengräber, der den Schädel

des alten Hofnarren Yorick ausgräbt, der sei schon dreiundzwanzig Jahre in der Erde gelegen, und Hamlet, der den Schädel betrachtet, erinnert sich, wie der Spaßmacher ihn auf dem Rücken getragen hat, als er klein war — aber er ist doch ganz das genial erschauete Bild eines jungen Menschen in der großen Krise des Entwicklungsalters.

Er ist erfüllt von den Wachstumsschmerzen und vom Lebenskater der Pubertät, von der Todesnähe und der Philosophie schmerzhafter Unbezogenheit auf die Wirklichkeit des Weltlaufs in ihrer gräßlichen Vermischtheit, wie adlig reine Jugend sie wittert, indes der Gewöhnlichkeit sich ans Gewöhnliche so flink gewöhnt. Kaum abgeklungen sind die Wehen der neuen Geburt, an der das Kind in uns sterben muß, diese Krämpfe der Verwandlung, die noch keine Erfahrung erhellen und sänftigen kann, weil keine wesentliche Verständigung möglich ist über die Mächte — Génien und Dämonen —, die unversehens ihren Einzug hielten in das sich weitende Haus des Leibes und die seine kindliche Geschlossenheit auf immer gesprengt haben. Hamlets naturhafte Fremdheit zum Unrat seiner Umgebung hat noch teil an der Hellsicht kindhaft-magischer Stufe; er steht an der Schwelle, auf der das wirkliche Leben (das Leben der „Großen“ sagt das Kind) im selbstverständlichen Grauen seiner maßlosen Vermischtheit und verhohlenen Vieldeutigkeit sich spielt, und steht schon schmerzlich jenseits des zauberischen Vorspiels gläubigen Kindseins, das erst halb von dieser Welt ist und ihr unausweichlich Gegenwärtiges, das zwingend Enge des medusischen Augenblicks noch mit der Dämonie und Weite seines Über-Ichs zu überfliegen oder zu sprengen vermag; noch ein Rest jener gläsernen Durchsichtigkeit der Welt umgibt den schon Befangenen, die in der Morgenfrühe des Lebens klar und luftig ausbreitet, was dann verhängt und dicht, mit stofflicher Schwere und andrängender Gewalt den Tag des Reifenden innen wie außen umfängt, ihn zu bewältigen oder von ihm bezwungen zu werden.

Ein Jüngling ohne Weltläufigkeit zu Beginn des Spiels, heiliger Trauer maßlos verfallen, einsam treu inmitten vergessenden, vertuschenden Getriebes, ohne Anpassung, Hinblick oder Verstellung, ein unfreiwilliger Mahner, ja eine herausfordernde Kritik der Welt, die ihn umgibt, und gleichgültig gegen seine Wirkung auf sie —

so steht Hamlet mit umflorter Reinheit inmitten der prangenden Trübe des Hofes.

Er liebt — aber von diesem Umstande ganz befangen, sieht er nicht, wen er liebt. Eros selbst ist es, den er liebt, dieses nicht zuvor gekannte Grenzenlose des Gefühls, das ihn mit stürmischer Ahnung erfüllt und blind auf das erste Stück Zufall wirft. Ophelia ist die erste beste, die ihm in seiner Sphäre unterkommen konnte. Aber wie übermalt er ihre Wirklichkeit mit einem wolkigen, verschwärmteten Ideal; er ist dem blitzgetroffenen Romeo so fern, wie einem Verführer oder Kenner, so fern wie jener „junge Mensch“, dessen Geschichte Flaubert „Education sentimentale“ nannte. Er liebt ein Leitbild aus der Tiefe seines Wesens, nicht die Tochter des Polonius. Diese „liebreizende Ophelia“: lüsterne Unschuld und sentimentale Bereitschaft mit süßer, niederer Stirn, schäfchenhafter Durchschnitt in appetitlicher Knospe, die den Wurm des Kupplerischen alles Weltlaufs in sich birgt, die das schrankenlos Vermischte, unwürdig Vieldeutige der Welt als unklar liebliche Verlockung bietet — Reiz als Maske des schlimm Banalen —, wie fern ist sie den reinen, hochherzigen Schwestern Julia und Rosalinde, Desdemona oder Imogen! Hamlet ist noch nicht in der Welt und weiß nicht, was in ihr gespielt wird — daß er's so fürchterlich erfahren muß aus dem Geistermunde seines Vaters, wird seine Tragödie.

Er ist noch ganz in Vater und Mutter. Der Vater ist ihm alles, ist nicht ein Mensch unter anderen, aber ein erhabenes Leithild seiner Seele, das ihn ganz beherrscht.

Er war ein Mann: nehmst alles nur in allem,
Ich werde nimmer seinesgleichen sehn.

Alles Erhabene, dem seine reine Jugend so geöffnet ist, hat Hamlet auf diese Gestalt geschaut; im Zwischenalter, ehe der Heranwachsende sich von der Mutter löst und sich selbst als Mann erkennt, indem er das Weib „erkennt“, wie es in der Schrift heißt, ehe er mit der unsichtbaren Nabelschnur zur Mutter auch das Geisterband zum Vater zerreißt, sind Sohn und Vater noch mystisch eins. Sie tragen bei Shakespeare den gleichen Namen, und der „alte Hamlet“ hat als das andere Ego, das große Ich des Sohnes, keine privaten eigenen Züge, die ihn dieser über-

persönlichen Rolle entfremdeten; nichts Anekdotisch-Individuelles zieht seine heldisch-hohe Idealgestalt aus der wolkigen Höhe des Königs und Vaters ins Bereich alltäglicher Menschen. Er ist ganz mit dem inneren Auge des Sohnes erschaut, und wie Hamlet in seiner Trauer um den Vater, geht der Vater ganz darin auf, der große Heimgegangene, die geisterhafte Idealgestalt zu sein.

Was dieses Vaterbild dem jungen Sohne als Schlüssel für die Welt, die seiner harrt, bedeuten kann: die Weihung der vermischten Welt durch den gerechten Sieg der lauteren Mächte und die Erfüllung eines königlichen Lebens durch Tugenden und Taten, die unvergessen bleiben — all das hat Hamlets Mutter ausgelöscht, indes sie des Vaters Bild in ihrem Herzen auslöschte und, kaum in Witwentrauer um ihn, sein vergessend dem ungleichen Bruder in die Arme sank. Dieser Claudius, der den alten Hamlet um Kron' und Weib vergiftete, ist nur ein Schurke; freilich muß er sterben: der Vater will gerächt und seine Krone durch einen anderen reinen Scheitel entsühnt sein — aber seine Mordtat und das schließliche Ende des Vaters verkehren Hamlet nicht das reine Bild der Welt, das seine Reinheit dem Anhauch des Vaters dankt; Hamlets Tragödie ist seine Mutter.

Daß sie nach des Vaters Tode noch einmal Weib sein konnte, diese Mutter, und das so schnell und so gemein, reißt Hamlet eigentlich „die Zeit aus den Gelenken“. Statt in völligem Vergessen des kaum verblichenen Gemahls einem Unwürdigen zum Siege dumpfer Bettfreuden in die Arme zu sinken und ein Gemeines spät, aber beglückend an sich auszuleben — wohl ein Stück ihrer Natur, aber beim alten Hamlet, dem erhabenen, war es nicht auf die Kosten gekommen, es war schlummernd geblieben, indes es Claudius gelang, es wachzukitzeln, den Funken zu erspüren und anzufachen zu schwelender Glut — statt so den Gatten und sich selbst ganz zu vergessen, hätte sie dem entschwundenen Idol des Sohnes die Treue halten müssen, dann wären Mutter und Sohn eines geblieben in Trauer und Andacht vor ihm. Indem sie den Vater vergaß, verriet sie sein doppeltes Ich und verlor auch den Sohn, sein Ebenbild im Fleische. Als des Vaters mahnender Schatten steht Hamlet mit seiner Trauerschwärze unterm Festprunk des neuen Hofstaats, ganz eigentlich als sein Geist, der nicht zur Ruhe kommt über die schamlose Hast seines Ver-

gessenwerdens und der am hellen Tage umgeht, spukt Hamlet durch das Schloß, ehe seines Vaters Geisterstimme ihn zum Amt der Rache ruft.

Dieses Amt, ihm auferlegt, ist die Grenze des Wahnsinns, an der er immer wieder steht, darunter droht er zu zerbrechen, daran eben richtet er sich auf, kommt er zu sich selber und erhebt sich strahlend über die eigene Vergänglichkeit zu einem Wissen und einer Gelassenheit, wie einer sie hat, der schon einmal drüben war und wiedergekommen ist, wie einer, der mit Geistern Rede tauschte und von ihnen Auftrag empfing. Von da her erscheint ihm der geschwellte Prunk des Hofes ein schaler Mummenschanz, die dumpfe Roheit seiner Feste wie Sielen im Kot. Ihm ist der Star gestochen, und wie der Eingeweihete der Isis, der durch ihr Mysterium die Häuser der Unterwelt auf der nächtlichen Fahrt in der Sonnenbarke mit ihren Göttern, Richtern und Toten und den Geheimnissen der anderen Welt geschaut hat, oder wie Lazarus, der vier Tage im Grabe als dem Tor zur anderen Seite gelegen ist, so bringt er der Welt auf unserer Seite ein verwandeltes Auge entgegen. Daher seine seraphische Distanz zu allen Larven des Lebens, die ihm wie Puppen eines albernen Spiels erscheinen, daher als Erquickung eines Augenblicks die Flucht aus dem wüsten und gespenstig fahlen Scheine dieser Wirklichkeit in die Scheinwelt des Theaters.

Im rollenden Wortschwall der Schauspieler, in ihrem gespielten Pathos blitzt etwas Echtes auf: das Wirkliche als gewollter, prunkend gekonnter Schein, an Stelle einer Wirklichkeit, die unwillkürlich trüber Schein ist und sich selbst nur kann als wüster Wirbel des Gemeinen. Aus diesem Wissen um die Gegenwelt inmitten selbstvergessenen Sichverlorengehens der Welt, von diesem Todeskuß des Jenseits auf die Schläfe getroffen, richtet Hamlet das zerreißendste, unheimlichste aller Schauspiele her: daß er selbst die schauerliche Ermordung des Vaters anschauen will im Spiel. Die entscheidenden Verse dichtet er selbst hinzu, er führt die Regie, aber nur, weil er als Lichter, die das groteske Pathos dieses Maskenspiels anleuchten sollen, die Gesichter der Schuldigen vor seine Rampe pflanzt — als einen Spiegel, darin seine Figuren erst die rechte Brechung finden: neben dem betretenen Schurken die dumpfe Animalität dieser immer noch schönen Frau,

die Hamlet einst gebar, und die seit kurzem so aufgeblüht, verwandelt und gelöst ist, Hamlet so fremd und so schauerlich nah — oh, daß er sie weniger verstünde, daran geht er zugrunde. Das ist Frau Welt,

..... ein wüster Garten,
Der auf in Samen schießt; verworfnes Unkraut
Erfüllt ihn gänzlich

— das ist die Welt, in die er treten soll und glücklich sein: vergnügt, vergessend und gemein wie diese anderen Fratzen rings — ja es ist die Welt, die ihn gebar.

Da sitzt diese Frau und spürt nichts, aber irgendwo muß sie doch alles wissen, auch wenn es nicht zu ihr dringt durch die fleischigen Schichten befriedeter Lüste, aufzüngelnder Triebe und sich wiederkäuender Sättigung. Da sitzt sie, aus Gefälligkeit und Nachsicht mit ihrem Sohn, dem jungen Sonderling, zu dieser Laune seiner Theaterspielerei gekommen — man muß nachsichtig sein mit ihm, er ist nicht so ganz beieinander, des Vaters Tod hat den Jungen ganz verstört. Da sitzt sie, um eine Posse anzuschauen, so zwischen Tisch und Bett, mit denen sie das tiefere Gleichgewicht ihrer Natur von Tag zu Nacht befriedet herstellt. Da sitzt sie, und sie ist die Welt. So ist die Welt, darum kommt Hamlet nicht herum. Was nützt es, diesen König zu erschlagen, Hanswurst und Schuft in einem, — einer weniger? Gut! Aber sie wachsen ja nach wie Pilze, wie in der ungekrönten Sphäre den Zwillingen Rosenkranz und Güldenstern alsbald der junge Osrick nachfolgt; — „kennst du diese Schmeißfliege?“ — da gibt es keine Lücke, dem Chor argloser Narren und leichtfertiger Schurken reißt kein Ereignis Lücken, die Flora des Gemeinen ist immer grenzenlos in Flor; wohin du schreitest, trittst du auf ihren Blütenteppich, watest du in ihren Sumpf. Das ist's, was Hamlet immer wieder hemmt, zu vollstrecken, was der Geist des Vaters ihn heißt: den König niederzustoßen — vielmehr die Mutter zu wandeln, das wäre alles. Es würde der Welt ein anderes Gesicht geben, ein edleres ihr wiedergeben, wie die Hoheit des Vaters es ihr aufprägte, ehe die Mutter sein Andenken schändete. Nun ist die ideale Welt vom Vater her durch keine Sühne seines Todes wiederherzustellen, die Mutter enthüllte ihr wahres Gesicht, und

keiner straft sie Lügen, nur ein ohnmächtiges Gespenst klagt an. Die Mutter ist ja die Welt, ihr Schoß gibt uns der Welt. Will der Vater uns nach seinem Bilde formen als sein anderes Ich, das ihn überlebt, wie Gott den Menschen nach seinem Bilde schuf — nach dem Bilde der Mutter formen die Söhne die Welt, hier fallen die Entscheidungen, die ein Leben selten hinreicht, auszulöschen.

Darum läßt Hamlet den König entkommen, den er im Knie und Beten überrascht, und eilt zur Mutter, ihre vielleicht erschütterte Tiefe vollends aufzureißen. Hat er das Spiel nicht eigentlich, sich selber unbewußt, nur für sie inszeniert, um ihr die Augen aufzutun über sich selbst? Will er nicht sich selbst über diese tiefere Absicht täuschen, wenn er sich einredet, der Zweck des Theaters sei, im Gesicht des Königs das Geständnis seiner Schuld zu lesen? Sein „prophetisches Gemüt“ bedurfte dazu kaum des Zeugnisses aus Geistermund.

Der indische König der Vorzeit birgt sich vor allem vielgesichtigen Grauen des Lebens im Dunkel seiner Höhle, er schläft, vertrauend heimgekehrt, im mütterlichen Schoß der Welt und bangt vor keinem Traum, der ihn verstörte. Den Dänenprinzen, Sinnbild des modernen Menschen, umfängt die Welt nicht wie ein mütterlicher Leib, ein Götterleib, nachdem kein Strahl mehr, vom höheren Ich des Vaters ausgesandt, ihr Grauen verklären kann, und beider „Ziel aufs innigste zu wünschen“ ist ihm von „des Gedankens Blässe angekränkelt“:

„Schlafen — vielleicht auch Träumen? — ja, da liegt's:
Was in den Schlaf für Träume kommen können,
Das zwingt uns still zu stehn.“

Die Welt hat keinen mütterlichen Schoß mehr, in den der Mensch eingehen könnte, um grenzenlos darin bewahrt zu sein; der mahnende Ruf der Mutter: „Hamlet, geh nicht nach Wittenberg!“ — im Ohr des sterbenden Mittelalters muß er geklungen haben wie ein „Geh nicht nach Moskau!“ in vielen Ohren heut und gestern — die mahnende Stimme kommt zu spät. Die neue Mischung Mensch ist schon gebraut, in Wittenberg und vielerorts, der tausendjährige Schoß der Kirche ist gesprengt, das Nabelband zur orientalisch-römischen Mutter ist zerrissen, und sie war die letzte, geistig gewordene Form der Mutter Erde, Mutter Isis, Mutter Welt. Jetzt

wird der Mensch Natur, den mütterlichen Leib zerfleischen, ihn als Steinbruch neuer Energien und Stoffe brauchen: ganz entgottet und geknebelt gibt der Leib in immer anderen Verwandlungen Kräfte her, wie Willkür und Furcht der Menschen voreinander sie maßlos und vernichterisch sich fordern. Fessellos in entfesselter Welt steht Hamlet heut wie damals da:

„Die Zeit ist ausgerenkt — verfluchter Hohn:
Daß ich jemals geboren ward, sie einzurichten!“

Im indischen Mythos findet Mutschukunda gläubiges Flehen nach Erlösung Gehör. Mit ihrer Verheißung begnadet fällt der vorzeitliche Held dem Herrn der Welten zu Füßen; dann tritt er aus der Höhle, die ihn wie ein Ungeborenes traumlos hegte, hervor, wie aus dem Mutterschoß der Welt aufs neue geboren, zu flüchtigen Geburten in Götterherrlichkeit und Menschenwelt, die Krischnas Mund ihm weissagt, sie werden ihn über die Erinnerung an frühere Geburten ohne Ende der Auflösung im höchsten Gotte entgegenheben — im Gotte, der das Ganze der Welt mit seiner Fülle aller Wesen aus sich spielt und in sich schmilzt und über allem ist.

Er tritt aus dem Maul der Höhle hervor — in eine verwandelte Welt! Wie winzig sind die Menschen geworden seit jenen Weltanfängen, da er zuletzt sie sah! Da erkennt er: das letzte Weltalter ist im Anbruch, und er geht in die Einsamkeit der Berge, sich in asketischer Glut dem Gotte entgegenzuläutern.

Was geschah, indes er schließt? Seit jenem Weltmorgen, aus dessen wallendem Kräfteschwall die Götter in sieghaftem Ringen zur Herrschaft aufstiegen und Mutschukunda sich in Schlummer ohne Ende fallen ließ, ist die göttliche Ordnung, die Brahma der Welt an ihrem Anfang eingeprägt hat, trüb und matt geworden. Verzweigt und schal steht die Welt an der Schwelle des letzten Weltalters, in dem sie völlig verderben wird. Aber Markandeyas Gesicht lehren: selbst wenn sie sich in den Abgrund des lauteren Nichts, in ein allverschlingendes nebelndes Meer ohne Raum zu verwandeln scheint, bleibt sie in Gott und kann ihm nicht entfallen. Wohl entfällt der heilige Markandeya in seiner Unrast der Gestalt, in der das Göttliche sich seinen Geschöpfen bietet — der Welt mit ihren Pflichten und Erfüllungen —, aber wenn er aus der gestaltigen Maya Gottes in seine überweltliche gestaltlose Tiefe

stürzt, in der Gott elementisch bei sich ist, wir aber nicht bei ihm — in die Tiefe, die der Kreatur ein bodenloser Abgrund dünken muß und uferloses Todesdunkel —, auch dann noch zeigt sich der Gott in tröstender Gestalt, den Heiligen heimzuholen aus Wahnsinnsangst und Verzweiflung, darin zu vergehen, und bringt ihn zurück in seine gestaltige Erscheinung, in die Maya seines Leibes, der die Maya der Welt als Traum des Schlummernden in sich bewegt.

Die Welt der Geschöpfe ist wohlbewahrt in Gott, sie spielt im Kreislauf seines Leibes, aber auch der Sturz über ihren Rand, in die Tiefe, die alles in sich verschlingt, wie sie alles trägt und aus sich gebiert, der Sturz in den Abgrund in uns, aus dem wir leben, solange wir ihm nicht verfallen — ist ein Sturz in Gott selbst wenn uns seine Maya nicht davor bewahrte, uns aufzulösen in dem göttlichen Element und wahnsinnig zu werden an seiner Grenzenlosigkeit.

Der schlummernde Gott, der die Welt wie eine Frucht in seinem Bauche trägt, daß er sie ausgebären könnte, ist ein Mann, der schwanger geht mit der Welt — er gleicht im großen jenem vorzeitlichen Helden, der Mutschukundas Vater in sich austragen mußte, weil er unbedacht das Zauberwasser, das fruchtbar macht, geschluckt hatte. Dieser schlummernde Riese hat etwas verborgen Weibliches, geheim Mütterliches. Die Lehre der Jainas, die das vorarisch alte Weltbild Indiens am reinsten spiegelt, sieht den Kosmos in Gestalt einer riesigen Weltfrau; die Unterwelten trägt sie in Füßen, Schenkeln und Bauch, quer in der Leibesmitte liegt die Erdscheibe, und am Rückgrat hinauf, am zentralen Weltberg, liegen Schicht um Schicht übereinander die Götter- und Himmelswelten, gipfelnd in der Sphäre der Erlösten, die zunächst der Kuppel der Hirnschale oben alle Sphären kreisenden Schicksals unter sich läßt. Aber die alten Veden der einwandernden Arier geben dem weiblichen Prinzip in der Sphäre des Göttlichen nur untergeordnete Rollen, die weiblichen Wasser, die Mutter Erde treten im brahmanischen Kult zurück, Weltschöpfung und Weltregiment fällt göttlichen Mannwesen zu. Die müssen dann, wie der Vater jenes Königs Mandhatar der Vorzeit, Weiberwerk verrichten, so gut sie es vermögen. Der „Herr der Ausgebüten“ (Praja-pati), der sich in Geschöpfen ausgebären will, befruchtet im Mythos der Veden sich selbst, und aus seinem Atem schafft er die Götter, aus

dem Wind seines Leibes die Dämonen. Oder er weint über seine grenzenlose Einsamkeit inmitten der Urwasser, und seine Träne, die ins Wasser fällt, wird die Erde, die Träne, die er abwischt, wird zum Luftraum; was er aber nach oben wischt, wird zum Himmel. Oder er erhitzt sich und bringt das Brahman hervor, die magische Gewalt, die in Spruch und Zauber lebendig ist, dann bringt er die Urwasser hervor, geht in sie ein und bringt das Ei zustande, aus dem die Welt hervorgeht. Wenn das Uranfängliche ins Sein hineinwerden will, so erhitzt es sich innerlich, wie ein Asket in Yogagluten glüht, es dampft Rauch, blitzt Feuer, dunstet Wolke, es sprengt seine blasige Hülle, und sein Fruchtwasser wird das Meer.

So wird auch Vischnu den Traum der Welt, den er in sich bewegt, wenn er die müdgewordene Welt in den Schoß der Wasser zurückgerafft hat, auf wunderbare Weise ausgebären. In seiner Gestalt als Fisch erzählt er Manu den Aufgang des neuen Welttages aus der Nacht, die alles in sich schlang.

2. Weltnächte und -tage II

Zu Wassern ward das höchste Wesen und sammelte in sich Glutgewalt. Den eigenen Leib bedeckte es, die Ursprungsstätte der Meerungeheuer. Danach gedachte das große Wesen voll über großer Kraft, die Welt aus sich hervorzubringen.

Er, der All, dachte das All, wie es aus den fünf großen gewordenen Wesen, den fünf Elementen, besteht. Er dachte das All: da breitete sich Windstille über das Meer, über die Welt, die ohne Raum war, die eitel Flut war, und sinnlich fein und bodenlose Tiefe.

Er ging ins Wasser ein und regte ein wenig die Flut; da entstand mit Wellen, die eine der anderen folgten, uranfänglich ein feiner Spalt. Sein Raum war Schall, gegen den Schall erhob sich ein Wind, er fand Raum, und der unerschütterliche Bewegende wuchs in die Weite. Wachsend setzte er mit seiner Wucht das Meer in Aufruhr, und aus der Reibung seiner gequirlten Wasser entstand der Gewaltige, des Pfad von Rauch und Asche schwarz ist: der Feuergott, die Herdflamme der Menschen.

Danach zehrte das Feuer viel Wasser auf, und wie die Fülle der Wasser dahinschmolz, entstand ein breiter Spalt: der Himmelsraum. Das sah der große Gott, der die Elemente aus sich werden läßt, voll Freude.

Da dachte der Vielgestaltige, um die Welt zu entfalten, das Höchste, das mit Brahmias Geburt verknüpft ist. Wenn auf Erden einer, durch die Einweihung zum Schüler des heiligen Wissens wiedergeboren und durch Glutgewalt der Askese in seinem Wesen neu geworden, schließlich höchste Erkenntnis aller Dinge erschaut hat, der wird aller Yogan Höchster. Und diesen höchsten Yamächtigen, im Besitz vollendet Herrschaft und Macht, erkennt der yogakundige Allgott und stellt ihn im Wiederaufgang der Welt als Herrn des Alls an die Stätte Brahmias.

Da spielt der Allgott in der großen Flut, der Unerschütterliche spielt im Wasser, es freut sich der Schöpfer aller Welt, wie es sein Gesetz ist. Und da treibt er einen einzigen Lotos aus seinem Nabel hervor, der ist tausendblättrig, fleckenlos, aus lauterem Golde und strahlt wie die Sonne. Danach treibt er aus sich den edelsten der Yamächtigen hervor, der aus sich selber alle Welten hervorbringt: Brahma. Der kehrt seine Angesichter nach allen vier Richtungen des Raumes im goldenen Lotos, der sich viele Meilen weit breitet und aus allen Kräften strahlender Glut besteht und mit dem Zeichen der Erde bedeckt ist. Denn diesen Lotos nennen die Weisen, die alter Überlieferung kundig sind, „höchste Form der Erde“, diese Lotosblume ist die Göttin „Feuchte“ und wird „Erde“ genannt. Aus ihr erheben sich, vom Saft des Lotos schwer, die himmlischen Berge: Himalaya und Meru, Kailasa, Sonnenaufgangsberg, Vindhya und andere, die sind die Stätten der Götterscharen und der Vollendeten voll hohen Wesens. Sie schenken den Menschen reinen Wandels Frucht aller Wünsche. Das Wasser, das von diesen Bergen strömt, ist dem himmlischen Naß der Unsterblichkeit gleich, die göttlichen Flüsse, so heißt es, sind Gefäße für Hunderte von Wallfahrtsorten. Die Staubfäden, die rings den Lotos umgeben, sind all die unzählbaren Berge der Erde mit Schätzen von Metall, die vielen Blütenblätter aber sind die unzugänglichen felsenbehäuften Lande fremder Völker. Die Blätter auf der Unterseite sind Behausungen der Dämonen, Schlangen und Vögel, das große Meer bei ihnen heißt „die Feuchte“, in ihm ertrinken die Menschen, die

eine Todsünde begangen haben. Im Innern des Lotos ruht die große Erde inmitten eines großen Meeres, da nennt man vier Gewässer nach den vier Himmelsrichtungen hin. So schuf der Erhabene die Ordnung des Bestehens für alle Berge, Ströme und Gewässer.

Brahma aber, einsam auf dem goldenen Lotos thronend inmitten der nächtigen Wasser, sammelte in sich Glutgewalt der Askese, um aus seiner Yogaschau die Welt zu entfalten. Da ward er gestört. Zwei Widergötter erhoben sich, sie erstanden aus dem Schmutz der beiden Ohren des liegenden Vischnu, wie der Lotos, auf dem Brahma thront, seinem Nabel entquollen ist. Madhu und Kaitabha hießen die beiden fürchterlichen Dämonen; in ihnen gewannen die Leidenschaft und die Dumpfheit Vischnus Gestalt, wie Brahma seine lichte Klarheit spiegelt. Die beiden setzten im all-einen Meer die ganze Welt in Aufruhr. Sie trugen himmlische rote Gewänder und zeigten weißflammende grausige Hauer, sie ragten hochauf mit Diademen und Ohrgehängen und funkelten von Geschmeiden an Armen und Handgelenken. Ihre kupferroten Augen waren weit aufgerissen, mit mächtiger Brust, großen Armen und berghohem Wuchs glichen sie wandelnden Bergen. Wie die schweren Wolken der neuen Regenzeit waren sie, und ihre Gesichter glichen Sonnen. Sie strahlten Blitze und schwangen furchtbare Keulen in Händen, es war, als erschüttere ihr Tritt das Meer, als erzittere der schlafende Vischnu davon.

So kamen sie daher und fanden im Lotos den Gott, der mit vier Gesichtern nach allen vier Seiten des Weltraums blickt; er brachte alle Geschöpfe aus sich hervor, alle Gottheiten und seine geistentsprungenen Söhne und die Dämonen und Heiligen. Da flammten die beiden vor Zorn und rollten die Augen vor Wut — sie suchten selber ihren Tod — und sprachen zu Brahma: „Wer bist du, mitten im Lotos mit weißem Diadem und vier Armen? Asketische Selbstbezwigung übst du voller Wahn und sitzest bar des Fiebers der Leidenschaften. — Komm! Geh herzu und stell dich uns zum Kampfe, Lotosgeborener! Bist du ohnmächtig vor uns beiden Starken hier im Meere? — Wer ist denn dein Ursprung, oder von wem hast du Auftrag? Wer schuf dich, wer schirmt dich? Mit welchem Namen wirst du gerufen?“

Brahma sprach: „Der eine wird er genannt, der den Welten

unausdenkbar ist, der Tausendäugige. Begreift mein Werk von ihm her.“ — Aber die beiden gaben ihm zur Antwort: „Es gibt nichts Höheres als uns in der Welt, du Weiser. Wir umhüllen das All mit dumpfer Trübe und mit Wirbelstaub der Leidenschaft. Wir sind Wirbel der Leidenschaft und dumpfe Trübe der Kreatur. Heilige Seher vermögen über uns hinwegzuschreiten, aber schwer überwinden die Menschen uns, wir verwölken ewige Pflicht und rechten Wandel. Weltalter um Weltalter quälen wir Bösen die Welt, wir beide sind Reichtum und Sinnenlust und sind der Opferkult, dessen Gewinn seliges Sinnenglück der Götterhimmel ist. Wo Glück ist mit Freude vereint, überall wo strahlender Glanz und Ruhm, wo alles ist, was Wesen wünschen mögen — denke: das alles sind wir!“

Brahma sprach: „Mühvoll habe ich vorzeiten mit dem Auge des Yogakundigen mir Yoga erworben; ihn ergriff ich und nahm meinen Stand in entfalteter lichter Klarheit. Er der höchste Yoga-weise ist lichte Klarheit, alles entsteht in ihm, er schuf aus sich selbst auch Leidenschaftswirbel und dumpfe Trübe. Von ihm stammen alle gewordenen Wesen her, Wesen voll lichter Klarheit und auch die anderen. Kein anderer als er bringt euch den Untergang, der mächtige Gott wird euch erschlagen.“

Da reckte der strahlende Riese in seinem Schlafe mit der Maya seines Wesens seinen Arm viele Meilen lang und fing sich die beiden. Er zog sie an sich, und sie zappelten wie zwei dicke Vögel, die aus ihrer Bahn gestürzt sind. Sie fielen vor ihm nieder und riefen: „Wir erkennen dich, Schoß des Alls, Einziger, höchstes Wesen! Beschirme uns, sei uns wirkender Grund, denn das wird uns erleuchten! Wir wissen, daß dich zu schauen nicht fruchtlos ist, darum kamen wir beide zu dir, dich ringsum zu betrachten. Darum wünschen wir eine Wahlgabe von dir, eine wunderbare, denn nicht fruchtlos ist es, dich zu schauen!“

Da antwortete der Erhabene: „Was ihr als Wahlgabe wünscht, sagt schnell! Wollt ihr das Leben geschenkt haben und wünscht ihr wieder im Verborgenen zu leben?“ — Da sagten die beiden: „Wo noch keiner gestorben ist, dort wünschen wir unseren Tod, o Herr, und von deiner Hand komme uns der Tod, großer Asket!“

Da gab der Erhabene ihnen eine große Verheißung, ehe er sie überlistete und tötete. Er sprach: „Wahrhaftig, ihr werdet auser-

lesen sein in werdender Zeiten Werden, hegt daran keinen Zweifel, das sage ich euch in Wahrheit.“ — Dann machte er seine Wahlgabe wahr und zerrieb die Zwillinge, aus denen das Werden alles Wirbelstaubs der Leidenschaft und aller dumpfen Trübe der Tierheit in Mengen kommt, mit der Fläche seiner Schenkel.

Wie Wasser ihre Vegetation, wie ein Teich den Lotos von seinem Grunde ans Licht des Wasserspiegels sendet, so treibt Vischnu, menschhafte Gestalt der von sich selber trächtigen Lebensflut, einen Lotos aus seinem Nabel hervor, und diese Blüte ist die Welt. Vischnus Nabel selbst wird ein Lotos genannt, und die Lotosblüte ist ein Symbol des Schoßes: wie ein geöffneter Schoß am Leibe der Wasser erschließt sie ihren Kelch über dem feuchten Spiegel. Die Weltfülle, die der männliche Gott in seinem Bauche birgt, wölbt sich als erste Ausgeburt einen Schoß hervor, den Lotos am Nabelstrange des Stengels, um aus diesem Schoße die Welt ans Licht zu gebären. Inmitten seines Blütenbodens trägt dieser Lotos die uranfängliche Erde. Sie heißt die „Göttin Lotos“. Es gibt eine alte vorarisch-indische Göttin mit den zwei Namen Schri und Lakshmi, die in zwei Gestalten über alle Erdschätze gebietet: über die fruchtbringende Feuchte des Bodens und über edle Steine und Metalle. Diese Herrin der Erdkräfte thront auf einem Lotos, wie Vischnu auf der Weltschlange ruht. Ihre weibliche Gestalt über dem Lotos ist ihre menschhafte Erscheinungsform über der pflanzlichen, wie Vischnus männliche Gestalt auf der großen Schlange seine menschhafte Darstellung über der tierischen ist. Diese Göttin ist Vischnu gesellt, wenn er auf der Schlange im Weltmeer ruht, sie hält als seine Gattin verehrend seinen Fuß. Wenn Vischnu als menschhafte Gestalt auf der Weltschlange als auf seinem anderen Ich liegt und unter beiden die Flut sich breitet — als elementhafte Gestalt derselben Größe, die sich darüber in Tier und Mann verlarvt —, so scheint das Wesen eines vorarisch alten Wassergottes in ihm aufgegangen zu sein. Als Gott der allumfassenden, allestragenden und allnährenden Flut gesellt er sich der alten Erdgöttin „Lotos“ als Gemahl. In den arischen Veden bilden, wie bei Griechen, Römern und ihnen verwandten Völkern, Vater Himmel und Mutter Erde ein hohes Götterpaar, der regnend-zeugende Mann-Gott oben über der empfangenden Götterfrau unten; aber

dieses Götterpaar aus vorarischem Altertum lebt in subtropischer Breite Indiens, die keinen regnenden Himmel, nur die Regenzeit vorüberziehender Monsunwolken kennt. Hier ist der männliche Gott der Wasser das Schlangenwesen der Tiefe und trägt auf seinem Leibe die lotosgleiche Göttin Erde, deren Blüten schoß aus dem Naß der Tiefe seinen Saft zieht, um das Leben der Welt zu entfalten und zu speisen. Das Männliche unten, das Weibliche oben: „verkehrte Welt“ für den Blick einer jüngeren Weltzeit in uns und Indien, aber noch die altägyptische Kosmologie zeigt daselbe Bild: die Himmelsfrau, Finger und Zehen dem Horizont aufstemmend, wölbt den Leib als Bogen des Firmaments; unter ihr liegt, flach hingestreckt, der Erdenmann und blickt zu ihrem Leibe empor, dessen Brüste, Schoß und Schenkel von Sternen blitzten.

Der lautere Blütenkelch des Weltaufgangs ist das Gefäß des lauteren Gottes; die Knospe tut sich auf: in ihr sitzt Brahma, der Demiurg, und entfaltet aus seiner lauteren Yogaschau die kosmisch-irdische Gestaltenfülle. Diese Welt ist wohlverbunden mit Gott, sie hängt an seiner Nabelschnur, der Kreislauf seines Lebenssaftes baut sie auf.

Aber darum ist sie keine Idylle. Das flutend Bodenlose treibt seine Blüte, das gestaltlos Göttliche schwitzt Gestalt — dann hebt nicht nur sein Lauteres den frischen Blütenkelch, auch die Ge-walten, die Brahma's Ordnung im Gang der Weltalter verstören und die Welt an ihrem dunklen Ende ganz beherrschen werden, treten ins Licht: das Leidenschaftliche und das Dumpfe aller Kreatur, sich blähende Kraft, reißende Wut, rasendes Verlangen hier, und dort die Dumpfheit der Triebe, die Trägheit des Tiers; bestialische Gemütlichkeit, die sich in süßem Vergessen wärmt oder in Wüten aufbricht, das sich selbst nicht sieht. Diese beiden, der Rausch der Sinne und des Blutes, bringen erst Bewegung, Schwung und Kampf in den Weltlauf. Sie schaffen die Einsätze des Lebensspiels: alles Gleißende, allen Gewinn, indem sie das Trachten danach sind. Was sie anstrahlen mit ihrem Leuchten und Glühen wird zu Lockung und Wert. Alle Schätze und alle Lust, alles Wünschen und seine Erfüllungen, ja auch die frommen Opfer und Gaben, die Seligkeit in Götterhimmeln eintauschen sollen, sind ihr Geschmeide und glitzern nur an ihrer Gebärde. Sie machen das unbedenkliche Leben sich selber lieb, daß es an seinen

Räuschen und Enttäuschungen hängt, sein Bitteres schlürft wie seine Süße und dabei nicht über sich selbst hinausverlangen kann in kreatürlicher Verfangenheit. Sie sind die Kräfte dieser Welt, wie Brahma, der entrückte Yigin, über sie hinausweist. Mit ihm bilden die beiden das Kleeblatt ursprünglichster Ausgeburt und Selbstverwandlung des unentfalteten ungreifbaren Gottes zu greifbar entfalteter Gestalt.

In indischer Weltentstehungslehre, die vom Unentfalteten ausgeht, sind seine ersten Wandlungsformen die lichte Klarheit (sattva), der Wirbelstaub der Leidenschaft, der die klare Sicht des Horizonts verwölkt (rajas), und dumpfes Dunkel (tamas). Diese drei Grundkräfte und Selbstverwandlungen des in sich ruhenden göttlichen Urstoffs der Welt sind auf dem Grunde aller Erscheinungen, der seelischen wie der leibhaften. Aus ihnen ist die Welt mit allen ihren Gestalten gebildet, wie das Unentfaltete sie übergegensätzlich in sich aufgehoben beschloß, ehe es sie zum Spiel der Welt auseinandertreten ließ. Im mythischen Geschehen heißen sie Brahma, Madhu und Kaitabha.

Das Göttliche treibt die dämonischen Gewalten so gut wie Brahma's göttliche Klarheit als Kräfte seines Wesens aus sich selbst hervor, wenn es den Traum der Welt als eine Phantasmagorie der inneren Fülle nach außen wirft oder sich den Schein gibt, so zu tun — denn was ist ihm Innen und Außen, was bedeutet Innen und Außen für uns, wenn unsere innere Fülle uns einen Traum auswirft, in dem wir wandeln, als sei er ein Außen, indes wir ihn innen tragen? — Das Göttliche entfaltet die Fülle seines Wesens ganz, wenn es sich zur Welt auswölbt; das tierisch Dumpfe ist ihm so eigen wie die Glut der Leidenschaft, und beide sind dem überweltlich-Göttlichen so nahe wie die selbstgebändigte Klarheit, die beide überwunden hat. Wie das Göttliche alles Dämonisch-Teuflische in sich birgt, gibt es ihm Raum im Spiel und Leib der Welt, die es aus sich entfaltet. Ihre unaufhaltsam wachsende Gewalt bringt die naturhaft steigende Verschlechterung und Verwirrung des Weltlaufs bis zum Dunkel seines Endes. Aber ihr Begehr, Brahma im Augenblick des Weltentfaltens bei seinem demiurgischen Amte zu stören, ist Anmaßung, da unzeitig, es frevelt gegen die naturhafte Ordnung der Weltalter — darum rafft das Göttliche die beiden wieder in sich hinein. Aber bevor es sie

spielend zermalmt, weissagt es ihnen tröstend, daß sie im Rhythmus der Weltalter wachsend zu düsterer Herrlichkeit und überwältigender Macht berufen sind.

Wie behutsam, wie zart geht Vischnu im Grunde mit dieser schmutzig-dämonischen Ausschwitzung seiner Ohren um! Welch eigenes Symbol: dieser Schmutz der Ohren! Auch der Reinsten findet ihn einmal in seinen Ohren; er mag sich sauber halten, wie er will, mit eins und anscheinend ohne besonderen Anlaß ist der eigentümliche Stoff da und kann, wen der Teufel der Reinheit reitet, außer sich bringen. Das Dämonische tritt unvermittelt auf, es stellt sich unwillkürlich ein. Kaum hebt das Spiel des Göttlichen an, ist auch schon sein Widerpart zur Stelle. Nun erst wird Gleichgewicht sein im Auf und Nieder schwebender Schalen der Weltwaage, jetzt erst ist ihr Schwanken möglich in langem Auf und Ab; erst in der kämpferischen Verschlingung dieser Widersacher wird die Welt ganz. Das Dämonische, wie es sich selbst in Madhus und Kaitabhas Prahlen preist, bildet den Stoff, der die Welt zusammenkittet und die Reibungen schafft, aus seinen Antrieben erst rollt und stockt sie als ein Geschehen über ihre vier Lebensalter hin.

Ein apokalyptischer Endsieg, die glückliche Bezungung des teuflisch Dämonischen für die Ewigkeit — das ist ein erhaben moralisches Kinderstübchenmärchen, das der große Morallehrer Zarathustra seinen Persern erfand. Von ihnen lief es zu Juden und Christen, und mit diesen weit um die Erde. Dieser Mythos begründete die Moral, man solle sein Dämonisches ausrotten, wie die himmlischen Streiter mit den Teufelsdrachen des Abgrunds tun. Der indische Mythos lehrt anderes: man soll seine Dämonen nicht ausbrennen wollen mit Vernichtung, aber einen Arm haben, der sie bezwingt und ihnen den Raum anweist, in dessen Grenzen sie mächtig sein dürfen. Das Dämonische hat das gleiche erhabene Lebensrecht wie sein lauterer Widerpart, es soll nicht ausgestoßen und zu gespenstigem Nichtsein verdammt werden, aber seine Stelle im Spiel des Ganzen finden, wo es seine Art auswirken kann. Denn wo wäre ein Spiel, in dem es nicht seine Hand hätte? Und wenn es davon ausgeschlossen ist, eine Gespensterhand, doppelt schlimm und tückisch, weil ungreifbar.

⁴⁸ Der Allgott gibt den beiden Dämonen eine Verheißung auf die Zukunft. Sie selbst sind Verheißung der Zukunft: ihr Kampf gegen

Brahmas entfaltete Ordnung der Welt — in immer anderen Gestalten, die aus ihrem Element aufstehen werden — wird den Gang der Welt ausmachen. Unsere dämonischen Anlagen sind die Verheißungen unseres Lebens; unsere Möglichkeiten, schuldig zu werden, führen uns erst in das Leben ein und verstricken uns wirklich, sie haben einweihende Funktionen und schlagen uns Brücken zu allen Gehalten des Daseins. Kinder wissen das, denn sie sind den beiden Dämonen noch in voller Unbefangenheit nahe — und sie sagen es auch. Freilich nur unwillkürlich, denn sie haben meist zuviel Takt, diese selbstverständliche Wahrheit den Erwachsenen, die sie ungern wahr haben wollen, ungefragt nahezubringen. Aber bei Fragen springt es heraus, etwa im Beichtunterricht der Erstkommunikanten. Den gibt der Herr Pfarrer selbst, und dieser Unterricht ist ein großes Erlebnis, in dem eine Schale der Kindheit zerbricht. Auf einmal wird das Kind gewahr, daß alles, was es an Kain und Abel und anderen Gestalten im biblischen Unterricht gelernt hat, auch einen selbst angeht; alle zehn Gebote und alle Sünden beziehen sich auf das Kind selbst. Welche ahnungsvolle Trächtigkeit bemächtigt sich des noch kleinen Lebens in der Gewissenserforschung, daß alle dunklen Mächte schon über uns Gewalt haben und sich in der eigenen kindlichen Vergangenheit aufweisen lassen. Die erste Beichte, eine Generalbeichte, bringt es ans Licht. Aber der Pfarrer bemerkt mit Unbehagen, daß Kinder bei dieser Zeremonie, die ihnen selbst so ernst ist, die Beichtformel immer wieder unwillkürlich verdrehen, statt „In tiefer Demut bekenne ich vor Gott und dem hochwürdigen Herrn meine Sünden“, sagen immer wieder Kinder: „In tiefer Demut bekenne ich vor Gott dem Herrn meine hochwürdigen Sünden.“

Es sind wirklich hochwürdige Wesen, Mystagogen, die den Menschen ins Leben einführen, in die Wirklichkeit aller Welt außen und in die eigene tief innen. „Ihr führt ins Leben uns hinein“, könnte man zu ihnen sprechen, denn durch was anderes kämen die Menschen zur Wirklichkeit außen wie innen als durch Verschuldung? Wo ist Verflechtung in die Wirklichkeit, die frei von Schuld wäre? Erst durch Schuld erfährt man, wer man ist, vorher schwebt man im Bereiche des Scheins. Vischnu, der All, läßt alles an sich gelten, auch den Schmutz in seinen Ohren und die dämonische, zerreißend-trübende Bewegung des Weltspiels, die ihm

entquillt. Erst dieses Dunkel und was in ihm wurzelt, gibt dem Oberen, Lauteren, Ordnenden sein Gegenmaß, gibt dem Gang der Welt Schwergewicht und Verlauf ins Wirkliche.

Einem Inder ist die Einseitigkeit verwunderlich, mit der die westliche Welt das Antlitz des Göttlichen ins Milde, Undämonische, Unverzerrbare verklärt hat, wo doch im Lebensganzen ständig alles beieinander ist, das Gegensätzliche Wand an Wand wohnt, ja sich innigst unheimlich durchdringt, wie im selben Hause zugleich geboren und gestorben wird, wie alles Leben im großen gesehen ein maßloses Zugleich des Entgegengesetzten ist. Es ist, als hätte Gott sich für die einseitig stilisierte Maske gerächt, die man ihm hat aufstülpen wollen — zuerst durch die mittelmäßige Erfindung des Teufels, der alles übernehmen mußte, was sich mit diesem einseitigen Gottesgesicht nicht vertrug, dann, indem der Teufel unglaubwürdig wurde, und neuerdings durch den Umstand, daß der Mensch sein einseitig umgeschaffenes Gottesbild mit der völlig dämonischen Wirklichkeit, die ihn umgibt und die er mit den Dämonen der eigenen Tiefe allstündig selbst hervorbringen hilft, in nichts mehr reimen kann, und also dasteht in einer Welt, die ihm keinen Sinn sagt, und ohne einen Gott, ja sogar ohne einige gute Beziehungen zu den eigenen Teufeln. Das scheint die ironische Rache des Göttlichen zu sein für die willkürliche Verklärung, die man ihm angetan hat.

Der Chor der Flüche und der Dankgebete hält sich vor dem Throne des Namenlosen immer im Gleichgewicht, jedes Mahl ist ein Mord, für jedes Leben, das entsteht, gehen Tausende von Keimen zugrunde, unser ökonomisch gerichtetes Leben wächst auf dem Grunde maßloser Verschwendung der Natur, vielmehr unser Ich, das sich sichern will und soll, ist selbst nur ein Tropfen dieser in sich überströmenden Verschwendung, nur ein flimmernder Blütensamen tanzend im Sonnenstaubstrahl eines verschwendischen ewigen Tages, der seiner nicht acht hat.

Es ließe sich ein Gebet denken, das für Schuld und Sünde dankt, weil sie den Menschen vor der Gefahr bewahren, sich überhaupt nicht zu ereignen, sich nicht auszuschöpfen, ja sich eigentlich gar nicht anzubrechen, weil sie den Menschen davor bewahren, ewig in der Schwebe als bloße Möglichkeit seiner selbst durchs Leben zu geistern — ein Dankgebet für die Möglichkeit, durch Schuld und

Sünde ganz zu werden, wie Dante auf der Wanderung durch alle drei Reiche.

Der schlummernde Gott, wie wir selbst in unserer Tiefe, ist der „All“; er ruht auf der Urschlange der Lebenswasser als seiner Tiergestalt. Indien ist das Land zeitlosen Schlangenkults, ihm ist die Schlange immer das Göttliche geblieben, ihr vielköpfiger Schild überdacht und beschirmt Vischnu in seinen menschhaften wie göttlichen Bildern; aber die Schlange ist auch den menschlich-übermenschlichen Überwindern alles kreatürlichen Lebens freundlich nahe, die wie Brahma, den der Allgott in sein Amt setzt, „höchste Erkenntnis aller Dinge“ erschaut haben und „aller Yogi höchster“ geworden sind: sie bildet Thronsitz und Baldachin der Buddhas und ist das Zeichen des alten Jaina-Heiligen Pârschva. Es ist der eigentümliche Sündenfall der Genesis, daß sie die Lebensschlange verflucht hat; es gehört aber auch im Aufgang des griechischen Menschen zu den Taten des Herakles, die dem verwunschenen Sohne des Himmelskönigs den Aufstieg zur Sphäre des olympischen Vaters bereiten, daß er als Kind in der Wiege die Schlangen erwürgt, die ihm die alte Erdmutter Hera feindselig sendet, und daß er nachmals, herangewachsen, die vielköpfige Hydra bezwingt, der für jedes abgehauene Haupt vielfältiges neues Leben aus den Hälsen schießt. In diesen Taten begegnet sich Herakles mit des Menschen Sohn, dessen Fuß der Schlange den Kopf zertritt; die überwundene Schlange ist das neue Sinnbild, das sich das Abendland, christlich und antik bestimmt, aus der alten weltweiten Urschlange formte und als Zeichen über seinen Aufgang schrieb. Im indischen Mythos aber sind Mensch und Schlange unlöslich eins in Gott; Thron und Lager des menschgestalteten Gottes bleibt die Schlange höchste Tiergestalt des Göttlichen, das viele Gestalten trägt und jenseits aller ist.

Im Leibe des indischen Menschen schläft Kundalini, die geringelte Lebensschlange, als animalische Kraft seiner Tiefe; der Yogi weckt sie durch eigene Übungen, daß sie über die Leiter der Elemente, die Leib wie Weltleib in Schichten füllen, aufwärts steige und einmünde in die überweltliche Sphäre des gestaltlos ruhenden Schiva — auf daß die weltbildende Kraft, die das Göttliche, den Leib entfaltend, in ihn niedersandte, wieder in ihren überweltlichen Quell zurückschmelze am Zenit der Lebewelt, der

Schädelkuppel des Erlösten. Der Inder ehrt die Schlange, sie ist die innerweltliche Kraft des überweltlichen Gottes — seine „schakti“ —, ist das greifbare Teil seines Wesens in Gestalt der Maya, die als Lust des Lebens alle Kreatur in sich selbst befängt und im Schlummer des Unbewußtseins unseren kleinen Weltleib trägt. Die innere Schlange in Yoga wecken, heißt ihr den Heimweg suchen in die Überwelt, ins gestaltlose Element, das den Lotos als seine Blüte aus sich treibt.

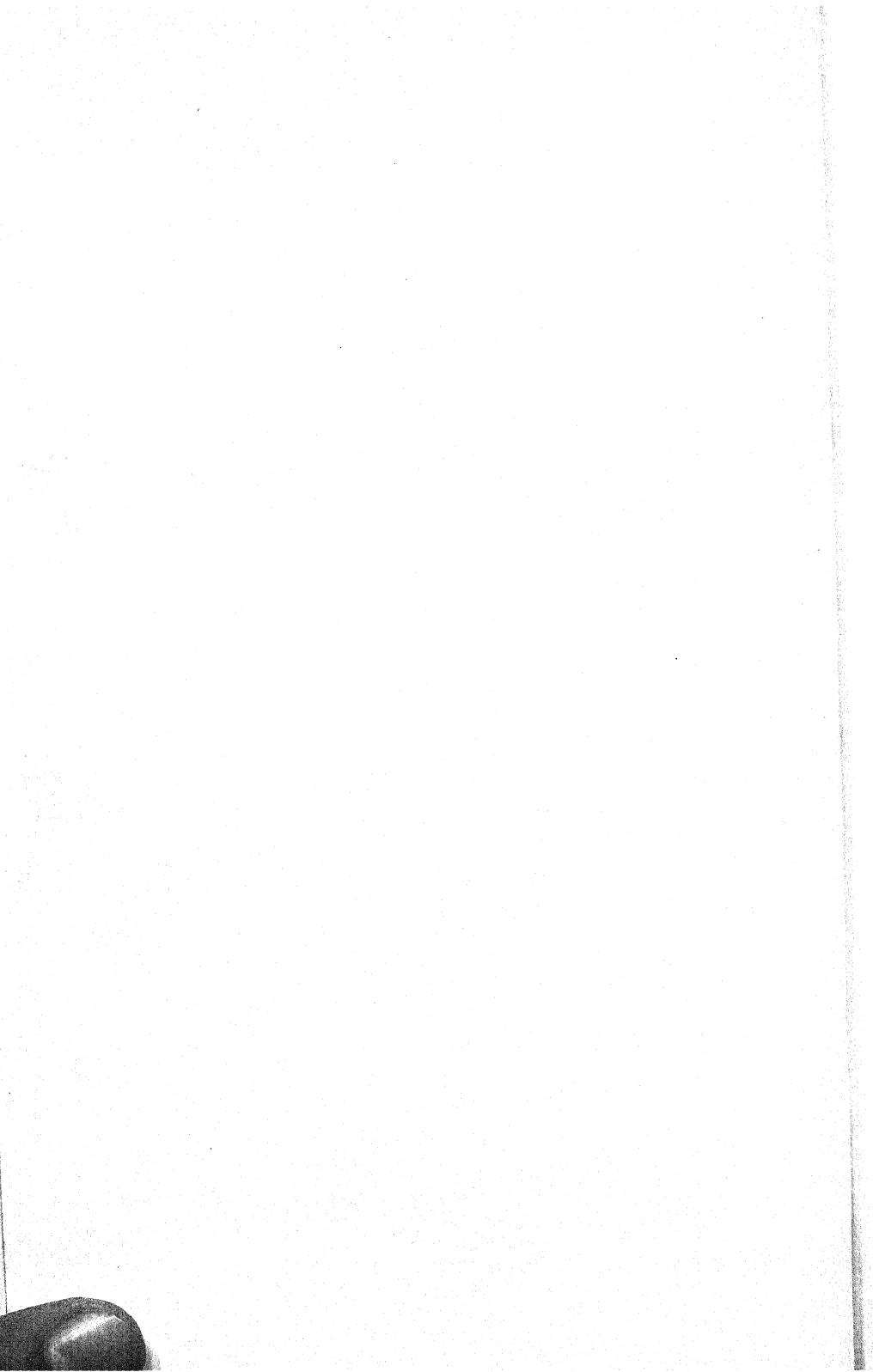
Die indische Welt mit all ihrem Grauen ist wohlbewahrt in Gott, ihr Ich ist nicht abgenabelt, einsam auf sich selbst gestellt im Wirbel der Vergänglichkeit, im Wüten der Dämonen. Denn das einzelne Ich weiß sich wie die ganze Welt als eine Blüte auf Zeit; es sieht sich aus dem Schoß zeitloser Wasser wachsen und fühlt diese Wasser im Schoße des eigenen Leibes, es findet sie dort im Bilde der Schlange, die geringelt in seiner Tiefe schlummert. Tier und Element sind noch nicht entrückt im Blick des Menschen auf die eigene Tiefe, sind noch nicht ausgegrenzt als ichfremdes Wesen, als das andere, ungeistig Böse vor dem richtenden Vaterblick des Geistes — sie sind das Mütterliche, an dessen Nabelstrang das Ich zeitlebens hängt, im Kreislauf ihm verbunden.

Das weite Reich in uns, wo wir nicht Ich sind, aber Trieb und Ahnung, Eingebung und Dämonie, Frieden und Zwang, völliges Dunkel und ein Wissen wie Blitze — dieser bodenlose Raum schaukelt die Blüte des kleinen Ich wie ein Meer. Gefährlich wie je ein Meer, und nährende Tiefe zugleich — wie ist solch eine Blüte den Wassern preisgegeben und verbunden; genährt, bewahrt und wieder ihr Spiel. Wie sehr sind wir im Abendlande seit Herakles und Christus vergleichsweise aufs Trockene geraten, indes der Inder mit amphibischer Gelassenheit, unmenschlich wie sein Gott, den Kaltblütern schlängenhaft verwandt, zerlösungsfröhlich im Elementischen der eigenen Schlangentiefe wie im Gestaltentausche des Samsara, das Blütenhaupt des Ich aus den Wellen hebt und schwiebend hält, derweilen sein ganzer Pflanzenleib noch in den Wassern steckt und, mit seinem Stengel angenabelt an den Schlamm der Tiefe, sich Nahrung saugt.

Dem Inder dieser Mythen ist das Gespinst aus Ich und Welt, das sich Bewußtsein nennt, eine bedingte Wirklichkeit — so wirklich wie Träume. Bedingt und wirklich als Gespinst einer Selbst-



Vischnu als Schildkröte



befangenheit in einem Ich und seiner Welt, wie im Befangensein mit Traum-Ich und Traumgestalten. In uns ist etwas, das spinnt uns Träume und spinnt sie uns sinnvoller, als wir sie meist lesen können. In all ihrer Angst und ihrem Dunkel, die uns jagen, bleibt es ruhig, ja, es kann uns zurufen: „Genug der Angst, genug geträumt! Sei nicht mehr diese Traumgestalt, mit der du in dir selber geisterst und zitternd dich selber schreckst, anstatt in Ich und Schreckensraum des Traumes dich zu spalten, sei ganz und wach! Wirf das gehetzte Traum-Ich ab, mit ihm die Welt, die es umfängt!“ — so ist dem Inder der Mythen eine Stimme nahe aus der Tiefe in uns, die nichts schreckt, und ruft ihn an in seinem Lebenstraum; ein Mütterliches, dem er sich entquellen fühlt, umfängt ihn.

Die Seelenlage, aus der solche Sicht des Lebens kommt, ist so bedrohlich wie die entgegengesetzte Hamlets, aber sie ist tröstlich umfangen von den Wassern der Tiefe. Hamlet sitzt auf dem Trockenem, auf dem kahlen Fels stoischen Gleichmuts unterm erbarmungslosen Erz einer entgötterten Himmelsschale, und die Welt, auf die er niederblickt, hat Breughel gemalt: sinnloses Gezwimmel dämonischer Trivialität. Hamlet blickt auf das entzuberte Blachfeld des heroischen Epos, auf die Ebene Ilios, nicht wie Homer sie sah, aber wo Shakespeares Pandarus, das Kuppelgenie im Spiel um Troilus und Cressida, als Epilog das letzte Wort behält, nachdem der blöde Haudegen Achill, seinen Mignon Patroklos zu rächen, dem waffenlosen Hektor den Garaus machte. Dort saugt sein froherer Bruder Troilus sich Ekel an der Welt, wie sie ist, im Blick auf Hektors Ende und Cressidas Spiel, die Opheliens gewitztere Schwester ist.

Ein „alter Römer“, der stoische Horatio, ist für Hamlet der einzige Mensch inmitten der Orgie selbstvergnügter Fratzen, schaler und schlimmer Larven — ihm gesteht er:

Seit meine teure Seele Herrin war
Von ihrer Wahl und Menschen unterschied,
Hat sie dich auserkoren. Denn du warst,
Als littst du nichts, indem du alles littest,
Ein Mann, der Stöß' und Gaben vom Geschick
Mit gleichem Dank genommen.

Aber eben die stoisch-antike Haltung vollendeten Gleichmuts, gewappnet zu stehen in einem Leben ohne Ziel und Sinn, ist Hamlet, dem modernen Menschen, verdächtig — wie spräche er sonst:

Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage,
Ob's edler, im Gemüt die Pfeil' und Schleudern
Des wütenden Geschicks erdulden, oder
Sich waffnend gegen eine See von Plagen
Durch Widerstand sie enden? Sterben — schlafen —
Nichts weiter.

Darum reißt er, dem Tode schon geweiht durch das vergiftete Rapier, auch noch den Becher Gifts an sich, der ihm bereitet war, und leert ihn aus — es ist der Trank, an dem die Mutter starb —, und folgt ihr nach. „Der Rest ist Schweigen.“

Dagegen liegt für den Inder der Mythen die Lebensfrage darin, wieweit die Wasser der Tiefe die Blüte des Ichs und seiner Welt hergeben mögen, und wie bereit er ist, sich vom Mütterlichen, das ihn nährt, verschlingen zu lassen.

3. Fisch, Schildkröte, Eber

Der indische Mensch hat Mühe, sich dem Schoße des Unbewußten zu entringen und die Blüte seines Ichs und seiner Welt über die Tiefe der Wasser emporzuheben. Ein Gleichnis des Buddha deutet darauf hin. Die Lehre des Buddha gibt sich als Erziehung zu alldurchleuchtender Bewußtheit, und der Buddha vergleicht die Menschen in ihrer unterschiedlichen Reife, seine Lehre zu ergreifen, mit Lotosknospen in verschiedenen Wachstumsstadien: die einen stehen auf kurzen Stengeln noch nahe am Grunde, andere schon höher im Wasser und schwanken auf schlankem Halse — knospenhaft sind sie alle und schlummern in sich selbst. Manche aber erreichen den Spiegel und schweben über ihm, die Kelche dem Lichte öffnend. Seltene Geister gleichen diesen letzten, sie können die Lehre fassen, die im Erwachen zum Licht das erleuchtende Erlöschen von Welt und Ich heraufführt; die anderen leben dämmernd dahin im Lebenstraume, umfangen von der Flut des Unbewußten.

Platon lehrt im „Phaidon“, der Luftraum sei ein Meer, und die Menschen auf der Erde leben am Grunde dieser Wassertiefe, daher können sie das Licht der Ideen, die wie Gestirne am Firmamente, an ihrem überhimmlischen Orte strahlen, nur trüb und gebrochen empfangen, wie Wesen, die unter Wasser leben, das Sonnenlicht. Auch die Veden lehren, der Himmelsraum über der Erde sei ein gewaltiges Meer — so spricht die Seele, die sich wie ein Fisch von weltträchtigen Wassern des Unbewußten ihrer Tiefe umfangen fühlt. Wie einst das Leben aus dem nährenden Meer aufs Trockene stieg und sich Füße schuf, darauf zu wandeln, Lungen, die ätherische Luft zu atmen, und Schwingen, sich in sie aufzuheben, hat die Seele ihren Gang aus der flutenden Tiefe des Unbewußten mählich ins Trockene des Bewußtseins, ins ätherisch Schwebende des vogelgleichen Geistes genommen. Der indische Mythos zeigt sie auf frühen Stufen dieses Weges.

Das gestaltlose Dunkel der Tiefe, das mit sich selbst von seinen Ausgeburten trächtig ist, birgt so viele Gefahren in sich wie die trockene Sphäre und wie der unfruchtbare Ätherraum, der nur den Wohlbeschwingten, Vogelgleichen auf Zeit zu tragen vermag. Es bedroht immer wieder die Blüte, die es aus sich trieb. Kaum schickt sich Brahma an, die lautere Ordnung seines weltumfassenden Bewußtseins als idealen Stand der Welt zu entfalten, da entsteigen auch die beiden Dämonen den Ohren Vischnus und wollen im titanischen Rausch ihrer Kraft, was eben erst aufblüht, ungeschehen machen. Von der Helle des Bewußtseins her, die erst im Begriff ist, sich zu entfalten, muß die nahrhafte Tiefe, die es ausgeber und wie eine Insel schwimmender Blüten trägt, dämonisch dunkle Gewalt scheinen, wenn sie herauflangt, um seine Entfaltung im Keime zu gefährden.

Immer wieder wird dieses Gegenüber des Weltaufgangs sein: die Weltordnung oder die weltwaltenden Götter, die in ihr herrschen und wirken, bedroht von der zerreißenden Gewalt des Dämonischen, die ihnen gegenübertritt — und immer wieder langt die Hand des unbeteiligt schlummernden Gottes, der all das als seine Ausgeburt nur zu träumen scheint, zu traumhafter Länge sich ausreckend, hinein in den Zwist der Weltkräfte, um ihn auf Zeit zu schlichten. Diese welterhaltende Gebärde des überweltlich Göttlichen ist Vischnu mit seinem immer erneuten Herabsteigen

(Avatar) in die bedrohte Welt; um dieses über die Weltalter sich wiederholende Wunder kristallisiert der Mythos, soweit er um Vischnu, den Erhalter, kreist und um die Erhaltung der Welt. Ihr mährliches Ende aber, die Abendschatten ihres Lebenstages beherrscht Schivas dunkle Gestalt.

Die zerreißenden Kräfte voll Lust und Gewalt, Dumpfheit und Stumpfsinn, die Brahmas Ordnung gefährden und den lauteren Weltleib mährlich trüben bis ins Nächtig-Schwarze, verkörpern sich am mächtigsten im Geschlecht der dämonischen Widergötter (asura), den ewigen Gegenspielern der Götter (sura). Ihre titanische Machtlust und Selbstbesessenheit zerfetzt immer wieder die göttliche Ordnung in allen Welten und ruft den überweltlichen Vischnu herbei, mit wechselnden Gestalten in die Welt hinabzusteigen, um den göttlichen Weltwaltern die Herrschaft zurückzubringen, die ihre dämonischen Halbbrüder ihnen entrissen haben. Diese Kämpfe zwischen Göttern und Dämonen, die Niederlagen der Götter und ihr schließlicher Triumph mit Hilfe des überweltlich Göttlichen — Vischnu oder Schiva — bildet das Epos kosmischer Weltgeschichte. Seine ersten Gesänge spielen im kosmischen Raum, die späteren auf der Erde; in ihnen wird die Menschenwelt zum Schauplatz kosmischer Entscheidungen, Götter und Dämonen haben sich in Menschen verlarvt, und das menschliche Herz wird zur Bühne göttlicher Geheimnisse und ihrer Offenbarung.

Die anfänglichen Verleibungen, mit denen der überweltliche Vischnu in die leibhafte Maya seiner Welt hinabsteigt, sind Tiergestalten: Fisch, Schildkröte, Eber und Löwenmann. Zwei Lebensformen des wäßrig-kaltblütigen Bereichs, Fisch und Schildkröte, stehen am Beginn. Ein Mythos erzählt, wie Brahma sein göttliches Wissen zur Weltgestalt ausbreiten will, aber die beiden Dämonen entreißen es ihm und fahren damit zur Tiefe. Da fleht Brahma zum schlafenden Allgott, daß er ihm helfe, sein demiurgisches Amt zu erfüllen. Unmächtig, in sich selber fortzuschreiten zur vollen Bildung von Ich und Welt, ruft das Bewußtsein, bildungswillig aber von den unteren Fluten sich selbst entrissen und fortgeschwemmt, die obere Gewalt des Ganzen an, ihm beizustehen gegen die Dämonie der Tiefe, die ihre Entfaltung zurücknehmen will. Da taucht der Allgott als riesiger Fisch ins unergründliche Meer und

holt das heilige Wissen wieder herauf, das Maß und Ordnung der Welt umfaßt: die Veden, magische Kraft, gestaltig als Wort, bannend als Spruch, wirksam als Brauch. Dieses Wissen, ein geistig geformtes, lehrt den Menschen, sich in bewußtem Handeln zu behaupten gegen die Dämonie des Alls außen und innen, die formenträchtig und proteusgleich gestaltentauschend immer wieder beschworen und gebannt sein will, soll nicht das fröhe Ich von ihrem Schwalle überschwemmt zerschmelzen.

Der Fisch ist Bewohner und Zeichen der Wasser ganz und gar; die Schildkröte ist das amphibische Wesen, mit ihr steigt das wäßrige Leben ans Land, aber sie ist im Flüssigen zu Haus wie auf dem Festen als Läufer. Als erstes greifbares Gebilde hebt sich der Lotos „Erde“ aus den Wassern. Erde ist die feste Grundlage, auf der etwas wachsen und sich aufbauen kann, sie ist das Zeichen für ein Stetes, auf dem das Bewußtsein in Welt und Ich als etwas in sich Dauerhaftes gründen kann, wenn es sich als gestaltige Ordnung aus der gestaltlosen Tiefe hebt — aber diese Blüte droben im Hellen wäre schlecht gesichert, trüge nicht Vischnu selbst in Gestalt der urweltlichen Schildkröte am Grunde der Tiefe die Erde auf seinem breiten Schilde.

Der göttliche Fisch, ganz Geschöpf der Wasser, meistert die Dämonie des eigenen Elements; die Schildkröte, amphibisch den Wassern und der Erde vertraut, erhebt sich schon aus dem gestaltlosen Tiefenschoß — der Eber gehört der Erde. In einem anderen Mythos taucht ein Dämon „Goldauge“ aus der Tiefe herauf und entführt die kaum geschaffene Erde, die Feste, auf der das kommende Weltspiel mit den Menschen und ihren Göttern vor sich gehen soll — aber auf Brahmias Gebet taucht Vischnu als Eber ins Meer und trägt die Erde wieder an seinem Hauer empor. Wie nahe ist es diesem indischen Bewußtsein, wieder verlorenzugehen an die Tiefe, die es ausgebar, und wie sehr bedarf es eines Wunders, einer Gebärde des allumfassenden Ganzen, sein Aufblühen zu bewahren.

Der Eber ist das Tier des Sumpfes, er ist auf dem Festen zu Haus, wie in Schlamme und Feuchte. Er ist schon Warmblüter und ganz Kind der Erde; aber er ist noch ihrem wäßrigen morastigen Teile vertraut und stürzt sich lustvoll in die Tiefe des Weltmeers, um die Erde heraufzuholen. Er bildet den endgültigen Übergang des Lebens aus der Sphäre der Wasser zur Erde,

Ganz dem Bereich der Erde und der Warmblüter gehört die nächste Gestalt, mit der Vischnu in die Welt hinabsteigt: der Löwenmann. In ihm verschlingt sich bereits Menschliches mit Tierischem: indes die anderen Avatars ganz als Tiere geschaut werden oder in amphibischer Verquickung von Tier und Menschenleib, ist der Löwenmann ein Wunder und gewolltes Monstrum: eine göttliche Mannsgestalt mit Löwenhaupt und Löwenpranken, die ihr wie eine mächtige Maske übergestülpt sind. Schon in den frühen drei Tierformen, wie die Kunst sie bildet, ist das Menschliche da, bald nur im Ausdruck, bald spielend zur Hälfte der Tiergestalt sich entwindend und noch innig mit ihr verschmolzen, aber beim Löwenmann hat sich der göttliche Riese in die Wildheit des Raubtiers verummt und stellt die blutgierig zerreibende Gewalt des warmblütigen Lebens dar.

Wie aus verschiedenen Schöpfungstagen, an denen zuerst die kalte Wut der stummen Fische, ihr blindes mitleidloses Einander-sich-Verschlingen hervorgetreten ist, dann, nach Übergängen, die heiße Gewalt des warmen Blutes im reißenden Löwen, schließlich die lichtere Kraft des Menschen, gebändigt in ihrer kreatürlichen Dämonie und selbst berufen, diese Dämonie ringsum zu bändigen, — wie aus verschiedenen Schöpfungstagen sind hier Fisch, Amphibium, Warmblüter und Mensch beieinander als ein sinnbildliches Erinnern an Stufen des Lebens, mit denen es im Mutterleibe der Welt heranwuchs. Diese Tierzeichen sind auch Erinnerungsbilder der frühen Bewußtseinsstadien, die unser Ich auf dem Wege zu seiner Welt außen im Mutterleibe innen durchläuft; da spielt es Fisch und Amphibium, ehe es Warmblüter wird, und endlich Mensch, endlich reif, dem feuchten Schoße zu entsteigen und aus dem Innenmeer des Fruchtwassers, das Keim und Knospe gewiegt hat, heraufzutauchen und menschhaft über die Erde zu wandeln. Daher folgen den Tiergestalten, mit denen der Allgott anfangs in die Welt steigt, um die Dämonie der eigenen Tiefe, die er ausgebar, zu bändigen, wenn sie das Aufblühen der Welt bedroht, Menschen-gestalten, in die er sich verlarvt.

Fisch, Raubtier und Mensch sind wie Stücke einer Bildergeschichte des frühen Menschen, wie Zeichen für Weltalter menschlichen Daseins, die nacheinander aufstiegen, wie diese Tiere in verschiedenen Weltzeiten des Mythos auftreten. Sie sind eine Kette

von Symbolen, die Epochen menschlich-geschichtlichen Werdens spiegeln, in denen nacheinander die Gewalt hungernder Einge- weide, der Rausch des Blutes und die Aura des Menschentums sich als die vorherrschenden Kräfte menschlichen Daseins gaben.

Die Tiergestalten sind Erinnerungsbilder an frühgeschichtliche Werdegänge des Bewußtseins, die dem Inder noch nahe und ver- ehrungswert sind, sie sind Erinnerungen des Bewußtseins an sein Ringen, zu sich selbst zu kommen, und, noch ganz befangen von den gestaltlosen Wassern der Tiefe, die Blüte eigenen Lebens zu entfalten.

In den Mythen von Fisch, Schildkröte und Eber ist die Welt jeweils im Begriff, sich aus den Wassern ans Licht zu heben, aber der Vorgang, in dem sie sich entfalten will, löst alsbald ein Gegen- spiel in sich aus, dämonische Kräfte erheben sich und wollen ihn aufhalten. Das magische Wissen ordnender Gestaltung, das sie rückwärts in den Schoß gestaltloser Tiefe entführen, die Erde, Anfang alles Weltgeschehens, die sie in den Abgrund reißen, be- zeichnen, geistig das eine, sinnlich die andere, die Voraussetzung aller sich greifbaren Existenz — sie wird bedroht. Der weltent- faltende Aufgang des Bewußtseins, keimhaft aufbrechend, droht in sich zurückzugeleiten, in die allesverschlingenden Wasser des Unbewußtseins, das Aufblühen der sich selbst greifbaren Welt droht in der Knospe zu stocken, die Gewalten der Tiefe, aus der es sich heraufhebt, wollen es wieder an sich nehmen. Das Ringen des Bewußtseins, seine Geburtswehen, mit seinem Gestaltigen sich selber greifbar zu werden, wie es sich dem Schoße der nächtigen Wasser des Unbewußten entringt und jeden Augenblick gefährdet ist, wieder in ihnen zu verschwinden — dieses Kindheitsgeschehen der Menschheit und des Menschen in seinem individuellen Aufgang wird hier als ein vorzeitlich-kosmisches Geschehen erinnert, wie es mikrokosmisch dem Menschen im Mutterleibe geschieht, wenn er leibhaft die Lebensformen der mythischen Tiere durchläuft.

In Brahmas weltschöpferischer Gebärde und was sie sinnbildlich festhält, das heilige Wissen oder die göttliche Erde, ist Drang, Ge- heiß und Notwendigkeit zu einem großen „Werde!“ Ein Gestalt- loses Unendliches will in ein endliches Gestaltenspiel aufbrechen, ein in sich Ruhendes will sich hinschießen lassen, geschehen lassen, aber es ist auch eine Gegendrift in der Tiefe, die es verhin-

dern will. Alles Geschehen, womit Leben sich vorwärtsschnellt in seine Zukunft, birgt eine Gegendrift nach rückwärts unter seiner Strömung nach vorn, und es bedarf jeweils des Wunders einer Tat, damit es vorwärts werde. Es bedarf einer Tat, die wir nicht wollen und nicht tun können — sie muß an uns geschehen. Wenn wir im Aufwachen sind, zeigt sich etwas in uns bereit, sich zu spannen und sich zu erheben und wirklich den Tag geschehen zu lassen, aber ein anderes in uns schließt blinzelnd die kaum gespaltenen Lider, es wäre bereit, immerfort zu schlafen, auf seinem dunklen Strome fort zu murmeln, sich wieder zu entgleiten und den Tag nicht geschehen zu lassen. Dieses Gegenspiel zwischen Verharren in Nichtgeschehen und der Bereitschaft, sich in ein unbekanntes Neues hinein geschehen zu lassen, ist eine Grundfigur, in der das Leben verläuft. Wir durchmessen die Lebensalter in naturhaften Selbstverwandlungen, mit Abschieden von gewohnten Formen, uns zu gebaren, und sterben hin mit Neugeburten in ein anderes Verhalten, aber eine Gegendrift in uns will uns zurücksaugen, Kind zu bleiben und nicht Mann zu werden, jung zu bleiben und nicht alt zu werden, und es bedarf allemal eines geheimnisvollen höheren Anstoßes, aus einer alles in uns umfassenden, alles überhöhenden Größe, die jenseits der Maya unserer sich greifbaren, bewußten Kräfte steht und mehr als Brahmias lauterer Wille und reine Helle in uns ist, um uns hineinzuschleudern in neue notwendige Bestimmung.

Wir selbst sind in immer neuen Stadien unseres Lebensganges die Schöpfung, die sich in Selbstverwandlungen geschehen lassen will wie der Lotos „Erde“ aus den Wassern des Lebens geschieht mit allen Kämpfen, Lüsten und Leiden seiner Geschöpfe, und wie die lichte Kraft weltplanenden Wissens mit Brahma aus der Tiefe des Urwesens steigt, bereit und willens, die Welt geschehen zu lassen. Aber aus derselben Tiefe langt es dämonisch herauf, das Tagen der neuen Welt zu hemmen und ihre Neugeburt zurückzureißen in den stillen Grund des zeitlos Ereignislosen. Immer muß ein Wunder in uns geschehen, wie das Hinabsteigen des Überweltlichen in seine Welt, die Tat einer unnahbaren Größe in uns, die Spannungen schlichtet, Krämpfe löst und den Gang des Lebens-tages weitertreibt. Sie ist zu erflehen, wie Brahma Vischnus Hineinsteigen in die Welt erfleht, aber ist nicht zu erzwingen, zu erwirken

mit den greifbaren Kräften der Person. Was hilft Brahma sein eigenes Wesen: höchste Helle, gesammelte reinste demiurgische Kraft? Sie allein ist den Wehen und Krämpfen des Weltwerdens nicht gewachsen; die klare Notwendigkeit, ins Unbekannte hineinzuwachsen, die wache Bereitschaft, sich als werdende Welt geschehen zu lassen, stößt auf einen dämonischen Verharrungswillen, der vom weiterstrebenden Geschehen her vernichterische Bosheit scheint.

Ein göttlich Entrücktes in uns und der Welt schließt den Drang zum Sich-Ereignen und seinen Widerpart schillernd als zwei Seiten seines Wesens in sich und ist keiner untertan. Es muß immer wieder sein „Ja“ zum neuen Tagen sprechen, daß es wirklich anhebe, wie es zu anderer Stunde sein „Genug“ spricht und den müdgewordenen Weltentag im Dunkel seiner Nacht einschließt und überflutet. Das höchste überweltliche Wesen des Mythos, dem alles Dämonische so gut entwächst wie alles Göttliche in der Welt, langt immer wieder aus seiner ungreifbar entrückten Ruhe in die entfaltete Maya der Welt, erhaltend und rettend, strafend und vernichtend — eben ordnend —, um das Spiel der Kräfte wieder ins Gleichgewicht zu schwingen, auf daß der Gang der Welt über ihre Lebensalter hin weiterstampfe und nicht dämonisch stocke. Dieses Stocken als ein nicht Hingehenwollen, nicht Hinsterbenwollen in den notwendigen Selbstverwandlungen des Weltleibes und seines Gestaltentauschs, die Behauptung und Verfestigung der Ichgestalt auf Dauer, die Verkrampfung eines Ich in einen ihm erwünschten Weltzustand, um den das Wandelspiel anhalten soll — all das gilt dem indischen Mythos als eigentlich dämonisch und fordert Mal um Mal die weltordnende Gebärde des Überweltlichen heraus und zieht sie auf sich herab.

4. Die Quirlung des Milchmeers

Der Mythos, der den Weltuntergang erzählt, nennt den Regen, der die Welt ersäuft, das „milchförmige höchste Naß“. Wasser ist die Lebensmilch des Weltleibes, und der Weltraum ist ein Milchmeer. Der reine, anscheinend leere Himmelsraum verdichtet sich ja zu Wolken, aus ihrem Regen baut sich die Pflanzenwelt auf, von

ihr lebt Tier und Mensch — so ist der Weltraum ein großes Meer flüssigen Lebens voll greifbarer Gestalten und ungreifbar schwelbender Kräfte. Milch ist der Name für den flüssigen Lebenssaft, aus dem sich der all-lebendige Weltleib in all seinen vergänglichen Gestalten ständig aufbaut, denn aus Milch erbaut sich der Leib des Neugeborenen, wie sie aus der Mutter ins Kind fließt. Aus den Wolken regnet Milch und Butter, auch wenn es nicht so scheint, der Saft des Himmels, der zur Erde trieft und in ihr quillt und rinnt, baut Gras und Kräuter auf, aus ihrem wäßrigen Saft bildet sich das Blut der Kuh, es schießt ins Euter ein und wandelt sich zu Milch, und aus ihr wird Butter gequirlt. Da alle Lebensgestalt davon lebt, daß sie einander aufzehrt, kreist der göttliche Stoff, alle Gestalt aufbauend, in vielfach verlarvtem Lauf unablässig durch alles, vom Firmament zur Erde und durch Pflanze, Tier und Mensch.

Es käme darauf an, diese allerfüllende, in allen Gestalten geballte oder webende göttliche Lebenssubstanz zu verdichten, um ihr Wesen zu steigern, es gälte das allverteilte Lebenselement, das in uns ist und durch uns kreist, indem wir anderes Leben töten und essen, indem wir sterbend und verwesend es wieder abgeben, so in uns zu steigern, daß wir all seinen anderen Trägern in der Welt, von denen wir es immer wieder rauben und empfangen müssen, grenzenlos überlegen werden. Besäße es einer in höchst gesteigerter Form, dann brauchte er es nirgendwoher mehr in täglichen kleinen und vergänglichen Mengen zu nehmen, um sich zu erhalten, und es könnte ihm auch mit keiner Gewalt entrissen werden. In diesem Besitze wäre er der Stärkere und wäre gefeit, er wäre dem zwanghaften Kreislauf des Nehmens und Gebens, um sich zu fristen, entrückt; jenseits des Lebens, das sich vom Sterben anderer nährt und dafür den Preis entrichten muß, selbst in andere hinzusterben, wäre er unsterblich. Dank dieser Quintessenz der Lebenskraft wäre er allen anderen überlegen, in denen sie verdünnt zirkuliert, unangreifbar wäre er reif zur Herrschaft über die Welt. Im ewigen Kampf der göttlichen Mächte mit den dämonischen Widergöttern, wie er den Lebensgang des Weltlaufs füllt, müßte Sieger bleiben, wer das „Untote“ (amrita, verwandt mit griechisch Ambrosia), das „Todlose“ sich gequirlt hätte aus dem Milchmeer des Lebens, das zeitlos in sich selber hinstirbt und aus seinen Toden auflebt.

Der ganze Weltleib, vom eigenen Lebenssafte voll bis an den Rand, ist wie ein Butterfaß gefüllt mit Milch; man müßte den Weltberg, der den Kosmos in der Mitte von unten nach oben durchragt, wie den Quirlstock, der gerade so im Butterfasse steht, herumwirbeln, bis die Milch des Lebens gebuttet ist und den Trank der Unsterblichkeit als ihre Essenz, als ihre Butter hergibt. Freilich, um den Weltleib mit dem Weltberg zu quirlen, bedarf es der Weltschlange, die als Meer die Erde trägt und gürtet, daß sie, als Quirlstrick um den Weltberg geschlungen, den Riesenquirl im größten Butterfasse der Welt zum Kreiseln bringt. Dann kann das höchste Elixier als Quintessenz dem in sich verfließenden Lebensmeere abgerungen werden. Die Götter, die Brahma hervorgehen ließ und zu Waltern seiner Weltordnung bestellte, sind dieses Tranks der Unsterblichkeit sehr bedürftig, denn im Anbeginn sind sie sowenig unsterblich wie die Widergötter, mit denen sie um die Weltherrschaft ringen. Es gehört zum Entfaltungsspiele der Welt, daß die Götter erst noch werden müssen, als was die Menschen sie nachmals kennen und ehren: Unsterbliche (amara). Es bedurfte eines besonderen Zaubers, einer geheimen Kraft, eines wunderbaren Vorgangs — dank ihrer sind sie geworden, was sie sind. So hat sich im Anfang der Welt und in der Jugend aller Wesen und Dinge viel Wunderbares an ihnen ereignet, das ihrer noch unbestimmten Art die Wesenszüge aufgeprägt hat, die an ihnen besonders ins Auge fallen und ihre eigentümlichsten Kräfte und Schwächen bezeichnen. Der Mythos bewahrt die Erinnerung an dieses vielfältige Geschehen, das die verschwommene Gestalten- und Kräftewelt zu jener Umrißschärfe ausschließt, die den Spätergeborenen mit Wundern und Fragen erfüllt, und hält ihm auf seine Fragen die Kunde bereit, wie die Welt im einzelnen zu dem wurde, als was er sie gewahrt. So fragt der indische Mensch: „Wie gelangten vor Zeiten die klugen Götter zur Unsterblichkeit? Durch Glut der Askese oder durch frommes Werk? Oder wer half ihnen huldvoll mit der Glut seiner Kraft?“ Die Antwort auf diese Frage gibt der Mythos von der Quirlung des Milchmeers:

„Das geschah, als Vischnu und Schiva allen Göttern als Gefährten halfen, Unsterblichkeit zu erringen. — Es tobte der Kampf zwischen Göttern und Widergöttern, vorzeiten waren die einen

so sterblich wie die anderen. Da fielen Widergötter zu Hunderten von den Händen der Götter.

Schukra, ein Mensch aus dem Brahmanengeschlecht der Bhrigus, war der Priester der Widergötter. Er gebrauchte ein Zauberwissen, das wiederbelebt, und machte damit die erschlagenen Dämonen wieder lebendig, wie einer Schlafende aufweckt. Schiva selbst, der Gott großmächtigen Wesens, hatte ihm gnädig dieses glanzvolle „Geheime Wissen des Großen Herrn“ geschenkt, das den Namen trägt „Die Toten belebend“. Alle Dämonen freuten sich, als sie sahen, der Sohn des Bhrigu hat das „Wissen des Großen Herrn“ in Besitz, so wie es aus dem Munde des Großen Herrn gekommen ist. Darauf vollzog der weise Schukra den Zauber der Unsterblichkeit an den Dämonen — Unsterblichkeit, die in allen Welten nicht die Götter, nicht Kobolde noch Unholde besaßen, nicht Schlangen noch heilige Seher — Unsterblichkeit, die nicht bei Brahma noch bei Indra oder Vischnu war. Als Schukra sie von Schiva erhalten hatte, erfüllte ihn höchste Ruhe.

Danach erhob sich ein grausiger, gewaltiger Kampf zwischen Göttern und Widergöttern. In ihm richtete der kluge Schukra die von den Göttern erschlagenen Dämonen wieder auf mit der Kraft seines Zauberwissens — für ihn war das ein Spiel. Die Götter aber lagen erschlagen da, zu Hunderten und Tausenden. Da zeigte Indra, der König der Götter, ein bestürztes Gesicht, auch sein Priester Brihaspati, der Mann erhabenen Geistes, und die übrigen Götter waren bestürzt — ohnmächtig standen sie da. Aber der lotosentsprossene Gott, der erhabene Herr der Welt, sprach zu den niedergeschlagenen Götterfürsten auf dem Rücken des Weltberges Meru — Brahma sprach:

„Ihr Götter, hört mein Wort und betrachtet es wohl! Schließt ein Bündnis mit den Dämonen! Müht euch um den Trank der Unsterblichkeit, quirlt das Milchmeer! Nehmt Varuna, den Herrn des Meeres, euch zum Gesellen und weckt Vischnu, den Gott, der die Wurfscheibe in Händen hält, aus seinem Schlummer. Nehmt den Berg Mandara zum Quirlstock und gürtet um ihn die Weltschlange Schescha als Quirlstrick und stellt Bali, den Herrscher der Dämonen, dabei zum Quirlen an — nur auf einen Tropfen Zeit. Bittet den unvergänglichen Vischnu, daß er in seiner Gestalt als Schildkröte, die auf dem untersten Grunde der Welt den ganzen

Weltleib trägt, den Quirl auf seinem Schilde trage, indes ihr quirlt!“

Die Götter vernahmen seine Rede und gingen zur Behausung der Dämonen: „Genug der Feindschaft, Bali, fortan sind wir deine Diener. Wir wollen uns um den Trank der Unsterblichkeit mühen! Schescha sei zum Quirlstrick erkoren, und wenn du im Quirlen den Trank der Unsterblichkeit gewonnen hast, werden wir alle unsterblich sein dank deiner Huld.“

Als die Götter so zu ihm sprachen, war der Dämon hochbefriedigt: „He, ihr Götter, ich will tun, was ihr sagt; denn ich allein habe ja die Kräfte, das Milchmeer zu quirlen. Ich werde den Trank der Unsterblichkeit herbeischaffen, auf daß ihr fortan unsterblich seid. Denn wer Feinde, die von weither kommen, Schutz bei ihm suchen und sich vor ihm beugen, nicht liebevoll ehrt, der geht in jenem wie diesem Leben zugrunde. Fortan will ich euch alle in Liebe beschirmen.“

So sprach der Fürst der Dämonen und ging mit den Göttern und bat den Berg Mandara, ihnen zu helfen: „Sei unser Quirlstock jetzt beim Quirlen des Tranks der Unsterblichkeit, denn das ist das große Werk, das allen Göttern und Widergöttern aufgegeben ist.“ — „So sei es“, sprach der Mandara, „wenn ein Halt da ist, auf dem ich stehen kann, während ich wirble, so will ich die Allflut quirlen. Zum Amt des Quirlstricks sucht euch einen, der die Kraft hat, mich herumzuwirbeln.“

Da stiegen aus der Tiefe zwei gewaltige Götter empor, die Schildkröte und die Weltschlange Schescha, beide sind Teile eines Viertels Vischnus und sind bestellt, die Welt zu tragen. Beide sprachen stolzgeschwellte Worte. Die Schildkröte sprach: „Ob ich gleich alle drei Welten trage, werd' ich doch nicht müde. Wie würd' ich müde von Klein-Mandara, dem Knirps, der einem Kiesel gleicht.“ — Und Schescha sprach: „Ob ich das Weltall, das Ei Brahma's umgürte oder ob ich das Ei Brahma's quirle, beides schafft meinem Leibe kein Ermatten — etwa das Drehen des Berges Mandara?“

Darauf entwurzelte das Schlangenwesen im selben Augenblick den Berg Mandara und warf ihn spielend ins Milchmeer, und die Schildkröte stellte sich unter seine Spitze.

Da vermochten Götter und Dämonen im Verein den Mandara nicht herumzuwirbeln und begaben sich zur Stätte Vischnus, dort

sahen sie den strahlenden Gott, er schimmerte wie ein Lotoskelch und war tief versenkt in magischen Schlummer. Der Unerschütterliche trug ein gelbes Gewand, Perlenschnüre und Armbänder umwanden ihn, und er lag auf dem Schlangensitz. Mit dem Lotos seines Fußes berührte er das Nabelrund der Göttin „Lotos“, sie hielt, am Fußende des Lagers kauernd, seinen Fuß in ihrem Schoße. Der Sonnenvogel Garuda, auf dem er reitet, fächelte ihn mit seinen Schwingen, Selige, himmlische Chöre und Halbmenschen priesen ihn, die heiligen Veden umstanden ihn leibhaft und sangen ihm Preis. Götter und Dämonen legten die Hände hohl aneinander und verneigten sich alle aus allen Weltrichtungen und priesen ihn, der da lag, den linken Arm als Kissen unter den Kopf gewinkelt. Sie sprachen: „Anbetung dir, der über den drei Welten waltet und die Sonne an leuchtender Glut überstrahlt; du treibst die Welt aus dir hervor, du erhältst sie und raffst sie, als Schiva gestaltet, vernichtend wieder in dich hinein! Anbetung dir, der selbst Schiva unnahbar ist, der die Dämonen schlägt und mit drei Schritten die Welt durchmisst, der die Dreiwelt ist und ihre Vernichtung! Anbetung dir, du großes fressendes Feuer der Vernichtung, das die Geschlechter der Dämonenfürsten verbrennt; du Starker, dem Teiche deines Nabels entwuchs Brahma, der lotosentsprossene Gott! Anbetung dir, lotosentsprossenes großes Wesen, Schöpfer, Vernichter und Freund der Welt! Erzeuger und Herr aller Welten, der du Werk, Werkzeug und Werkmeister bist, du Untergang der Götterfeinde, strahlender großer Held, Anbetung dir! Du trinkst den Honig vom Lotosblumenmunde Lakschmis, du bist die Behausung des Ruhms! Um unserer Unsterblichkeit willen halte, o halte du den Mandara, den Berg aller Berge, der Myriaden von Myriaden Berge groß ist! Pack ihn mit einer Hand deiner beiden Arme voll unendlicher Kraft, quirle uns den Trank der Unsterblichkeit, o Gott, die wir nach Lebenskraft und Heil verlangen!“

Der Erhabene vernahm ihr Lobpreisen und ihre Rede — da ließ er seinen magischen Schlummer fahren. Und der Töter des Madhu sprach: „Willkommen all, ihr Klugen, was ist eures Kommens Grund? Befreit euch vom Fieber der Angst, sagt an, wozu ihr hergekommen seid?“ — Da sagten die himmelbewohnenden Götter: „Herr der Götter, wir quirlen das Milchmeer, um Unsterblichkeit zu erlangen — hilf uns, daß wir unsterblich werden! Ohne dich

vermögen wir es nicht, du Vernichter Kaitabhas. Führe uns an, o Herr, den Trank der Unsterblichkeit zu gewinnen!"

So sprachen sie, und der unnahbare Vischnu, Vernichter seiner Feinde, schritt samt den Göttern zum Mandaraberge hin, der war von einer Windung der Weltschlange umgürtet, und Götter und Dämonen hielten ihn. Da stellten sich die Götter aus Furcht vor dem Gift der Weltschlange an ihr Schwanzende, die Dämonen aber standen bei ihrem Kopfteil, allen voran Rahu, der Mondverschlinger, der die Mondfinsternis wirkt. Und Bali ergriff mit der linken Hand das Haupt der Schlange mit tausend Mündern, mit der rechten zog er an ihrem Leibe. Vischnu hielt mit zwei Paar Armen den Weltberg Mandara samt seinen lieblichen Schluchten als Quirl umfaßt. Da riefen Götter und Widergötter „Sieg“ und quirlten das göttliche Milchmeer volle hundert Jahre lang. Dann waren alle Götter und Dämonen matt, und Indra ward zu einer Wolke und regnete auf die Erschöpften mild stäubende Tropfen, und der Windgott wehte sie kühlend an. Die ermatteten Götter erholteten sich, und der lotosthronende Brahma rief: „Quirlt, quirlt das Weltmeer!“ so rief er immer wieder, „wer unbezwunglich sich müht, dem winkt uferloses Glück!“ Von Brahma angefeuert, quirlten die Götter das Meer aufs neue, da wirbelte der Berg umher mit seinem Gipfel, der Myriaden Meilen maß, und im Wirbeln sausten Elefanten herdenweis von ihm ab, Wildschweine, Ungeheuer und Myriaden wilder Tiere, Blüten, Früchte und Bäume zu Tausenden. Dank der Kraft dieser Früchte und dem Saft der Blüten und Kräuter gerann das flüssige Milchmeer ganz und stockte zu dicker Milch. Da wurden all die Tausende lebender Wesen zerquirlt und strömten Fett und Saft aus — daraus entstand gegorener Rauschtrank.

Die Götter und Dämonen rochen den Duft des Rauschtranks, da jubelten sie auf. Sie schmeckten von ihm und wurden davon voller Kraft; da packten die Widergötter den Schlangenkönig ringsum, Vischnu trat allen voran und umschlang den Mandara mit seinen Armen, an den hinteren Teil der Schlange trat Indra, neben ihn der Sonnengott, dahinter die übrigen Götter, und es erhab sich ein gewaltiger Schall aus dem Meer, wie mächtiger Wolkendonner, als sie die Flut quirlten. Da schleuderte der große Berg Wassertiere aller Arten durcheinander, zu Hunderten und

Tausenden kamen sie um, viele Geschöpfe des Meergottes Varuna, die im tiefsten Grunde der Welt hausen, vernichtete er. Und Riesenbäume, aneinander zerrieben, stürzten da samt ihren Vögeln vom Gipfel des Bergs, als er herumgewirbelt wurde; sie rieben sich aneinander, entzündeten sich, und Feuer umlohte den Berg. Immer wieder flammte es auf wie mit Blitzen und stand in schwarzblauer Wolke, es verzehrte Elefanten und Löwen, die nach allen Seiten herausflohen, und alle anderen Geschöpfe von vielen Arten, die ihr Leben verloren. Als es verzehrend nach vielen Seiten griff, löschte es Indra rings mit Wasser, das er aus Wolken strömen ließ. Da flossen Säfte von vielerlei Art in die Flut, Harze der Riesenbäume und viele Säfte von Kräutern. Und die Milch solcher Säfte, die in sich Kraft des Unsterblichkeitstrankes bargen, s'henkte den Göttern Unsterblichkeit, daß ihre Haut wie Gold glänzte. Aber des Meeres Milch, die Flut, die in ihm war, wandelte sich, mit den anderen Säften vermischt, von Milch zu Butter. Da sprachen die Götter zu Brahma, der da saß: „Wir sind gewaltig müde, Brahma, und der Trank der Unsterblichkeit kommt nicht hervor; außer Vischnu sind alle Götter und Dämonen müde, und allzu lange währt auch das Quirlen des Weltmeers.“

Da sagte Brahma zu Vischnu: „Gib du ihnen Kraft, du bist die höchste Rettung.“ — Und Vischnu sprach: „Kraft schenke ich allen, die sich zu diesem Werke angeschickt haben; röhrt den Mandara Schritt um Schritt und läßt ihn kreisen!“ — Alle vernahmen sein Wort, da wurden sie stark und regten vereint die Flut des Weltmeers gewaltig auf.

Da erhob sich klaren Glanzes, weißgewandet und leuchtend wie hundert Sonnen, der Mond aus dem Meere. Ihm nach erstand Schri — Glück und Schönheit —, sie trug ein Gewand licht wie zerlassene Butter; und die Göttin des Rauschtranks erstand und ein lichtes Pferd. Und es erstand das Juwel Kaustubha, das im Trank der Unsterblichkeit seinen Ursprung hat, in Strahlen aufblühend, und der Parijataunderbaum mit Büscheln geöffneter Blüten, von dessen Zweigen die Seligen Erfüllung aller Wünsche pfücken.

Aber alsbald gewahrten die Götter einen himmelfarbenen Rauch, der füllte alle Weltgegenden, und kein himmlisches Wesen möchte ihn ertragen. Als die Götter ihn atmeten, sanken sie hin in Ohnmacht und Erschlaffen. Sie saßen nieder am Gestade des Meeres



Vischnu als Eber



und umfaßten sich das Haupt mit der Hand; dann ward mählich das unbezwingliche Feuer von neuem sichtbar, von Flammen umkränzt drohte es Glut ringsum, und Götter und Widergötter waren schier rings von ihm umleckt. Verbrannt und angesengt liefen sie irr nach allen Seiten. Als bald entquollen dem Feuer schwarze Schlangen mit gewaltigen Zähnen und rote windfressende, weiße, gelbe und kuhschnäuzige Mücken und Bienen, Bremsen, Schmeißfliegen und Heuschrecken, Ohrwürmer und Eidechsen — zahllos wimmelten zahnbewehrte schreckliche Wesen von giftigen Arten, und Gifte quollen zu Hunderten, von deren bloßem Geruch und Hauch auch Gipfel von Bergen schnell versengt sind.

Und in Meeres Mitten sahen sie einen leibhaft stehen, der war eine Stätte des Schreckens für alle lebenden Wesen. Er glänzte dunkel wie Augensalbe, vermengt mit blauschwarzen Fliegen und Fluten schwarzer Farbe, er war grauenhaft und blies seinen Atem. Mit seinem Leibe füllte er den Raum zwischen den Welten, und seine Haare flammten wie Feuer. Er war mit Gold und Perlen geziert, trug ein Diadem und war in gelbe Seide gewandet, er schimmerte wie ein dunkelblauer Lotos und war mit Blumengaben geschmückt. Er dröhnte, und sein Sturm war wie Meeresbrandung.

Alle Wesen erzitterten, als sie den Schrecklichen mit seinen furchtbaren Augen gewahrten, manche schwanden in Nichts dahin, als sie seiner ansichtig wurden, anderen schwanden die Sinne, andere spien Schaum aus dem Munde, wieder anderen ward schlimm zumut. Sein Atem versengte Vischnu und Indra und die Dämonen; die Wesen mit himmlischen Gestalten sahen aus wie verbrannte Kohlen. Aber erschauernd redete Vischnu das göttliche Wesen an — der herrlich Erhabene sprach: „Wer bist du, Großer, dem Tode gleich? Was willst du? Und woher kommst du? Was kann dir zu Gefallen geschehen?“

Als er diese Worte Vischnus vernahm, sprach Kalakuta, der dem Feuer des Weltunterganges glich, und seine Stimme klang dumpf wie das Dröhnen einer geplatzten Pauke: „O Vischnu, ich heiße Kalakuta — dem Weltmeer entstamme ich. Als Götter und Widergötter in heißem Zorn das gewaltige Weltmeer quirlten, wünschten sie dabei einander den Tod — da entstand ich, um alle Götter zu töten samt den Dämonen. Alles was Leib hat, werde ich

in einem Augenblick töten. Schlingt mich hinunter allesamt, oder geht zum Gotte, der auf dem Berge wohnt!“

Götter und Widergötter vernahmen sein Wort und gingen alleamt voll Angst zu Schiva. Die „Herren der Scharen Schivas“, die an seiner Tür Dienst taten, meldeten sie an, und, von Schiva entboten, traten sie hinein zum Gott, der auf dem Berge wohnt — in eine goldene Höhle des Mandaraberges, die mit Perlen und Juwelen geziert war, ihre Treppenstufen waren aus klarem Bergkristall, und ihre Säulen aus Beryll. Dort sanken sie alle in die Knie und erhoben unter Brahmas Anführung einen Preisgesang:

„Anbetung dir, Dreiäugiger, Himmelsäugiger, du hältst Bogen und Donnerkeil in Händen, du Bogenschütze! — Anbetung dir, du hältst Dreispieß und Stab in Händen, geflochtenes Haar krönt deine Stirn, Beschirmer der drei Welten, die Scharen der Wesen bilden deinen Leib. Du schlägst die Feinde der Götter; Sonne, Feuer und Mond sind die drei edelsten unter deinen Augen. — Anbetung dir, du bist Brahma und Rudra und erscheinst als Vischnu! Du bist Brahma und erscheinst als die heiligen Veden, du erscheinst als die Götter und schenkst den Geschöpfen Frieden! Anbetung dir, du hast den Leib des Liebesgottes vernichtet, du führst den Weltuntergang herauf, du bist der gewaltsame Gott über Götter — Anbetung dir: dein Same ist Gold!“

Held ohnegleichen, mit den rötlichen Haarflechten, Anbetung dir! — Gatte der Uma, der das Opfer der Götter zerstört hat, der die drei Burgen der Dämonen in den drei Welten zerstört — du bist wachend in reinem Geist, du erscheinst als Alleinsamkeit des Erlösten, du erschaffst die drei Welten, du bist der Veda der Hymnen und der Sprüche und der Melodien, Urwesen und Herr, Erster und Schrecklicher, Weiser du, dein Auge ist die heilige Offenbarung! Du bist wirbelnd dunkelnde Bewegung und lichte stille Klarheit und dumpfe starre Schwere, die Drei, aus denen alles Wesen besteht. Dunkelheit ist dein Wesen, Vergängliches und Unvergängliches dein Sein, Anbetung dir! — Ständiges und Wandelndes sind dein Wesen, entfaltet bist du unentfaltet — Anbetung dir, dem Entfaltet-Unentfalteten!

Wer sich dir ergibt, des Leiden machst du zunichte, du bist Vischnu hold. Geliebter der Uma, dein Zeichen ist das Haupt deines Stieres Nandin. Du bist die Jahreszeiten, die Zeitalter, die

Weltalter — die halben und die ganzen Monde und die Tage sind dein Wesen! Vielfältig ist deine Erscheinung: du bist der kahlgeschorene Asket, mit dem Stabe breit wie ein Schild und trägst die Schädelsschale als Bettelnapf in der Hand, und Luft ist deiner Blöße Kleid. Du fährst im Wagen daher und bist der Asket, der in Entzagung wandelt. In solchen und anderen Gestalten preisen wir dich — Anbetung dir!“

Mit solchen Worten, die das unausschöpfliche Wesen des Gottes in immer anderen Erscheinungen berührten, zu denen er sein Unentfaltetes entfaltet, priesen die Götter den Unbeweglichen. Er war es zufrieden, und lächelnd sprach er zu den Furchtsamen die glückverheißenen Worte: „Zu welchem Ende seid ihr hergekommen? Eure Lotosgesichter sind welk vor Angst — welchen Wunsch gewähre ich euch?“

Da klagten ihm Götter und Widergötter: „Großer Gott, wir quirlten das Weltmeer, um den Trank der Unsterblichkeit zu gewinnen, da entstand ein gewaltiger Gifttrank, der die Welt zu vernichten droht. Allen Göttern schuf er Angst, als er zu uns sprach: „Euch alle verzehr' ich, oder ihr trinkt mich jetzt auf!“ — Wir haben nicht die Kraft, ihn zu verschlingen, aber er uns, trunken von seiner Kraft. Von seinem bloßen Atem ist Vischnu hier, der wie hundert Vollmondnächte strahlt, schwarz gefärbt, und Yama, der Todesgott, ist verstört. Andere sanken ohnmächtig zu Boden und verendeten. Wie Gewinn Unseligen zum Schaden ausschlägt, und Schwachen im Unglück ein Entschluß Verderben bringt, so erstand uns aus dem Wunsche nach dem Tranke der Unsterblichkeit dieses Gift. Erlöse uns aus dieser Not — du bist unsere Hilfe, unsere höchste Zuflucht! Wer sich dir ergibt, hat dein Erbarmen, du kennst die Herzen, uranfänglicher Herr der Welten! Rette uns vor dem Fieberbrand des Giftes, Dreiäugiger! Entschließe dich, es zu verschlingen!“

Als der Gott über Götter ihre Rede vernahm, sprach er, der den Liebesgott, den Quirlstrick aller Lusterregung, zu Asche verbrannte: „Ich werde Kalakuta, das grausige Riesengift verzehren. Und was sonst noch zu tun ist und schlimm zu vollbringen ist, auch das will ich vollenden. Befreit euch vom Fieber der Furcht!“

Als er so sprach, sträubten sich Göttern und Widergöttern vor Freude die Haare am Leibe, und ihre Kehle stammelte tränener-

stickt, ihre Augen füllten sich mit Freudentränen, und sie kamen sich wie geborgen vor. Brahma und alle Götter wurden getrost und wohlgemut.

Da zog Schiva, der Herr der Welt, auf schnell ausschreitendem Buckelstier über den Himmel hin auf dem Pfade des Windes, die Fürsten und Führer der Götter und Widergötter eilten ihm auf ihren Reittieren mit flatternden weißen Jakschweifwedeln vorauf. Er aber überstrahlte die glänzenden Götter, die ihm voraneilten, rötlich schimmerte ihm das Haar von der Feuerlohe seines Stirnauges.

Am Milchmeer angelangt, sah sich der Große Gott nach Kalkutta, dem großen Gifte, um. Er trat an einen schattigen Fleck und trank es aus der linken Hand. Indra und alle Götter, „Goldauge“ und die Widergötter sangen und tanzten, als er das Gift trank; sie erhoben gewaltige Löwenschreie und priesen den Herrn der Götter und waren froh. Als das Gift die Kehle des schlürfenden Gottes erreichte, sprach der weltentfaltende Brahma samt den Göttern, sprach Bali samt den Widergöttern zu Schiva: „Der Hals deines Leibes schimmert weiß in lichtem Schein wie Blüten von Jasmin — laß dazu das schwarze Gift in deiner Kehle wie einen Schwarm dunkelblauer Bienen glänzen!“

So sprachen sie, und der „Friedebringer“ gab ihnen zur Antwort: „So sei es!“ — Er hielt das Gift in seiner Kehle fest, davon ward sie blauschwarz, und davon heißt er Nilakantha, „Blauhals“. — Als Hara das Gift getrunken und die Scharen der Götter errettet hatte, ging er von dannen, zur Höhle des Weltberges Mandara.

Als er gegangen war, quirlten die Götter das Meer von neuem auf vielerlei Art. Da ward in ihm Dhanvantari sichtbar, der Urvater des Heilwissens vom langen Leben, und die Göttin des Rauschtrankes stieg herauf mit langgeschnittenen Augen, die den Sinn der Welt berauschend quirlt, danach kam der Trank der Unsterblichkeit, mit seinem Dufte erlöste er alle Geschöpfe von Furcht. Ihm vorauf erhob sich die Göttin „Lotos“ aus der Flut, die Spenderin von Glück und Schönheit, die „Schri“ und „Lakshmi“ genannt wird, und Vischnu nahm sie sich zur Gemahlin; dazu kam Kaustubha, das große Juwel, das Vischnu auf der Brust trägt. Ein weißer Elefantenkönig stieg herauf, den nahm sich der

tausendäugige Indra zum Reittier, und ein Juwel von weißem Pferd nahm sich der Sonnengott. Einen leuchtend weißen Sonnenschirm nahm sich Varuna, der Herr der Wasser, als Zeichen seiner Königswürde, und zwei Ohrringe nahm sich Indra. So nahm sich der Windgott freudig den Parijatabaum, dessen Zweige Erfüllung aller Wünsche tragen.

Danach aber stieg der Gott Dhanvantari, der Arzt der Götter, der aller Welt Freisein von Krankheit schafft, leibhaftig herauf und hielt eine weiße Schale in Händen, in ihr war der Trank der Unsterblichkeit.

Als die Dämonen das große Wunder sahen, er hob sich ein gewaltiger Lärm. „Mein!“ „Mein!“ brüllten sie wild durcheinander um den Trank der Unsterblichkeit. Da gebrauchte Vischnu seine betörende Maya und schuf sich eine unvergleichlich schöne Frauengestalt und näherte sich mit ihr den Dämonen. Da reichten die Dämonen, alle von ihr in Bann geschlagen, verblendeten Sinnes der schönen Frau den Trank der Unsterblichkeit. Dann stürmten sie vereint gegen die Götter an, gewaltige Wurfgeschosse und Waffen in Händen schwingend.

Vischnu aber, der heldenhafte Gott, nahm den Trank der Unsterblichkeit und trug ihn von den Dämonen fort; da kosteten alle Götter in Scharen vom Trank der Unsterblichkeit, sie erhielten ihn aus Vischnus Händen, während wildes Kampfgetümmel sie umtobte. Aber während sie den ersehnten Trank schlürften, trank auch der Dämon Rahu davon, der göttliche Gestalt angenommen hatte. Schon war der Trunk ihm bis in den Hals hinabgelangt, da zeigten Sonne und Mond, die den Göttern Heil wünschten, es ihnen an. Und Vischnu, der die Wurfscheibe in Händen hält, schlug ihm voller Kraft mit der Wurfscheibe das schöngeschmückte Haupt ab, indes er trank — wie ein Berggipfel fiel es krachend zur Erde, daß sie erbebte. Seither hegt Rahus Haupt, unsterblich durch den Trank, unauslöschliche Feindschaft gegen Sonne und Mond und verfolgt sie, es schnappt nach ihnen in Verfinsterungen und verschlingt sie, aber es muß sie wieder freigeben, denn es hat keinen Leib, sie darin zu bergen.

Da legte Vischnu die Gestalt der unvergleichlich schönen Frau ab, und die Dämonen erzitterten vor seinen vielfältigen Waffen. Da sausten großmächtige scharfe Speere zu Tausenden und, von

seiner Wurfscheibe zerspalten, spien die Widergötter Blut in Strömen aus vielen Wunden; von Schwert, Spieß und Keule zerhauen, stürzten sie zu Boden. Von Speeren zerspalten sank Kopf um Kopf, mit Kränzen von geglühtem Gold geschmückt, in der Schlacht zur Erde. Da lagen die großen Dämonen: die Leiber mit Blut gesalbt, wie Berge vom Zinnober rot, der aus ihrem Gestein sintert. Rings erhob sich wildes Geschrei, wie sie einander mit Schwertern zerhieben, und die Sonne ward rot von Blut. Wie sie mit Eisenkeulen aufeinander einschlugen und sich mit Fäusten zu Leibe gingen, rührte der Schall bis an den Himmel.

So toste die gewaltige Schlacht, da trat die uranfängliche Gestalt Vischnus, der Urmann, der die Stätte der Wasser ist, mit doppelter Erscheinung, als Nara und Narayana, in den Kampf. Als aber Vischnu Naras göttlichen Bogen sah, gedachte er seiner Wurfscheibe — und, kaum gedacht, kam sie schon großen Glanzes am Himmel dahergefahren: Untergang der Feinde. „Sudarschana“ mit Namen, „schön anzuschauen“, der Sonne gleich kam das scharfe Rund, feuerflammend, furchterregend, unwiderstehlich in seiner Kraft. Mit seinen Armen wie Elefantenrüsseln schleuderte der Unerschütterliche sie gewaltigen Schwunges; immer wieder sauste sie, wie Weltuntergangfeuer lohend, voll Wucht hernieder und zerriß Dämonen zu Tausenden. Wie ein Feuer, das irgendwo brennt und der Wind fährt hinein, packte sie mit Gewalt die Widergötter und zerschnitt sie, immer aufs neue durch die Luft gewirbelt, trank sie ihr Blut wie ein menschenfressender Unhold.

Aber unverzagten Sinnes bedrängten die Dämonen die Götter mit Bergen, die sie dunkel schimmernd wie zerrinnende Wolken zu Tausenden durch die Luft wirbelten, daß die Sterne vom Himmel stürzten. Bergriesen sausten, Schrecken verbreitend, samt ihren Bäumen wie vielgestaltige Wolken hernieder und flogen, mit den Gipfeln voran, krachend einer auf den anderen. Rings von den fallenden Bergen getroffen, erzitterte die Erde mit Gebirg und Wald, wie die Schlacht hin und her wogte unterm Gebrüll der Feinde, die einander herausforderten.

Da waren die Götter in großer Not. Aber Nara, die Urmannsgestalt Vischnus, umhüllte rings den Luftraum mit seinen großen Pfeilen, die Spitzen von lauterem Golde trugen, und zerfetzte mit den befiederten die Gipfel der Berge, die auf dem Pfade des Windes

heranstürzten. Da ließen die Widergötter vom Kampfe ab, als die Götter sie aufs neue bedrängten; sie schlüpften in die weite Erde und bargen sich im Salzwassermeer.

So erkämpften die Götter den vollen Sieg. Dem flammenden Sudarschana, der wie das opferverzehrende Altarfeuer lohend, zornmächtig durch den Luftraum sauste, ward Ruhe geboten, und den Berg Mandara hießen sie unter hohen Ehren wieder an seine Stätte gehen.

Über Himmelshöhle und Himmelszelt allerwärts sich breitend, zogen die Wolken wassertragend auf alten Pfaden einher. Da bargen die Götter den Trank der Unsterblichkeit gut: voll höchster Freude gaben sie diesen Schatz dem diademgeschmückten Vischnu und anderen starken Göttern zu hüten.“

Gewaltiger als Vischnu und gar Brahma wirft Schiva seinen großen Schatten über das Geschehen dieses Mythos. Er ist wie Vischnu dem Spiele dieser Welt entrückt; als der andere Aspekt des überweltlich Göttlichen neben ihm webt er, über Glanz und Elend der übrigen Götter erhaben, im Jenseits einsamer Askese. Er ist der höchste Herr der Todesmächte, wie Vischnu Inbegriff der welterhaltenden ist und Brahma's weltentfaltende sich zugeeignet hat. Darum preist ihn Brahma: „Du hast den Liebesgott vernichtet, du führst den Weltuntergang herauf.“ Er ist Maha-Kala, die „Große Zeit“, die alle Zeiten in sich aufhebt, wie sie gestaltenwimmelnd nacheinander heraufkommen, und sie in sich, der stehenden Ewigkeit, verschlingt. Als Maha-Kala ist er der Gebieter der alles sprossenden, alles in sich schluckenden Zeit (kala); so ist er auch der Endebringer für den Allbezwinger Tod (Yama) und heißt der „Ender des Todes“ (Yama-antaka) — als „Friedewesender“ und „Friedebringer“ (Schambhu, Schankara) enthebt er, wer sich ihm ergibt, erbarmend dem Kreislauf von Geburt und Tod.

Der Preisgesang, den Brahma an ihn richtet, ist, wie alle Anrufungen seinesgleichen im indischen Mythos, aus dem zeitlosen Bewußtsein des Göttlichen geboren, an das er gerichtet ist. Ihm ist alles Künftige, zu dem das Weltgeschehen erst hinrollen wird, zeitlos gegenwärtig. Der Kreatur, dem Menschensinn erstreckt sich als vergangen und kommend durch die Zeit, was für das göttliche

Wesen zu seinem reinen Bestande gehört. Was dem Menschen Ereignis und Bewegung in der Zeit bedeutet, ist für das Göttliche wie Schmuck und Kleid an seiner Erscheinung; ihm liegt die Zeit zu Füßen wie einem hohen Berge die Wolke, die er, im klaren Äther gipflnd, unter seiner Entrücktheit wie einen Gürtel trägt. Seine mythischen Taten und die Gebärden seines Wesens und die Namen, die er von diesen beiden empfing, hängen wie Waffen, Schmuck und Blumen an seiner Erscheinung. Wenn der Gott eine dieser Taten vollbringt im notwendigen Vollzuge des immer gleich sich wiederholenden mythischen Weltentages, wenn er Feinde der Götter vernichtet oder den Liebesgott mit einem Zornesblick zu Asche verbrennt, da er kam, seine asketische Selbstversunkenheit zu stören, dann ist, was für die Welt Geschehen und Ablauf bedeutet, für seine unbewegte Überweltlichkeit nur wie das Aufblitzen eines starren Juwels an seinem Schmuck, das vom darüberhuschenden Lichtstrahl Zeit aus seinem schimmernden Dämmer wachgeküßt wird und auf einen Augenblick sein Strahlenauge aufschlägt.

Er, der „Große Herr“, besitzt das „geheime Wissen, das Tote belebt“. Er schenkt es dem Zauberpriester der Widergötter (asura), und so werden sie wahrhaft, was ihr Name „Asura“ besagt, sie werden zu denen, „die Leben haben“ — denn „asu“ meint „Leben“. Diese Titanen oder Riesen Indiens besitzen, wie ihr Name sagt, Leben schlechthin und grenzenlos, das macht ihre Göttlichkeit aus. Sind sie, ihrem Namen nach, unbändige Kraft des Lebens und bewähren es in furchtloser Freude an Gewalttätigkeit, so sind ihre feindlichen Halbbrüder, die Götter, die vom Himmel „div“ (dyaus, zu griechisch Zeus und dios, zu lateinisch deus, divus, Diespiter gehörig) den Namen „deva“ tragen, die „himmisch Strahlenden“ und „Lichten“. Ihr Wesen ist dem lebenspendenden Himmelslichte so verwandt, wie ihr Widerpart der animalischen Lebenskraft. Ihr Teil ist Witz und Geist, List und Ordnung, wie der Teil der Asuras Trieb, Wut und unbändige Kraft ist.

Beiden Heeren, Göttern wie Dämonen, sind zauberkundige Menschen zur Seite als Priester ihres Stammes. Schukra aus dem Geschlecht der Bhrigus dient Bali, dem Könige der Widergötter als Zauberpriester, wie Brihaspati aus dem Geschlechte der An-

giras der Hauspriester und Zauberer des Götterkönigs Indra ist. Beide sind Ahnen der Familien wissens- und zaubermächtiger Brahmanen, die seit verdämmernden Zeiten der Veden den Königen der Menschen mit Sprüchen und Bräuchen gegen feindliche Gewalten beistehen. Das ganze Selbstgefühl brahmanischer Zauberpriester und eingeweihter Wissender leuchtet in dem Umstand auf, daß schon Götter und Dämonen in frühesten Zeiten beim Kampfe um die Macht ihrer sogenannten enttraten konnten, wie nachmals die sterblichen Fürsten und Heere.

Die Götter bedienen sich in ihrer Ohnmacht mit List der überlegenen Leibeskraft der Titanen, um mit ihnen vereint das Gewaltige zu vollbringen. Aber auch so noch bedarf es höherer Hilfe: das „Entfaltet-Unentfaltete“ muß in immer anderen Erscheinungen, als Vischnu und Schiva und als doppelgestaltiger Urmann der Wasser (Nara und Narayana), eingreifen.

Die Quirlung des Milchmeers ist im Grunde ein alchymistischer Mythos. Wie diese Götter will ja auch der Alchymist die Kräfte im vielfältigen Stoff des Weltalls aufs höchste verdichten und läutern, bis er ihre innigste Essenz gewonnen hat. Der „Lapis Philosophorum“, der Stein der Weisen, flüssig als Tinktur, trocken als ein rotes Pulver, kann alles in alles verwandeln, denn er ist selbst aus allem als ihm innenwohnende höchste Essenz herausverwandelt, er stellt in höchster Konzentration das göttliche Urelement dar, das die Kräfte aller anderen Aggregatformen des Weltstoffs in sich vereint. Aus ihm sind alle anderen Stoffe der Welt in einseitiger Artung und minderer Kraft zu wirken abgespalten zu der Reihe immer dumpferer, matterer, unedler Elemente. Wer den Lapis gewönne, trüge die Kraft, die rings um ihre Fülle verarmt, dünn und trübe zirkuliert, zur Quintessenz gesteigert und geklärt bei sich, er wäre im Besitz des allesverandelnden Unwandelbaren. Er wäre gegen alles gefeit, zur Herrschaft über alles berufen und dem Tode entrückt.

Aber wie es in jedem Mysterium der Wiedergeburt und Verwandlung zugeht, das den Menschen dem Kreatürlichen und seinem Lose, sterben zu müssen, entheben will, um ihm ein unzerstörbares Sein zu erschließen, so steht es auch in diesem Mythos: der Weg zur Unsterblichkeit geht nur durch den Tod. Alle Zeichen göttlicher Unsterblichkeit, Pracht und Wunscherfüllung, die der

indische Mythos kennt: der weiße Elefant, das weiße Pferd, Juwel, Sonnenschirm und Ohrringe, der wunschgewährende Wunderbaum, der Rauschtrank, der ein Vorgeschmack des Göttertrankes „Todlos“ ist und das Gefühl unüberwindlicher Kraft verleiht, der milchige Trank der Unsterblichkeit selbst in milchweißer Schale, und sein Ebenbild und Doppelgänger: die volle Schale des nektartriefenden Mondes, dessen Strahlenmilch alles, was wächst, erquickt, dazu die Göttin „Lotos“ — alles das wird im Milchmeer sichtbar, aber ehe es sich den Göttern zu eigen gibt, erhebt sich aus der Tiefe der flammende Glutatem gesammelten Todes. Und keiner vermag ihn aus sich zu bestehen, auch nicht Brahma, der Lebenentfaltende, nicht Vischnu, der Lebenerhaltende. Einzig Schiva ist imstand, das Todesgift zu trinken. Es war im kreisenden Meere des Lebens rings verteilt, so verteilt wie sein Gegenteil, denn Leben ist Sterben und Sterben Leben, mit jedem Pulsschlag ineinander fließend — es war verteilt, aber quirlend haben Götter und Dämonen seine Quintessenz zusammengebracht. Quirlt man gesteigertes Leben, so quirlt man sich auch gesteigerten Tod — wie könnte das anders sein? Denn Gleichgewicht, das sich bei allem Schwanken der Schalen und im Wechsel ihrer Gewichte immer wieder einstellt, und der Übergang von Gegensätzen, die sich aufgerissen haben, zu ihrer völligen Einebnung bezeichnen den Wandelgang des Alls.

Kalakuta, „Spitze“ oder „Gipfel“ (Kuta) des Todes (kala), die Quintessenz des Todesgifts der Welt, entstand — der Dämon sagt es selbst —, „als Götter und Widergötter einander den Tod wünschten“. Dieses Gift ist der gestaltgewordene Todeswunsch aller Geschöpfe gegeneinander, die immer leben, nur ja leben wollen und also, wissend oder unbewußt, immerfort bereit sind, einander den Garaus zu machen, um einander lustvoll zu verzehren. Die Götter sagen es selbst und wissen nicht, was sie damit sagen, „aus dem Wunsche nach Unsterblichkeit entstand uns dieses Gift“. Aus diesem Wunsche zerquirlten sie all das Leben, das vom wirbelnden Berge ins Meer stob und ertrank, zerrissen und zerquetschten sie die Geschöpfe des Meeres mit ihrem Quirlen. Der Saft, den viele Kreatur sterbend ins Milchmeer strömte, fermentierte den Trank der Unsterblichkeit. Der Trieb, mit dem alle Lebensgestalt sich grenzenlos fristen will, indem sie einander erbarmungslos ver-

schlingt, wird mit seinem dunklen Antlitz in Kalakuta sichtbar. Er ist das tödliche Prinzip des Naturlebens, das den zeitlosen Gestaltentausch des lebendigen Weltstoffs im All regiert, der nachgesichtige Regent des Lebensmeeres, der schwarze, rauchfarbene Schatten, den die Lust des Lebens zu sich selber ihrer Verdichtung zur Unsterblichkeit vorauswirft. Jetzt gilt es, diesen Schatten an sich zu nehmen und in sich zu trinken, sonst wird er selbst die Götter verschlingen. Aber wer vermag den Schatten, den er wirft, in sich hineinzunehmen und das gesammelte Gegenteil des innersten Triebes, das ihm höllisches Gift dünken muß, statt ersehnten Nektars sich einzuverleiben? Darauf käme es jetzt aber an.

Die Götter kommen um den Schrecken herum, sie erlangen den Trank der Unsterblichkeit und listen ihn den Widergöttern ab. Aber keine der beiden streitenden und quirlenden Scharen besteht den Schrecken aus eigener Kraft, durch einen Gang der Läuterung und des Erkennens, wie ihn Mysterien weisen, die den Menschen durch den Tod zur Unsterblichkeit führen. Götter und Dämonen streifen den kreatürlichen Schauer nicht ab, sie fliehen in Todesangst zum Herrn des Todes, aber sie wagen nicht, sich selbst in den entsetzlichen Rachen zu stürzen — er würde sich vielleicht verwandeln in sein Gegenteil und sie zugleich verwandeln. Sich selbst mit seinem ganzen natürlichen Sein als Opfer darzubringen, als krönendes Opfer aller Mühsal, die sich nur als Vorbereitung entschleiert zu dieser hohen Möglichkeit: Opferbereitschaft, die den Tod in sich hinabschlingt, um die Verwandlung zu erfahren, dieses hohe Mysterium der Schivagläubigen blitzt nicht auf an diesen leben- und ichversessenen Göttern und Dämonen. „Raube das Licht aus dem Rachen der Schlange“, lautete das Orakel, das Carossa aus seinem dunklen Inneren in einer Lebensnot entgegenscholl, und er folgte diesem Wort auf die Schlachtfelder des Krieges.

Der Gott, der jenseits von Tod und Leben ist, der über alle Kräfte der Vernichtung gebietet, wie er das Symbol der Zeugung, das Lingam, als sein Zeichen führt, rettet Götter und Dämonen aus dem Abenteuer, dem sie schließlich nicht gewachsen sind. Durch den Wundertrank werden die Götter gegen den Tod gefeit, aber sie sind unverwandelt. Sie bleiben die listig-hellen und großartigen, indes die Dämonen die leiblich stärkeren und unbändigen

sind und erst der vervielfachten Gestalt und Wirkung Vischnus weichen; sie bleiben die ichgebundenen personhaften Weltallkräfte, die ganz in sich und in der Welt befangen sind, die sie durchwalten sollen. Unsterblich zwar, sind sie nicht welt- und kampfenthoben und über die Welt erhaben. Sie bleiben ein Teil der Maya. Durch seine rettende Tat stellt Schiva nur das Gleichgewicht zwischen Göttern und Dämonen wieder her, wie es anfangs bestand, als beide sterblich waren — jetzt sind beide unsterblich. Er selbst hatte dieses Gleichgewicht gestört und den Dämonen das geheime Wissen geschenkt, das den Namen trägt „Tote belebend“, damit waren die chaotisch-weltbewegenden Mächte, ohne die es keinen Weltlauf gäbe, unsterblich; da er jetzt auch den Göttern zur Unsterblichkeit half, kann das Ringen um die Herrschaft der Welt unter den gleichermaßen Todgefeiten erst seinen wahrhaft zeitlosen Gang anheben. Wie er selbst den Anlaß gab, daß die widerstreitenden Mächte aus dem Gleichgewicht ihrer Kräfte fielen und das dämonische Element völlig die Oberhand zu gewinnen drohte, stellt der höchste Gott, ohne mit einem Wort daran zu röhren, als außerweltlicher Herr des Ganzen mit einem Zuge das Gleichgewicht im Spiel wieder her. Nun kann das Ringen ewig weitergehen. Daß es je enden könnte, dieses Ringen geklärter Natur- und Menschenordnung, die sich in Hingabe und Opfer des Ichs erfüllt, mit ichversessener Machtlust, dumpfer Fühllosigkeit und elementarer Gewalt, vermag Indien nicht zu glauben. Die erfüllte Ordnung kann immer nur ein glückhaft hoher Augenblick sein im wirbelnden Spiel, ein Gipfeln der göttlichen Kräfte im Umschwung, kaum vollbracht und schon vorüber. Und noch dazu bedarf es des hohen Wunders, daß, in irgendeine Gestalt verlarvt, das Göttliche leibhaft aus seiner überweltlichen Ruhe Mal um Mal schlichtend in den Wirbel der Welt greife.

Ein ewiges Schwanken der Schalen: das ist das Spiel der Welt; die ewige Ruhe in Gott ist Gottes überweltlicher Stand, zu dem der einzelne in Läuterung und Erkenntnis eingehen kann, aber der Weltleib Gottes wird immer alles in sich bergen, den lichten Geist wie die Dämonie des Blutes und die Dumpfheit der Triebe. Daß es eine Ordnung geben könne, deren volle Erfülltheit länger als einen Augenblick idealer Schwebe währen und als Zustand dauern könne, daß die Sonne im Zenit stillhalten könne, statt ihn nur zu

durchgleiten, ist dem Inder nie beigekommen, zu wähnen. In Zarathustras Weltvision überwindet das Göttliche mit den reinen Mächten am Ende das Reich der Lüge und Finsternis ganz und verbrennt es, und die „triumphierende Kirche“ der Christenheit soll das Ringen der hienieden „streitenden“ glorreiche auf ewig enden — aber der Inder weiß um den Rhythmus des Reigens, und aller westliche Glaube an die Vervollkommnungsfähigkeit der Welt, an eine Harmonie als Endzustand der Ausgewogenheit, die sich durch Wandlungen herbeiführen ließe, verliert den Atem vor Indiens welträumiger Gelassenheit.

Dieses zeitlose Spiel nicht begreifen wollen, nicht hinsterben wollen in ihm, gilt dem indischen Mythos als das schlechthin Dämonische: die Selbstbehauptung des machtvollen Ich in erreichter Herrlichkeit, um die das Spiel der Welt die tanzenden Füße anhalten soll. Es hat Sinn, daß am Ende der großen Quirlung des Weltleibs unter Beihilfe aller göttlichen und dämonischen Kräfte eigentlich nichts geschehen ist; nur das Gleichgewicht ist auf einer neuen Ebene wiederhergestellt, die wechselseitige Bedrohung der Götter und Dämonen gilt wieder mit gleicher Stärke. Wer darf mehr vom Leben fordern? Sicherheit in der Preisgegebenheit des Lebens kann es nicht geben, wohl aber die Chance, nicht nur bedroht zu sein, einseitig bedroht zu sein, vielmehr zugleich selbst auch Drohung zu sein, und das vielleicht auf die merkwürdigste, unerwartetste Art, wenn die geläufigen Formen der Selbstbehauptung versagt sind — das ist das Gleichgewicht des Lebensspiels.

Aber ein Trieb, sich grenzenlos zu sichern, stellt sich der tieferen Einsicht, wie brüchig alle Möglichkeit der Sicherung sei, mit kreaturhafter Kraft entgegen. Er führt zum Sicherungskomplex, der alles Lebendige weithin beherrscht. Die Lebensklugheit steht in seinem Dienst, und die Moral enthält seine Anleitungen, die Alten lehren die Jungen, sich zurückhalten oder zugreifen, auftrumpfen oder sich durchwinden, je nachdem Gewinn und Vorsicht es heischen. Erfahrungsweisheit und Erziehung, das ganze Reich des Bewußtseins und des kausalen Denkens dient dieser Selbstbehauptung, diesem Dauernwollen durch Sicherungen. Aber der Mythos als Organ des Unbewußten steht diesem Zug zur Sicherung, sosehr das Unbewußte ihn auch kennt und fördert, mit tiefer Ironie gegenüber, denn was liegt der Wassertiefe unten an

der Sicherung und grenzenlosen Dauer der aus ihr aufgeblühten Ichgestalt? Was kümmert es Vischnu, daß die Lotosblüte, die seinem Nabel entsprüßt, ewig währe?

Den titanischen Versuch, ein machtvolles Ich in erreichter Herrlichkeit zu behaupten und seine Willkür dem Weltlauf aufzuzwingen, stellt der Mythos in immer anderen großen dämonischen Gestalten dar; ihre Reihe eröffnet der Dämon „Goldgewand“, den Vischnu in seiner Gebärde als Löwenmann zerreißt.

5. Der Löwenmann

Vorzeiten, im ersten vollkommenen Weltalter, lebte der Dämon Hiranyakaschipu oder „Goldgewand“, er war der Herrscher der Dämonen und ihr uranfänglicher Ahn. Er sammelte große Glutgewalt in asketischer Selbstqual: zehnmal tausend Herbste und zehnmal hundert Herbste stand er im Wasser und hielt sein Gelübde mit Baden und Schweigen. Da fand Brahma Gefallen an seiner Ruhe und Selbstbezwigung, an seinem Wandel in entsagender Keuschheit, an der Glut seiner Askese und an der Bändigung seines Wesens.

Der erhabene Brahma selbst nahte sich ihm auf einem sonnenstrahlenden Luftgefahrt, von Schwänen gezogen, und Götter und Wesen aller Arten geleiteten ihn. Er, der Ältervater von allem, was frei sich regt und was reglos ruht, der höchste der Brahman-Wisser, sprach, herrlich von allen Himmelsbewohnern umringt, zu dem Dämon: „Du Gelübdestrenger, ich finde Gefallen an der Glut deiner Askese. Wähle dir eine Gabe, du Hingebungsvoller, die dir lieb ist — erlange dein Verlangen, wie du es begehrst!“

Da sagte Goldgewand: „Nicht Götter noch Widergötter oder selige Chöre, nicht Menschen noch Unholde, die das bluttriefende Fleisch ihrer Opfer fressen, sollen mich erschlagen, du höchster der Götter! Noch sollen mich Seher mit ihren Flüchen verwünschen können, Urältervater! — Wenn du, Erhabener, an mir Gefallen hast, wähle ich diese Gabe. Und nicht durch Waffe, die fliegt, noch durch Waffe, die schneidet, nicht durch Berg oder Baum, nicht durch Trockenes noch Feuchtes, nicht bei Tage noch bei Nacht soll ich sterben. Ich will Sonne sein und Mond, Wind und

Feuer, Wasser und Luftraum, die Sternbilder und die zehn Richtungen des Raums. Ich will der Zorn sein und der Liebesgott und die drei Könige unter den Göttern: Varuna, Indra und Yama, und dazu Kubera, der Schätze schenkende Gott, der Herr über Kobolde und Halbmenschen!“

Brahma sprach: „Lieber, diese himmlischen Gaben sind dir von mir gewährt, diese wunderbaren. Alle deine Wünsche wirst du immer erfüllt finden, Kind, das ist gewiß.“ So sprach der Erhabene und entschritt zur Brahmanstätte voll rings allhinstrahrender Kraft, wo die Seher des Brahman in Scharen ihm aufwarten.

Da traten Götter und Schlangen, selige Himmelschöre und Heilige vor den Ältervater hin, und die Götter sprachen: „Der Widergott wird uns erschlagen, dank der Gabe, die du ihm nach Wahl gewährt hast; darum sei uns gnädig, Erhabener: alsbald sei auch sein Tod erwogen!“ — Der göttliche Herr der Geschöpfe vernahm ihre Rede, die aller Welt wohlgesinnt war; da brachte er mit den herrlich-kühlen Wassern seiner Worte die Götter zu befreidem Aufatmen: „Unweigerlich, ihr dreimal zehn Götter, muß jener die Frucht seiner asketischen Glut ernten und verzehren, aber wenn es mit dieser Glut zu Ende ist, wenn er ihre Frucht aufgezehrt hat, wird der erhabene Vischnu ihn erschlagen.“ — Die Götter vernahmen das Wort des Lotosentsprossenen und gingen von Freude erfüllt auseinander, an ihre himmlischen Stätten.

Aber der Dämon Goldgewand hatte kaum die Gabe seiner Wahl erhalten — da hub er an, alle Geschöpfe zu plagen. Die wahlverliehene Gabe machte ihn übermütig: in den Einsiedeleien kränkte er die heiligen Asketen voll gepriesener Gelübde, denen Wahrhaftigkeit und fromme Pflichterfüllung das Höchste war und die sich selbst bezwungen hatten, er besiegte die Götter in allen drei Welten völlig und brachte die Dreiwelt in seine Gewalt, er herrschte in der seligen Himmelswelt.

Vom Rausch seiner Wahlgabe überrieselt und angestachelt von der Ordnung der Zeit erklärte er die Dämonen für opferwürdig und nahm den Göttern die Opfer der Menschen weg. Da machten sich alle Götterscharen samt Kobolden, Verklärten, Brahmanen und großen Sehern zu Vischnu auf, um Rettung bei ihm zu suchen, und sprachen zu ihm: „Urwesen du, Hochherrlicher, die Götter suchen Rettung bei dir. Beschirme uns, erschlage den Dämonenfürsten

Goldgewand, denn du bist uns höchster Schöpfer, höchster Älterer, du höchster Gott über Brahma und allen anderen!"

Vischnu sprach: „Laßt fahren eure Furcht, Unsterbliche, ich schenke euch Furchtlosigkeit. Wahrlich, es währt nicht lange, und ihr erlangt alle drei Welten wieder. Ich selbst erschlage den Dämon samt seiner Schar, der durch die Verleihung der Wahlgabe übermütig geworden ist. Den Fürsten der Dämonen, den die Fürsten der Unsterblichen nicht erschlagen können — ich erschlage ihn.“

So sprach der Erhabene und entließ die Götter, und der Herr sann auf Goldgewands Tod. Als bald nahm sich der Großarmige die heilige Silbe OM, in der alles Weltgeheimnis beschlossen ist, zum Gefährten und schritt von ihr begleitet zur Stätte Goldgewands, an blendendem Glanze der Sonne gleich und an Liebreiz ein zweiter Mond. Halb schuf er sich den Leib eines Mannes und halb den Leib eines Löwen und legte, im Leib des Löwenmannes, die Hände zusammen. Da erblickte er den weiten göttlichen Palast Goldgewands: schimmernd barg er in sich Erfüllung aller Wünsche.

Hundert Meilen breit und anderthalb Meilen lang schwebte er frei im Luftraum und bewegte sich dahin, wie Verlangen ihm befahl. Alter, Schmerz und Ermattung blieben ihm fern; der Glückhafte schwankte nicht. Häuser und Bauten trug der Schöne und flamme förmlich vor Glanz. Vischvakarman, der aller Werke kundige Gott, hatte ihn geschaffen, mit Wasserbecken innen, mit Bäumen aus himmlischen Juwelen, die Früchte und Blüten schenkten, mit Baldachinen von Blüten in allen Farben und mit Gebüschen voller Blütenbüschel. Wie eine Schar weißer Wolken anzuschauen, war es, als schwämme er leuchtend einher, mit himmlischem Wohleruch die Sinne erfreuend. Voll angenehmer Dinge, und frei von Pein, war er nicht kalt und auch nicht glutstrahlend; wer zu ihm kam, empfand nicht Hunger noch Durst oder Mattigkeit. Mannigfaltig gestaltete, bunte hellstrahlende Säulen zierten ihn, aber sie trugen ihn nicht; er war wie für die Ewigkeit gebaut und trank alle Augen in sich. Aus sich selber leuchtend strahlte er auf dem Rücken des Himmels und überstrahlte Sonne, Mond und Feuersflammen — es war, als mache er die Sonne scheinen. Himmlische und irdische Freuden waren da allzumal im Überfluß, Speise und Mahl voll Wohlgeschmack und Fülle ohne Ende, Blumengewinde voll reinen Duftes, Bäume mit immerwährenden Blüten und

Früchten, kühle Wasser im Warmen und warme Wasser im Kühlen, breitästige Bäume mit blühenden Zweigspitzen und frischen Blättern und Schoßen, überdeckt mit Baldachinen von Schlingpflanzen an Strömen und Teichen.

In diesem Palaste saß der Dämonenkönig Goldgewand, Tausende von Frauen in schimmerndem Gewand und Schmuck umgaben ihn, seine Ohrringe leuchteten mit Strahlenflammen unschätzbarer Juwelen und Diamanten, er saß auf einem schimmernden Götterthron, der, mit himmlischen Stoffen bedeckt, viertausend Ellen maß und wie die Sonne glänzte. Da wehte ein lind-linder Wind und führte himmlische Düfte mit sich. Dämonensöhne zu Hunderten und Tausenden warteten ihm auf, dessen Tat ohne Beispiel war; die Redefrohen, die immerdar in frommer Pflichterfüllung wandelten, trugen Blumenketten; alle waren Helden, alle Wünsche erfüllten sich ihnen, alle waren todentrückt und alle verehrten Goldgewand, den Herrn voll großen Wesens, in ihren vielgestaltigen Palästen, die wie Feuer strahlten. Sie hatten Leiber wie der große Indra, Bergen vergleichbar und strahlend wie die Sonne, denn nie ward solche Herrscherkraft gesehen noch erhört, wie Goldgewand sie besaß.

Der Löwe sah den Dämon in seinem Palaste: da schimmerten die Bänke von Gold und Silber, da glänzten die Terrassen von erlesenen Juwelen, da strahlten die Fenster, künstlich aus edlen Steinen gefertigt, er sah den Dämon, dessen Leib mit Gold und makellosen Perlen geschmückt war und wie die Sonne in großem Glanze funkelte, und Hunderttausende von Dämonen warteten ihm auf.

Goldgewand hatte einen heldenhaften Sohn, der hieß Prahlada, das ist „Jubel“, der ersah das große Wesen, das im Leibe des Mannes und des Löwen verborgen war, wie Glut sich unter Asche birgt, und genaht war wie das zermalmende Rad der Zeit — mit göttlich-übersinnlichem Auge sah er im Löwen den Gott genaht. Auch Goldgewand und die übrigen Dämonen erblickten den Löwenmann, der wie ein Berg von Gold strahlte, sie sahen diese Gestalt, dergleichen sie nie zuvor gesehen hatten, und alle verwunderten sich.

Jubel aber sprach: „Großarmiger großer König, du Ursprung der Dämonen! Nie hörten wir je von solch einem Leib aus Mann

und Löwen, noch sahen wir je dergleichen. Was naht sich diese göttliche Gestalt, dem Schoße des Unentfalteten entsprungen? Diese schreckliche Gestalt wird den Dämonen den Untergang bringen — so sagt mir mein Gemüt. In ihrem Leibe sind alle Götter, Weltmeere und Ströme, der Himalaya und alle Berggeschlechter, in diesem Leibe sind Mond, Sonne und Sterne, sind die Schatzgötter und ihr Herr, die drei Götterkönige Varuna, Indra und Yama, Windgötter, Himmelsgeister und Seher voll Glut der Askese, Schlangen, Kobolde, menschenfressende Wichte und Unholde voll schrecklichen Mutes, Brahma und Schiva, der ‚Herr der Tiere‘, schwirren an seiner Stirn. Im Leibe dieses Löwenmannes kann ich alles erblicken, was am Boden verwurzelt ruht und frei sich regt — auch dich und mich und alle Dämonenscharen rings um uns, deinen Palast mit Hunderten ragender Häuser besetzt — alle drei Welten, o König, und die ewigen Ordnungen der Welten kann ich in diesem Leibe sehen, und so alle Welt. Da ist der weltschöpfende ‚Herr der Ausgeburten‘, und da ist Manu, der erste Mensch, da sind die Wandelsterne und ihre Begegnungen, die Gewächse der Erde sind da und Schreckenszeit, von Vorzeichen verkündet. Da sind Festigkeit und Urteil, Lust und Wahrhaftigkeit, Glutgewalt und Bändigung, alle Götter und Seher zumal, Zorn und Verlangen, Freude und fromme Pflichterfüllung und Verblendung, und alle Ahnen sind in diesem Leibe.“

Als Goldgewand die Worte Jubels vernommen hatte, sprach er zu seinen Scharen: „Fangt mir diesen König der wilden Tiere, der Gestalt hat wie nie einer zuvor, und fesselt das Tier der Wildnis, wenn euch seinetwegen Zweifel und Bangen beschleichen!“ — Froh warfen sich alle Dämonenscharen von allen Seiten auf den Löwen und schreckten ihn mit Macht, aber der gewaltige Löwenmann war unerschrockenen Mutes, er stieß sein Löwengebrüll aus und riß den Rachen weit auf — der war wie der Rachen des Todes —, und mit einem einzigen Prankenschlage zerbrach er den himmlischen Palast.

Als der Palast zerbrochen lag, rollte Goldgewand die Augen wild vor Zorn und schleuderte selbst Waffen gegen den Löwen. Alle ehrwürdigen Götterwaffen, die in Erfüllung seines Wunsches ihm zugefallen waren, entsandte er gegen ihn: den schrecklichen Wurf-ring Schivas „Todbringende Zeit“ und Vischnus erhabenen Wurf-

ring Sudarschana, danach den großen fürchterlichen urväternlichen Untergangsbrand aller drei Welten und einen buntflammen- den Blitz, einen dürren und einen nassen Blitzstrahl einander ge- paart, und Rudras schrecklichen Spieß, er schleuderte Gerippe und Mörserkeule, sandte Verblendung und Ver dorren und jammer- geulweckendes Geschoß voll sehrender Glut. Alle Waffen, in denen die Kräfte aller Götter wirksam sind, wirbelten wahllos in schneller Folge von seinen Händen: des Windes Wirbelquirl und des Kriegsgottes unwiderstehlicher Speer, die Waffe „Brahmas Haupt“ und „Kühle“, die Waffe des Monds. Er sandte Zittern und Verwittern und die furchtbare Waffe des Weltzimmermanns, das Beil. Er schleuderte den unerschütterlichen Hammer des Gottes „Zeit“, die starke Waffe „Glut“, sandte einraffenden Untergang, Rausch der Betörung und das höchste Geschoß, das Maya wirkt. Er sandte „Lieb“, das Geschoß der seligen Himmelsgeister, und „Freude“, das Juwel unter den Schwertern, sandte Einschläferung und Verquirlung des Geistes und des Meergottes Waffe, die Schlinge.

Alle Götterwaffen warf Goldgewand gegen den Löwenmann, aber sie verzischten an ihm wie Spenden flüssiger Butter, die man ins flammende Opferfeuer gießt. Umsonst umhüllte er den Löwen mit flammenden Wurfgeschosßen, wie die Sonne zur Zeit der Sommerhitze den Himalaya mit ihren Strahlen umhüllt. Da stand aus dem Feuer seines erbarmungslosen Zorns ein Heer von Dämo- nen auf, gewaltig wie ein Meer, und überflutete den Löwen in einem Augenblick wie das Weltmeer das Mainakagebirge — mit Lanzen, Wurfschlingen und riesigen brennenden Bäumen, mit Häm mern und Spießen, Feld- und Mahlsteinen und eisengestachelten glühen- den Steinen, die „Hundert-Tod“ heißen. Wurfschlingen in Händen stürmten die Dämonen wuchtig wie Indras Blitzkeil heran, reckten rings Arme und Leiber und hielten Schlangen als Wurfschlingen wie der dreiköpfige Schiva. Sie waren mit goldenen Kränzen ge- schmückt, seidene Gewänder hoben die Rundungen ihrer Leiber ab, ihre Achseln schimmerten mit Reihen von Perlenschnüren wie Schwäne mit breiten Schwingen. Wuchtig wie der Sturmwind kamen sie daher, und ihre Häupter strahlten wie Sonnen im Aufgang.

Der Löwe aber, eng von ihnen umringt und überschüttet von ihren Waffen, stand wie ein Berg, dessen Schluchten tief innen von

unablässig regnenden Wolken und Wäldern in Dunkel gehüllt sind. Wohl trafen die Dämonenscharen vereint auf ihn in großer Kraft mit ihren Wurfgeschossen und umfingen ihn darin wie in Netzen, aber der Erhabene wankte sowenig im Kampfe wie der Himalaya in Sonnenglut nicht wankt, denn Eis ist sein Ursprung und sein Wesen. Da wichen die Dämonen voll Furcht mit windgeschüttelten Leibern vor seiner Löwenmannsgestalt zurück: er strahlte sehrende Glut, als wäre er Feuer, und sie wichen rings aus einander wie Wogen, die das Wasser des Weltmeers aufwirft.

Esel und eselsgesichtig die einen, mit Krokodilrachen und Giftschlangenmaul die anderen, mit Wolfsrachen und Eberschnauze, mit Gesichtern blendend wie die Morgensonnen und mit Halbgesichtern wie der halbe Mond, mit aufgesperrten gräßlichen Mäulern, löwenrachig mit hängender Zunge und krähen- und geierschnablig, zweizüngig und krummköpfig, mit Gesichtern wie Feuerbrände himmlischer Meteore, andere mit Rachen großer Meerungeheuer — so sandten die Dämonen kraftgeschwellt und felsen groß ihren Pfeilregen von fern auf den unverwundbaren Löwenmann und brachten ihn nicht zum Wanken, ihre Geschosse zergingen in der Luft, wie Meteore auf Berge niederfallend erlöschen.

Da warfen sie schnell ringsflammende Wurfscheiben gegen den Löwen, davon sah der Himmel aus wie an Weltalters Ende, wenn Sonne und Mond und alle Wandelsterne zugleich am Himmel sichtbar sind und wirr durcheinanderkreisen. Aber all die sausenden feuerflammenden Scheiben verschlang der gewaltige Löwe: wie sie in seinen Rachen eingingen, glichen sie Sonne, Mond und Sternen, wenn sie aus den Rissen der Regenwolkenbäuche blinken.

Dann sandte Goldgewand einen kraftgeschwellten Flammen speer, seine lautere Schneide leuchtete wie der Blitz. Der Löwe sah ihn heransausen, und mit einem bloßen Murren, einem fürchterlichen Kehllaut zerbrach er ihn, daß er schimmernd am Boden lag, wie ein funkensprühendes Meteor, das vom Himmel gestoben ist. Eine Reihe Eisenpfeile kam unweit dem Löwen nahe, im Flug erstarrend schwebte sie schimmernd wie eine Kette von Lotosblüten und -blättern. Er erhob ein Donnerbrüllen, wie es ihm anstand, und schritt aus, weit wie es ihm gefiel, und scheuchte das Dämonenheer vor sich hin, wie der Wind gemähtes Gras hinwirbelt. Da erhoben sich die Dämonen in die Luft und ließen einen Regen von

Steinen niederprasseln, mit Felsbrocken groß wie Berge und mit hellstrahlenden Gipfeln. Der riesige Steinregen stürzte dem Löwen aufs Haupt und zerstob nach allen Windrichtungen wie ein Haufe Glühwürmer. Aber aufs neue umhüllten die Dämonenscharen den feindebezwingerden Löwen mit Fluten von Steinen, wie Wolken einen Berg mit Regenstürmen, aber die Wogen der Dämonen brachten den wahrsten der Götter nicht ins Wanken, soweit das Weltmeer mit seinem fürchterlichen Anprall den Weltberg ins Wanken bringt. Als der Steinregen abprallte, hub rings alsbald ein Wasserregen an mit würfeldicken Strähnen; mit stechender Wucht schossen Ströme vom Himmel und verhüllten rings das Gewölbe, Ströme am Himmel überall und rings auf der Erde — aber sie berühren den Gott nicht, wie sie ohne Unterlaß herniederpeitschen. Sie regneten außen an ihm vorbei, aber nicht auf ihn nieder — denn dank seiner Zauberkraft stand nur ein Ebenbild des Löwen dort im Kampfe.

Als der Steinregen abgeschlagen, der Wasserregen versiegte war, brachte der Dämon eine Zaubergestalt hervor, aus Wind und Feuer in eins gewoben, aber der tausendäugige Indra löschte ihr Feuer im Verein mit den Wolken durch eine große Regenflut. Als dieser Zaubertrug abgewehrt war, schuf der Dämon rings ein fürchterliches Dunkel. Da war die Welt in Dunkel gehüllt, und die Dämonen standen mit erhobenen Waffen da, aber der Löwe strahlte, vom eigenen Glanze umflossen, wie die Sonne; die Dämonen sahen seine Brauen zu drei Flammenspitzen gerunzelt, als trüge er Schivas Dreizack als Zeichen mitten auf der Stirn, oder als flösse auf seiner Stirn die Ganga in drei Armen.

Als alle Zauberkräfte abgeschlagen waren, erbleichte das Dämonenvolk und floh zu Goldgewand. Der Dämon flammte vor Grimm, er brannte schier vor Strahlenglut, aber als er noch so ergrimmte, ward auf einmal die Welt ganz zu Finsternis, und sieben Winde standen auf: drohendes Unheil verkündend durchzogen sie den Raum, anwehend und vorwärtswehend, auseinander- und aufwärtswehend, rückwärts- und zusammenwirbelnd voll Kraft und Gewalt und herrlich ringsum wehend. Und die Wandelsterne, die beim Weltuntergang alle zugleich erscheinen, standen allzumal am Himmel und zogen kreuz und quer durcheinander, wie es ihnen gefiel. Der nachtwandelnde Mond ging seinen nächtlichen Pfad,

ohne daß es Zeit seiner Begegnung war, samt Wandelsternen und Sternbildern. Der erhabene göttliche Tagbringer entfärbte sich am Himmel: als ein schwarzer riesiger Leichnam ohne Kopf schwamm er am Firmament. Und feuerflammend ließ der Erdkreis einen Schwarm von Funken stieben — und am Himmelszelt war jahlings der Erhabene zu sehen.

Sieben rauchrote Sonnen zogen wie zur Zeit des Weltuntergangs am Himmel auf, und die Wandelsterne traten zwischen die Hörner des Mondes und wirbelten durcheinander; der dunkelvertreibende Mond, der Gemahl der Vollmondnacht, stand still im Kreise der Sterne und drohte allem, was geht und steht, mit Untergang; ihn verlangte nicht, zu seiner Lieblingsgattin Rohini im vierten der Mondhäuser einzugehen, in denen er wechselnd den Kreis seiner Frauen allnächtlich besucht. Rahu, der Dämon, der den Mond zu Zeiten seiner Verfinsterung verschlingt, packte ihn, flammende Meteore schlugten ihn, und Himmelsbrände fuhren flammend, wie es ihnen gefiel, kreuz und quer in den Leib des Monds. Und der Himmel, der Gott der Götter, regnete Blut, Brände fielen, wie Blitze flammend, von ihm nieder mit großem Schall.

Zur Unzeit brachen alle Bäume in Blüten und Früchte auf, ja auch alle Schlingpflanzen hingen voller Früchte: sie kündeten den Untergang des Dämons an. Aus Früchten quollen Früchte, und aus Blüten quollen Blüten, sie öffneten sich und schlossen sich und lachten und weinten. Die Bildsäulen aller Götter schrien auf mit tiefem Laut, sie dampften und flammten und empfanden große Furcht. Getier und Vögel aus Dorf und Wildnis wimmelte durcheinander, und es hob das fürchterliche Morden unter ihnen an, das ihnen aufbehalten ist. Die Flüsse führten schlammtrübes Wasser stromauf, die Luft, von rotem Staube erfüllt, war ohne Sicht. Heilige Bäume, der Verehrung wert, fanden sie nirgends mehr, der Wind traf sie mit seiner Wucht, bog sie und brach sie. Um kein Wesen mehr drehte sich sein Schatten, denn die Sonne war zur Rüste gegangen beim Zeitaltersende der Welten, und Honig, die Speise der Unsterblichen in der Überwelt, troff nieder auf Goldgewands Palast, auf sein Schatzhaus und Zeughaus.

So wurden zum Untergange der Widergötter und zum Siege der Götter viele schreckliche Unheilszeichen sichtbar; vom Gange der Zeit hervorgebracht, zeigten sie den Untergang des Dämons an.

Indes die Erde unter der Wut des Dämons erbebte, fielen Berge hernieder und mit ihnen vielköpfige, feuerspeiende Schlangen mit giftflammendem Rachen. Und der Schlangenkönig „Endlos“, der eine goldene Talapalme im Banner führt, Schescha, der die Welt auf seinem Haupte trägt, der Unerschütterliche, wankte. Auch die Berge, die feuerspeisend auf dem Grunde des Meeres ragen, brachte sein Zorn zum Wanken, und auch die Schlangen, die glanzflammand auf dem tiefsten Grunde der Welt hausen, erbebten. Goldgewand biß sich vor Zorn auf die zum Rund geschürzten Lippen und packte die Erde, wie einst der urzeitliche Eber tat, und die Ganga und alle Ströme und das Meer und die indische Erde, die juwelenreiche, wo Gold zutage und im Boden liegt, der Brahma-putra mit Bergen und Wäldern, viele Städte und Länder, Benares und die Burg des Sonnenvogels Garuda, die der allkundige göttliche Werkmeister hoch wie den Gipfel des Kailasa aufgerichtet hatte — alle gerieten ins Wanken. Das furchtbare Weltmeer „Röte“ mit seinen roten Fluten, „Aufgang“, der hohe Berg, über den die Sonne heraufkommt — hundert Meilen ragt er auf und strahlt mit goldenem Gipfel, von Wolkenscharen umlagert, sonnen gleich schimmernd mit goldenen Bäumen —, sie wankten. Der Berg Erzmund, von Mennig rot, das Malayagebirge, von Tamalahainen duftend, die Einsiedelei des Heiligen Agastya, seit alters unbetretbar, von Verklärten, Himmelschören und Geistern bevölkert, von vielen bunten Vögeln durchschwärmt und von blühen den Riesenbäumen beschattet, mit goldenen Zinnen ragend und tönen vom Gesang der Himmelsfrauen — sie wankten. Der reizende Berg „Blütenreich“, Raststätte für Sonne und Mond, brach aus der Tiefe durch das Weltmeer herauf und funkelte, von Meerewogen umspült, mit Strahlen wie von Sonne und Mond, als wolle er mit ihnen den Himmel aufritzen. Der herrliche „Blitzberg“, hundert Meilen lang, der die Blitze in Scharen auf sich herabzieht, die Berge „Stier“ und „Elefant“ und „Breitäugig“, der Berg der Schlangen mit ihrer Stadt „Windungsreich“ gerieten unter der Wut des Dämons ins Wanken. „Frühlicht“, die schöne goldene Stadt, die der Dämon „Höllisch“ bewohnt, der herrliche Berg „Wolke“ mit wolkendonnertiefem Echo, sechzigtausend Berge und der Weltberg Meru, wie Morgenlicht leuchtend, in seinen Schluchten von Kobolden, Unholden und Himmelsgeistern belebt,

„Goldschoß“ und „Goldfreund“ und Kailasa, der Fürst der Berge, gerieten unter dem Dämon ins Wanken. Der Einsiedelsee, von goldenen Lotosblüten bedeckt, der Manasasee voll Wildschwänen und Enten, der Dreispitzberg und der Mandaragipfel, von Schneestaub hoch bedeckt, der Berg „Stätte des Mondes“, der Götterwolkenberg, der Sieben-Seher-Berg und der „Rauchfarbene“ und viele andere Berge, Länder und Völker und alle Ströme samt den Weltmeeren brachte die Wut des Dämons ins Wanken.

Keule und Spieß in Händen, schrecklich die Zähne bleckend, anzuschauen wie ein Wolkenwall, dröhnend wie ein Wolkenwall, donnernd wie ein Wolkenwall, stürmte Goldgewand wie eine Wolke wuchtig schnell heran — da machte der Löwe, dem die heilige Silbe OM gesellt war, einen Satz und zerriß ihn mit seinen scharfen Riesenpranken und erschlug ihn im Kampfe.

Erde und Zeit, Mond und Firmament, die Wandelsterne und die Sonne, alle Windrichtungen, Ströme, Berge und Weltmeere erfüllten sich mit Freude und Ruhe über den Untergang des Dämons. Götter und Heilige voll Glutgewalt priesen freudig den ewigen Urgott mit göttlichen Namen und sprachen: „Deinen Leib des Löwenmannes, den du dir schufest, werden die Menschen, die Fernstes und Nächstes wissen, preisen.“

Brahma sprach: „Du bist Brahma und Rudra, du bist der große Indra, bist der Götter höchster, du bist Bildner und Entbildner der Welten, bist ihr unvergänglicher Ursprung. Du heißt höchste Erfüllung und höchster Gott, höchster Spruch und höchste Spende, höchstes Gesetz und höchstes All, uranfänglicher erster Mann! Du heißt höchster Leib und höchstes Brahma, höchste Sammlung, höchste Stimme, höchstes Geheimnis und höchster Weg, uranfänglicher erster Mann! Du heißt allerhöchste Stätte, allerhöchstes Wesen, allerhöchstes Geheimnis, allerhöchster Hort, allerhöchste Läuterung, uranfänglicher erster Mann!“

So sprach der erhabene Ältervater der Welten preisend und kehrte in seine Brahmawelt. Danach kehrte Vischnu unterm Schall der Götterpauken und den Tänzen der Himmelsfrauen ans jenseitige Ufer des Milchmeeres heim. Er legte den strahlenden Leib des Löwenmannes ab und nahm seine uranfängliche Gestalt an und zog von dannen. Der Herr von unenthülltem Ursprung,

der den Garuda im Banner führt, begab sich auf strahlendem Wagen mit acht Rädern, den Geister zogen, an seine Stätte.

Wie der Einsiedler Kandu seine langgestaute Glutgewalt unter der Lockung der Himmelsfrau in göttliche Jünglingsschönheit und unerschöpfliche Liebeskraft verwandelt, so münzt der Dämon Goldgewand den schier unermeßlichen Schatz asketisch gesammelter Kraft der Selbstqual in Erfüllung langgehegten Machtraums zur göttergleichen Pracht und Stärke seiner Weltherrschaft aus. Die Gewalt, die er in maßloser Selbstbezwigung und freiwilligem Leiden über die eigene Kreatur gewann, macht ihn zum Brennpunkt von Gewalt über alle Kreatur ringsum. In ihm erweist sich Yoga als Werkzeug dämonischen Machtwillens, der unter Menschen suggestive Wirkung, mediale Folgsamkeit des anderen und Herrschaft über sein Unbewußtes anstreben kann — im Dämon des ersten Weltalters langt er nach kosmischer Allmacht. Eine höchste Form des „Wirbelstaubs der Leidenschaft“ und glühenden Begehrens (rajas), von dem sich Brahma im Verein mit bestialischer Dumpfheit (tamas) im Augenblick der Weltentfaltung bedroht sah, erhebt sich in gewaltiger Ballung, reißt alle Macht der göttlichen Kräfte an sich und gibt sich unbegrenzter Willkür seiner Machtgebärde hin. Das Prangen seines Palastes, der Überschwang seiner Scharen ist das Überschäumen lang gestauter Kraft des Dämons, die sich am Ziel der Wünsche sieht und sich im ungeheuren Selbstgenusse ihrer Fülle spiegelt und verschwendet. So fangen viele Mythen an: aus dämonischem Machtwillen entsteht immer wieder Stauung von Kraft, die zur Störung der göttlichen Weltordnung führt; diese Spannung gehört zum Rhythmus des Weltgangs, in immer anderen Dämonen begibt sie sich neu und führt zur Entthronung der Götter und allem Wirrsal, das ihr folgen muß. Wie Kraft physikalisch sich in Licht verwandelt, setzt ihre Fülle sich mythisch in welterfüllende Tyrannie und selbstbesessenes Prunken um — damit verzehrt sie ihren eigenen Schatz und gleitet unaufhaltsam, wenn auch mählich dem Augenblick erhabenen Umschwunges zu. Aber daß diese anscheinend unerschöpfliche Herrlichkeit trotz aller Sicherungen, die der Dämon sich für sie ausbedungen hat, ein Ende nehmen muß und endlich als Ohnmacht auf ein unbekanntes Stärkeres treffen muß, das sie nicht

ahnte — dieses Urgesetz des Weltlaufs will die dämonische Selbstvergessenheit nicht wahrhaben, darum muß sie es als ihr eigenes bitteres Ende auskosten.

Im großen Kampfe des weltbeherrschenden Dämons gegen das überweltliche Göttliche, das ihn vernichten wird, steht Maya gegen Maya: alles was die Welt an Kräften und elementaren Stoffen umschließt, rafft der Dämon als seine Waffen auf, alle Gestalten der Weltenergie stehen ihm zu Gebote. Die Waffen der Götter, die ihre wirkenden Kräfte enthalten, und alle Elemente: die Steine der Erde, die Wasser des Himmels, Wind und Feuer, dienen seinem Willen, die Erde samt Bergen und Meeren erbebt unter seinem Grimm — umsonst: alle Kräfte der Schöpfung sind ohnmächtig gegen den Schöpfer, und das Geschöpf, das sich selbstherrlich gegen ihn häumt, erliegt dem ersten Prankenschlage seiner Zaubergestalt. Aber es macht das Wesen des Dämonischen als des Selbstbesessenen und von sich selbst Verblendeten aus, dieses nicht zu sehen, ungläubig und phantasielos in seinem Wahne, durch maßlose Machtanhäufung und lückenlose Verträge sich sichern zu können, muß es zum Kampfe antreten, um an einem unverhofften Gegenspieler zu zerschellen, wie ein irdenes Gefäß an einem eisernen.

Gegen das übergewaltige All tritt das einseitige, prahlend in sich verkrampte Dämonische an — dieser Kampf ist zu ungleich, als daß über seinen Ausgang ein Zweifel sein könnte. Der Sohn des Dämons sieht erleuchteten Blicks die Wahrheit, aber er bleibt einsam mit seinem Wissen, seine Stimme verhallt ungehört im Rausch der von sich selber trunkenen Kräfte. Goldgewands Sohn „Jubel“ sieht in der Fabelgestalt des Löwenmannes den Allgott nahen, er sieht: der allumfassend Übergegensätzliche enthält auch alle Dämonen mit ihrer Herrlichkeit in seinem Leibe. Der schlafende Weltriese, der die Welt in seinem Bauche hält, ist aufgestanden aus seinem Schlummer im Milchmeer und trägt das All in seinem Leibe mit allen Göttern und Ungeheuern. Was sich von außen kämpfend gegen ihn spreizt, ist nur ein winziger Teil seines Inneren. Das Überweltliche ist die Welt noch einmal — die Welt noch vielmals in allen möglichen Facetten, Gebärden und Gestaltungen, ist sie unendlichfach nach Zahl und Stärke. Die Welt ist wie ein Tropfen aus diesem Meer, so wie das Individuum nur

eine spielende Gebärde aus dem Reichtum seiner Erbmasse ist, und wie sein Lebensgang nur einen von vielen möglichen Reihen auf die Schicksalsrune seiner Möglichkeiten bedeutet, eine einzige Verwirklichung aus der Fülle keimhaft in ihm angelegter Möglichkeiten sich zu ereignen, sich zu erfüllen oder zu verfehlen. Oder wie jede Deutung eines Traumes nur einen Aspekt von seiner dunklen Tiefe abschöpft und sie nie ausschöpft und ihre Grenzen, Gewicht und Armut, mehr von dem erhält, der deutet, als von dem Dunkel, das den Traum gebar.

Freilich, in einem ist auch der Allgott gebunden, der das dämonische Geschöpf vernichten will: er darf es in keiner bekannten Gestalt anfallen, die des Dämons Phantasie ersinnen konnte, und in keiner Situation, die er sich ausdenken mochte, als er sich Sicherungen ohne Ende schuf. Aber die göttliche Maya, gestalten- und situationschaffende Phantasie, ist ohne Grenzen: da schafft er sich das nie gesehene Zwitterwesen von Mann und Löwen, und, da er den Dämon nicht bei Tag und nicht bei Nacht erschlagen darf, richtet er nichts Geringeres als einen Weltuntergang an. Die Welt scheint wirklich unterzugehen, die Wandelsterne laufen bahnlos durcheinander und sammeln sich zu unerhörten Stellungen um den Mond; die Sonne erlischt, aber sieben dunkel verglühende Sonnen sammeln sich zuhauf: sonst kreisten sie, durch sieben Ringe konzentrischer Weltrandgebirge voneinander getrennt, auf immer größeren Kreisbahnen um den Weltberg in der Mitte und erhelltten die konzentrischen Ringkontinente, die durch Meere und Randgebirge voneinander geschieden die mittlere Sphäre, zu der Indien gehört, umlagern; jetzt aber scheint ihr Dienst zu Ende, von ihren Posten abgelöst, versammeln sie sich, denn die Welt wird jetzt zusammenstürzen. Der Berg „Blütenreich“ in der Tiefe des Weltmeers, auf dem Sonne und Mond zu rasten pflegen, wenn sie auf unterseeischer Fahrt vom Untergang im Westen zum Aufgangsberge zurücklenken, bricht aus dem Grunde auf und ragt ins Himmelsgewölb; zugleich trieft Honig auf die Dächer des Palastes: die obere Seligenwelt, wo unverderblicher Honig die Speise der Unsterblichen ist, wird leck und trieft — die Sphären schwinden ineinander und drohen zu unterschiedslosem Chaosbrei zu verteigen. Die Jahreszeiten verwirren sich, das Leben der Natur birst aus seiner Ordnung — aber das alles ist Maya, so wahr es sich

begibt, um den Weltstand heraufzuführen, in dem der Dämon zum Untergange reif wird.

Es bezeichnet die ungemessene Wucht seiner Kraft, die Selbstbesessenheit seines Trotzes, daß nichts den Dämon wanken macht, nicht die völlig unheimliche Gelassenheit des Ungeheuers, seine Ruhe im Wartenkönnen, indes alle Waffen des Dämons an ihm zerstäuben und verzischen, nicht die plötzlich einsetzende apokalyptische Zauberoper, deren Wirkungen die Ohnmacht aller vom Dämon ausgespielten Zauberkräfte zu verspotten scheinen und ihm zugleich geheimnisvoll und schnell den Boden entziehen, auf dem er seine Sicherungen pflanzte und selber für ewig fest zu stehen wählte — es waren Sicherungen, die für die Welt und ihren Lauf, aber nicht für den Einbruch des Überweltlichen gemünzt waren, das sie auflöst. Es bezeichnet sein Kraftgefühl und die völlige Blindheit, die ihm entspringt, daß der Dämon den Vorboten seines Unterganges nur erderschütternde Wut entgegenbringt; aber wie groß ist seine Gewalt, daß es der unzeitigen Phantasmagorie eines Weltunterganges im ersten Weltalter bedarf, wo der Weltleib seinem wirklichen Ende noch fern ist, um dem Tode des Dämons den notwendigen Rahmen zu schaffen. Der Dämon ist, soweit ein Geschöpf der Welt es sein kann, nahezu ein wirklicher Gegenspieler des überweltlichen Gottes. Augesichts des Machtwillens, der sich selber maßlos Gewalt anzutun vermag und damit ungemessene Gewalt über die Welt gewinnt, bedarf es des wirklichen Eingreifens der überweltlich oberen Instanz, in spottendem Spiel und grausamem Ernst den Krampf des Weltleibes zu lösen.

Im ersten vollkommenen Weltalter sind die Menschen noch voll der göttlichen Ordnung; der zeitlose Kampf zwischen ichbesessenem Titanentum und den göttlichen Mächten, die der Weltordnung dienen, kann sich noch nicht auf der Ebene menschlicher Geschichte abspielen — er webt noch in kosmischen Räumen und übermenschlichen Gestalten.

Aus dem Vorbild andrängender Drohung dämonischer Heere gegen die unerschütterliche Gefeitheit des Gottes inmitten ihres Wirbels hat die Buddhalegende die Vision der nächtlichen Versuchung des Buddha unter dem Baume der Erleuchtung geschöpft: dem Morgenlichte der Erleuchtung entgegensinnend, durchharzt der Buddha die Sturmnight toddrohender dämonischer Fratzen,

deren Ansturm ihn aus der Yogahaltung der Versenkung unterm Baume aufscheuchen will; aber in sich selbst versunken, bleibt er gottgleich entrückt und unberührbar für alle Vernichtung, die ihn anbleckt, und die mit der Verlockung zur Furcht um sein vergängliches Ich die schon erloschene Flamme der Lebenslust, des Dursts zum Dasein, neu in ihm entfachen will.

Die Geschichte vom Dämon Goldgewand hat ihresgleichen schon im Mythos der Veden, mindestens mit der Bedingung, die er sich für sein Sterbenkönnen ausbedang. Die Veden erzählen von Vritra, dem gliederlosen Wolkenwurm, der, auf den Bergen lagernd, die Wasser in sich beschlossen hielt. Die Wasser sind das Leben der Welt, der Lebenssaft ihres Leibes; aber in eigensüchtiger Behauptung seiner Gestalt sperrt der Wolkenwurm ihr kreisendes Fließen, sperrt den ewigen Reigen strömender Lebenskräfte: hinab, hinauf, gestaltend und zerlösend. Ihm ward vorzeiten der Wunsch gewährt, nicht bei Tage solle er sterben noch bei Nacht, wo doch Tag und Nacht beständig ineinander hinsterben und auseinander auferstehen, wo doch in ihnen mit myriadenfachem blitzschnellem Umschlagen immerfort ineinander hingestorben wird und auseinander geboren: in gegenseitigem Verzehren, in Umarmungen Liebender, in zeugendem Verströmen, kreißendem Verebben, in Einatmen und Ausatmen.

Aber nicht bei Tage noch bei Nacht sollte der Dämon sterben können, nichts Festes, nichts Flüssiges sollte ihn tödlich treffen dürfen. — Eine ältere Fassung dieses Mythos, die von diesem Pakt augenscheinlich noch nichts weiß, erzählt, daß Indra den Dämon mit seinem Blitzkeil erschlug; Indra, der Himmels- und Regengott, erschlug den Wolkendämon, denn Indra führt den Blitzkeil des alten Himmelsvaters Dyaus pitar, den Keil des Zeus pater, des römischen Diespiter-Jupiter. Er spaltete den Leib des Dämons, zerrieb ihn wie dürres Schilf, daß die Wasser strömten und der Reigen des Lebens nicht länger stocke. Aber wie gelang ihm das? fragt die spätere Form des Mythos, die den Pakt kennt, der den Dämon sicherte. Welche Gestalt mußte der alte mythische Blitzkeil und der Vorgang des Sieges unter dem Zwange des Paktes annehmen, um den Dämon zerreißen zu können? Es heißt: Als Indra den Dämon erschlug, da war nicht Tag, nicht Nacht — Dämmerung war, die Stunde zwischen beiden; und als Indra seinen

Keil schwang, der den Dämon zerrieb, traf er ihn nicht mit Festem, nicht mit Flüssigem — seine Waffe war aus Schaum gebildet.

Schaum: das Ungefährlichste, Zerrinnende, Zerstäubende. Augenscheinlich ward dieser Schaum so todbringend, weil sich in ihm alle tödlichen Kräfte, die in allen Dingen als ihre dunkle Seite neben den lebenspendenden geschwisterlich ruhen, versammelt hatten und sich versammeln mußten, da der Dämon sie mit seiner Bedingung aus aller anderen Materie hinwegbeschworen hatte. Sie mußten sich im Schaum versammeln, der so harmlos scheint — der Dämon ließ ihnen gar keine andere Wahl —, denn sie mußten dem ewigen Gesetz des Reigens gehorchen, dem ausnahmslosen Gesetz des Wandels, das keine Verfestigung in Gestalt und Ich auf unbegrenzte Dauer leidet. Der Reigen, das Gesetz des Wandels, ist das unerbittlich schwingende demantene Rad, und wer sich ihm entgegenstemmt, über den rollt es zermalzend hinweg, eben weil er sich ihm entgegenstemmt, indes es den ihm Hingegebenen in rauschendem Schwunge trägt.

„Nimm die Gottheit auf in deinen Willen“ — erkenne, was du bist: Geschöpf und Teil ihrer selbst, das in ihr auf und nieder wirbelt und in Verwandlungen ihr seliges Spiel, ihren wandelnden Leib bildet — den Leib, der tausendfach von Lachen und Schluchzen dröhnt wie eine Glocke oder wie der Leib der Liebenden und Gebärenden.

Der Schaum, der den Dämon überraschend fällte, erinnert an jene lächerliche Mistel, das grüne schwanke Kraut, das doch die Kraft hatte, Baldur zu töten, gerade als die Götter lachten und sich in Baldurs Unverwundbarkeit gesichert wähnten, als sie Felsen und Waffen gegen ihn warfen, um seiner Unsterblichkeit froh zu sein und im Besitze seiner ewigen Frühlingsgestalt die eigene Sicherheit vor dem Gesetze unerbittlichen Wandels zu genießen. Aber diese Mistel ist kein so reines und schlagendes Symbol wie Indras Keil aus Schaum; sie steht außerhalb der Sphäre des aufsteigenden und hinsterbenden Jahresgottes Baldur, dessen Lebensfrühling und -sommer die Götter verewigen wollten, auf daß nie mehr in ständigem Reigen die todesgleiche Winternacht die Welt befiele; die immergrüne Mistel, der magische Trost der Wintersonnenwende, ist nicht an Baldurs Aufstehen und Sterben gebun-

den, an dem alle anderen Wesen beteiligt sind, so daß sie sich willig verschwören mochten, Baldur nicht zu verwunden.

Das zeitlose Lebendige — im Seelischen: das Unbewußte — spottet aller Namen und Formen, denn alle sind ihm gleich nahe als seine spielenden Wandlungsgestalten, Masken oder Erscheinungsformen. Es lacht aller Verfestigungen und Versteifungen auf eine Seinsform wie auf einen Namen, die Dauer gewähren sollen und Schutz vor dem Hinsterben in ewig wechselnde Verwandlungen — Schutz vor den Schmerzen immer neuer Geburten und Abschiede und Übergänge ohne Ende. Wer diesem Reigen sich entziehen will, nicht flimmernder Tropfen sein will in seinem Wassersturz und Regenbogen, sondern in sich dauern möchte als eigenmächtige, selbstwillige Gestalt, der weiht sich dem Tode, wo er sich fester ins Leben zu krampfen meint. Mit eben der Bedingung und Grenze, hinter der er sich verschanzt, wird er erschlagen und verschüttet werden, aus der totalen Ironie und Spielfreude proteushafter Wandlungskraft des Allwesens. Denn so dreht sich der Reigen — und wie schnell! —, im kreisenden Umschwung der Dinge verkehrt sich alles in sein Widerspiel.

Wer Gebärde im Reigen zu sein vermag, ist geborgen; „wer sein Leben zu verlieren bereit ist, wird es gewinnen“, gegenüber zielsetzender Bewußtheit und Absichtlichkeit auf lange Sicht ist abgründige Ironie die Form, in der sich Wirklichkeit geschehen läßt. Und doch legt alle Moral und Lebensweisheit unser Handeln auf lange Sicht und Dauer an, auf Besitz und Erbe, Tradition und Verantwortung — wo wären wir ohne alles das über die Generationen hin und in der Gemeinschaft? Der Instinkt des Lebens selbst geht darauf aus, in den Gemeinschaften der Tiere, in der Vorsorge für die Brut, in den Staaten der Insekten — aber dagegen steht ein anderer Zug des Lebens, der es besser weiß und den Trieb zur Dauer ironisiert.

Worin einer sich sichern und sein Ich verfestigen will, damit gräbt er sich schließlich selbst die Grube, in die er sich stolpert; die Bedingung, durch die er sich in Gestalt und Ich auf Dauer zu sichern meinte, wird ihm gewahrt — aus dem göttlichen Gelächter des zeitlos Ganzen, das für alles einzelne, das auf sich pocht und sich selbst bewahren will, nur die totale Ironie des Reigens gegen den Augenblick übrig hat. Es führt durch eben das, was gegen

Wandel sichern soll, im Spiele seiner Maya den Untergang dessen herauf, der in seiner Verblendung meint, er könne dem Spiele des Ganzen entgehen, das ewiger Wandel in sich selbst ist: eben Leben. Der Strick, an dem sich einer aus der Flut zog, die ihn fortzuspülen drohte, legt sich schließlich, wenn er sich fest mit ihm umgürtet, auf daß kein Wirbel ihn mit sich führe, ihn trage oder verschlucke, als Schlinge um den Hals, die ihn erwürgt. Das ist der Untergang eines, der meint, in sich verkrampfender Versteifung auf sein geliebtes greifbares Teil könne er sein Ich gegen den Wandel aller Gestalt, gegen ihr Zerrinnen zu anderem Leben feien.

In keinem Augenblick der Weltzeit wird der Dämon Goldgewand sterben dürfen von Feindeshand; da ersteht die Maya eines Weltunterganges, der Mond steht still, die Sterne taumeln durcheinander, die Sonne schwimmt als Leichnam ohne Kopf am Himmel — es ist keine Zeit mehr, und die Welt vergeht. Kein Wesen in Mensch- und Tiergestalt konnte dem Dämon gefährlich werden; da wandelt das Verhängnis in nie gesehener Gestalt einher: halb Mann, halb Löwe, ein Monstrum, und zerreißt ihn. Indem er die Ordnung des Lebens mit seinem Pakt vergewaltigen wollte, ruft er selbst das Monströse, Unerhörte zum Ausgleich herauf — das Monstrum ist seine eigene Ausgeburt, seine Fratze im Spiegel des Göttlich-Ganzen.

Das Rettende wird das Vernichtende, das liegt im Rhythmus des Reigens. Wer in den Reigen eingreift und das Dauernde will, wo die Natur das Wandelnde meint und im immerwährenden völligen Wandel allein die reine Dauer erblickt, der wird von ihr zermalmt. Die alten Griechen des tragischen Zeitalters hatten einen großen Blick für die Ironie des Reigens, für das Katastrophale der Sicherung. Um den größten ihrer Siege zu feiern, den Untergang der großen Armada des Xerxes, spielte Äschylos seinen Athenern die „Perser“ tragödie vor: wie im Spiegel zeigte er dem Siegesjubel und Kraftgefühl der Seinen die Vergänglichkeit ihres Aufstiegs, die Unsicherheit ihrer Glorie im Zusammenbruch des scheinbar unüberwindlichen Großkönigs. Es ist der hintergründige Sinn der Historien Herodots, das Spiel des Reigens zu lehren, den „Kreislauf der menschlichen Dinge, der immer kreist und nicht duldet, daß immer dieselben glückhaft sind“. Seine umfassende Chronik, Länderkunde und Geschichte vergangener Reiche. Glanz und

Untergang von Medien und Babylon, Lydien und Ägypten, die im Rachen des Perserreiches als Satrapenprovinzen verschwinden, zeigt alle Vergänglichkeit auf, aus der sich Persiens Riesengröße schrittweis aufgebaut hat, um auf der Höhe ihres Wachstums am Widerstande des kleinen Hellas zu splittern, und heißt die Vergänglichkeit der eigenen jungen Größe erschauernd ahnen und sie hineinnehmen in das Hochgefühl der triumphalen Weltstunde: im Schwunge des Reigens ist diese Stunde nicht Epoche und Dauer, sondern nur der Augenblick, an dem die eigene Sonnenbahn durch den Gipfelpunkt ihres Mittags gleitet — wahrgenommen und bewußt ergriffen, ist er schon vorüber. Kroisos von Lydien ist bei Herodot das große Beispiel des lange Unbelehrbaren: er meint sein großes Glück, mit dem er prunkt, mit vielerlei Voraussicht sichern zu können gegen die Vergänglichkeit, die es zerstääbt. Er hält den Lieblingssohn und einzigen Erben seiner königlichen Kraft von Krieg und Jagd fern, um ihn vor dem Ende zu sichern, das ihm ein Traum geweissagt hat: er werde an einem Speerwurf sterben. Aber auf sein Drängen läßt er ihn doch auf die Eberjagd ziehen — wie könnte schließlich das zahnbewehrte Tier ihm den Tod bringen? — und vertraut ihn obendrein dem unseligen Gastfreund an, dem heimatlos Verfemten, der, ohne es zu wollen, daheim seinen Bruder getötet hat und sich vom Schicksal gezeichnet weiß, Verhängnis zu sein, wohin er den Fuß setzt. Er ist es, der mit seinem unseligen Speer, den Eber verfehlend, den Königssohn fällt und alle sichernde Vorsicht des Vaters zunichte macht.

Ehe Kroisos den Krieg gegen Kyros unternimmt, um die aufstrebende Persermacht in der Knospe zu köpfen, will er über den Ausgang des gefährlichen Kampfes Sicherheit: er will einen bündigen Orakelspruch, der ihm den Sieg verbürgt. Aber auf welche Orakelstimme kann er sich verlassen? Er wird alle Orakelstätten, von denen er weiß, mit einer Vorfrage erproben, ehe er einen Spruch über den Erfolg seines Kriegsplanes einholen wird; er schickt Gesandte an alle, die hundert Tage nach ihrer Abreise bei jedem Orakel die Frage stellen sollen: „Was tut König Kroisos heut?“ Keine der übrigen Antworten befriedigt ihn, nur die delphische Seherin erschaute das sonderbare Tun, das sich der König für diesen Tag als Rätsel ersonnen hatte, um die Stimmen weissagender Götter auf die Probe zu stellen: sie kündete ihm, daß er, allein in

seinem Gemach, Schildkröten- und Lammfleisch in ehrenem Kessel sott. Nun wähnte er sich gesichert, wenn er ihrem Spruche über den Ausgang des Krieges mit Kyros vertraute. „Wenn ein Maultier über die Perser herrsche“, sagte ihm der pythische Apollon, „solle er sich vor ihnen fürchten“ und, „wenn er über den Halys zöge, der die feindlichen Reiche trennte, werde er ein großes Reich zerstören.“ Er war nicht länger im Zweifel, daß Kyros' Reich gemeint sei, und wagte das seine; und indem er sich so gesichert wähnte, zerstörte er es und entging kaum dem Tode auf dem Scheiterhaufen; denn Kyros war in der Tat ein „Maultier“: er stammte aus zwei verschiedenen Völkern, Medern und Persern, und seine Mutter war von edlerer Abkunft als sein Vater, sie war die Tochter des Mederkönigs, dessen unterworfenen Untertanen die Perser waren.

Ein anderer, der, nach Herodot, sich auch zu sichern verstand und dabei erfuhr, was es damit auf sich hat, war der Sohn des Kyros, der Großkönig Kambyses. Dieser glücklose, dumpfe und jähne Mensch hatte nichts Gewinnendes; aber da war sein jüngerer Bruder, der reizende Bardija Smerdis, dem flogen alle Herzen zu. Das nagte an der Ruhe des Kambyses; wie leicht konnte der Herrliche nach der Krone greifen — schien nicht alles ihm diese Lockung anzumuten? Kambyses hatte ihn nach Ägypten mitgenommen, als er das Land der Pharaonen unterwarf, in seinem Gefolge hatte er ihn ständig unter den Augen. Aber da hatten ihm die Äthiopen, zu denen er Gesandte schickte, sie auszukundschaften, einen Bogen gesandt und dazu die Botschaft: „Der König der Äthiopen rät dem Könige der Perser: nur wenn die Perser so große Bogen so leicht spannen wie wir, soll er mit unzähligem Kriegsvolk gegen die langlebenden Äthiopen zu Felde ziehen. Wenn nicht, soll er den Göttern danken, daß sie den Söhnen Äthiopiens nicht den Gedanken eingeben, zu ihrem eigenen Lande ein anderes dazu zu erobern.“ Kambyses aber hatte diesen Bogen der Äthiopen, die man ihm als das höchstgewachsene und schönste Volk der Welt beschrieb, nicht zu spannen vermocht.

Auch kein anderer der Großen unter den Persern vermochte es, und waren doch alle großen Bogenschützen, und ihre Könige, wie Artaxerxes, trugen Beinamen, die ihre langen, bogengewaltigen Arme feierten (Makrocheir, Megabazos, das heißt „Großarmiger“, wie indische Bogenhelden Mahabahu heißen). Nur Bardija Smerdis

gelang es, den wunderbaren Bogen, den die Fischesser aus Elephantine von ihrer Gesandtschaft heimbrachten, zwei Finger weit zu spannen.

Die Bogenprobe aber ist ein magisches Ritual der bogenschießenden Völker, wie die alten Perser eines waren: wer den wunderbaren Bogen des Helden zu spannen vermag, ist der Berufene, vom Schicksal zur Herrschaft Erkorene. So ist im Wagnerschen Mythos, wer das Schwert Notung aus dem Baume zu reißen vermag, das der göttliche Wanderer hineinstieß, und wer seine Stücke neu zur Waffe schmiedet, der Held der zur Weltherrschaft berufen ist. Darum wird der Streit der Freier um Penelope, die Ithakas Erde und Herrschaft verkörpert, mit dem Bogen des Odysseus, des verschollenen Königs und Helden, dem Penelope und Ithaka zu eigen sind, ausgetragen; so kämpfen die Helden des indischen Epos bei der Gattenwahl der Königstöchter mit Bogenproben um das fürstliche Mädchen, und Arjuna, der Freund der Götter, ersiegt im Mahabharata für sich und seine Brüder die Prinzessin Draupadi, Rama aber im Ramayana siegt und gewinnt Sita, indem er den Bogen spannt, den Schiva selbst, der göttliche Jäger und Bogen-schütze, ihrem Ahn geschenkt hat, und ihn im Spannen gar zerbricht. — Deutete diese Probe mit dem Bogen der Äthiopen nicht darauf, Smerdis sei der wahrhaft Berufene unter den beiden Brüdern, sei zwar der Jüngere, aber er und kein anderer sei — durch seine Herrlichkeit schon insgeheim — nach dieser Probe aber offenbar zur Herrschaft bestimmt?

Kambyses konnte seinen Anblick nicht mehr ertragen, er sandte den Gefährlichen nach Persien heim. Da hatte er einen Traum: ein Bote käme aus Persien und meldete ihm, Smerdis säße daheim auf dem königlichen Throne und sein Haupt rage bis in den Himmel auf. Da sandte er ihm den Mörder nach, und man hat nie erfahren, ob Smerdis auf der Jagd ermordet worden ist oder im Roten Meer ertränkt. Kein Schatten fiel auf Kambyses' Hände; das Volk wähnte, Smerdis sei am Leben, nur fern, irgendwo unsichtbar im weiten Weltreich Persien. Und Kambyses in Ägypten fühlte sich, wenn er nach Hause dachte, im Rücken gesichert.

In Ägypten geschah indes diese merkwürdige Geschichte mit dem Apistier — eine eher lächerliche Angelegenheit. Kambyses kehrte von seinem unglücklichen Feldzuge gegen die Äthiopen

heim — trotz der mißlungenen Bogenprobe hatte er sie bezwingen wollen —, von diesem Feldzuge, wo seine Soldaten in der Wüste vor Hunger das Los übereinander geworfen hatten, wer den anderen schlachten solle, damit nicht alle umkämen, und wo ein anderer Heerhaufen unter einem Sandsturm zwischen Oasis und Ammon begraben wurde; — Ägypten aber ertrank, dem geschlagenen Könige wie zum Hohn, in Freudentaumel und Festen. Dieses Volk der Priester und Toten, Tempel und Gräber vergaß den anwesenden Fremdherrn und seine drückende Gewalt über dem wiedergeborenen Gott in Stiergestalt. Was ging hier vor? War dieses gefeierte Tier die leibhafte Erscheinung eines Gottes und bedrohte sein Erscheinen Kambyses? Glaube steckt an; Kambyses muß sich mit dem Wunder messen, muß sich sichern gegen die dunklen, vielleicht göttlichen Gewalten des fremden Landes, die plötzlich greifbar aufgestanden scheinen. Er tritt dem Stier gegenüber: ein kapitales Tier und ganz so makellos gebaut, wie unverständliche Vorstellungen des absonderlichen Volkes von der Erscheinung des Gottes fordern. Aber doch nur ein Stier wie andere; — Kambyses erweist es, indem er ihm sein Schwert in den Leib rennt. Freilich, der Hieb geht fehl, der Großkönig hat keine glückliche Hand mehr, immerhin, er verwundet das Tier am Schenkel. Der Stier verendete, und die Priester begruben heimlich ihren toten Gott.

Hier wäre wieder Sicherheit; aber Kambyses bedarf ihrer auch in Ägypten, denn in Persien, wo er sie geschaffen wähnte, ist sie hin. Persien hat Smerdis auf den Thron gehoben. Kambyses weiß — weiß es so gut wie kaum ein anderer —: Smerdis ist tot. Aber es scheint, auch andere haben es inzwischen in Erfahrung gebracht, und das hat dem Betrüger gleichen Namens den Weg zum Throne freigemacht. Daß er dem echten Smerdis ähnlich sieht, hat ihn an die Macht gebracht; freilich wäre das nie möglich gewesen, hätte Kambyses nicht den Bruder beseitigt. Dieser falsche Smerdis ist wirklich ganz die reine Ausgeburt der Angstträume und Entschlüsse des Sicherungswütigen, ist völlig die fleischgewordene Nachtgestalt der Furcht, der Kambyses in seinen Taten nachgab. Gleichviel — Ägypten, der Rücken, ist frei; jetzt der Gefahr in Persien die Stirn geboten, die heraufkam, weil wir uns sichern wollten, ehe wir von ihr bedroht waren. Eilenden Rittes geht's vom Nil nach Haus. Aber unterwegs, beim hastigen Aufsteigen aufs Pferd, löste sich

der Knauf an der Scheide des Schwertes, und die nackte Schneide drang Kambyses in den Schenkel — an derselben Stelle, so will es die Erzählung, wo er damals den Gott der Ägypter getroffen hatte. Da muß er rasten, wo er eilen möchte, und hat trübe Vorahnungen. Aber eins ist Trost: Hat ihm nicht das Orakel zu Buto in Ägypten geweissagt, er werde in Agbatana sterben? Das meint doch Agbatana, seine medische Hauptstadt, und daß er dort als Greis im Mittelpunkte seines Reiches fürstlich sterben werde? Wie heißt denn dieser lächerliche Flecken, an dem ihn dieses Mißgeschick traf? Es ist — Agbatana in Syrien. Als ihm der Name des Ortes gesagt wurde, verstand er das Orakel und sprach: „An diesem Orte ist es Kambyses, Kyros' Sohn, beschieden, zu sterben.“ Und so geschah es.

Die Angst vor dem Wandel, der aller Dauer spottet, vor dem ständigen Tode, der alle Gestalt immerfort auflöst, ist selbst schon Griff und Gang zum Tode. Der Schrei: „Verweile doch, du bist so schön!“ — dem Augenblicke zugerufen, um einen idealen Moment zu verewigen, ist ja die Einflüsterung des Versuchers, des dummen Teufels, der einen Dummen sucht.

Die Haltung des Unbewußten gegenüber aller verfestigenden Formel, was unter allen Umständen gut und richtig sei, sichernd und erhaltend, ist die totale Ironie. Eins ist so wahr wie das andere, ist immer wechselnd wahr in jedem Augenblick des Reigens, und wie er in sich wiederkehrt, schlingt er sich in jedem Schritte unwiederholbar neu. Ihn wollen in gläubiger Hingabe und Selbst-abdankung ist Weisheit indischer Gottesliebe (bhakti), die zum Reigen des Göttlichen spricht: „Ich bin er“, und dabei nicht nach der spielend geballten, spielend zerrinnenden Gestalt fragt, die „Ich“ zu sich in uns sagt. Alles Wahre wird hier bald falsch, alle Weisheit wird Unsinn, sie gilt nicht mehr, wird taub und dumm, denn im Reigen hat sich alles völlig ver stellt und die Plätze und Zeichen vertauscht. Aber aus dem Unbewußten, fließend Unverfestigten immer neu schöpfend leben, hieße aus dem Rhythmus des Reigens leben.

Darum gleicht das unaufhaltsame Unterfangen des Geistes, Balken ins Strömende zu bauen, dem Wunsche der homerischen Freier, das Hochzeitsgewand der Penelope endlich fertig und gültig zum Feste der Erfüllung zu sehen. Aber was Penelope tags

gewoben hat, trennt sie nachts wieder auf; es galt nur für heute und nicht für morgen, und jeder Tag erneut die Enttäuschung und Erwartung über die zurückgeworfene und neu fortschreitende Mühsal.

Tithonos, der Menschensohn, sollte nicht sterben müssen, als Eos, die Göttin mit dem täglich-ewig erneuten Jugendreize der Morgenröte ihn sich zum Gemahl erkor. So erbat es die Rosenfingrige vom Göttervater. „Verweile doch“, sprach sie zur Lust seiner jugendlichen Umarmung, und wie jene indischen Dämonen, wie alle, erlangte sie Erfüllung ihres Wunsches: sie erlangte, Tithonos müsse nicht sterben. Aber dem einen konnte sie nicht wehren: daß er dem Los der Kreatur unterworfen blieb, daß er alterte und einschrumpfte, immer kleiner ward und dürrer, bis er an der Seite der jugendprangenden Göttin wie eine kleine vertrocknete Heuschrecke war. So teilte er zirpend das Lager der Reizenden, Wandellosen — es hätte beiden besser gefrommt, er wäre im Rausche der Jugend weggerafft worden, als daß er so ihr beiwohnte in der selbstgeschaffenen Hölle hoffnungsloser Ohnmacht und lächerlicher Ungleichheit des Paars —, da waren sie beide zu Narren geworden vor dem lautlosen Gelächter des Ewigen, und ihre Verbindung, ausgestoßen vom Reigen, zu einem Monstrum. Für Ovid ist Eos-Aurora Gram und Ärgernis der Liebenden, die glücklicher sind: erbitterte Frühaufsteherin — was sollte die hoffnungslos Enttäuschte ans Beilager des Gatten fesseln — kürzt sie den glücklicheren Paaren, die nächtliche Lust vereinte, mit ihrem unerwünschten Prangen die Stunden der Vereinigung. So wandelt sich Torheit in Bosheit, die an sich selber nagt.

Das ist die Ironie des göttlich Ganzen, die jeden seinem Gesetz widersprechenden Wunsch mit geheimem Lachen erfüllt, denn seine Erfüllung verkehrt sich in das Gegenteil des mit ihm Gemeinten, ganz natürlich, denn die Rechnung auf Dauer hat im Spiel völliger Wandlung immer ein Loch, und immer durch das, was begehrt und gewährt wird, ißt man sich selber schließlich die Speise der Verzweiflung, der man damit entgehen wollte, und ruft in Gestalt eines Monstrums vor sich auf, was man in gewohnter Gestalt des Lebens als Bedrohung von sich ausschließen wollte.

Gegen den Sinn des Reigens ist der Witz, der sich bewahren will, Narrheit und Gelächter: Aberwitz. Das große Ganze spottet jeder Formel, die es fangen will, und fängt jeden in eben der

Schlinge, in der er es zu fangen meinte. Wer diesem göttlichen Wild nachjagt, ist wie der Schütze, der von der eigenen Kugel fällt. Da geht es zu wie im Mythos vom Freischütz und dem wilden Jäger. Der Schütz weiß nicht, welche der sieben Zauberkugeln, die wunderbar treffen, was er sich nur wünscht, dem Dämon gehört, der sie nach seinem eigenen Willen lenken darf: „Sechse treffen — sieben äffen!“ Und natürlich lenkt der Dämon seine Kugel auf das Liebste, was der Schütz hat, auf eben das, was er durch diese Kugeln sich wunderbar erst ganz erringen wollte — oder aber die Kugel fährt dem Schützen selbst ins Herz, der sich um der Kugeln und ihrer Beute willen dem Dämon verkaufte.

Sicherheit ist nirgends als im Reigen, und sie ist das Bewahrtsein in der Preisgegebenheit — das ist die Weisheit des Unbewußten, der göttlich-zeitlosen Größe in uns, die über die Blüte unseres Ich, die es aus seinem Saft auftreibt, lächelt, wenn diese Blüte, Schönheit triefend und Empfänglichkeit duftend, wähnt, sie sei zu anderem bestimmt, als empfangend zu zerblättern und zu welken und Frucht zu treiben, neu zu keimen und wieder als eine andere zu blühen und zu welken in zielfreiem Spiel ohne Ende.

Wie man als Ich, das sich bewahren will, mit dieser Weisheit des Unbewußten im Rhythmus des Lebensreigens leben könne, ist eine immer offene Frage. Es ist die Aufgabe, die jeden Tag neu gelöst sein will, in einer immer anders erfühlten Gleichung zwischen dem Willen des Ich, das sich erhalten und sichern soll, und dem Rhythmus des Reigens, der gläubige Hingabe an seine immer andere Figur von uns fordert.

Das Unbewußte in uns, so bereit es allzeit ist, mit einem Wink uns in Gefahr zu leiten und zu retten, lacht lautlos über jede Formel, die es uns schenkt, über jede Erleuchtung aus seinem Dunkel, wenn wir sie an uns krampfen und meinen, nun hätten wir es, nun könne es uns nicht mehr fehlen, wir hätten den Schlüssel und dürften ihn nur unters Kissen tun und uns ruhig darauf schlafen legen, dem Wandelspiele rings draußen und seinem Alp entzogen. Es läßt uns gewähren, bis wir in dieser Verkrampfung steif und krank zum Sterben geworden sind, bis aus der Erleuchtung von einst unsere Dummheit von gestern und heut geworden ist. Denn ihm ist eine Weisheit wie die andre, gut zu ihrer Zeit, Wahn zu allen anderen, und was es einflüstert, raunt es für diesen Augenblick und keinen

anderen zu, für diesen nächsten Schritt im Reigen. Was es uns so lehrt, sollen wir beherzigen, um es zu leben und darüber zu vergessen.

Das ist die totale Ironie, die über der Philosophie, sie überschattend, blitzt: zu meinen, man könne etwas ausmachen, das bleibe, verformelt dem Reigen enthoben; die Situation, aus der es entspang und für die es gilt, schwindet unaufhaltsam dahin und kehrt so nie wieder im ewigen Verwandlungsspiel; dann steht die Erkenntnis von einst da: eine taube Formel, verdunkelte Hieroglyphe, an deren Sinn zurätseln Danaidenmühsal ist, aber sie hat gar keinen mehr so, wie sie einst einen besaß. Wie sie die Situation erhellte, empfing sie Licht von ihr, die nicht mehr ist; nun ist sie nur mehr ein halbdunkler Hinweis auf einen verschütteten Sinngehalt, denn sie gilt nicht mehr so, wie sie gemeint war, in der verwandelten Figur des Reigens. Und was ist ein Sinn, der nicht mehr gilt? Freilich, er kann uns ein Gleichnis sein, ein Zeichen — und das genügt, aber nur wenn wir im Reigen schwingen. Sonst ist das flammende Meteor von einst, der erleuchtende Blitz, herabgefahren aus Himmelshöhen und aus dem Reigen wirkender Sterngestalten, ein kaltes dummes Stück Erz, das in den Lehm verzischte.

Frag nur und glaub, was du vernimmst — tu und vergiß es. Hältst du es aber fest, so ziehst du dir selbst damit die Grenze, in der du erstarren mußt, über die du stolperst und stürzest. Behaupte dich in deinem dir greifbaren Teile Lebens als dem Ganzen und Steten — das ist schon dein Weg, dir abzusterben. — Dschelal eddin Rümi sang es, und Rückert sang es ihm nach:

Wer die Kraft des Reigens kennet, lebt in Gott,
Denn er weiß, wie Liebe töte.

Eben die Mythen und Märchen enthalten wie die Träume in ihren Gestalten und Vorgängen die vollkommene Möglichkeit, das Leben in seiner völligen Vieldeutigkeit mit schlagender Sinnfülle abzubilden. In ihnen kann jeder Vorgang und Gegenstand, alles was vorkommt, als Zeichen nicht bloß für das Verschiedenste, nein schlechthin für das Entgegengesetzte auftreten und es mit gleichem Recht bezeichnen, je nach dem Zusammenhang, darin es steht, nach seinem Ort in der Abfolge der Zeichen, nach seinem Stellenwert im Schwunge der Kurve. So ist es im Leben: offensichtlicher Erfolg

kann faktisch den Bankerott verlarven: übertünchte Gräber, in denen Nattern und Skorpione hausen. Die offensbare Erniedrigung kann unter Umständen die einzige angemessene Form der Erhöhung sein, die vollständige Niederlage der vollkommenste Sieg. Beides trifft auf die Erhöhung Christi am Kreuze zu, und dieses Paradox ist über die Jahrtausende richtig gelesen worden, gerade als sinnreiches Paradox hat es seine erzieherische Gewalt über wechselnde Geschichtsräume und immer neue Geschlechter entfaltet.

Das unerkannte Vorübergehen kann das Siegel des „Gesandten“ sein, das Zeichen der Berufung und der schicksalsvollen Sendung. So ist es von Hofmannsthal im „Turm“ gestaltet worden: „Gebet Zeugnis, ich war da, wenngleich mich niemand gekannt hat“, ist das letzte Wort des sterbenden Sigismund, der die sinnbildliche Figur des „notwendigen“ Menschen ist, der in die Not einer Weltwende, sie zu wenden, getreten ist — bei seiner Geburt mit allen Zeichen der Ausgestoßenheit gezeichnet, die eben die Zeichen seiner Erwählung sind.

Verkanntsein kann das Siegel des Gesandten sein, aber auch die Feier eines großen, stillen Abschieds, vom Erleuchteten vollbewußt geschenkt, von Menschen und Göttern feierlich entgegenommen: das Erlöschen des Buddha im Haine, zu dem die Erde erbebt und die Himmelsgärten ihre Blüten auf sie niederregnen, bei dem sieben Fürstenhäuser in ritterlichem Streit entbrennen um die Reste des Heiligen, um Knochen und Asche seines Scheiterhaufens — auch alles das ist das Siegel der Berufung.

Was jeweils was bedeutet im Leben, ist Geheimnis — kann aber offenbar werden. So auch in Mythos und Traum, es kann immer neu und bedeutender sich offenbaren. Denn alles was geschieht, ist Chiffre; es gilt, sie zu lesen. Wer den Gesamtsinn der fortlaufenden Chiffrenreihe seines Lebens erriete, den jede einzelne Chiffre der Reihe an ihrer Stelle jeweils in neuer Abwandlung entfaltet, in neuer Situation abwandelt, der begriffe den materialen Bestand und Ablauf seines Lebens und alles Lebens als sinndeutige Figur und wäre jenseits des Zufalls getreten.

Um alle Mythen und Träume bis auf ihren Grund zu verstehen, müßte man alles gewesen sein, in aller Natur und allem Schicksal drin gestanden sein — und irgendwie ist man das wohl auch, wo unser tieferes Unbewußtes alle mögliche Situation in sinnbild-

licher Form in sich zu erinnern und zu bewegen vermag —, aber welches Bewußtsein darf dieses Erbe antreten und in sich verwalten. Die Tiefe wirft die Mythen und Träume aus, und unser Begreifen spielt in guter Stunde mit solcher Ausgeburt wie mit etwas Eigenem. Es käme darauf an, in Mythen und Träumen zu leben wie jener fabelhafte Landschaftsmaler, von dem die chinesische Kunstgeschichte berichtet, in seinem Gemälde. Der Kaiser schickte ihn in die ferne, neueroiberte Provinz, daß er sie in Bildern für ihn aufnähme. Er reiste dort lange umher, kam aber schließlich ohne Bild und Skizze heim. Er ließ sich im Palast eine große leere Wand anweisen und malte darauf das ganze Land, das er durchwandert hatte. Der Kaiser kam, das Bild zu sehen, und war des höchsten Lobes voll, wie der Maler, einen Stab in der Hand, ihm die Landschaft im einzelnen erläuterte. Dann aber trat der Maler auf die Landschaft zu, wo ein kleiner Pfad aus ihrem Vordergrunde in den Raum zu münden schien, er betrat diesen Pfad und schritt in die Landschaft hinein, er wandelte tiefer in sie hinein, eine Biegung des Weges entzog ihn den Blicken — er verschwand, und zugleich verschwand die ganze Landschaft, die er gemalt hatte, und ließ die Wand so weiß und rein zurück, wie sie gewesen war.

Goldgewands frommer Sohn ist mit seiner gläubigen Hellsicht, die den Allgott in seiner Maske erschaut, das ideale Gegenbild zum ichverblendeten Vater, der sich selbst zum Allgötzen aufwirft; darum rückt sein Schicksal in den Mittelpunkt des Mythos, getragen von der Erbaulichkeit seiner Gestalt. Wie von der Vorsehung bestellt, wird er zum Stein des Anstoßes, an dem sein Vater zerschellt.

Als Goldgewand die Fülle seiner Macht entfaltet und lange Zeit genossen hatte, fragten Indra und die Götter in ihrer Ohnmacht den aller Lehren kundigen Brihaspati, der sich auf Anschläge wohl verstand: „Hoher Heiliger, sag uns geschwind, wie Goldgewand, der alle drei Welten an sich riß, zugrunde gehe? Wie wir ihn töten mögen?“ — Der weise Rat und Zauberpriester Indras gab ihnen zur Antwort: „Hört mein Wort, ihr Götter, um eure Stätten wiederzuerlangen: der große Dämon Goldgewand hat schon den größten Teil seiner Herrlichkeit verzehrt, aus dem Gange der Zeit und aus Vorzeichen ersehe ich seinen Untergang,

und alle Weisen, wo immer sie weilen, werden unweigerlich sagen: „Nicht lange mehr währt es, und der Dämon wird an euch zugrunde gehen“, und verkünden höchste Fülle des Glücks für die Götter, daß sie ihre Sitze wiedererlangen. Die Vögel künden mir seinen Untergang — darum geht unverweilt zum jenseitigen Ufer des Milchmeeres, wo der Lockige Gott in Schlummer liegt, und preist ihn: alsbald wird er euch gnädig sein, und gnädig wird er euch künden, wie der Dämon getötet werden kann.“

So sprach er, und die Götter riefen: „Gut, gut!“ und machten sich jubelnd auf den Weg. Der Mond stand günstig, und die Sonne trat in ein glückbringendes Zeichen des Tierkreises, der Heilige gab ihnen Heil und Segen auf die Reise und richtete ihnen glückliche Vorzeichen aus. — Dann machten sie sich auf, zum Untergange des schlimmen Dämons und zum eigenen Aufstieg. Schiva schritt ihnen voran zum jenseitigen Ufer des Milchmeers. Als sie dort ankamen, priesen alle Götter Vischnu mit vielfältigen Preisstrophen und warteten ihm verehrend auf, der erhabene Schiva aber sammelte seinen Sinn in eine Spitze auf ihn und pries den erhabenen „Quäler der Menschen“ aus all seiner Kraft mit seinen heiligen Namen. Er pries ihn mit allen göttlichen Namen, die es für ihn gibt, mit all seinen Taten und Wunderkräften, mit seinen Waffen und Reizen und allem Lichten und Gewaltigen, das an ihm ist. — Da gab sich Vischnu den Göttern leibhaft zu schauen und sprach zu ihnen: „Ihr habt mich mit der Vollzahl meiner glückverheißenen Namen gepriesen, ihr Götter, darum bin ich euch wohlgenieigt. Was soll ich für euch tun?“

Die Götter sagten: „Gott der Götter! Herr der Sinne, Lotosäugiger, du weißt es ja — warum fragst du uns?“ — Der herrlich Erhabene sprach: „Alles weiß ich um euer Kommen, ihr Vernichter der Widergötter: auf daß ich Goldgewand den Untergang bringe, bin ich vom Friedebringer Schiva gepriesen worden. Mit meinen hundert heiligen Namen pries er mich — wer immer aber mich mit diesen Namen preist, die du Weiser ausgesprochen hast, verehrt mich immerdar so, wie du mich eben verehrt hast. Ich bin zufrieden und erfreut; kehr heim, du Gott, zu deinem strahlenden Gipfel des Kailasa! Wie du mich priesest, werde ich Goldgewand töten. Geht jetzt, ihr Götter, und wartet noch eine Weile, bis ihm ein weiser Sohn erwächst, Prahlada, ein gläubiger Verehrer meiner

Größe. Wird der Dämon ihm Leid antun, dann werde ich den Dämon töten, den seine Wunschgaben schützen, daß Götter und Dämonen ihn nicht zu töten vermögen.“

Als Vischnu so zu ihnen sprach, neigten sich die Götter vor ihm und gingen von dannen. — Und irgendwann damals zog Goldgewand in die Wildnis hinaus, um in glühender Askese neue Kraft zu sammeln: da geriet von seiner Glut der Himmelsraum in Brand, und die Erde erbebte. Seine Verwandten, Gefolge und Freunde, die es gut mit ihm meinten, hielten ihn zurück: „Unheil verkündende Vögel haben sich gezeigt, o König, und diese Zeichen hier bedeuten nichts Gutes. Du bist Herrscher aller drei Welten, alle Götter sind besiegt, keine Gefahr droht dir — warum glühst du in Glut der Askese? Mit all unserm Scharfsinn finden wir keinen Zweck, denn nur wer unerfüllte Wünsche hat, weiht sich dem Wandel in asketischer Glut.“ So wollten sie ihn zurückhalten, aber toll vom Rausche seiner Kraft ging er, nur von zwei oder dreien seiner Freunde begleitet, zum Gipfel des Kailasa in die Einsamkeit. Aber während er dort Glut glühte in schier unvollbringbarer Askese, entstand im lotosgeborenen Weltentfalter sorgendes Sinnen: Brahma bedachte sich: Was tu ich? Wie wird der Dämon von seiner Glut ablassen?

Indes er so unstät und von Sorge erfüllt war, trat einer seiner geistgeborenen Söhne, der Heilige Narada, aus seinem Leibe hervor, neigte sich vor ihm und sprach: „Warum quälst du dich, Vater? Deine höchste Zuflucht ist doch Vischnu, das Urwesen! Wer ihn in seinem Herzen trägt, braucht sich nicht zu betrüben. Ich will den glutglühenden Dämon dazu bringen, von seinem asketischen Glühen abzulassen; der urwesende Herr der Welt wird mir das Rechte dafür eingeben.“

So sprach er und verneigte sich vor seinem Vater, dann richtete er seinen Sinn auf Vischnu und ging, begleitet vom Heiligen Parvata, von dannen. Sie verwandelten sich in zwei Sperlinge und begaben sich zum Kailasa, wo der Dämon mit seinen Begleitern saß. Dort reinigte sich der Heilige durch ein Bad, schwang sich auf den Ast eines Baumes und sagte erhabenen Sinnes immer wieder mit tiefer Stimme, daß der Dämon es hören mußte: „Anbetung dem urwesenden Vischnu!“ — Dreimal sprach Narada dieses Gebet und verstummte. Aufmerkend lauschte Goldgewand auf die

Worte des Sperlings, da packte ihn Zorn, und er spannte seinen Bogen, legte einen Pfeil auf die Sehne, aber indes er ihn abschnellte, schwangen sich Narada und Parvata von ihrem Aste auf in die Luft. Zorn umfing da Goldgewand am ganzen Leibe, er verließ seine Einsiedelei und kehrte wieder in seinen Palast zurück.

Seine Gattin aber, Kayadhu mit den schönen Hüften, hatte die Zeit ihrer Unreinheit, danach nahm sie ein Bad und nahte sich dem Fürsten, und als sie in der Nacht mit ihm allein war, fragte sie ihn: „Herr, als du aus dem Hause in die Wildnis zogst, Glut in Askese zu häufen, sagtest du, ‚zehntausend Herbste soll meine Glut währen‘ — warum hast du dein Gelübde fahren lassen? Aus Liebe frag’ ich dich, sag’ mir die Wahrheit, Herr!“

Goldgewand sprach: „Höre, du Feingliedrige, die Wahrheit, wie mein Gelübde zunichte ward, sie schafft mir maßlosen Zorn und mehrt die Freude der Götter. Als ich auf dem Gipfel des Kailasa im Haine ‚Lust‘ weilte, waren da zwei Vögel, die sprachen zweimal das Wort ‚Anbetung dem urwesenden Vischnu!‘ — Davon wuchs in meinem Gemüt ein furchtbarer Zorn, ich legte einen Pfeil auf den Bogen, aber indes ich ihn entsandte, entflogen die beiden voll Furcht. Ich aber ließ meine Gelübde fahren und kehrte heim unterm Zwange kommenden Schicksals.“ — So sprach er und ließ seine Kraft in den Schoß der Frau strömen. Da aber für sie gerade die Zeit der Empfängnis war, empfing sie einen Sohn, und wie die Frucht in ihrem Leibe reifte, ward daraus dank Naradas überirdischer Unterweisung ein gläubiger Anhänger Vischnus: Prahlada, von Geburt an Vischnu fromm geweiht, ward dem Dämon als Sohn geboren. Fleckenlos wuchs er im befleckten Geschlechte des Dämons auf. Als Kind mit seinem kleinen Leibe entfaltete er großen Wesens strahlend gläubige Hingabe an Vischnu. In Kinderspielen bei ausgelassenem Treiben mit anderen Kleinen sprach er, wenn ihr Gerede es nahelegte, den Namen Vischnus aus, denn sein Wesen war vom Gott erfüllt, und so klein er war, wollte er Wunderbares verrichten. So wuchs er auf in ständigem Gedenken an den Gott und nach seiner Unsterblichkeit verlangend.

Einmal sah der schlimme Dämonenfürst im Kreise seiner Frauen das Kind mit dem Lotosgesicht und den langgeschweiften Augen, wie es vom Hause des Lehrers kam; erfreut rief er sein Söhnlein

herbei, hätschelte es und sprach: „Kind, deine Mutter rühmt ihren Sohn immer, er sei so gescheit, also sag' mir, was du alles im Hause des Lehrers gelernt hast; überlege, was Freude macht, und sag, was passend ist!“ — Da sagte Jubel, der geborene Verehrer Vischnus, begeistert zu seinem Vater: „Ich neige mich anbetend vor Vischnu, der allen drei Welten verehrungswürdig ist, und will dir sagen...“ — Als er den Sohn seinen Feind preisen hörte, geriet der Schlimme im Kreis seiner Frauen in Zorn, aber um Jubel irrezuführen, tat er erfreut, lachte laut auf, umhalste ihn und sagte: „Kind, hör ein Wort, das dir frommt! Alle Wesen, die anbetend ‚Rama! Govinda! Krischna! Vischnu! Madhava! Gatte der Schri!‘ rufen, sind meine Feinde. Aber sie sind von mir unterjocht — woher hast du dieses Wort vernommen?“ — Jubel, klug und furchtlos, hörte den Vater an und sagte: „Verehrter, sprich nicht so! Wer den Spruch, der Allherrschaft verleiht und rechten Wandel und alle Lebensgüter mehrt, wer ‚Krischna!‘ spricht, erlangt den Stand jenseits von Furcht und Gefahr, aber das Unheil, das aus der Schmähung Krischnas erwächst, ist ohne Ende; dein eigen Wesen zu heiligen, bewege immer die Anrufungen ‚Rama! Madhava! Krischna!‘ in deinem Sinn! Auch meinem Lehrer sage ich das, denn es bringt höchstes Heil. Nimm deine Zuflucht zum Herrscher des Alls, der alle Sündenschuld zunichte macht.“

Da schalt der Götterfeind seinen Sohn in unverhohlenem Zorn: „Wer hat dem Kinde diesen weibischen Sinn eingegeben? Fluch und Weh über dich argen Sohn — mit welcher Schuld habe ich das verdient? Komm her, komm her, du Missetäter, Elender, gemeinster aller Menschen!“ — damit blickte er sich nach dem Lehrer um und rief: „Grimme Dämonen grimmen Mutes sollen ihn fesseln und vor mich schleppen!“ — Die Dämonen hörten sein Wort und brachten den Lehrer vor ihn; der Kluge sprach zum schlimmen König: „O Tod der Götter, bedenke: in spielendem Sieg errangst du mehr als einmal alle drei Welten, nicht im Zorn — willst du dich über meine Kleinigkeit erzürnen?“ — Der Dämon vernahm den besänftigenden Spruch des Brahmanen und gab ihm zur Antwort: „Du Schuft lehrtest meinen kleinen Sohn Preislitaneien Vischnus aufsagen!“ Sprach's und wandte sich begütigend zu seinem fleckenlosen Sohn: „Welche Blödheit haben bei dir, meinem eigenen Kinde, Brahmanen angerichtet, die es gewiß mit Vischnu

halten — die Schelme! Halte dich von ihnen fern! Meide den Umgang mit Brahmanen, er bringt kein Glück. Sie haben die unserm Geschlechte eigene Majestät verdunkelt. Wem einer sich gesellt, des Art nimmt er an, wie ein Kristall die Farbe seiner Umgebung annimmt; drum soll ein Kluger zum Heile seines Geschlechts sich in der Herde von seinesgleichen halten. Meinem Sohne ziemt es, die Anhänger Vischnus zu meiden und zu vernichten; schämst du dich nicht, daß du selber Vischnu verehrst? Ich bin der Herrscher des Alls, du wardst mein Sohn — und verlangst nach einem anderen Beschützer? Höre, Kind, wie die Welt wirklich ist: Es gibt keinen geborenen Herren der Welt, aber wer Held ist, erringt sich Glanz und Herrlichkeit und genießt sie, er ist Herr und großer Herrscher, er ist der Gott, dessen Blick alles regiert, wie ich, der alle drei Welten siegend gewann. Mach' dich von deiner Blödheit frei, zeig Heldensinn, wie er deinem Geschlechte ziemt. Sonst werden andere dich erschlagen und sprechen: „Dieser Widergott, der die Götter preisend verehrt, ist wie ein Kater, der Mäuse, oder wie ein Löwe, der Schlangen verehrte — fürwahr das ist ein Zeichen, das auf nichts Gutes deutet.“ Toren sind's, die eine große Macht erben und gedankenlos werden wie hier mein Sohn: selbst verehrungswürdig, verehrt er die Verehrenden, als wäre er selbst ein Geringer! — Du Narr, siehst meine Herrlichkeit und sprichst vor meinem Angesicht von Vischnu? Lächerlicher Schwindel ist es, Vischnu zu preisen, der sich nicht mit mir vergleichen läßt!“

So sprach der Herrscher zornig zu seinem Sohn, dann sah er den Lehrer schief an und sagte vor Zorn bebend zu ihm: „Fort, fort, du Vieh von einem Brahmanen, und lehre meinen Sohn!“ — „Sei gnädig!“ gab der Diener des schlimmen Königs ihm zur Antwort und ging nach Haus. Er wandte sich von Vischnu ab und folgte dem Dämon — was tut einer, der an seinem Wohlsein hängt, nicht, um sich zu fristen?

Schnell führten Dämonen den Sohn ihres Fürsten, dessen Zier seine Hingabe an Vischnu war, ins Haus seines Lehrers; dort lernte er alle Wissenszweige, und der Yigin ward darüber mit der Zeit zum Jüngling. Meist schießt bei den Menschen, wenn sie ins Jünglingsalter treten, Unglaube und schlechter Wandel auf; bei ihm aber fand sich Gleichgültigkeit gegen alles Äußere und ein Wunder von Hingabe an den ungeborenen Gott. Als er alle Wis-

senslehrnen vollkommen innehatte, ließ der Dämonenherrscher ihn einmal vor sich bringen und sprach zu Jubel, der sich vor ihm neigte: „Gut, du Götterzermalmer, daß du der Kindheit ledig bist, dieses Schatzes der Unwissenheit. Nun strahlst du wie die Sonne, wenn sie aus dem Nebel hervorgeht. Als wir selbst ein Kind waren, sind wir wie du von den Brahmanen zu Törigkeit verblödet worden, aber als unser jugendliches Alter zunahm, wurden wir gewitzigt, mein Sohn. Darum will ich jetzt auf dich wie auf ein Lasttier die dornenreiche Last meiner Herrschaft legen, die ich lang getragen habe, und will in Behagen deinem Glanze zuschauen. Wenn ein Vater Klugheit am Sohne bemerkt, wird er der Sorge ledig und genießt hohes Behagen. Dein Lehrer rühmte mir, du seiest ungewöhnlich klug; das wundert mich nicht, zu hören — ich wünschte mir, es zu hören. In unseren Augen das Elend unserer Feinde, in unseren Ohren Preislieder unserer Sänger, auf unseren Leibern die Narben aus Schlachten sind ein hohes Fest uns Herren der Maya!“

Als der Yogin Jubel diese Worte des Dämonenherrschers voll gemeiner Klugheit vernahm, sprach er furchtlos, vor seinem Vater sich neigend: „Maharaja, Preislieder sind wahrlich ein hohes Fest für die Ohren, aber bedenke ich's recht, sind das nur Worte zu Vischnus Preis und keine anderen. Sprüche von rechtem Wandel und Weisheit, Geschichten, Dichter- und Seherworte soll man zu hören geben, in denen Vischnu gefeiert wird, der Dschungelbrand, der alle Leiden des Samsara verzehrt — solche, in denen der Unausdenkbare mit gläubiger Hingabe gepriesen wird, der gläubig Hingegebenen gewährt, was sie verlangen. Was nützt die hohe Kunst der Politik, lieber Vater, angesichts des Kreislaufs der Geburten, der sich fort und fort bewegt — was frommt es, sich mit der Lehre zu mühen, die nur das innerste Selbst ertötet? Wer sich Erlösung verlangt von den Leiden des Daseins, soll immerdar Worte, die von Vischnu künden, zu hören geben und pflegen, sonst wird er niemals glücklich sein.“

Als Goldgewand diese Worte vernahm, flammtte er zornig auf, wie flüssige Butter von Wasser erhitzt; Jubels heilige Rede, die dem ziellosen Kreislauf der Wesen ein Ende setzt, ertrug er sownig wie eine armselige Eule das Sonnenlicht. Er blickte um sich und sprach zornig zu seinem Gefolge: „Schlagt den Verlogenen mit grimmen Schwertstreichen! Schneidet ihn allerwärts, wo es ihn

tödlich trifft, und Vischnu selbst mag ihn retten! Mag er jetzt sehen, welche Frucht ihm sein Preisen Vischnus trägt! Und teilt seinen Leib den Raben, Reihern und Geiern zum Fraße aus!“

Brüllend bedräuten die Dämonen mit geschwungenen Waffen den Liebling des Unerschütterlichen und schlugen ihn auf ihres Herrn Geheiß; aber Jubel neigte sich vor dem Herrn im Gebet und schuf sich rings ein Verhau, indem er sich in innere Schau des Gottes versenkte. Und der erhabene Vischnu, der seine Frommen von Leid befreit, beschirmte seinen Getreuen, der voll ungekünstelter Neigung zu ihm in unerschütterlicher Schau verharrte. Da fanden die Waffen der Dämonen keine Stätte an seinem Leibe, wie Blätter blauer Lotoskelche fielen sie zerschlissen nach allen Seiten — was vermögen weltliche Waffen gegen einen, der Vischnu lieb ist? Die Flut aller Leiden des Daseins mit ihrem ganzen Schwall bebt ja vor solch einem zurück, und Krankheiten, Dämonen und Unholde plagen die Menschen nur so lange, als ihr Sinn Vischnu nicht zu finden vermag, der übersinnlich fein in verborgener Höhle ruht. — Die Dämonen aber wurden von den Trümmern ihrer Waffen, die von allen Seiten auf sie zurückprallten, getroffen — so brachten sie ihnen alsbald Vergeltung — und kehrten sich ab; das kann Wissenden nicht seltsam dünken, nur Ahnungslose kann es verwundern.

Als der König die Kraft Vischnus gewahr ward, packte ihn Furcht, aber der Böse sann weiter darauf, wie er Jubel töte. Er rief große Giftschlangen herbei und befahl ihnen: „Dieser, der Vischnus Freude ist, soll sterben, aber nicht durchs Schwert; darum tötet ihr ihn geschwind mit eurer Waffe, dem Gift!“ — Als die Schlangen Goldgewands Wort hörten, nahmen sie freudig sein Geheiß auf ihr Haupt und warfen sich zu Hunderten und Tausenden flugs voll Zorn mit ihren von flammenden Giftzähnen starrenden Rachen auf den Liebling Vischnus — denn sie dienen nicht Vischnus Gottheit, sie sind sich selber die Gottheit, der sie dienen. Aber durch sein stetes Gedenken an Vischnu war Jubels Leib unverwundbar; die Giftschlangen vermochten nicht einmal ein Stückchen Haut an ihm zu durchbeißen: sie bissen geradezu auf Vischnus Leib und bissen sich daran die Zähne aus. Ihre Körper wurden matt vor Blutverlust, mit zerbrochenen Zähnen kamen sie zu dem Dämonenfürsten und sprachen schnaufend mit wankenden

Hauben: „Herr, wir wandeln Berge in Asche, aber wir sind ohnmächtig gegen diesen; wir verdienen den Tod, daß wir, bestellt, deinen gewaltigen Sohn zu töten, an ihm unsere Zähne eingebüßt haben.“ So sprachen die Zweizüngigen grimmig und zogen, vom Gebieter entlassen, unverrichteter Dinge ab und grübelten sehr verwundert, woher Jubel diese Kraft käme.

Da besprach sich der Herrscher der Widergötter mit seinen Räten, und da er fand, sein Sohn sei durch Strafen nicht zu bezwingen, rief er ihn vor sich und sprach versöhnlich zu ihm, der fleckenlos-heiligen Sinnes sich vor ihm neigte: „Jubel, ich habe Erbarmen mit dir; du bist zwar schlimm, aber da du mein leiblicher Sohn bist, sollst du nicht sterben.“

Da kamen die Hauspriester des Dämonenkönigs eilig herbei; diese verblendeten Brahmanen sagten mit flehend aufgehobenen Händen: „König, alle drei Welten beben gewaltig, da du voll Leidenschaft bist. Jubel, der winzige, vermag dich in deiner Größe nicht zu erkennen, laß darum ab von deinem göttlichen Zorn und übe Erbarmen. Ein Sohn kann sich verfehlen, Vater und Mutter aber nie.“ So sprachen die Dämonenpriester verschlagen und schlau zum Dämon und führten Jubel auf sein Geheiß ins Haus des Lehrers zurück.

Allwissend und reinen Sinnes am Unerschütterlichen hängend, lebte Jubel im Hause seines Lehrers, er war wie taub gegen alles äußere Geschehen, unablässig schaute er die Welt, wie sie aus dem unendlichen Gotte gebildet ist. Die Knaben, die mit ihm im Hause des Lehrers wohnten, kamen einmal, des Lernens müde, zusammen und fragten ihn: „Wunderbar ist dein Gebaren, Königsohn, daß du gar kein Verlangen nach den Freuden der Welt hegst. Irgend etwas bewegst du in deinem Herzen, und ohne Unterlaß überrieseln dich Freudenschauer — sag es uns, wenn es kein Geheimnis ist.“ — Da gab er den Söhnen der Räte, weil er alle Welt wie seine Kinder liebte, zur Antwort: „Ihr Söhne der Götterfeinde, hört wohlmeinend, was ich auf eure Frage erwidere: Nichts anderes erfüllt mich. Diese Fülle des Lebens, die lockend strahlt mit Schätzen und Menschen und dem Spiel schöner Frauen — prüft sie wohl: ob Kluge sich ihr ergeben sollen oder schnell weit fort von ihr fliehen! Erwägt als erstes, wieviel Leiden die Wesen im Mutterleibe erdulden, wenn sie, von seiner Hitze geplagt, mit ganz verkrümmten Leibern

vielerlei früherer Leben gedenken. Wie ein Sklave im Gefängnis war ich von der Eihaut gefesselt im Hause von Kot, Würmern und Harn. Verwünschung scheint es mir, daß man im Mutterleibe nicht ein einzig Mal der Lotosfüße Vischnus gedenkt; darum gibt es kein Glück, solang man im Mutterleibe ruht, nicht in der Kindheit, noch in Jugend und Alter. So ist das Leben aus Leiden gemacht; wie sollte ihm ergeben bleiben, wer ein Erwachter ist? Wie Wild in diesem Dasein umhergejagt, gewahren wir nicht den Fetzen eines Stück Glücks, und je richtiger wir es zergliedern, desto ärger finden wir es. Darum fliegen die Wahren nicht auf dieses Leben, das so lieblich anzuschauen und eine Schatzgrube von Leiden ist; vielmehr die groben Toren, die von der Wirklichkeit nichts wissen, fliegen darauf, wie Insekten in eine Flamme, die schön anzusehen ist. Wenn nichts anderes da wäre, wo das Glück zu suchen bliebe, dann ginge es an, auf diesen Schein von Glück zu fliegen; wenn Hungernde keinen Reis bekommen, versteht es sich, daß sie Reishülsen und die Ölkuchen ausgemahlener Früchte essen. Aber es gibt das Ungeborene, Uranfängliche, Grenzenlose, und wer die beiden Lotosfüße des Gemahls der Schri verehrt, kann es erlangen. Wer unverfangen in Welt und Ich dies hohe Glück, das sich erlangen läßt, preisgibt und nach anderem Glück verlangt, gleicht einem, der seine Königsherrlichkeit aus der Hand gibt, um kläglichen Sinnes, ein arger Tor, als Bettler wandernd seinen Unterhalt zu suchen. Die beiden Lotosfüße des Herrn der Schri verehrt man nicht durch kostbare Stoffe und Schätze oder durch Mühsal; nichts anderes als ihn im Gemüte hegend, preist man ihn mit dem Rufen seiner Namen „Lockiger! Madhava!“ Erkennt das Leben: es ist aus Leiden gemacht, und weihst euch Vischnu; so mag der Mensch erreichen, daß seine Geburt ihm Frucht trage, sonst aber stürzt er tief und tiefer ins Meer des Daseins. Darum trag' ich inmitten dieses Daseins den unendlichen verehrungswürdigen Gott, der Muschelhorn, Wurfring und Keule hält, gedenkend in meinem Herzen; durch den Yoga gläubiger Hingabe an ihn bin ich aller Weltwünsche bar, und aus Erbarmen mit eurer Ungläubigkeit sage ich euch, im Meer des Daseins stehend, dies Geheimnis; denn zu allen Wesen soll man Freund sein, Vischnu lebt ja in allem und jedem.“

Die argen Dämonensöhne sprachen: „Jubel, du Kluger, da wir unmündige Kinder sind, finden du und wir keinen besseren Lehrer

und Freund als den unsernen; wo hast du das gelernt? Sag uns die ausgeschälte Wahrheit.“ — Jubel antwortete: „Als mein Vater in die Wildnis ging, um Glut in Askese zu sammeln, kam Indra und belagerte seine Stadt, er meinte, Goldgewand sei tot. Er raubte meine Mutter und zog vom Feuer des Liebesgottes entflammt mit ihr davon. Aber als er unterwegs war, bemerkte Narada göttlich alldurchdringenden Blicks, daß meine Mutter mich im Leibe trug; er kam und rief Indra an: ,Verblendeter, gib die gattentreue Frau frei! Das Kind in ihrem Leibe ist der frömmste aller Vischnu verehrer!‘ — Als Indra Naradas Rede vernahm, fiel er meiner Mutter zu Füßen und ließ sie aus Verehrung für Vischnu frei und ging heim an seine Stätte. Der fromme Narada aber führte meine Mutter in seine Einsiedelei und lehrte sie, was ich euch gelehrt habe um meinetwillen; ich aber vergaß es nicht, auch nicht unter der Gewohnheit kindlicher Jahre, dank Vischnus Gnade und weil es Narada war, der mich belehrte.“

Eines Nachts streifte der Dämonenherrscher verumumt als sein eigener Späher durch seine Hauptstadt, da hörte er Vischnu preissingen „Heil Rama!“ und begriff, dahinter stecke sein Sohn. Blind vor Zorn rief er seine Priester: „Ho ho, ihr elenden Brahmanen, ihr Klugen, seid ihr toll geworden? Jubel spricht Lügenworte und lehrt sie andere nachsagen.“ So schalt der König die Brahmanen und kehrt wutschnaufend in seinen Palast. Keinen Augenblick wandte er seinen Sinn von der Tötung des Sohnes ab, die ihm selbst den Tod bringen sollte. Dem Tode nahe, erwog er einsam und erbarmungslos, wie er die Untat täte. Er rief die Dämonen zu sich und wies sie im geheimen an: „Fesselt den bösen Jubel diese Nacht, wenn er im Schlaf liegt, mit starken Schlangenbanden und werft ihn mitten in den Ozean!“

Sie nahmen sein Geheiß auf ihr Haupt und gingen zu Jubel; sie fanden ihn, der die Stille der Nacht liebte, in Sammlung versenkt: wach glich er einem Schlafenden. Die Unholde der Nacht fesselten ihn, der Leidenschaft und Verlangen und alle anderen starken Fesseln des Lebens zerschnitten hatte, mit ohnmächtigen Schlangenstricken — die Toren banden mit Schlangen den Verehrer Vischnus, der doch selbst den Garuda im Banner führt, den fressenden Todfeind aller Schlangen. Sie schleppten den Liebling des Gottes, des Lager der Ozean ist, zum Ozean und warfen ihn

hinein. Die starken Dämonen häuften Berge auf ihn und brachten ihrem Könige schnell die erwünschte Botschaft, und er belohnte sie dafür.

Jubel lag auf dem Grunde des Meeres, aber die großen Meerungeheuer wichen scheu vor ihm zurück, der mit Vischnus Strahlenglanz flammte, als wäre er ein unterseeischer Vulkan: noch einmal das Zornfeuer des Heiligen Aurva, das einst alle Welt zu verzehren drohte und darum in die Tiefe des Weltmeers versenkt ward. — Inmitten eines Meeres ununterbrochener reiner Seligkeit des Geistes ward Jubel, in sich gesammelt, nicht gewahr, daß er gefesselt inmitten des Salzmeers lag. Als der Heilige so in sich selber, in einem Ozean todentrückter Flut des Brahman schwamm, geriet der Ozean in Aufregung, als sei ein zweiter Ozean in ihn hineingetreten: Wogen auf Wogen trugen Jubel, als sollten sie Makel auf Makel abstoßen, ans Ufer des Meers — sie waren wie heilige Worte des Meeres. Der erhabene Ozean trug Jubel, der in innerer Schau Vischnu geworden war, an sein Gestade und kam selbst mit Juwelen als Gaben, um ihn zu sehen. Indes nahte auf Vischnus Geheiß der schlängenfressende Garuda und fraß Jubels Fesseln und ging wieder fort.

Als die Frühe tagte, neigte sich der Ozean mit seiner göttlichen Gestalt vor Vischnus Liebling, der in Sammlung versenkt war, und sprach mit tiefem Schalle: „Heiliger, vischnugläubiger Jubel, ich bin das Weltmeer; schau mich an mit deinen Augen und heilige mich, der dir bittend naht!“ — Als Vischnus Liebling die Stimme des Ozeans vernahm, schlug er plötzlich die Augen auf und sagte: „Wann bist du gekommen, Erhabener?“ — Da antwortete ihm der Ozean: „Yogin, du weißt nicht, was mit dir geschehen ist, was dir die Widergötter angetan haben. Sie haben dich mit Schlangen gefesselt und in mich geworfen, da habe ich dich schnell ans Ufer getragen, und der große Garuda hat die Schlangen aufgefressen. Heiliger, sei mir gnädig, der deine reine Nähe sucht, und nimm diese Juwelen von mir an, denn du bist mir so verehrungswürdig wie Vischnu selbst. Kannst du sie aber nicht gebrauchen, so gebe ich sie dir doch; du Frommer wirst sie dem Sonnengott als Lampen weihen: in furchtbaren Nöten bist du von Vischnu selbst gerettet worden, solche hohen Reinen wie du sind so selten wie die Sonne, Wozu viele Worte? Ich bin am Ziel meiner Wünsche;

daß ich hier bei dir sein und einen Augenblick lang zu dir reden darf — konnte mein Dasein mir edlere Frucht tragen?"

Als der Ozean ihn mit solchen Worten pries, wie sie Vischnu selbst gebührt hätten, ward Jubel von Scham und Freude überwältigt. Er nahm die Juwelen und sprach liebevoll zum Ozean: „Du hohes Wesen, auf dir ruht der Herr schlummernd in vollkommenem Glück; wenn die Weltzeit endet, schlingt er, der die Welt ist, alle Welt in sich ein und, zum alleinen Meer geworden, schläft er auf dir, du großes Wesen. Ozean! Mit meinen beiden Augen möchte ich den Herrn der Welt schauen, du Begnadeter schaust ihn allezeit, verhilf du mir dazu!“ So sprach er und neigte sich zu den Füßen des Ozeans. Der aber hob ihn schnell auf und sagte: „Du Fürst der Yogin schaust ihn allezeit in deinem Herzen; willst du ihn jetzt mit deinen Augen sehen, so preise ihn, der seine Frommen wie seine Kinder liebt.“ So sprach der Ozean und trat in seine eigene Flut zurück. Als er gegangen war, blieb der Dämonensohn einsam in der Nacht zurück, aber er glaubte nicht, es könne Wirklichkeit werden, daß er den Gott mit seinen Augen erschaute.

Jubel sprach: „Feuerflammen der Weltentsagung bedarf es, die angefacht werden vom Wind aus hundert Sprüchen letzter Vedaweisheit, sie müssen rings das Gemüt ausglühen und es völlig reinigen, daß es reif werde, den Hohen zu schauen — wie käme er je in meinen Gesichtskreis? Mein Sinn ist blind und ganz in Fesseln geschlagen von diesen sechs Starken und Schlimmen: Ichsucht, Zorn und Lust, Gier, Torheit und Hochmut; immer wieder verfalle ich ihnen — wo bin ich, daß Vischnu zu mir käme? Nur mühsam gelingt es Brahma und den Göttern, ihn zu schauen, wenn sie in ihren Nöten nach seiner Hilfe verlangend ans Ufer des Milchmeers ziehen und ihn mit den höchsten Preisstrophen feiern — was erwarte ich mir da?“ So dünkte er sich unfähig, den Herrn zu schauen, und entmutigt, daß ihm sein Anblick versagt sei, ertrank sein Geist in einem Meer von Schmerz und Kummer; Tränenströme entstürzten ihm, und er sank ohnmächtig zu Boden.

Aber im selben Augenblick offenbarte sich der Ozean des Erbarmens: der allgegenwärtige vierarmige Gott mit glückverheißen der Gestalt, der seine Frommen unvergleichlich liebt, umschlang den Betrübten mit seinen Nektararmen, Als er seinen Leib be-

rührte, erlangte Jubel die Besinnung wieder, er tat die Augen auf und erschaute ihn jählings: sein Gesicht voll heiterer Gnade, die langgeschweiften Lotosaugen, die langen Heldenarme, den Leib dunkelblau wie die Wasser der Yamunâ — den Unermeßlichen, aus erhabenem Strahlenglanz gebildet, im Schmuck seiner Zeichen Keule, Wurfrad, Muschelhorn und Lotos. Er sah den Herrn, der ihn umschlungen hielt, und erbebte vor Wundern, Furcht und Entzücken. „Das ist ein Traum“, dachte er, „im Traume schaue ich Vischnu und bin am Ziele meines Sehnens.“ Damit ertrank sein Geist in einem Meer von Entzücken, und abermals erstarrte er vor Beseligung in Ohnmacht. Da setzte sich der Herr auf die Erde, der unvergleichliche Freund der Seinen nahm Jubel auf seinen Schoß, fächelte ihm sanft mit der zweischlanken Hand, rührte ihn immer wieder an und umschlang ihn wie eine Mutter. Da tat Jubel endlich die Augen auf: Angesicht zu Angesicht, und blickte den Herrn der Welt staunenden Sinnes an. Lange betrachtete er ihn andächtig, dann ward er inne, daß er auf dem Schoße des Gottes saß, jäh sprang er auf voll Angst und Bestürzung und warf sich zu Boden, um sich vor ihm zu neigen, und sagte nur immer wieder: „Sei mir gnädig!“ Dem Vielwissenden fiel vor Bestürzung kein anderes Wort der Verehrung ein.

Aber der Herr, der Keule, Muschel und Wurfrad trägt, hob ihn mit der Gebärde „Fürchte dich nicht“ vom Boden auf; der Ozean des Erbarmens stellte Jubel auf seine Füße, unter der Berührung seiner Lotoshand zitterte er und vergoß Tränen der Seligkeit. Und ihn noch mehr beseligend sprach der Herr beruhigend zu ihm: „Laß ab von deiner Verwirrung und Angst, mein Kind, die deiner Ehrfurcht entspringen; du bist mir der liebste meiner Frommen, sei voll selbstvertrauender Hingabe zu mir! — Mir sind immer alle meine Wünsche erfüllt, und ich habe viele Naturen, um meinen Frommen alles zu schenken, was sie sich wünschen, darum sag: Was ist dir lieb?“ Da neigte sich Jubel mit zusammengelegten Händen vor Vischnu und sagte, indes er unersättlich mit weitaufgeblühten Augen sein Antlitz betrachtete: „Jetzt ist doch keine Zeit, eine Gabe zu gewähren; sei mir gnädig, mein innerstes Selbst vermag sich nicht am Nektargeschmack deines Anblicks zu sätigen. Ich schaue dich, Herr, den Brahma und alle Götter nicht leicht zu sehen bekommen; da wird mein Gemüt nicht satt, auch

nicht in hundert Myriaden Weltaltern! So ist es doch nicht: denn wer dich schauen durfte und sich an deinem Anblick gesättigt hat — was wünscht der sich noch?“

Da erfüllte der Herr der Welt ihn zärtlich und immer zärtlicher mit Nektarströmen seines Lächelns, gab ihm das Glück der Erlösung zu kosten und sprach: „Kind, das ist wahr, nichts anderes als mein Anblick ist dir lieb. Aber ich möchte dir etwas schenken, wünsche es dir mir zulieb.“ — Da sagte der hellsichtige Jubel: „Gott, laß mich auch in anderen Leben dein Sklave sein, so wie der Garuda hingebungsvoll dir dient.“ — Da gab ihm der Herr zur Antwort: „Ungangbares tatest du: ich wünschte, selbst dir etwas zu schenken; du aber wünschest, mir Diener zu sein. Wähle dir andere Gaben, du kluger Sohn des Dämonenherrschers!“ — Jubel aber sagte wieder zu Hari, der seinen Gläubigen ihre Wünsche erfüllt: „Sei mir gnädig, Herr, aber so soll meine gläubige Hingabe zu dir sein: voll lauterer Klarheit und Beständigkeit, in ihr will ich allezeit mich vor dir neigen und vor dir tanzen!“

Da sprach der Erhabene erfreut und zufrieden zum Liebes Regenden das liebe Wort: „Kind, was immer du dir wünschest, sei dein! Sei glücklich! Und wenn ich jetzt von dir hier entchwunden bin, betrübe dich nicht, du Hochgemuter — aus deinem Gemüt werde ich nicht entweichen, sowenig ich vom Milchmeer, das mir vor vielem lieb ist, weiche. In zwei oder drei Tagen wirst du mich wiedersehen, wenn ich komme, den Unhold zu töten: um den Bösen zu schrecken in einer Gestalt, wie sie zuvor noch nie offenbart worden ist, halb Mann halb Löwe.“

So sprach der Herr, und indes Jubel sich vor ihm neigte und in unstillbarem Sehnen ihn mit den Augen verschlang und nicht satt ward, entchwand er kraft seiner Maya. Als Jubel ihn wider Willen nirgends mehr erblicken konnte, weinte er laut auf, von Tränen überschwemmt, und pries ihn lange.

Als er dann rings Geräusche der wieder erwachten Menschen um sich vernahm, erhob er sich vom Gestade des Meers und machte sich auf in die Stadt. Kraft seines Erinnerns schaute er lange Zeit überall nur ihn; Hari in allem, was da war, vollkommen schauend langte er, von beseligenden Schauern überrieselt, mählich beim Hause seines Lehrers an.

Als die Dämonen Jubel kommen sahen, staunten sie sehr und meldeten es ihrem Herrn; Goldgewand vernahm, daß, der ins große Meer geworfen ward, wohlbehalten wiedergekehrt sei, und verwunderte sich sehr. „Ruft ihn her!“ sagte er; sein Zorn gab ihn in die Gewalt des Todes. Die Dämonen schleppten Jubel heran, und gotthaft-alldurchdringenden Blicks sah er den Dämonenkönig vom nahen Tode gezeichnet, wie er in seinem Herrscherprunk thronte: sein leuchtender Schmuck verschwand in rubinrotem Glühen, in das sich blauschwarze Strahlen mengten; wie eine von Qualm verwölkte Flamme saß er auf seinem hochragenden Throne wie auf einem Scheiterhaufen, und seine Dämonen mit grimmen Hauern und wolkendunklen Leibern umringten ihn wie Höllenschergen des Todesgottes, ihm den Weg in den Abgrund zu weisen.

Von fern verneigte er sich vor dem Vater und erhob die hohl aneinandergelegten Hände, aber der Schlimme, ohne Anlaß erzürnt, schalt laut den Sohn, den Liebling des Erhabenen — es war, als dränge er sich in den Tod —: „Du Narr, vernimm mein Wort: es ist mein letztes und gilt unerschütterlich, danach werde ich nicht mehr zu dir reden, vernimm es und tu wie dir gefällt!“ Sprach's und riß sein wunderbares Schwert „Lachen des Mondes“ aus der Scheide, und voll jähnen Erschreckens starrten alle ihn an, indes er fortfuhr: „Und wo ist dein Vischnu, du Narr? Der mag dich jetzt retten! Du sagst ja, er sei überall, warum erscheint er nicht in dieser Säule? Wenn ich diesen Vischnu jetzt in dieser Säule innen erblicke, will ich dich nicht töten, sonst wirst du in zwei Stücke gehauen!“

Jubel aber blickte „Ja!“ und richtete seine Schau auf den Höchsten Herrn, er gedachte an seine Worte und neigte sich vor ihm und hob zu ihm die hohlen Hände. Da sah er ihn: die Säule splitterte, und er barst aus ihr hervor. Es war eine Säule von Eisen, die als Spiegel für den Dämon dastand: in ihrem Innern erschien eine Gestalt, viele Meilen groß, furchtbar, riesigen Leibes, schreckerregend für die Dämonen. Augen und Mund, Zähne und Arme waren gewaltig, gewaltig waren die Pranken und Füße, das Gesicht flammte wie Feuer des Weltuntergangs, der fürchterliche Rachen war bis zu den Ohren aufgerissen. Solche Löwenmannsgestalt schuf sich Vischnu, der mit drei Schritten den Weltraum durchmißt,

Da trat der Löwenmann aus der Säule hervor und stieß sein Brüllen aus. Als die Dämonen es vernahmen, umringten sie ihn; er aber erschlug sie alle, ausschreitend mit seiner Heldenkraft, und zerbrach die herrliche Halle Goldgewands. Da traten große Krieger dem Löwenmann entgegen und hielten ihn auf, aber er erschlug sie in einem Nu. Da regneten sie Waffen auf den Kraftstrahlenden. Der Erhabene aber in seiner Kraft erschlug diese Streitmacht in einem Augenblick, er brüllte sein großes Brüllen und erfüllte alle Welträume mit seinem Schall. Da schickte Goldgewand achtundachtzigtausend Bewaffnete aus, sie nahten sich dem Gott und schlossen ihn von allen Seiten ein — da zerschlug er abermals die strahlende Halle Goldgewands. Als der große Widergott gewahrte, daß seine Scharen getötet waren, entsandte er andere, aber sie alle erschlug der Löwenmann im Kampfe, und kämpfend brüllte er. Als Goldgewand gewahr ward, daß auch sie erschlagen waren, trat der Starke mit zornroten Augen hervor und sprach zu den kraftprahlenden Dämonen: „Tötet ihn, tötet ihn! Packt ihn, packt ihn!“ — Aber vor seinen Augen, indes er so sprach, erschlug der Löwenmann die kämpfenden großen Widergötter in der Schlacht und brüllte dazu; da stob, was von ihnen übrigblieb, nach allen Windrichtungen auseinander.

Indes die kämpfenden Dämonen zu Myriaden und Tausenden vom Löwenmann erschlagen wurden, ging die Sonne zur Rüste, da packte der starke Löwenmann Goldgewand, der Regen von Geschossen und Waffen auf ihn zu schütten wußte, geschwind mit großer Macht: im Augenblick der Dämmerung stand er auf der Schwelle des Hauses und warf seinen Feind quer über die eigenen Schenkel und zerriß mit seinen Krallen seine demantrharte Brust, als wär's ein zarter Blütenstoß. Da rief der Widergott: „Meine Brust, an der unzerbrechliche Keulenzähne von Elefanten in Schlachten zersplitterten, an der die Schneide der Axt des bogen gewaltigen Schiva stumpf ward, zerreißt jetzt der Löwenmann mit seinen Klauen — wenn das Schicksal seine Tücke offenbart, mag ein Grashalm verspotten, was übermächtig war!“

Indes der Dämonenkönig so sprach, riß der Löwenmann sein Herz entzwei wie ein Vogel ein Lotosblatt. Die beiden Stücke verschwanden in den Spalten unter den Nägeln seiner Klauen, da ward der Gott sehr verwundert: „Wo ist der Schlimme hinge-

worden?“ — Er blickte rings umher, „umsonst geschah meine Tat“, so dachte der gewaltige Löwenmann. Er reckte beide Pranken hoch in die Luft und schüttelte sie: da fielen die beiden Stücke aus den Nägelpalten zur Erde nieder und waren wie Körner Staubes. Als er das sah, lachte der Höchste Herr in großem Grimme. Und die Götter regneten einen Blumenregen auf das Haupt des Löwenmannes und kamen alle samt Brahma freudig herzu. Sie brachten dem Löwenmann als höchstem Herrn ihre Verehrung dar, und Brahma weihte Jubel zum Könige der Dämonen. Alle Wesen wurden von Liebe zum rechten Wandel erfüllt, und Indra ward mit allen Göttern von Vischnu wieder im Himmel eingesetzt, und als Löwenmann ward der Erhabene zum Heile aller Welt auf dem Gipfel des Kailasa von den Göttern verehrt.

Im wunderbaren Schicksal Jubels triumphiert gottselige Hingabe an das Allwesen (bhakti) über Gefahr und Bedrohung ohne Maß; die mildere Luft jüngerer Heiligenleben bricht in den Raum des frühen Weltalters, wo heißer Blutrausch des tierverlarvten Gottes der unmenschlichen Kälte des Dämonischen den Garaus macht. Fromme Demut und titanische Überhebung, die Geister verschiedener Weltalter prallen aufeinander, und die jüngere Gebärde richtet die frühere. Jubels Rede, daß „Leben aus Leiden gemacht“ sei, seine wunschlose Askese, die im Anschauen des Gottes schwimmt und Ich und Welt zerlösen möchte, setzt sich gegen die glühende Selbstqual dämonischer Ichbesessenheit, die sich Weltlust asketisch versagt, um sie desto unbegrenzter zu erringen und alle Welt mit der geballten Glut ihrer Allmacht zu quälen. In Jubels Lösung „Freundschaft mit allen Wesen“ gewinnt das weltverbundene Eingeschmolzensein des Gläubigen in den Allgott zum ersten Male mythische Sprache; Jubel ist das mythisch frühe Vorbild aller heilig Gott-Hingegebenen, aller Pilger, Sänger und Tänzer vor Gottes Antlitz, deren indische Heiligengeschichte gedenkt. Er schlägt, als jüngere Generation des Dämonischen, eine Brücke zum Menschlichen und deutet vorauf in die Stunde des Weltentags, wo das Göttliche sich in menschliche Gestalt verlarven wird; Jubels Gestalt bedeutet die einsam gott erleuchtete Vorwegnahme eines menschlichen Ideals ichloser Hin-

gegebenheit, das für die dämonische Selbstbesessenheit titanischer Frühzeit noch unterm Horizonte liegt.

Im Besitz seiner heißerrungenen Wahlgabe treibt der Dämon die Götter aus ihren Ämtern und Würden, richtet sein Weltregiment auf, heißt alle Wesen ihn als einzigen Herrn vergötzen und zwingt mit seiner allerfüllenden Widerordnung die Geschöpfe, denen die göttliche Ordnung geraubt ist, zum Bösen. Seine lang gesammelte Kraft entfaltet sich als prahlende Tyrannie, und die ohnmächtigen Götter warten im Verborgenen, daß sie sich schließlich im Spiel der Willkür erschöpfe, wie jenes Einsiedels Kandu gottähnliche Kraft in maßlosem Genusse. Der überweltlich ruhende Gott verheißt ihnen Befreiung vom Alp des Dämons — indes fühlt Goldgewand selbst, daß seine Herrlichkeit in ihren Nachmittag getreten ist, und geht, sie neu zu stärken, in die Einsamkeit. Aber es läßt sich nichts wiederholen; das Rad der Zeit, den Schwung des Reigens, die nicht zu halten sind, schwingt keine Hand zurück: Vorzeichen haben schon gesprochen, und nun genügt ein Nichts, um den aus seiner Bahn zu schleudern, der vormals unaufhaltsam einherzog.

Die ganze Welt muß den Tyrannen vergötzen, ihn als All und Einzigsten verehren; aber insgeheim beraten die entrecheten Mächte des Alls die Stunde der Erlösung, insgeheim fühlt er selbst die Endlichkeit seiner Allmacht, und indes er verbissen sie festzuhalten sucht im unaufhaltsamen Flusse der Zeit, pfeift es ein Spatz vom Baume, daß es mit seiner Herrlichkeit nicht so weit her ist, als er sich selbst und allen anderen in dämonischer Verkrampfung einreden möchte. Ein Vöglein zwitschert, daß alles ganz anders ist: das Allwesen allein ist anbetungswürdig — von Goldgewand, der sich als Götze statt der Götter Verehrung anmaßt, ist im Gezwitscher dieses Kleinsten nicht die Rede.

Das setzt den Dämon in solche Wut, daß er das erste Erfordernis kraftstauender Askese: Seelenruhe, die sich an keine Regung verschwendet, fahren läßt. Von Wut überwältigt zerbricht er seine Sammlung durch den Griff nach dem Bogen, bricht seine Übung ab und stürzt nach Haus. Sich selber ganz entstürzend verschäumt er seine Kraft in den Schoß der Frau. Der Sohn, der ihm geboren wird, heißt „Jubel“, aber er bringt seinem Vater keine Freude. Von klein auf ist er ganz gläubige Verehrung Vischnus und bekennt

sie allerwegen. Der Vater verwarnt ihn, straft ihn für diese Lästerrung der eignen Größe, schließlich heißt er ihn im Meer ertränken, aber ehrfürchtigbettet die Flut den gefesselten Knaben ans Ufer — wie könnte sie ihn verschlingen, den sein Glaube entrückend im Allgott birgt.

Die Rechnung auf Allmacht und Alldauer hat ein Loch: der Sohn vom Vater ersehen, als sein anderes Ich seine Gebärde in die Zukunft zu tragen, verweigert's von Geburt an. Die ungleichen Söhne sind die ironische Schicksalsklippe der tyrannischen Väter, an der ihr selbstbesessenes Planen zerschellt. Was der Vater aus sich und seiner Welt verdrängt, die Anerkennung eines anderen, das seinen Anspruch, All zu sein, beschränkt, tritt ihm in diesem anderen Ich naturhaft entgegen und verhöhnt ihn arglos aus den Zügen, in denen er verjüngt sich selber lesen möchte, nur sich selber — aber alles an ihnen ist verstellt: aus kindlichem Aug und Mund mit verheißendem Schein der Gleichheit bricht völliger Verrat in aller Unschuld. Im Wechsel des Lebensfadens, den die Zeit von Vätern zu Söhnen stückelnd aneinanderknüpft, verhöhnt sie selbst die Dauer, die sie schenkt, es ist ihre eigene, nicht die Dauer der Geschöpfe, und ihre Form ist Wechsel, wie alles Spiel der Zeit, und narrt das ihr preisgegebene Geschöpf, das Dauer für sein Ich ertrotzen will.

So hilft dem Dämon kein Gelöbnis des Weltgeists, daß keine Gefahr, die er nennen kann, ihn bedrohen mag; seine Wut, die seine Schwäche, seine unbewußte Ohnmacht hinter selbstverkrampftem Kraftgefühl verrät, beschwört ihm selbst das Ungeheure herauf, das ihn vernichtet. Im wohlbewachten Palast, den keiner unversehens betritt, ruft er, im Gericht über den Sohn, den allgegenwärtigen Überwinder sich selber zum Gericht in den Spiegel der Säule, die gewohnt ist, seine eigene Hoheit zu spiegeln. „Nicht drinnen, noch draußen“, so bedang er sich's aus, sollte er seinem Feinde erliegen, darum reißt ihn der Löwenmann auf die Schwelle seines Palastes, um ihm den Garaus zu machen; er legt ihn sich quer über die Schenkel — hatte sich der Dämon vielleicht auch ausbedungen, daß er nicht am Boden noch in Lüften sterben dürfe? So wurden die Schenkel des Gottungeheuers seine Schlachtbank, dieselben Schenkel, zwischen denen Vischnu vormals Madhu und Kaitabha zerrieb, als die beiden, töricht wie Goldgewand,

sich auch gesichert wähnten mit der Bedingung, nur dort sterben zu dürfen, wo noch keiner gestorben sei, und dabei nur an die ganze Welt ringsum gedacht hatten, die freilich an jeder Stelle ihrer Weite nichts anderes ist als ein ständiges Sichverschlingen von Leben und Vergehen.

So sicher wähnt sich auch Macbeth, als die Zeichen längst gegen ihn sind und viele Verheibung der Hexen ihn trog, als der Birnamwald schon aufgestanden ist wider seine Burg, und die Kraft, die ihn ratend und befeuernd trieb, seine „schakti“ Lady Macbeth, sich selbst geendet hat — er wähnt noch, er könne nicht fallen, auch nicht von Macduffs rächender Hand:

„Denn keiner, den ein Weib geba,
Bringt Macbeth je Gefahr“,

— aber Macduff ward nicht aus seiner Mutter Leib geboren, er ward vor der Zeit aus ihr geschnitten, und Macbeths Sicherheit ist ein Wahn.

Der Versuch des Einzelnen, Begrenzten, seine Willkür zur Herrschaft des Ganzen zu machen, seiner Vergänglichkeit eigenständige Dauer anzumaßen, indes was als Geschöpf im Lotoskelch der Welt lebt, an der Nabelschnur des Lotosstengels hängt, ist „widergöttlich“: dämonisch. Die Welt als Ganzes ist nicht abgenabelt von Gott, und wenn ein Geschöpf, im Mutterleib des Gottes befangen, sich gegen den Allumfangenden, wie Jubel ihn erschaute, empört und wähnt, ihn auslöschen zu können, aus dem es sich nährt — muß es in Wut und Wahnsinn enden.

Die Gabe der Allmacht in endlichen Händen zwingt, wen ihr Fluch befiehl, selber das Wort zu sprechen, das ihn vom Zauber aller Wunscherfüllung erlöst; Tod und Hölle müssen ihm schließlich Befreiung dünken von dieser Verzauberung, dieser Gefangenschaft in die Unmenschlichkeit, die, alle seine Wünsche krönend, sein Leben schal, starr und undurchdringlich dunkel macht. Die Russen haben eine kleine Geschichte hierzu: „... In die Stube trat ein kleiner grauer Mann. Sein Gesicht ist trocken und dunkel, und die Augen sind scharf. „Ich werde“, sagt er, „deine Seele holen kommen, wenn du mich selbst rufst. Jetzt geb’ ich dir einen Apfel. Wenn du ihn ißt, lebst du aufs neue. Aber merke dir: Ich werde dir nichts sagen, aber dein Tod kann nur durch mich

kommen. Leb wohl . . . : Und er verschwand. Der Bauer zittert und schaut immer den Apfel an. Er denkt: So werde ich bis zum Ende der Welt leben, werde ihn aber selbst nicht rufen. Und er aß den Apfel. Und er war auf einmal reich und schön, aufs beste gekleidet und hatte einen vollen Geldbeutel. Und von dem Tage an begannen seine Leiden. Anfangs fürchtete er immer, das Gold und die Kraft zu verlieren, als er aber merkte, daß sein Geldbeutel sich niemals erschöpfte, fing er an, sich allerlei süße Sachen zu verschaffen. Anfangs befriedigte er nur seinen Bauch und seine Lust, aber sehr bald fing er an, Menschen zu peinigen und zu töten. Dann aber wurde seine Seele schwach, und er konnte all das Süße nicht mehr aufnehmen. Sein Leben wurde schwärzer als die Nacht. Nur dem Teufel zum Trotz bewahrte er noch seine Seele. Aber als er das Äußerste erreichte, rief er den Tod. Der Graue kam am Abend, und nun ist sie in der Hölle bis ans Ende der Zeiten.“

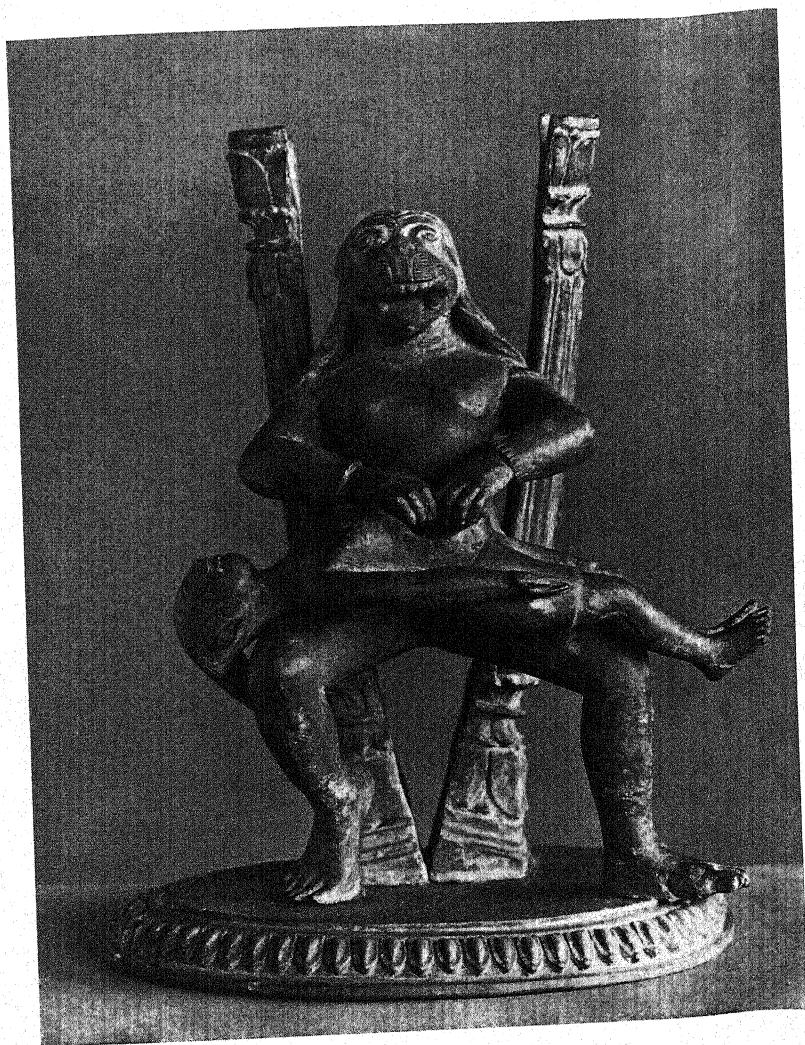
In Goldgewand stellt sich einer auf sein Ich, soweit er es in Lust begreift; von ihm besessen, will er die Welt nach seinen Maßen. Er verfolgt in den Tod, was er nicht gelten lassen mag, aber auch nicht vernichten kann, denn es ist ungreifbar, aber ein Vogel singt's vom Zweig, ein Kind weiß es nicht anders; das treibt ihn vollends in die Sackgasse der Selbstverranntheit. Das Andere neben ihm ist ausgelöscht, mit ihm Gegensätze, Gleichgewicht und Maß. So stimmt nichts mehr; was ist noch was? Ein unschuldiges Kind ist todeswürdiger Verbrecher, alles wird zugleich sein Gegenteil, man taumelt in der selbstgeschaffenen Welt umher als im vollkommenen Irrgarten. Da ist kein Widerpart, der einzig lehren könnte, was man nicht aus sich selber wissen kann und eben darum brauchte, um ganz zu werden. Ein Blinder tappt im Dunkel seiner selbst herum, sucht einen Schuldigen, schreit „Halt ihn“ nach allen Seiten und packt sich immer selbst am Arm. Das ist die selbstgeschaffne Hölle; zu ihr gehört, daß sie selbstgewirktes Dunkel ist, Vexierraum, Spiegelkabinett, in dem man nur sich selbst begegnet. — „. . . selbst dir eigne Hölle zu sein!“ ist der Bann, den die Geisterstimme auf Byrons Manfred herabwünscht. Da starrt man sich selber an wie Dorian Gray sein eignes Bild, das alle Gemeinheit in sich sog, die der Schöne wohl leben mochte, aber nicht auf sich nehmen — das ist er selbst, er ganz allein in diesem Bilde, und doch ein Teufel, der unerträglichste Teufel seines

Lebens, weil er ihn aus sich ganz allein geschaffen hat in allen Lastern seiner Nächte, aller Herzlosigkeit und Heuchelei seines Tags. Da starrt's ihn an: sein wahres Ich im Spiegel, der Schatten seines lichten Scheins. Kann er von etwas in der Welt nicht loskommen, ist's dieser Schatten im geheimen Zimmer — sowein wie der allgewaltige Dämon vom Schatten seiner Ohnmacht, den ein Blick seines Kindes heraufbeschwört. Der Schatten ist sein wahres Wesen, ist ganz, fürchterlich ganz, indes er selber, Dorian Gray, nur die zeitlos holde, schicksalslose Hülse dieses entsetzlichen Kerns ist, perlmuttern schimmernde Schale für die Welt und die Freunde.

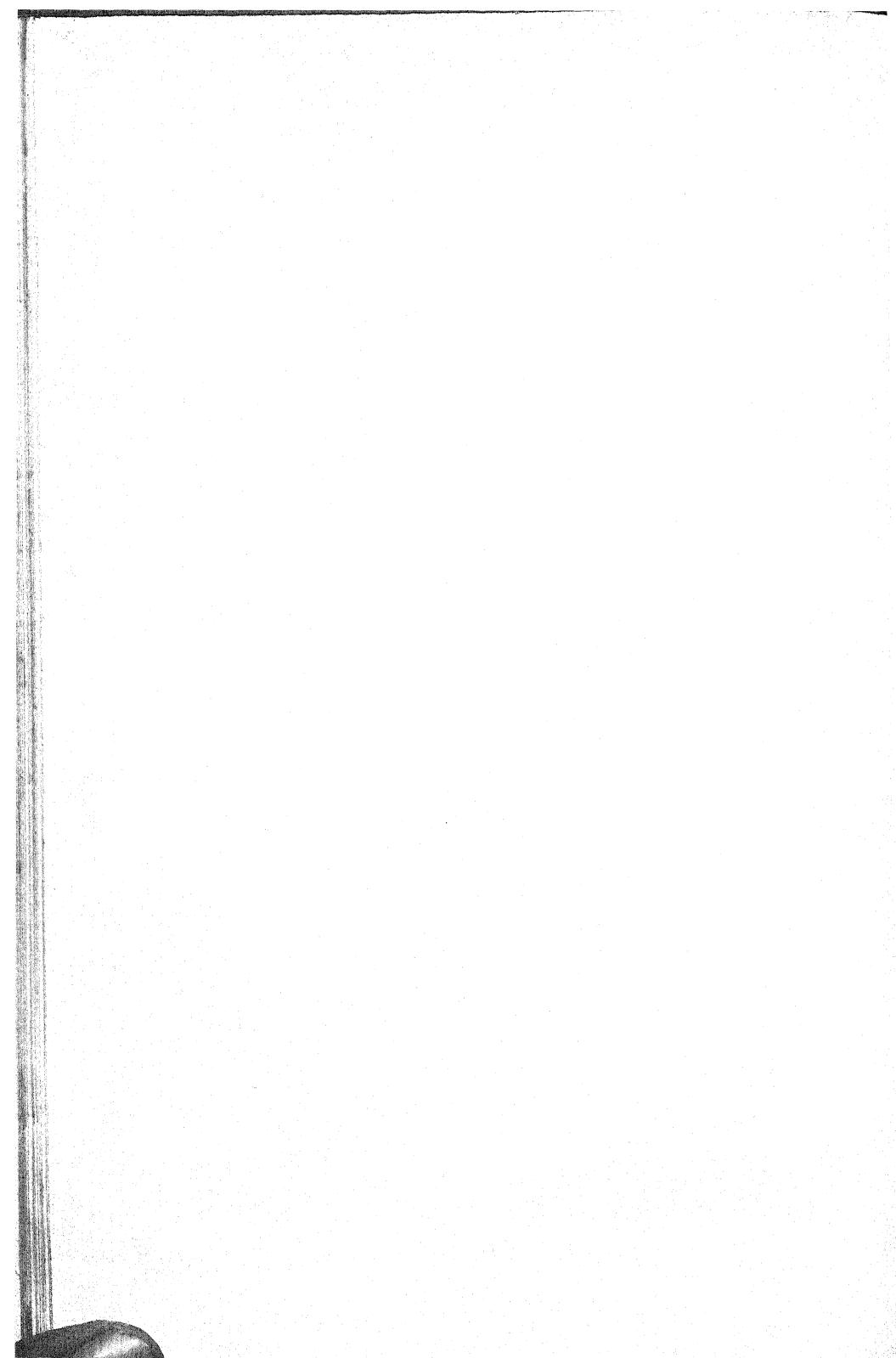
Er kann nicht los von diesem Bilde, seinem wahren Ich, und hält es doch nicht aus. Das eben ist Hölle. Da gräbt er wütend das Messer in die gemalte Brust — und rennt es sich in den eigenen atmenden Leib. Die maßlose Spannung, daß eben all das doch wirklich ist, was er nie wahrzuhaben brauchte, ja daß er nur mehr dies und gar nichts anderes ist, nichts Reines und Liebenswertes, das nicht in ein Verlogenes, Heuchlerisches sich verkehrte, zer sprengt ihn, wie er sich über diesen dunklen Spiegel beugt im Brunnen seines Ichs: da stürzt er sich wütend auf die Fratze unten, auf sein wahres Ich, beide stürzen ineinander, aufklatschend verschwinden Ich und Schattenbild im bodenlosen schwarzen Wasser.

Das ist das verzweifelte Ende des Dämons, daß ihm die Wirklichkeit, die er im maßlosen Krampfe seiner Kraft rings um sich auslöschen will, und das Umsonst dieses Krampfes aus dem Munde der Kleinsten entgegenschallt, daß er die unbeirrten Stimmen nicht zum Schweigen bringen kann, die alles anders wissen, als er will — ein Gleichnis der Ohnmacht des Ichs, das seine eigene Über- und Unterwelt nicht wahr haben mag.

Der moderne Seelenmythos vom Bildnis des Dorian Gray hat sein Geschwister in einer Idee der altpersischen Religion: in ihrem Bilde der „Daena“, dem mädchenhaften anderen Ich des Menschen, das nicht mit ihm zur Erde niedersteigt, wenn er geboren wird. Die Daena weilt an himmlischer Stätte, indes der Mensch auf Erden wandelt, aber sie ist seinem Erdenschicksal nicht enthoben. Sie ist an den Menschen geknüpft als die sinnbildliche Gestalt seines sittlichen Schicksals, wie er es gestaltet. Sie nimmt die Züge seines Wollens und Versäumens an, sie wandelt sich zu



Vischnu als Löwenmann



einer strahlenden Weibsgestalt voll Duft und Schönheit, Reiz und Reinheit, oder zu einem Greuel: Hexe und Hure in einem, Gemeinheit und Gestank in jeder Faser, wandelnde Unzucht und Verlockung zum Schmutz.

Wenn die Seele sich vom Leibe scheidet und auf der Wanderrung ins Jenseits ist, über die messerklingenschmale Brücke des Richters, kommt dem Verstorbenen dieses andere Ich entgegengewandelt, sein schattenhaftes, aber wahres, an dem er unablässig bildete mit Gedanken, Worten und Werken. Wie es in einem alten englischen Weihnachtsliede heißt:

„Ein Rasenstück unterm Haupt, o Mensch,
Und eines zu Füßen dir,
Und alle deine Taten, so bös und so gut,
Dort oben begegnen sie dir.“

Dieses Geister-Ich, ihm selber ungewußt, tritt vor ihn hin und grüßt ihn, aber er erkennt es nicht. Der Mensch macht ja im ganzen von seinem eigenen moralischen Charakter im Guten wie im Schlimmen nicht soviel Aufhebens, als wenn er einem anderen zuschaut und ihn richtet; es gehört zur seelischen Robustheit, sein Moralisches im Halbschatten des Unbewußten zu belassen — wieviel Irregang und Selbstdäuschung birgt auch moralische Selbsterforschung! —, darum erkennt der Abgeschiedene die Gestalt nicht, die ihm begegnet. Aber er kann sie, fremd und nahe, wie sie ist, nicht an sich vorüber lassen. „Wer bist du?“ fragt er, und sie sagt ihm, was sie sei: seine Erwählte, das Herz seines Herzens. Sie war die lebenslange Braut seines Ich, ihr hat er gedient, wie er sie geformt hat; nun ist sie sein auf ewig in der innigsten Verschmelzung jener leiblosen Sphäre, die nur die völlige Durchdringung der Geister kennt, die füreinander bestimmt sind. Der Abgeschiedene wird mit seiner Daena eins, wie Dorian Gray mit seinem Bilde, denn der Tote mit dem Messer in der Brust trägt ja bei Wilde die grauenhaften Züge im Gesicht, die sein Bild so lange für ihn gesammelt und aufbewahrt hat; seine Diener, die ihn tot finden, erkennen ihn erst nicht, sie meinen, da liege ein fremder Herr — „erst als sie seine Ringe ansahen, erkannten sie, wer er war“.

Was das alte Lied und die Schilderung dieser Begegnung mit der Daena anröhrt, ereignet sich in keiner fernen Stunde des Zimmer, Maya 18

Gerichts — es kann, wie an Dorian Gray, in jedem Nu geschehen. Wird es in den Himmel oder ein Jenseits verlegt, so meint das: es geschieht nicht im greifbaren Bereich des Bewußtseins; Über- und Unterwelt sind Symbole einer Bildersprache, die das bewußte Ich als die Welt begreift und was in uns jenseits von ihm in seine Sphäre hineinwirkt, als ein oberes und unteres Jenseits anschaut. Das eben ist das Gericht, daß etwas jenseits vom bewußten Ich über es vollzogen wird, daß ein Urteil ergeht aus einer Sphäre jenseits in uns, die Gewalt hat, zu binden und zu lösen. Ungefragt hält sie den Stein des Sisyphus, das Faß der Danaiden für das Ich bereit und schickt es durch den dunklen Wald, in dem Dante verirrt Vergil als Führer fand — den Wald, von dem Parci-val, auch Perce-forest genannt, den Namen hat, da er ihn durchdrang und zum Grale fand. Mythische Kosmologie ist der tiefste, inhalts-mächtigste Jargon, den menschliche Psychologie sich schuf, und wie ihre makrokosmischen Zeichen zugleich aus mikrokosmisch-physiologischer Erfahrung sinngespeist sind, enthalten sie Winke für eine Physiologie von durchgehend psychologischer Bedeutung.

In der Gestalt des Dämonenknaben Jubel bricht sich die selbst-herrliche Dämonie des Weltstoffs zur Unterwerfung unter den göttlichen Urgrund, diese Gebärde und das Wissen, dem sie entsprang, kann der Welt nicht mehr verlorengehen, sie wirkt die wunderbare Entscheidung im Mythos vom nächsten Hineinsteigen Vischnus in die Welt, wenn abermals Übermacht des Dämonischen seine rettende Erscheinung herabzieht.

6. Knirps und Weltriese

Vorzeiten ward der Götterkönig Indra von seinem Thron vertrieben und die Götter wurden aufs Haupt geschlagen — da sann die Göttermutter Aditi auf ihren Wiederaufstieg. Eintausend Herbste lang übte sie schwere grimme Askese, um Vischnus Gnade zu gewinnen, sie zwang ihre Stimme zu schweigen und lebte von Wind, als sie ihre Söhne von den Dämonen verjagt sah. „Umsonst habe ich Söhne“, dachte sie verzweifelt, neigte sich im Gebet vor Vischnu und pries ihn, zur höchsten Wahrheit erwachend, mit vollkommenen Worten.

Aditi sprach: „Anbetung dem Vernichter alles Leides, dem Lotosbekränzten, Schönsten der Allerschönsten, dem uranfänglichen Schöpfer! Anbetung dem Lotosäugigen mit dem Lotosnabel, dem Liebsten der Schri, dem Selbstbeherrschten, der den Selbstbeherrschten schaubar wird und die Wurfscheibe in Händen hält! Anbetung dem Ursprungsgrunde des lotosgeborenen Brahma, der sein eigener Mutterschoß ist, Anbetung ihm, der Muschelhorn und Schwert in Händen hält, sein Same ist Gold, er ist aller Eigenschaften, aller Unterschiede bar und trägt die Gestalt des Brahman. Die Welt ist fest in ihm gegründet und erschaut ihn nicht. Anbetung ihm: sinnlich greifbar und unsinnlich überfein ist der Gott mit dem Muschelhorn; die Menschen sehen ihn nicht, wenn sie gleich die ganze Welt sehen, er wohnt ihr unsichtbar im Herzen. Was lebend sich regt, ist ihm zu eigen, was lebend sich regt, vergeht in ihm, Anbetung ihm, der alles trägt, was lebend sich regt!

Anbetung ihm: er ist der uranfängliche Herr der ‚Schöpfungsherren‘, höchster Herr der Herrscher, Herr der Götter; er ist der Schöpfer: die Welt entfaltend und auflösend feiert er sich mit seinen eigenen Taten als Zauberopfer. Er schenkt die Frucht der Seligkeit im Götterhimmel und Frucht der Befreiung von allem Dasein. Anbetung ihm, der die Keule trägt! Im Geiste erschaut, verscheucht er Unheil augenblicks, der Reine, Höchste! Alle Wesen, die in ihm den Herrn über die Götter der Götter erkannt haben, kommen dank ihrer Erkenntnis nicht wieder zu Geburt und Tod. Ihm wird beim Opfer mit höchsten Opfern geopfert, er selbst heißt ‚das Opfer‘, das Opferwesen Vischnu bete ich an, den Mächtigen, den Herrn! In allen Veden von den Vedawissenden als ‚Herr der Wissenden‘ besungen, wird er aus den Veden gewußt. Alles entstand aus ihm und löst sich wieder in ihn auf, alle heilige Überlieferung gründet sich auf ihn, Anbetung diesem großen Wesen. Er hat die ganze Welt hier ausgespannt, vom Weltgeist Brahma bis zum kleinsten Grashalm, ihn bete ich an, um das Netz seiner Maya zu überwinden! Der in Gestalt der Wasser das Ganze trägt, den ‚All‘, den Herrn des All, Vischnu bete ich an, den Herrn der Geschöpfe! Wer seine Gnade gewinnt mit reinem Sinn, Wort und Werk, überwindet alles Befangensein in Welt und Ich.

In allen Wesen weilend spielt er als Tänzer unablässig in Kummer, Glück und Zorn und anderen Gebärden, die aus Lust und

Leid entstehen. Sonne und Mond sind seine Augen, mit denen schaut er unablässig reines und unreines Werk aller Welt. Den Herrn, an dem alles wahr ist, was ich gesagt habe, und nicht unwahr, den Ungeborenen, Vischnu, Entstehen und Vergehen in einem, bete ich an! So wahr ich dieses wahr gesprochen habe und der ‚Quäler der Menschen‘ mehr ist als all das — so wahr sollen alle meine Wünsche in Erfüllung gehen!“

Als sie ihn so gepriesen hatte, trat der erhabene Allgott, allen Wesen unerschaubar, in den Bereich ihrer Blicke und sprach: „Was du in deinem Sinn ersehnd hegst, Aditi, wirst du alles erhalten, dank meiner Gnade, du Fromme, zweifle nicht! Vernimm, du Hochbegnadete: Der Wunsch, der dir im Herzen ruht, den wünsche schnell — Heil wird dir geschehen! Denn mich zu schauen wird niemals fruchtlos sein.“

Aditi sprach: „Gott, du liebst, wer sich dir hingibt; wenn meine Hingabe dich erfreut, so sei mein Sohn Indra Herr über alle drei Welten! Die großen Widergötter entrissen ihm die Königsmacht, entrissen ihm seine Anteile am Opfer — dank deiner Gnade soll mein Sohn sie wiedererlangen! Nicht, daß meinem Sohne die Königsmacht entrissen ward, du Lockiger, schmerzt mich, aber daß dank der Kinder der anderen Frau des ‚Schöpfungsherren‘, meines Gemahls —, daß dank der Dämonen das Vatererbe uns Göttern entsank, schafft mir Qual im Herzen.“

Der Herrlich-Erhabene sprach: „Ich erzeige dir Gnade, Göttin, wie du begehrst, und werde durch deinen Gemahl Kaschyapa in deinem Leibe zum Leben erstehen. Aus deinem Leibe werde ich hervorgehen und die Feinde der Götter niederschlagen — gib dich zufrieden, Tochter!“

Aditi sprach: „Sei gnädig, Herr über die Götter der Götter! Anbetung dir, der alles Werden hervorbringt! Nicht vermag ich dich, Gott, in meinem Leibe zu tragen, Lockiger! Auf dem das All gegründet steht, der selbst als Herr das All ist, dich vermag ich nicht in meinem Leibe zu tragen, den schwer zu Tragenden.“

Der Herrlich-Erhabene sprach: „Wahr sprachst du, Gesegnete: in mir steht diese ganze Welt gegründet, nicht vermögen die himmelbewohnenden Götter samt Indra mich zu tragen. Ich aber werde alle Welten samt Göttern, Dämonen und Menschen, alles was geht und verwurzelt steht, und dich, Göttin, samt deinem

Gemahl Kaschyapa — alle werde ich tragen. Heil dir, begib dich darum der Angst! Kein Schmerz und keine Müdigkeit wird an dich röhren, wenn ich in deinem Leibe weile, ich erweise dir Gnade, die andere schwer erlangen können. Wenn ich in deinem Leibe weile, soll, wer deinen Söhnen feind ist, den Strahlenglanz seiner Kraft verlieren. Fürchte dich nicht!“

So sprach der Herr und entschwand alsbald. Und als die Zeit sich erfüllte, empfing sie ihn als Frucht. Als er in ihren Leib eingegangen war, erbebte rings die Erde, die großen Berge erzitterten, die Meere wallten auf. Wohin auch Aditi ging und ihren lieblichen Schritt setzte, allüberall neigte sich die Erde erschöpft unter ihrer Last.

Als der Madhutöter in ihrem Leibe weilte, schwand allen Dämonen der Strahlenglanz ihrer Kraft, wie der Höchste es verkündet hatte. Als Bali, der Herrscher der Widergötter, sie allen Glanzes bar sah, fragte er seinen Großvater Jubel: „Vater, glanzlos sind die Dämonen, wie von Feuer zu Asche verzehrt — warum sind sie jählings wie vom Stabe Brahmias getroffen? Ist das ein unheildrohendes Vorzeichen für die Dämonen, oder ist es Zauberei, von Feinden geübt, zu unserem Untergange erstanden, daß die Widergötter ihren Glanz verloren haben?“

Auf die Frage des Enkels versank der weise Dämonenfürst lange in innere Schau, dann sprach er zum Dämonenkönige Bali: „Es wanken die Berge, die Erde verliert ihre eingeborene Festigkeit, alle Meere sind in Aufruhr, und die Dämonen verlieren ihren Glanz. Nicht schreiten die Wandelsterne wie ehedem im Aufgang der Sonne — ein großes Zeichen, Großarmiger, ist das! Herr der Dämonen, Bedränger der Götter, achte was ihm folgen wird nicht für gering!“

So sprach Jubel, der höchste der Widergötter, zum Herrscher der Dämonen. Von grenzenlos gläubiger Hingabe erfüllt ging er in seinem Geiste zu Vischnu, dem Herrn der Götter. Er versenkte sich in den Yoga hinreißender Gesichte und betrachtete suchend, wo der Gott weile. Da schaute er ihn im Leibe Aditis in winziger Gestalt: der uranfängliche Herr der Wesen trug alle sieben Welten in seinem Innern. Jubel schaute im Innern des Gottes die Scharen aller Götter, Himmelsgeister, Schlangen und Ungeheuer, er sah seinen Sohn Virotschana und Bali, das Haupt der Widergötter, samt

allen ihren Fürsten, er sah sich selbst und Erde und Himmelszelt, Wind, Wasser und Feuer, die Weltmeere, Bäume, Ströme und Gewässer, zahmes und wildes Getier, Vögel und Menschen allzumal und kriechendes Gewürm, er sah Brahma, den Schöpfer der ganzen Welt, und Schiva, sah Wandelsterne und Sternbilder, Schlangen und die „Herren der Geschöpfe“ vom Ältervater Dakscha an.

Er schaute, von Wundern durchdrungen. Nach einem Augenblick wieder ins gewöhnliche Dasein zurückgekehrt, sprach er zu Bali, Virotschanas Sohn: „Kind, alles hab' ich erkannt, warum euer Glanz dahin ist: der Gott der Götter, der Schoß der Welt, der ohne Mutterschoß uranfängliche Schöpfer der Welt, anfangsloser Anfang des Alls, der erwählte wunscherfüllende Vischnu, Höchster über Hoch und Nieder, Maß aller Maße, Brahma's heiliger Lehrer und Lehrer aller sieben Welten, der Mächtigste der Mächtigen, der ohne Anfang, ohne Mitte ist, der Erhabene, Unendliche ist hohen Wesens als Kind der Aditi in die Welt hineingestiegen, um mit einem Teil seines Wesens ihr Hüter zu sein. Mit einem Bruchteil, einem Sechzehntel seiner selbst, stieg der Allgott in die Welt, des wahre Gestalt nicht Schiva kennt noch der lotosentsprungene Brahma, nicht Indra noch Sonne und Mond, nicht ‚Lichtstrahl‘ noch die anderen geistigen Söhne Brahma's. Mit einem Sechzehntel seiner selbst stieg der Herr des Alls in die Welt hinein, Heim und Zuflucht für den Geist aller Yogamächtigen, der vorzeiten mit einem Sechzehntel, halb Mann halb Löwe, meinen Vater erschlug. Zu ihm, dem Unvergänglichen, gehen die Vedawissenden ein, die ihn erkannt haben, Erkenntnis seines Wesens wischt alle Flecken ab; in ihn gehen sie ein und werden nicht wieder — ihn den Allgott, den Unvergänglichen, bete ich an!

Aus ihm erstehen die Wesen all, wie Wellen aus dem Meere, ohne Ende, in ihm, in der Auflösung, zerschmelzen sie wieder — den unausdenkbaren Allgott bete ich an! Gestalt und Kraft, Macht und Dasein des höchsten Wesens vermögen nicht Schiva noch Brahma noch die übrigen Götter zu erkennen; er ist Auge im Ergreifen der Form, Bewegender im Tasten, ist schmeckende Zunge, schallfangendes Ohr und Geruch, bestellt, Düfte zu erfassen. Der als Eber auf seines Hauers Spitze die Erde aus dem Weltmeer hob, die alle Berge trägt, ihn, in dem als Meer die ganze Welt ruht, bete ich an! Alle Sinne fassen ihn nicht, der Geist kann

ihn ergreifen; er ist die Axt für den Baum des Samsara, des Kreislaufs zwischen Geburten und Toden — ihn bete ich an! Dieser Gott großen Wesens, Schoß der Welt, ist mit einem Bruchteil in den Schoß der Göttermutter eingegangen, König der Widergötter, er hat euch mit Macht eure strahlende Schönheit geraubt.“

Bali sprach: „Vater, wer ist's, der Vischnu heißt, von dem uns diese Gefahr kommt? Ich habe Dämonen zu Hunderten, die stärker sind als der Allgott, groß an Kraft und Heldenmut, imstand, die Last der Erde aufzuheben. Nicht mit der halben Heldenkraft jedes von ihnen vermag sich Vischnu zu messen.“

Als Jubel, der Stier unter den Dämonen, solche Worte seines Enkels vernahm, rief er „Schande! Schande!“ über Bali, der verächtlich von Vischnu redete, und sprach: „Dem Untergange entgegenschreiten, glaub' ich, die Dämonengeschlechter, die an dir einen so vernunftlosen König, bar der Einsicht, haben. Wer außer dir, verruchten Sinnes, möchte so über den Gott der Götter, den hochherrlichen Allgott reden, den Ungeborenen, Weltentfaltenden? Alle Dämonensöhne und alle Götter samt Brahma, deren Welten beständig und grenzenlos sind, du und ich und die ganze Welt samt Bäumen, Strömen, Meeren, und die Welten aus Inseln und Meeren können sich nicht dem Lockigen Götter vergleichen. Wer kann so von ihm sprechen, der mit einem Teil von sich die ganze Welt darstellt, preiswürdig für die Preiswürdigsten, allerfüllend und höchstes Wesen — außer dir, der du dem eigenen Untergange zueilst, einsichtslos, unvernünftig, ohne Selbstbeweitung, und die Lehren der Alten übertrittst? Ich bin zu beklagen, daß in meinem Hause dein elender Vater geboren ward, der dich zum Sohn hat, der den Gott der Götter schmäht. Fest stehe meine gläubige Hingabe an Vischnu, der alle im Kreisen zwischen Geburten und Toden aufgehäufte Schuld zunichte macht — aber auf mich blickst du wohl nicht? Mein eigner Leib ist mir nicht so lieb wie Vischnu voll großen Wesens, das weiß die ganze Welt, nur du nicht, Erbärmlicher! Wohl weißt du, daß Vischnu mir teurer ist als mein Leben, und schmähst ihn doch ohne Ehrfurcht vor mir. Virotschana ist mir durch sein Alter ehrwürdig, sein Älterer bin ich, und für mich und alles Lebendige ist Vischnu ehrwürdig-älter. Weil du ihn, den Älteren der Älteren, schmähst, wirst du bald von deiner Herrlichkeit herabstürzen.“

Es sei: Ich mag dir verächtlich sein, aber mein ehrwürdig Älterer sei voll Liebe zu mir! Weil du den ehrwürdig Alten der drei Welten geschmäht und nicht auf mich geblickt hast, gebe ich dir meinen Fluch! So wahr dein Wort, das den Unerschütterlichen schmäht, mir schwerer wiegt, als hiebe man mir das Haupt ab, so wahr falle du dahin aus deiner Königsherrlichkeit!“

Als der Dämonenherrscher solch unliebes Wort des Alten vernahm, fiel er ihm wieder und immer wieder zu Füßen und begütigte ihn: „Sei gnädig, Großvater, zürne mir nicht! Ich war von Verblendung geschlagen, trunken voll Stolz auf meine Kraft, sprach ich solche Worte. Mein Erkennen war von Betörung umfangen, ich bin ein Übeltäter, wohlgetan hast du, daß du mich in meinem schlimmen Wandel verflucht hast. Zerfall meiner Königsmacht, Zerfall meines Glanzes steht mir bevor — aber das drückt mich nicht so, wie daß ich mich gegen dich verging, Vater! Die Herrschaft über die drei Welten oder eine andere Herrlichkeit sind nicht so schwer zu erlangen, schwer aber sind im Kreisen durch Geburten und Tode Ältere und Lehrer zu finden, die dir gleichen. Darum sei gnädig und zürne mir nicht, Beschützer der Dämonen! Dein Zornblick schafft mir glühende Qual, nicht dein Fluch.“

Jubel sprach: „Kind, Zorn hat mich verblendet, darum gab ich dir meinen Fluch. Verblendung raubte mir die Einsicht; hätte sie mir nicht die Erkenntnis verdunkelt, wie könnte ich — in allem und allem Vischnu erkennend — irgend etwas verfluchen? Der Fluch, den ich dir gab, wird sich gewiß erfüllen, aber sei darob nicht traurig: gib dich fortan dem Herrn der Götter, dem Unerschütterlichen, gib dich Vischnu gläubig anheim — er wird dein Retter sein. Du hast meinen Fluch und wirst meiner gedenken; wie du mein gedenkst, will ich für dich ringen um dein Heil“ — so sprach der Weise zum Dämonenherrscher und verstummte.

Der erhabene Vischnu ward in winziger Gestalt geboren. Als der Hüter der Welt, der Herrscher aller Unsterblichen, in die Welt hineingestiegen war, ließen Aditi und die Götter ihren Kummer fahren. Lind streifende Winde wehten einher, der Himmel strahlte in reiner Klarheit, und aller Wesen Sinn wandte sich zum rechten Wandel in ewiger Satzung. Frieden legte sich auf

Menschenfürsten und Dämonen und alle Wesen, die auf Erden und in Luft und Himmel wohnen.

Brahma, der erhabene Ältervater der Welt, vollzog am Kinde, sobald es geboren ward, die heiligen Bräuche für Neugeborene und pries den Herrn über die Götter der Götter, indes die heiligen Seher ihm lauschten:

„Siege, uranfänglicher Herrscher, Unbesieglicher du, des Wesen Allwesen des Alls ist! Geburt- und Altersloser, Grenzenloser, Unerschütterlicher, siege! Sieg, Unermeßlicher, des beständiges Wesen unentfaltet ist, höchstes Wesenswesen, All-Erkennender, durch Erkenntnis Erkennbarer, dir selbst Entströmter! Siege, zuschauendes Auge über der ganzen Welt, Schöpfer, Ältester, Lehrer der Welt! Du bist der Endebringer für die Welt: siege, um ihr Bestehen zu schirmen! Du bist der Übrige, der nicht eingeht ins All, bist der ohne Übriges, denn nichts ist außer dir; der du in aller Herzen weilst, Anfang, Mitte und Ende, Gefäß des Allwissens, siege! Du wirst dank dir selbst erschaut und verleihst den Yigin Frucht der Erlösung; Selbstbezeugung und die Tugenden des Yigin sind dein Schmuck. Siege, du Übersinnlich-Feiner, schwer Erkennbarer, sinnlich Greifbarer: du bist die sichtbare Welt, Sinnlich-Übersinnlicher, bist jenseits der Sinne und mit Sinnen begabt. Du stehst in deiner Maya und ruhest auf den Windungen der Weltschlange, mit der äußersten Spitze eines Hauers hobst du die Erde aus dem Weltmeer, halb Mann, halb Löwe zerfleischtest du die Brust des Feindes, siege jetzt, Wesen des Alls als winziger Knirps! Siege, mit der Decke der eigenen Maya verhüllt! Deine Gestalt ist die Welt, zahllose Gestalten hast du und bist nur von einer Art! Wachse du, des Urform sich zu allen Verwandlungen auswächst! In dir, dem Herrn von allem Lebendigen, ruht die Wegspur ewiger Satzung!

Nicht ich, nicht Schiva noch Indra und alle dreiunddreißig Götter vermögen dich zu erkennen, nicht die Heiligen noch die Yigin; wer wird dich erkennen in dieser Welt, die von der Decke deiner Maya umhüllt ist — es sei denn durch deine Gnade? Wer deine Gunst gewinnt, Herr, des Angesicht von Gnade leuchtet, der weiß, dem Schein entrückt, um dich — sonst keiner. Wachse, du Winziger, entfalte dich mächtig, Allwesen des Alls, Großäugiger!“

Als der „Herr der Sinne“ in winziger Gestalt so gepriesen ward, lachte er und sprach voll tiefen Ernstes zum lotusgeborenen Gott: „Schon vordem ward ich von Indra, den Göttern und Kaschyapa gepriesen und versprach euch, Indra solle über alle drei Welten herrschen. Auch von Aditi ward ich gepriesen, auch ihr verhieß ich, daß ich Indra die Dreiwelt frei von Dornen, frei von Feinden geben werde. Hier bin ich und will es schaffen: der tausendäugige Indra wird Herr der Welt — das sage ich euch in Wahrheit.“

Da gab ihm Brahma ein schwarzes Antilopenfell, Indras Hauspriester Brihaspati reichte, ihn zu gürten, die Opferschnur, geistige Söhne Brahma und hohe Heilige gaben ihm Stab und Bettelnapf, einen Gebetskranz aus Fruchtkernen, ein Büschel aus heiligem Gras und ein weißes Ober- und Untergewand. Die heiligen Veden, vom Om-Laut geziert, warteten ihm auf, neben ihnen alle Lehren und Yogasprüche.

Mit geflochtenem Haar, seinen Stab, Sonnenschirm und Bettelschale in Händen, ging der Herr, der aus allen Göttern besteht, zu Balis Opferfeier. Wohin der Knirps seinen Fuß zu Boden setzte, überall wich die Erde, unmäßig eingedrückt, und es gab eine Tiefe. Stumpfen Schrittes ging der Knirps sanft dahin und brachte die ganze Erde samt Bergen, Meeren und Inseln zum Erbeben.

Als Bali die Erde samt Bergen und Wäldern wanken sah, legte er seine Hände hohl zusammen, fiel vor seinem Hausbrahmanen Uschanas, dem Reinen, nieder und fragte ihn: „Mein Lehrer, samt Meeren, Bergen und Wäldern kam die große Erde ins Wanken, und warum nehmen die Opferfeuer die Spenden der Widergötter nicht an?“ Uschanas Kavya, auch Schukra geheißen, aus dem Bhrigugeschlecht, versenkte sich lange in inneres Schauen, dann sprach der Weise:

„Vischnu, der Schoß der Welt, ist hinabgestiegen ins Haus des Kaschyapa, das ewige Wesen der Welt hat Knirpsgestalt angenommen. Er kommt zu deinem Opferfest, Stier der Dämonen. Seiner Füße Schreiten schüttert: davon erhebt die Erde hier, es wanken jene Berge dort, und die Behausung der Meerungeheuer gerät in Aufruhr. Den Herrn alles Gewordenen vermag die Erde samt Göttern und Dämonen, Seligen und Kobolden, Unholden und Halbmenschen nicht zu tragen — er trägt ja alle Elemente und

alle Geschöpfe vom ersten Menschen an. Das ist die unergründliche Maya des Grundes der Welt, daß er die Welt zusammendrückt im Spiel von Träger und Getragenem. Er naht: da sind Widergötter nicht mehr der Opferspenden wert, und die Opferfeuer nehmen ihre Spenden nicht mehr an.“

Bali sprach: „Gesegnet bin ich, Heiligkeit erwarb ich, daß der ‚Herr des Opfers‘ selbst zu meinem Opferfest kam. Welches Wesen ist mehr als ich? Er, den die Yigin immerdar in Yoga angespannt zu schauen verlangen, das höchste unvergängliche Wesen, wird zu meinem Opfer kommen. Er ist Opferpriester und gibt Anteil am Opfer, ihn besingt der singende Priester — wer außer mir wird Vischnu, dem Herrn des Opfers, nahen? Wenn der höchste Herrscher des Alls zu meinem Opfer kommt, was hab' ich dann zu tun? — Das sollst du mich lehren, Kavya!“

Schukra sprach: „O Widergott, nach der Richtschnur der Veden verzehren die Götter die Anteile am Opfer, du aber machtest die Dämonengeschlechter zu Verzehrern der Opferanteile. Dieser Gott, in lichter Klarheit wurzelnd, schirmt den Bestand der Welt; wenn der Mächtige die Geschöpfe aus sich hervorgebracht hat, verzehrt er sie selbst als seine Nahrung. Begreife das, Großarmiger, müh' dich wie nie zuvor, gewähre ihm nichts, auch nichts von dem, was ihm gebührt. Verwerflich ist fruchtloses Begüten des Feindes. ‚Ich kann dir nichts geben, Gott‘, soll deine Rede an ihn sein, der den Göttern zu helfen erstanden ist.“

Bali sprach: „Brahmane, wie sollte ich, wenn mich irgendwer bittet, sagen, ‚ich habe nichts‘ — gar, wenn der Gott mich bittet, der die Flut des Samsara hinwegnimmt? Durch mancherlei Gelübde und Fasten empfängt man Vischnu — wenn er spricht: ‚Ich bin leibhaftig‘, gibt es da etwas Höheres? Der Herr der Götter, um deswillen die Opfer geschehen, wird, reich an Darbringungen, begabt mit Kräften der Askese und Reinigung, zu mir sprechen: ‚Ich bin leibhaft geworden‘ — wohlgetan sind meine Werke, wohlgewandelt bin ich in Entsaugung, wenn der Herr der Herrscher selbst annehmen wird, was ich gebe. Soll ich sagen: ‚Ich habe nichts, ich habe nichts‘, wenn er zu mir kommt? Beträgt ihn, wenn er mir naht, wäre die Frucht dieses Lebens dahin. Wenn der Herr des Opfers mich bei diesem Opferfest bittet, gäb' ich ihm ohne Besinnen mein eigen Haupt. Wo ich anderen Bittenden

niemals sagte: „Ich habe nichts“, wie soll ich sagen, was ich nie gewohnt war, wenn der Unerschütterliche kommt? Rühmlich ist für Edle, durch Schenken ins Elend zu geraten, Schenken, das nicht beklommen macht, bringt kein Glück. In meinem Reiche ist keiner unglücklich, keiner arm, kein Leidender, keiner ohne Schmuck — kein Trauriger, kein Unbekränzer, Ungezirpter. Jubelnd und heiter, von Wohlgerüchen duftend und zufrieden, im Besitz aller Freuden ist all mein Volk, du Heiliger, und ich bin immer glücklich. Dank deiner Huld, du Tiger des Bhrigugeschlechts, ist dieses herrliche Gefäß, meine Gabe hineinzulegen, mir genaht, ist die Frucht dieser Schenkung aus meiner Saat mir gereift. Erkenn’ ich das und fällt das Saatkorn meiner Gabe in das große Gefäß Vischnu — was hätte ich damit nicht erlangt, mein Lehrer? Nimmt der Herr meine Gabe an und verhilft den Göttern zu Größe, will ich meine Gabe aufs höchste preisen, weil sie zehnfältige Frucht trägt. Übervoll von Huld ist Vischnu gewiß für mich, durch mein Opfer erfreut; darum naht er — kein Zweifel! —, mich durch seinen Anblick zu begnaden. Oder naht er mir, der den Göttern ihr Teil am Opfer weigert, in Zorn und will er mich töten? — Höchst preiswürdig ist der Tod von der Hand des Unerschütterlichen. Aus ihm besteht das All, er, dem alles in Reichweite seiner Hände ist, kommt, mich zu bitten: es gibt keine Begnadung außer ihm. Der aus sich selbst entworden das All aus sich entfaltet und mit einem Gedanken wieder in sich hineinreißt — wie wird der „Herr der Sinne“ sich Mühe machen, mich zu töten! Solches bedenkend, mein Lehrer, hindere mich nicht, zu schenken, wenn der Hüter der Welt sich naht.“

Als er so sprach, war der Herr der Welt genaht; der Unausdenkbare, der aus allen Göttern besteht, trug die Mayagestalt eines Knirpses. Als die Widergötter, die in den Opferbezirk getreten waren, den Mächtigen erblickten, fielen sie, wie sie in der Halle saßen, von seinem Licht geblendet glanzlos von den Stühlen. Die Heiligen, die beim Opfer versammelt waren, murmelten Gebete, und Bali fühlte, sein ganzes Leben trage Frucht; in tiefer Erschütterung sprach er kein Wort, und jeder verehrte im Geiste den Herrn über die Götter der Götter. Als dieser den Herrn der Widergötter und die höchsten Heiligen sich ehrfurchtsvoll neigen sah, pries er,

das zuschauende Auge der Welt in zwerghafter Gestalt, das Opferfeuer und Bali, den Opfernden, die Priester, die das Opfer ausrichteten und die ihm beiwohnten, und alles, was beim Opfer Verwendung fand — da ward augenblicks alles, was im Opferbezirk weilte, dem Knirpse wohlgesinnt. „Schön, o schön“, rief Bali der Held und, Wasser in Händen haltend, verehrte er Vischnu, und Freudenschauer überliefern ihn dabei.

Bali sprach: „Gold und Juwelen in Fülle, Elefanten und Pferde in unermesner Zahl, Frauen, Gewänder und Schmuck, reiche Dörfer, all meine Habe, die ganze Erde oder was sonst du begehrst, schenke ich dir — wähle, wonach du verlangst, du lieber Knirps!“

Als der Herr der Dämonen dieses Wort, von Liebe trächtig, zu ihm sprach, sagte der Erhabene in Knirpsgestalt lächelnd mit tiefer Stimme: „O König, gib mir drei Schritte weit Landes für meine Feuerstätte — Gold, Dörfer und Juwelen gib solchen, die ihrer bedürfen.“

Bali sprach: „Was willst du mit drei Schritten Landes, Höchster aller, die auf Füßen schreiten? Schreite hundert und hunderttausend Schritte ab, Verehrter!“

Der Knirps sprach: „Sinn für das ewige Gebot, den Bittenden nichts zu weigern, genügt, mich zufriedenzustellen, Fürst der Dämonen. Anderen Bedürftigen wirst du Habe geben, die sie begehren.“

Als der Großarmige dieses Wort des Knirpses voll großen Wesens hörte, schenkte er ihm drei Schritte Landes. Dabei goß Bali, um die Schenkung bei dem eidhütenden Gotte des Wassers zu beschwören, eine Spende Wasser über die Hand des Beschenkten, kaum floß es, da ward der Knirps zum Unknirps und offenbarte augenblicks seine Gestalt, die aus allen Göttern bestand. Mond und Sonne waren seine beiden Augen, der Himmel sein Haupt, seine Füße die Erde. Seine Zehen waren menschenfressende Unholde, seine Finger Höhlenkobolde, die All-Götter waren an seinen Knien, andere waren seine Unterschenkel, Kobolde entstanden in den Nägeln, und Himmelsfrauen in den Linien seiner Haut. Die Sternbilder allzumal waren in seinem Blick, seine Haare waren Sonnenstrahlen, Sterne waren seine Poren, und die großen Seher die Härchen darin. Die Richtungen

des Weltraums waren im Gehör des hohen Wesens, und die Richtungen dazwischen waren seine Arme, die beiden Zwillingsgötter zu Pferde waren seine Ohren, der Wind war die Nase des großen Wesens. Der Mond war seine milde Klarheit, und der Gott ewiger Satzung war in seinen Geist eingegangen. Die Wahrheit war seine Stimme, die flutenreiche Göttin der Rede war seine Zunge, Aditi sein Nacken, und die Wissenslehren die Hautfalten im Nacken. Die Scheitelöffnung seines Hauptes, das „Tor zum Himmel“, war Mitra eigen, der „Weltzimmermann“ und Puschan, der Gott der Wege und der Herden, waren seine Brauen. Sein Mund war Feuer, die Herdflamme aller Menschen, seine Hoden war der Herr der Geschöpfe. Sein Herz war das höchste Brahman, sein Männliches der Göttervater Kaschyapa. In seinem Rücken waren die Schatzgötter, in seinen Gelenken die Sturmgötter, alle heiligen Strophen und die Himmelslichter waren seine fleckenlos strahlenden Zähne. In seiner Brust war Schiva, der Große Gott, in seiner unerschütterlichen Ruhe die Weltmeere, in seinem Bauche erstanden die seligen Geister voll großer Kraft. Lakschmi — Glück und Schönheit —, Festigkeit, Anmut und alle Wissenslehren waren an ihm Hüften und Gesäß. Alle Himmelslichter strahlten an ihm als festlichster Glanz, höchste leuchtende Glut ging vom Gott der Götter aus, seine Brusthälften und Leibesseiten waren die vier heiligen Veden, sein Bauch die großen Opfer, Spenden, Tieropfer und Bräuche der Brahmanen.

Die starken Dämonenfürsten schauten diese Gestalt Vischnus, die ganz aus Göttern bestand, und kamen ihr nahe wie fliegendes Getier der Flamme. Und der Weltentfaltende zerrieb alle mit Sohlen und Handflächen. Er ließ seinen Leib ins Gewaltige wachsen, bald lag die Erde unter ihm. Wie er mit einem Schritt die Erde durchmaß, standen Sonne und Mond ihm in Höhe der Brust. Wieder schritt er aus, und die beiden standen ihm am Schenkel. Als er zuletzt ein drittes Mal ausschritt in götterbeschirmender Tat, standen die Lichtspender ihm an der Kniewurzel. Alle drei Welten hatte er siegend gewonnen und die Stiere der Widergötter erlegt — da gab der weitschreitende Vischnu die drei Welten dem burgenzerbrechenden Indra. Aber die untere Welt, unergründliche Tiefe geheißen, auf der Unterseite der Erde, erhielt Bali vom erhabenen Vischnu.

Da sprach Vischnu zum Dämonenherrschern: „Weil meine Hand das Wasser nahm, das du mir gabst, wird dein Leben höchste Dauer haben und eine Weltzeit messen. Wenn eine Weltzeit um ist, die nach Manu, dem Sohn des Sonnengottes heißt, und eine andere da ist, die nach dem Sonnensohn Savarni heißt, dann wirst du Indra werden. Jetzt habe ich alle drei Welten dem Götterkönige gegeben; ich gab sie ihm für mehr als einundsiebzigmal vier Weltalter, und ich muß alle bändigen, die ihm widerstreben; er hat mich vorzeiten mit höchster gläubiger Hingabe erfreut. Nimm du, Bali, die untere Welt ‚unergründliche Tiefe‘, die liebliche; weile dort und achte mein Geheiß. Götterwälder sind dort. Terrassen zu Hunderten, Teiche mit blühenden Lotosblumen, und lautere Ströme fließen dort. Mit Wohlgerüchen, Räucherwerk und Blumenkränzen, mit Gewand und Schmuck geziert, mit Blumenketten, Sandel und anderem Schönen erheitere dich und gib dich bei Gesang und Tanz vielen Freuden hin an Speis und Trank, großer Widergott! Weile dort auf mein Geheiß diese Zeit lang mit Hunderten von Frauen. Solange du mit Göttern und Weisen keinen Streit anhebst, wirst du all diese Herrlichkeiten haben, sonst aber werden dich die Schlingen des eihütenden Varuna binden. Merke alles wohl, was ich dir künde: hebe keinen Streit an mit Göttern und Weisen, edelster der Dämonen!“

Als der gewaltige Gott solches gesprochen hatte, fiel Bali freudig vor ihm nieder und sagte: „Wohne ich dort in der untern Welt, Erhabener, auf dein Geheiß — was wird der Stoff sein, der solche Freuden mir verschafft?“

Der Herrlich-Erhabene sprach: „Schenkungen, die nicht nach der Ordnung geschenkt sind, und Totenspenden ohne einen vedakundigen Brahmanen dargebracht, was ohne Glauben ins Feuer geopfert ward: all das wird dir Frucht tragen; Opfer, das ohne Opferlohn für die Priester blieb, heilige Handlungen, die nicht nach der Ordnung vollzogen sind, werden dir Frucht tragen und heilige Lehren, die ohne Gelübde gelernt worden sind.“

Als er Bali diese Gabe und Indra die Dreiwelt gegeben hatte, ging Vischnu mit seiner allerfüllenden Gestalt ins Unsichtbare ein. Und wie ehedem herrschte Indra, von allen drei Welten verehrt, und Bali genoß höchste Freuden in der unteren Welt.

Ein Winziges, unbedeutend und harmlos, wenn es zuerst bemerkt wird, reckt sich und wächst unheimlich, unwiderstehlich auf zu Drohung und Triumph, wirkend schwillet es vom Lächerlichen zum Gebietenden, Unwiderstehlichen an, allerfüllend droht es seine Welt zu zersprengen; liegt eine phallische Vorstellung auf dem Grunde dieses Mythos vom Knirps, der zum Riesen wird? — sie bleibt unangerührt.

Offenbar geht es — oder ging es mindestens ursprünglich — bei diesem Geschehen um Überlistung, Überraschung eines Starken, Besitzenden durch einen Klugen, Bedürftigen. Ein Schwacher, der nichts zu fordern hat, weil er nichts erzwingen kann, erbittet scheinbar, was man ihm nicht versagen darf, und wird dem arglosen Geber zum Verhängnis. Sein Rang, daß er Brahmane ist und seine Heiligkeit dem Beschenkenden Segen bringt, die Gelegenheit der Opferfeier, bei der zuschauende wie amtierende Brahmanen sich Geschenke vom Opferherrn erwarten dürfen, der königliche Glanz des Opferherren, der ihn zu Freigebigkeit verpflichtet, sichern der tückischen Bitte im vornhinein Gewähr; so bat Dido, auf der Flucht von Phönizien nach Karthagos Küste getrieben, nur um soviel Land, wie eine Rindshaut lang ist, und der Königin, der Hilfeslebenden, war diese lächerliche Gabe nicht zu verweigern. Da schnitt sie das Rindsfell in fadendünne Riemen, die ein weites Feld umzirkten: so legte sie den Grund zur Herrscherin der Meere, vor der Rom bangte, bis es sie in einen Trümmerhaufen verwandelt hatte. Ein zwergenhafter Anspruch, nicht abzuweisen, verlarvt die Gewalt, die sich durch seine List erst die Möglichkeit triumphierenden Zugriffs schafft. Um seinen Hammer wiederzuerlangen, der in die Hände der Riesen fiel, verlarvt sich Thor als Freya und kommt als Braut zu den Riesen, er bringt sich selbst als Kaufpreis für seine verlorene Waffe, mit der die Riesen das Unterpfand der Allmacht und der Vernichtung der Götter in Händen halten. Aber die Riesen selbst legen triumphierend arglos dem verkleideten Gotte den Hammer in den bräutlichen Schoß. Da zermalmt er mit ihm die Betrogenen und rettet den Göttern die Herrschaft.

Auf seiten der eddischen Riesen wie der indischen Widergötter ist die unbändige Kraft, den Göttern hilft überlegene List. Wie Vischnu sich nach der Quirlung des Milchmeers in ein schönes

Weib verwandelte, um den Widergöttern den Trank der Unsterblichkeit abzugewinnen, den keine Drohung ihnen entreißen könnte, stiehlt er sich als Knirps in die Welt, um sie von der Herrschaft der Dämonen zu befreien, naht sich als waffenloser Brahmane von winziger Gestalt, um den mächtigen Dämon zu überlisten. Die göttliche Kraft der Maya, Gestalt zu tauschen nach Lust und aus ihrer Larve überraschend zu siegen, dieses eigentliche Geheimnis des Göttlichen in seiner Grenzenlosigkeit triumphiert über die Sicherheit, in der prunkend entfaltete Kraft sich wiegt. So war es beim Löwenmann, der überraschend aus der Säule bricht und jeder vermeinten Sicherheit spottet: aus dem Unerwarteten bricht das Schicksal — Rettung und Untergang —, aus dem scheinbaren Nichts wächst die Gewalt, die ihre Welt verwandelt, zum Alleserfüllenden. In Dachkammern des Exils, verfolgt und ohnmächtig, schmieden Unbekannte die politischen Waffen, die das Gesicht eines Erdteils wandeln; im Hinterzimmer eines unbeachteten Lokals stecken sich Köpfe zusammen, finden sich Willen, und das heiße Herz eines Einsamen sprüht die Funken einer Glut, die ein Volk entzündet. Aber diese naturhafte Ironie im Gang der Dinge, die Sicherungen und Erwartungen mattsetzt und das scheinbar Phantastische so schnell wie gelassen Ereignis werden läßt, dieser Witz der Maya ist hier nur Stoff und Hintergrund, nicht mehr geistiger Kern des Mythos. Dieser ewig alte, immer unheimlich neue Witz ist nicht mehr der Sinn, auf den der sehr alte Mythos im Munde unserer Überlieferungen abzielt, die sich im Hinblick auf die verdämmerte Herkunft ihrer Stoffe die „Alten“ nennen dürfen. Zum Wesen des überlistenden Knirpses muß es ursprünglich gehört haben, daß er sich völlig unbemerkt in die Welt stiehlt, die er dem Dämon entreißen will — hier aber begleiten kosmische Erschütterungen, eindeutige Zeichen das hohe Wunder, daß der Allgott, der die Welt als Blüte seines Nabels aus sich hervortreibt, seine überweltliche Unendlichkeit in die Grenzen seiner Schöpfung zwängt und, mit seiner Maya sich noch einmal völlig verzwergend, als Frucht im Schoße der Göttermutter Raum findet. Sein Kommen bleibt kein Geheimnis, der erleuchteten Schau seines Frommen, der Yogaversenkung des feindlichen Priesters ist es so offenbar wie dem ahnenden Erschauern, der sichtbaren Veränderung, die alle Kreatur überläuft.

Einst war Vischnus Tat die List überlegener Maya; von Indra heißt es im Veda, daß er auf der Flucht vor seinen Feinden sich in ein Pferdehaar verwandelte, das sie nicht gewahren konnten; anderwärts wird erzählt, daß er sich in ein Atom hineinfüchtete und in ihm ein Weltall fand, an dessen Beherrschung er sich's selbstvergessen lange Zeit genügen ließ — so hat sich einst Vischnu in diesen Knirps verwandelt, um sich unerkannt in die Welt zu stehlen, in der alles dem Dämon gehorchen muß. Der „Weithin Ausschreitende“, wie er im Veda genannt wird, schritt dann, als ihm drei Schritte Landes gewährt waren, dreimal aus, aber, zum Riesen wachsend, erfüllte er schon mit zwei Schritten die ganze Welt — wohin den letzten setzen? Er hatte ihn sich ausbedungen und er war ihm gewährt, das band ihn nun selber, er mußte ihn tun: unausweichlich — willentlich und gebunden — setzte er ihn auf das Haupt des Dämons und trat ihn zermalend in die tiefste Unterwelt.

Aber schon diese Gestaltung vom Mythos des „Weithin Ausschreitenden“ ist kaum die älteste, ihr vorauf liegt eine andere Vorstellung: tanzend oder schreitend wie Vischnu, schaffen andere Götter, die der Veda nur eben noch erinnert, die Welt: wohin sie treten, wird Sphäre und Raum. Sie tun das gleiche wie tanzende Priester und Zauberer alter Zeiten, die Regen tanzen, Fruchtbarkeit der Saaten oder Heilung und Austreibung von Dämonen, die Ekstase tanzen und sich selbst durch den Rausch ihrer Bewegung ins Übermenschlich-Mächtige verwandeln, die sich aus sich selbst hinaus den Übermächtigen entgegentanzen, bis sie ihrer ansichtig werden und sie bestehen. So schuf der „Weithin Ausschreitende“ anfänglich mit seinen drei Schritten das All in Gestalt der drei Welten: Erde, Himmel und was dazwischen liegt. Insbesondere der höchste Punkt des Weltalls, der Zenit am äußeren Rücken des Himmelsgewölbes, wird seit alters „Vischnus Fußstapfe“ genannt: es ist die Stätte seines dritten Schrittes, den er, den Himmel als dritte Welt schaffend, über seinen oberen Rand hinaus tat ins Überweltliche.

Ganz fern ist der Mythos in den „Alten Überlieferungen“ dieser alt-urwüchsigen Vorstellung von der Weltentstehung. Einzig, daß er die Welt hervorbringt, ist Vischnu geblieben; die Idee des weltschaffenden Tänzers aber hat sich dem anderen Großen

Gott, Schiva-Mahadöh, vermahlt, dem „König der Tänzer“, dem Nataraja. Sein Tanz ist der Wirbel der Welt, das Stampfen seiner Füße, das Wehen seiner Arme, die rasende Bewegung seines Leibes ist das Hinstürzen der Welt durch die Zeit, seine fliehenden Ge bärdnen sind der Strudel ihrer Geschöpfe. An Schiva haftet die Idee, daß die Maya der Welt ein Tanz des Göttlichen sei, das trunken von der eigenen Fülle sich selbst in ihm genießt: Schivas Gemahlin, die Devi, die „Göttin“ schlechthin — seine heilige Kraft und Maya —, gebart sich in ihrem berauschten Tanze als die Welt.

Von Vischnu ist alles dies so abgefallen, wie der Sieg überlegener List. Ehe er dem Dämon naht, hat er bereits gesiegt: kaum daß er in die Welt getreten ist, haben die Dämonen ihre strahlende Kraft verloren. Ihr König ist für seine lästerliche Rede vom frommen Großoheim verflucht: seine Herrschaft ist schon verwirkt, unwiderruflich dem Untergange geweiht, ehe der Gott ihm genaht ist. Der Gott braucht nur zu vollstrecken, was ohnehin reif geworden ist, zu geschehen — freilich nicht ohne sein Erscheinen, und was sich nur durch ihn vollziehen kann. Wozu kommt er verlarvt, wie einst als Löwenmann, jetzt als Knirps? Seine Maske ist durchschaut, aus der verhängnisvollen Geringschätzung des „kleinen Mannes“, der sich als gewaltiger erweist, als alle ahnen, ist das ergriffene Wissen um das Nahen des Allgottes geworden, die feindselige Begegnung wird zur hohen Feier des höchsten Gastes, und der Kampf der überlegenen List gegen den vermessenen Wahn, vor allem gesichert zu sein, wird zu gläubiger Hingabe und versöhnender Begnadung.

Für Bali bedarf es keiner Maske beim Gegenspieler, keiner List, ihn zu überlisten, er ist selig, sich selbst und alles an den Allgott hinschenken zu dürfen, diese Verkörperung dämonischer Weltherrschaft und Machtlust ist aus ihrer ursprünglichen Haltung schon ganz abgelenkt in die Richtung gläubiger Hingabe. Das Überraschende am Knirps, der Riese wird, ist ausgeprägter als am Löwenmann, der, wenn er durchs All einhergeschritten kommt, unmißverständliche Drohung ist von Anfang an, ganz wandelnde Gefahr und Grauen; die jähre Verwandlung des Knirpses ist ein wirkungsvoller Theatercoup, als wenn der Löwenmann aus der Spiegelsäule bricht, es ist die sprechendste Hieroglyphe über-

raschender Demaskierung, die sich ersinnen läßt — aber dieses Theater, dies Schauspiel wird von allen Mitspielern als solches begriffen und bewundert. Aus Kampf unter Gegnern und wirklicher Überwältigung ist ein Zeremoniell unter Liebenden, sich Verstehenden geworden. Sie scheinen jenen alten mythischen Vorgang voll grausamer Ironie nur mehr zeremoniös zu vollziehen, weil er nun einmal der herkömmliche Gehalt ihrer eigentümlichen Begegnung ist und ihnen durch ihre Situation und die wunderbare Maske so vorgezeichnet wird. Aus dem ungeheuren Ernst einer überraschend entscheidenden Tat, die der Welt ihr gestörtes Gleichgewicht rettet, ist die rituale Feier ihres Vollzuges geworden, die niemandem mehr wehe tut noch wehtun soll. So ist bei alten Opfern in späterer Zeit an die Stelle des ehemals wirklich hingschlagteten Menschen ein Tier getreten oder ein Bild des Menschen, oder man begnügt sich, seine Opferung nur zu erzählen und zu berichten, durch welches Ereignis ihr wirklicher Vollzug aus dem Ritual verbannt worden ist.

Aus dem vernichtenden Tritt aufs Haupt des düpierten Feindes, der ihn in den Abgrund des Nichts hinunterstampft, ist die feierliche Belehnung mit einer unterirdischen Herrlichkeit geworden, die der oberen in Erdenwelt und Götterhimmeln an Weite und Wundern nichts nachgibt. Der überwundene Dämon wird schadlos gehalten; der Gott, der das All ist, schafft aus seiner Fülle den Ausgleich, der den Göttern wiedergibt, was ihr eigen war, ohne daß der es ihnen raubte, dabei leerer ausginge. Daß der Dämon die Welt an sich riß, gehört zum Spiel des Allgotts, das Weltlauf heißt, ebenso gehört dazu, daß sie ihm wieder genommen wird; aber in dieses Spiel gehört auch die Verheißung, er werde in einem kommenden Weltalter der Gott sein, dem die Weltherrschaft rechtens gehört, als dem Könige der Götter. Da der Weltlauf ein Spiel ist — das ist hier die Meinung —, sind die Rollen in ihm auf die Länge vertauschbar; die Kinder der Göttermutter und ihrer Rivalin, der Mutter aller Dämonen, sind ja Stiefteschwister vom Vater her, sie stammen aus einem Quell, wie Brahma dem Nabel, Madhu und Kaitabha den Ohren des einen Gottriesen entsprangen; die Intermezzi dämonischer Siege, die den göttlich verwalteten Weltlauf unterbrechen, rhythmisieren ihn, wie die Reihe der Nächte die Herrschaft des Tageslichtes.

Die Gebärde des Überlistenden wird zeremoniell vom Gotte gewahrt, der nicht mehr ein Glied der Götterpartei ist — ihr listigstes, mayareichstes —, sondern der allumfassende Quell alles Göttlichen und Dämonischen geworden ist; seine Zwergenmaske ist zur Anpassung des Unendlichen an die Spielwelt geworden, deren Endlichkeit wieder ins Gleichgewicht zu setzen er sich verlarvt hat. Aber nicht nur Vischnu, zum Allgott geworden, ist den Maßen des alten mythischen Vorganges entwachsen; wie ungleich ist Bali seinem Ahn Goldgewand! Mit seinem Großohn Jubel ist ein verstehtend-auflösendes Element in die Sphäre des Dämonischen geflossen, ihr altes eindeutiges Wesen spricht noch aus dem Munde ihres Beraters und Zauberpriesters, der ein Mensch ist, aber sein Wort verhallt ungehört. Bali überwindet die Maya seines eigenen Wesens: ganz der zu sein, der er sich und anderen dünkt, ganz Dämon. Er öffnet sich in Hingabe dem Gott, der das Ganze ist — da überschreitet er die Grenze, die angeborene Art seinem Wesen zog, er überwindet und zerbricht sein Wesen. Wer sich wahrhaft auf das Göttliche zu beziehen vermag, transzendierte das menschhafte oder dämonische Teil an sich selber. Die angeborene Natur, die angewordene Rolle wird zur Maske im göttlichen Spiel der Welt, es geht nicht mehr darum, sie festzuhalten als das Selbst und Wesen, das sie nicht ist, aber darum, sie dem Gotte darzubringen, wenn er begnadend erscheint, sie einzufordern. Dem Gotte bleibt an Bali nichts zu bezwingen; ehe er kommt, ist sein Geschöpf über sich selbst hinausgewachsen in die Unendlichkeit der Hingabe an den Unendlichen. Das spielende Zeremoniell der Bezungung ist eine Feier des Wissens, das verwandelt. Aus listigem Raub wird überströmendes Schenken, aus tödlichem Zusammenprall ein erhabenes Schauspiel, in dem Schöpfer und Geschöpf, ein jedes in Erfüllung seines Standes, einander begreifend sich finden.

Keine Schuld bleibt zu begleichen, keine Strafe zu vollziehen; daß Bali die Götter entthronte, ihre Ordnung zerfetzte, ist im Sinne des kreisenden Weltspiels — nur wenn er dem Augenblick seiner Herrlichkeit unbegrenzt Dauer angemaßt und sich gegen das göttliche Gesetz des Wandels gestemmt hätte, wäre er der notwendigen Gebärde verfallen, die ihn auslöschen müßte. Aber im Laufe der Entwicklung dieses alten Mythos ist Bali ein Wissender

geworden, darum geht der Schlag, der einst als Überraschung eines Blinden gemeint war, an ihm fehl — vielmehr er wird zur schwelbenden Geste, in der das Allwesen die Weltfülle, die es als Kind im Mutterleibe dem Seherblick Jubels zu schauen gab, am Leibe des Weltriesen entfaltet; aus dem vernichtenden Wachsen des Knirpsses wird die Selbstoffenbarung des Urwesens, das allen Bestand der Welt als Glied seines Leibes zur Schau gibt. Ein begnadendes Wunder, dessen Phantasmagorie als göttliche Weltwirklichkeit den gläubig Wissenden entzückt, aber nicht überraschend zerschmettert: es macht das Wesen der Wissenden aus, daß sie nicht überrascht noch verwundert werden können, und sie bedürfen keiner Sicherung, weil sie sich in dem geborgen wissen, was mit dem Anschein der Bedrohung auf sie zukommt.

Mit seinem Wissen um sich selbst in seiner Beziehung auf das Göttlich-Ganze hat das Dämonische sich von sich selbst erlöst — wie Indien Erlösung versteht: als Überwindung des naturhaften Hängens an sich selbst, an seinem Ich und seiner Welt als fragloser Wirklichkeit — Überwindung des unwillkürlichen Vollstreckens der angeborenen Maya, die alle Geschöpfe anfangslos befängt.

Die große Maya des Weltlaufs: der unerbittliche Ernst des Kampfes zwischen Göttlichem und Dämonischem enthüllt sich dem Wissenden als Spiel, als Schauspiel, das der Gott mit sich selber spielt. Im versöhnenden Zeremoniell verstehender Begegnung erhebt der zum Mitspieler verlaryte Gott seinen dämonischen Gegenspieler, die Zuschauer und Hörer des mythischen Geschehens zum Bewußtsein des Mayahaften. Hier ertrinkt der Ernst des mythischen Geschehens als sinnbildlicher Gestalt des Weltlaufes mit seinen Begebenissen in der Flut, die seine Lotosblüte aus sich getrieben hat, es löst sich mit seinen Figuren und Spannungen im allumfassenden, allentspannenden Göttlichen auf, wie ein Traum im tieferen Schlaf seines Träumers versinkt und zergeht, oder wie der Bann eines Traumes sich löst, der sich selbst als Geträumtes durchsichtig wird. In dieser von gläubigem Wissen durchtränkten Gestalt des alten Mythos verwandelt sich die Absicht des Gottes, die Welt, die aus den Gelenken ist, wieder einzurichten, in die lehrhafte Schaustellung, die der Welt Erleuchtung über ihr eigenes Wesen schenkt, daß sie Maya sei.

Einen besonderen Raum in diesem Mythos wie in vielen anderen nehmen die Gebete und Preisstrophen ein; ihr hymnisches Element hält an Umfang dem erzählenden die Waage, diese zwei sind die beiden Füße, auf denen der mythische Bericht, abwechselnd ruhend, sich vorwärtsschiebt. Dieses Beieinander beider entspricht seiner lehrhaften Absicht und dem Lebensraume seiner Überlieferung: die Mythen sind gern an Kultstätten und Wallfahrtsorte geknüpft, deren Wesenheit sie begründen und zu denen der Fromme kommt, um die besondere Erscheinung des Gottes, die diesem Orte seine eigene Wunderkraft schenkt, in ihrer Gnadenwirkung zu erfahren. Dort schaut er, wie Kandu in Puri, das Bild des Gottes und die Schildereien seiner Taten im plastischen Schmuck der Heiligtümer, dort vernimmt er aus dem Munde der amtierenden Brahmanen die kosmischen Großtaten oder das Erdenwallen des Gottes. Die hymnischen Gebete der mythischen Berichte bieten dabei seiner Andacht Formelschatz und Leitbahnen, sie sind innerhalb der mythischen Vorgänge, in denen sie auftreten, beglaubigt als Vorbild, wie man den Gott rufen und zu ihm sprechen soll. Alles Wesentliche im Umgang mit den geheimnisvollen Mächten der Welt haben nach der Anschauung der Veden die Götter den Menschen zuvorgestan, zuvor gefunden: sie sind die Schöpfer alles gültigen Opfer- und Zauberrituals, alles wahrhafte Wissen um magische Bewirkung geht auf ihr vorzeitliches erhabenes Vorbild zurück.

Daher lehren Erzählungen von mythischen Begebenheiten und Reden die Menschen, es recht zu machen, indem sie es den Göttern nachtun; Magie, Theologie und Philosophie finden sich dabei in einer dem Volke eingängigen bildhaften und magisch klangtiefen Form zueinander. Der Fromme nimmt Kandus Flüstergebet vom „Anderen Ufer des Brahma“ aus seiner Geschichte zum unmittelbaren eigenen Gebrauch hinweg, wie er die genaue Beschreibung der göttlichen Erscheinung nach Waffen, Schmuck und Farben sich einprägt als Vorbild seiner Andachtsschau. Preisstrophen aus Götter- und Heiligenmund vermitteln in Form von Namenslitaneien die wahre Anschauung vom Wesen des Göttlichen; Namen und große Formeln, die in erleuchtenden Durchbrüchen Sehern und Heiligen erstmals aufgegangen sind, werden lichtspendende

Zeichen auf den Wegen aller. So war es schon beim Veda im indo-
arischen Altertum, dessen Götter rufende, beschwörende und ban-
nende Strophen und Sprüche, von Sehern „geschaut“, den Inbe-
griff alles wesenhaften Wissens bilden, das den Menschen durch
diese Welt und in höhere leiten kann. Die Anrufungen und Lita-
neien in den Mythen der „Alten Überlieferungen“ sind die legi-
timate Nachfolge des erhabenen Schatzes vedischer Hymnen und
Sprüche. Aus diesen Gebeten und Beschwörungen, an hohe und
höchste Mächte gerichtet, ließe sich eine Psychologie der Ver-
zauberung und Seelenführung ablesen, denn wie alle diese Mächte
im höchsten Gotte eines sind und ihm entspringen, sind sie auch
Inhalt und Ausgeburt unserer Wesenstiefe. Sie wollen erweckt sein
wie dieser Gott aus seinem Schlummer und jener aus seiner über-
weltlichen Teilnahmslosigkeit an Streit und Not der greifbaren
bewußten Welt. Mit immer neuen Namen, die ihr Wesen einkreisen
und fassen, werden sie gepackt, mit jedem anderen Anruf wird ein
neues Stück ihres Wesens ihnen zu Bewußtsein gebracht; Glied um
Glied werden sie geweckt und aufgerufen, werden sich gewisser-
maßen aus dem Unbewußtsein ihrer Fülle selber neu geschenkt
und greifbar gemacht: endlich sind sie ganz, sind all-wach, ganz
von sich selbst in ihrer tiefen Vielfalt erfüllt — wohlig in ihrer
Fülle. Da sind sie gnädig und bereit, wenden sich aus ihrer tiefen
Unbewußtheit um die Welt ihrem Drängen und Hilfeschrei zu,
treten greifbar für das Greifbare in Erscheinung: jetzt werden sie
wirken als die sie gefeiert und sich selber neu geschenkt worden
sind.

Diese Beschwörung, die den Gott sich selber bewußt macht und
zu wirken veranlaßt, ist das gleiche Zeremoniell, das der Inder wie
viele frühe Kulturen übt, sich in den Stand zu setzen, jeweils das
zu sein und zu können, was die Notwendigkeit einer Situation von
ihm fordert: ein Kämpfender oder ein Jagender — Held und Jäger
— zu sein, ein Kunstmästiger oder auch ein Liebender, Zeugender —
zu alledem bedarf es, wie im Yoga, eines Rituals der Selbst-
anschirrung, Selbstverzauberung, einer einleitenden Heraufbe-
schwörung der entsprechenden Kräfte, die in der Tiefe schlum-
mern; einmal aufgestanden, gehen sie dann mit der hemmungs-
losen Kraft göttlich-dämonischer Gewalten ans vorgezeichnete
Werk.

Beide Vortragsformen des mythischen Berichts: Erzählung und Gebet, sind einander im Stil verwandt. Die Erzählung läuft ohne Unterstreichungen, ohne Zuspitzungen in sich verfließend, hebt Wichtiges nicht oft hervor. Manches ist voller instrumentiert, breiter gesetzt, aber die stärkere Tongebung ist nicht planvoll eingesetzt, ihr wechselndes Auftreten begreift sich eher aus der uns verschollenen Geschichte der Zusammenstückung und Überlieferung des Ganzen aus mannigfachen Vorformen. Wichtiges kommt beiläufig zur Sprache, ist schon in anderem einbegriffen, klingt tonlos auf, es wird nicht ziervoll angesteuert. Wer im Stoff zu Haus ist, wird bei manchen außerordentlich aufglänzenden Formeln vom Glücksgefühl jähnen Dankes überschauert: sie waren vielleicht zu erhoffen, nicht zu erwarten, denn nichts wies auf sie hin, wie sie, wunderbar erhellend, sinngesättigt, auftauchen und traumhaft vorübergleiten. Nichts ist entscheidend abgesetzt und gegliedert, sich ballend und lösend zieht es vorbei, Form und Formulierung wirkt nicht als Erlösung. Wie mit den Bildern und Vorgängen steht es mit den Namen und Formeln in Gebet und Beschwörung; wie ein Bergbach sein Geschiebe wälzen sie das Visuelle und Abstrakte durcheinander, das Bunte und Kleinliche, Vordergrundhafte neben dem Weitgespannten, Tiefdringenden, Letzten. Ihre Sinnzeichen und Bilder scheinen nicht geschaffen, um zu dauern, nicht gegeben, um bewahrt zu werden. Sie stoßen aneinander, um sich aufzuheben, um ineinander zu vergehen. Als gegensätzliche Paare Stirn wider Stirn gesetzt und aneinander zerschellend, das Bedeutungsarme im gleichen Atemzuge dem tiefen Wort auf die Ferse tretend, sein Ausschwingen übertönend, bilden sie einen Wirbel, der die Seele in sich saugt in seine formlose Tiefe mit den Gebilden, die er schillernd, zerplatzend aufwirft. Tiefdeutende Formel und buntes Bild büßen aneinander den Unterschied an Würde und Mächtigkeit ihres Gehaltes ein, beide sind Brechungen des Namen- und Formlosen auf der Spiegelfläche der Maya, beide gleich nah und fern vom wahrhaft Wirklichen, das, ungreifbar, gleich verschieden von beiden bleibt. Ihr Aufwirbeln und Verwehen im kreisenden Gesange gibt im hymnischen Stil das Spiel von Form und Entformung zu lesen, das den Inhalt der mythischen Begebnisse als spielende Selbstverwandlungen des Göttlichen im Gestaltentausche seiner Maya ausmacht.

Name und Gestalt sind Maya; Gebet und Vorgang des Mythos lehren das gleiche: eben dieses; darum sind sie im gleichen Stile geschnitzt. Ihr Stil lehrt unmittelbar das Wesen des Göttlichen, wie Indien es sieht, er spielt in diesem Wesen: Wort und Bild als Formen von der göttlichen Maya zu zeugen, deuten mit ihrer sich selbst auslöschenden Gebärde auf den überweltlichen Quell der Maya, der seine namen- und gestaltlose Wirklichkeit in ihrem verblassenden Aufleuchten andeutend verschweigt.

DRITTES KAPITEL

1. Rama mit dem Beil

Der Löwenmann schließt die Reihe der Tiergestalten Vischnus; aber das Tierische an ihm ist schon nicht mehr, wie bei Fisch, Schildkröte und Eber, urweltliche Natur, es ist eine genial improvisierte Maske, die sich der Welten-Urmann überwirft, den Dämon zu zerfleischen: eine jähre Gebärde stärkster Maya. Der Mythos vom Zwerghriesen Vischnu ist der letzte der Herabstiege Vischnus, der mit dem dämonischen Gegenspieler in übermenschlicher Sphäre spielt. Mit seinen weiteren Gestalten steigt das Göttliche unter vertrauteren Masken in die von ihm geschaffene Welt. Als Knirps, der sich zum Riesen auswächst, geht er schon in einen Mutter schoß ein und wird leibhaftig geboren wie alle Kreatur; seine Maya schmiegt sich der Ordnung, die er selbst für das Wandelspiel fließenden Lebens im Gestaltentausch der Generationen gegeben hat. Freilich, seine Mutter ist noch keine Erdenfrau, es ist die Göttermutter selbst, und er hat noch kein Erdenschicksal nach den Gesetzen menschlichen Lebensganges; der kleine Mann bleibt eine für die weltordnende Tat angenommene Maske, das Göttliche an ihm bricht auf jedem Schritte, den er tut, durch sie hindurch: die Erde senkt sich unter seinem Fuß, wohin er tritt. Die weiteren Herabstiege Vischnus in die Welt sind menschliche Gestalten, mit ihnen verschiebt sich die Bühne mythischen Geschehens aus kosmischen Weiten in die Enge menschlichen Daseins.

Wenn das Dämonische in Triumph und Erliegen sich selbst als ein Teil der allgöttlichen Mayá erkennt, wie es Bali geschah, als ein Element ihres hohen Spiels, dann begreift es, daß dieses Spiel nur möglich war, solange es den Spielern, die seinen dämonischen Wirbel entfesselten, tödlicher Ernst, ganze Wirklichkeit bedeutete. Durchschauen die Spieler das Spiel als solches, kann es auf seiner alten Bühne nicht weitergehen. Die mythischen Berichte von Kämpfen der Götter und Dämonen sind in den „Alten Überlieferungen“ Legion, denn der ewige Familienzwist dieser Halb-

geschwister ist der Lauf der Welt, aber die mythische Biographie der Welt, deren Lebensstadien die Reihe der Verleibungen Vischnus darstellt, bietet keinen Raum für diese Varianten der ungebrochenen Geste dämonischer Selbstbesessenheit in kosmischen Räumen, nachdem das Dämonische sich einmal in Erkenntnis seiner eigenen Mayahaftigkeit großartig selbst gebrochen hat, in sehender Anerkennung des göttlich Ganzen, dessen blinderes Teil es selbst verkörpert. Darum sinkt der Mythos aus der Frühzeit der Welt, die den Menschen nicht nennt oder wichtig nimmt, in die spätere Phase ab, für die Menschenwesen und -geschichte bedeutsam werden; in menschlichen Maßen hebt noch einmal mit dem unabdingten Ernst des Anfangs das Schauspiel an, das im Mythos vom Knirps und Weltriesen auf kosmischer Ebene durch die Einsicht in sein Wesen, daß es Maya-Schauspiel sei, zur Erleuchtung und Aufhebung seiner selbst gediehen war.

Drei „Rama“ benannte Gestalten Vischnus und seine Erscheinung als Krischna bilden die Reihe seiner großen Herabstiege in die Menschenwelt. Von „Rama mit dem Beil“ wird berichtet:

Der Heilige Markandeya sprach: „Weiter will ich dir die glückbringende Erscheinung Vischnus als Sohn des Jamadagni berichten, durch die vorzeiten der Kriegeradel vernichtet worden ist. Vorzeiten ward Vischnu, im Milchmeer von den Scharen der Götter und Seher gepriesen, zum Sohne des Brahmanen Jamadagni. Als ‚Rama mit dem Beil‘ ward der Herr in allen Welten berühmt, er war auf die Erdfläche herniedergestiegen, um die Bösen zu bezwingen.

Vorzeiten lebte König Kartavirya, der herrliche Sohn des Krita-virya, das ist: ‚der Heldenaten vollbracht hat‘. Er verehrte den göttlichen Dattatreya und erlangte davon die Herrschaft über die ganze Erde. Dieser Gewaltige kam einmal in die Einsiedelei Jamadagnis. Als Jamadagni ihn nahen sah, gefolgt von einem großen Heer — Fußvolk, Reiter, Streitwagen und Elefanten —, sprach er in freundlicher Rede zum größten Könige Kartavirya: ‚Entlaß dein Heer, du bist als Guest hierhergekommen. Verzehre an Kost der Wildnis, was ich dir biete, und ziehe wieder von dannen, Hochgemuter!‘

In Ehrfurcht vor dem Worte des Heiligen schickte der König sein Heer fort, der Großmächtige selber blieb da. Der Heilige, des

Ruhm nicht zu spotten war, hieß den König willkommen und machte sich daran, seine Wunderkuh, die aus ihrem Euter alles hergab, was er sich wünschen möchte, zu melken. Vielerlei Ställe für die Pferde und Elefanten molk er aus ihr, Häuser für die Männer des Gefolges und bunte Tore, Häuser, die den begleitenden Vasallen angemessen waren, mit schönen Lusthainen, schließlich brachte er einen herrlichen Palast mit vielen Stockwerken, in dem verklärte Wesen ihm aufwarteten, für den König hervor. All das molk der Heilige aus seiner Kuh, schuf es und sprach zum Könige: „Ein Haus ist dir bereit, tritt ein, o König, und deine Minister und dein Gefolge mögen geschwind in diese himmlischen Häuser einziehen, deine Elefanten und Pferde mögen in ihre Ställe gehen, und so deine Diener in ihre Häuser.“

Als der Heilige so zu ihm sprach, begab sich der König alsbald in seinen herrlichen Palast, der Heilige geleitete ihn durch immer weitere Räume und Bauten und sagte zu ihm: „Um dir das Bad des Willkommens zu bereiten, hab' ich dir hier hundert herrliche Frauen geschaffen, nimm nun hier dein Bad, wie es dir gefällt, ganz wie der Götterkönig im Himmel bei Tanz und Gesang seines Hofstaats von Himmelsfrauen.“ Da badete sich der König wie der Herrscher der Götter, und lieblicher Gesang und Saitenspiel erfreuten ihn. Als er sein Bad genommen hatte, reichte ihm der Heilige sogleich frischstrahlende, schöngeschmückte Gewänder. Der König legte Unter- und Obergewand an, vollzog die schicklichen Bräuche und brachte Vischnu seine Verehrung dar. Der Heilige aber molk aus seiner Kuh einen großen Berg, der ganz aus Reisspeise bestand, und gab ihn dem Könige und seinen Leuten. Während der König und sein Gefolge aßen, ging die Sonne zur Rüste, und die Nacht über ruhte der König in dem Hause, das der Heilige geschaffen hatte, Gesang und anderer schicklicher Zeitvertreib erfüllten seine Räume.

Als dann die lautere Frühe tagte, war das Haus wie ein Traumbild weggerafft, an seiner Stelle sah der König einen leeren Fleck und verfiel in Nachdenken: „Ist das die Gewalt der Askese dieses Heiligen voll großen Wesens oder ist es die Wunderkraft seiner Kuh, die ‚Wohlriechende‘ genannt? Sag' mir das, mein Hauspriester!“ — Als Kartavirya so zu seinem Hauspriester sprach, sagte dieser: „König, das ist sowohl die Macht des Heiligen wie die

Wunderkraft seiner Kuh. Trotzdem darfst du sie nicht rauben aus Gier, wer sie zu rauben versuchte, dem wäre wohl der Untergang gewiß.' — Da sagte der Erste Minister des Königs: ,Der Brahmane hält es mit dem Brahmanen; er vermag nicht zu sehen, was Sache des Königs ist, weil er nur auf die eigene Sache bedacht ist. König, du hast selbst viele Häuser bei dir daheim, goldene Gefäße und Betten und Geräte in Fülle — nimm dir die Kuh, die anderen Dinge haben wir in einem Augenblicke hinschmelzen sehen, entföhre du die unvergleichliche Kuh! Dir gebührt sie, König der Könige, wenn dich nach ihr gelüstet, du Hochgemuter! Ich will gehen und sie dir zuführen, gib mir dazu Auftrag, o König!'

Als der Minister so zu ihm sprach, sagte der König: ,Ja!' — Da ging der Minister hin und versuchte die Kuh wegzunehmen. Aber Janadagni wehrte ihm, da sagte er: ,Diese Kuh gebührt dem Könige, Brahmane, gib sie ihm, Hochgemuter! Du selbst lebst doch von Wurzeln und Früchten, was brauchst du eine Kuh?' — so sprach er, nahm sie sich mit Gewalt und machte sich auf den Weg. Abermals stellte der Heilige sich mit seiner Gattin ihm in den Weg und hielt ihn auf. Da erschlug der verbrecherische Minister den Heiligen, aber als der Brahmanenmörder die Kuh wegführten wollte, da erhob sie sich in die Lüfte und entschwand auf dem Pfade des Windes. Da erzitterte das Herz des Königs, und er begab sich heim nach seiner Stadt Mahischmati.

Die Frau des Heiligen aber weinte gewaltig in furchtbarem Weh und schlug sich dreimal siebenmal ihren Leib. Das hörte Rama, ihr Sohn, ein Beil in der Hand. Er trug eine Tracht Brennholz und wilde Waldblumen, er kam gerade aus dem Walde zurück, wo er jeden Morgen Holz für das Opferfeuer des Vaters schlug und Blumen, die Götter zu ehren, sammelte. Er sprach: ,Hör auf, Mutter, dich zu schlagen; an Zeichen, die ich gewahrte, habe ich alles erkannt. Ich werde den schlimmen König, der einen so schlimmen Ratgeber hat, erschlagen. Weil du einundzwanzigmal deinen Leib geschlagen hast, werde ich die Könige auf Erden dreimal siebenmal erschlagen!' Er legte dieses feierliche Gelübde ab, nahm sein Beil und zog davon.

Er kam zur Stadt Mahischmati und forderte Kartavirya zum Kampfe heraus. Der trat zur Schlacht an mit einundzwanzig Heerhaufen, da erhob sich ein grausiger haarsträubender Kampf zwi-

schen beiden, eine Lust für das Volk jener Dämonen, die sich an rohem Menschenfleische gütlich tun auf Schlachtfeldern und Leichenplätzen. Schwerter und Pfeile zu Hunderten erfüllten die Luft; da ward Rama mit dem Beil groß an Kraft und Mut, ward höchstes Licht, unbeugsamen Wesens, er war Vischnu in Gestalt eines Werkzeuges, das die gestörte Rangordnung der Menschen wieder herstellen sollte. Er erschlug die ganze Streitmacht Kartaviryas samt zahllosen Fürsten, er streckte sie zu Boden mit höchster wunderbarer Heldenkraft. In seinem Zorne hieb er Kartavirya seinen Wald von tausend Armen ab, und als er ihm diesen wunderbaren Wald von Armen abgehauen hatte, hieb er ihm den Kopf ab. Als der weltbeherrschende König von Vischnus Hand den Tod erlangt hatte, stieg er, durch die Berührung des Gottes begnadet und verwandelt, in göttlicher Gestalt, strahlend in himmlischen Wohlgerüchen und Salben, auf einem Götterwagen zu Vischnus Welt der Seligen empor.

In seinem Zorne aber erschlug Rama mit dem Beil, groß an Kraft und Mut, einundzwanzigmal die Fürsten auf Erden. Indem er den Kriegeradel erschlug, befreite er die Erde von ihrer Last. Dies ist die Selbstoffenbarung Vischnus als Sohn des Jamadagni, leibhaft stieg er zur Erde hernieder und erschlug dreimal siebenmal die Kriegerfürsten und, nachdem er die strahlende Kraft des Kriegeradels rings verteilt hatte, lebte er als Einsiedler auf dem Mahendraberg.“

Dieser Mythos spiegelt Frühzeit der Menschheit: jenes Altertum, in dem das Bild des Menschen noch übermenschliche Züge trägt. Wie Brahma vier Gesichter hat und Ravana, der Fürst der Unholde, zehn Köpfe auf zehn Hälsen trägt, greift König Kartavirya, um seine Herrschaft über die ganze Erde auszuüben, mit hundert Armen um sich, mit einem „Wald von Armen“, wie ihn die Götterbilder zeigen, die das indische Pantheon vor anderen voraus hat. Und der einsiedlerische Brahmane verfügt über eine Wunderkuh, wie sie das bezeichnende Eigentum Indras ist. Der gedeihschenkende Regengott, der freigiebige König der Götter, nennt eine solche „alle Wünsche milchende Kuh“ sein eigen; sie ist wie ein Wunschbild des rinderzüchtenden Ariers, für den seine Kühe die vornehmste Quelle der Nahrung sind, der in der Sprache der Veden

Krieg und Fehde „Verlangen nach Rindern“ und Familie im Vaterstamm „Kuhstall“ nennt und seinen Wohlstand nach Kühen zählt. Auch der Heilige Vasischtha, der übermenschliche Seher in mythischer Frühzeit, besaß solch eine Wunderkuh, und König Vischvamitra kam auf der Jagd zu seiner Einsiedelei, wie Kartavirya zu Jamadagni, er wurde wie jener wunderbar bewirtet und wollte die Kuh rauben. Der Heilige konnte seiner Gewalt nicht mit Gewalt begegnen, sowenig wie Jamadagni dem Minister, der ihn ohne Gegenwehr erschlug, denn gewaltlose Hoheit ist Richtschnur und Waffe der Heiligen und Brahmanen. Aber auch Vischvamitra gelang es nicht, die Kuh zu entführen: die Sanfte wehrte sich rasend, in ihrem Zorne sprühte sie Krieger aus ihrem Leibe, ganze Heere fremder Völker, die das Gefolge des Königs überwältigten. Da wich Vischvamitra, er sah die Ohnmacht seiner Herrlichkeit als Fürst und Krieger, gemessen an der magischen Gewalt des Heiligen; da ging er in die Wildnis und ergab sich glühender Askese, um das Unerreichbare zu erzwingen. Darauf geht Heines Vers:

„O König Vischvamitra,
Was für ein Ochs bist du,
Daß du tust singen und beten,
Und alles für eine Kuh.“

Aber es war — trotz Heine — eine Kuh, um die zu ringen sich lohnte; im Besitz der Heiligen, schließlich auch bei Indra selbst erscheint sie als riesiges „Tischlein-deck-dich“ oder „Wunschsäckel“, aber ursprünglich war sie, als alter Besitz des Regen und Blitze sendenden Gottes die göttliche Himmelskuh selbst: der Himmel als Lebensmilch triefende Kuh, wie Alt-Ägypten sie gemalt hat und wie die Veden sie als „Scheckige“ erinnern, die den Wind- und Sturmgottern das Leben gab. Sie hat sich sacht vom Firmament gelöst, ist zum freischwebenden mythischen Requisit geworden, aber sie entschwebt gen Himmel und scheint damit zu sich selber heimzukehren, zu ihrem angestammten Wesen. Als Gabenquell des schenkenden Indra ist die Wunderkuh mit ihrer Milch, die wahlweise alle erwünschte Gestalt annimmt, leibhafte Erscheinung seiner Mayakraft, Phantasmagorien hervorzuzaubern, die den davon Bezauberten als Wirklichkeit befangen. So verkörpert auch die Wunderkuh beim Asketen Jamadagni die Zauber-



Rama mit dem Beil

kraft seiner Glutgewalt: eine ganze Palaststadt entsteht im Nu — am anderen Morgen ist es ein leerer Fleck im Dschungel.

Der Heilige im Besitze göttlicher Kraft ist über all das hinaus, was andere blendet: die prunkende Maya eines Götterhimmels oder was sie sonst an Genüssen schenken kann. Wie unwillkürlich oder in vollkommen verhohlener Absicht gibt er den Großen und Prunkenden der Welt, die ihre Pracht und Ansprüche in die asketische Waldeinsamkeit tragen, eine Lehre. Dem Könige ist alle Fülle seiner Weltherrschaft eben durch die unüberbietbare Ehrung seiner anspruchsvollen Hoheit vergällt, da der Heilige, bedürfnislos seiner Andacht lebend, aus seiner Fabelkuh mit ein paar Griffen hervorzaubert, woran all seine Herrlichkeit verblaßt. Diese Kuh bedeutet wirklich Macht ohne Grenzen, wie seine hundert Hände sie greifen möchten, alles andere ist daneben Tand; wer wahrhaft Weltherrscher sein will, muß diese Kuh haben, oder er ist es nicht.

Aber die wahre Macht über die Welt ist nicht bei den erobernden waffenprangenden Kriegern, beim Herrscherglanz der Fürsten, sie ist bei den Einsamen und Verborgenen, die es verschmähen, sie prahlend zu entfalten, die sich an ihrer gesammelten Möglichkeit genügen lassen, sie ist bei den Asketen, die mit ihrer Glut den Weg zu den Göttern gefunden haben und soweit ihresgleichen sind, daß sie an ihrem Wunderwesen Anteil haben. Wenn sie die Mächtigen der Erde beschenken mit dem, was ihre glanzgewohnten Augen blendet, scheint ihre gastfreie Beflissenheit die Staunenden zu verspotten mit der Feerie ihrer Bewirtung; ist diese blendende Ehrung des Gastes nicht eine ungemeine Herausforderung seines Selbstgeföhls, eine Verspottung des Herrschers an der Spitze seines funkeln den Heeres?

Kartavirya findet wie Madhu und Kaitabha den Untergang, den er sich selbst heraufbeschwore. Es ist ein Zug aus einem anderen Ideenkreis, daß ihn sein schlimmes Ende in Vischnus Himmelswelt hinaufträgt, daß es ihn begnadet, indem es ihn strafend trifft; es ist die Idee: Wen der Gott anröhrt, durchtränkt er schon mit seiner göttlichen Wesenheit. Auf dieser Wahrheit ruht die Kraft aller Wallfahrtsorte: weil der Gott sich an ihrer Stätte einmal leibhaft gezeigt hat, ist ihr Bezirk mit seiner Wunderwesenheit durchtränkt, und wer ihn betritt, erfährt seine Gnade; sie erlöst

ihn, sie rafft auch erkenntnislose Tiere, die den magischen Kreis seines Heiligtumes berühren, in die überweltliche Sphäre des Gottes verwandelnd hinauf. Das grausame Wüten Ramas mit dem Beil, daß er nach Kartaviryas Ende den Kriegeradel wieder und wieder hinschlachtet, weist auf den wahren Sinn, in dem des Welt herrschers Ende verstanden sein will: daß er die heilige Ordnung unter Menschen frevelnd zerstörte, wird an ihm bestraft. Er büßt, daß er das Gastrecht verletzte, das ihm im wilden Dschungel einen Empfang wie in Indras Götterhimmel bot, daß er fremdes Eigentum nicht achtete und das geheiligte Leben eines Brahmanen auslöschte. Willkür und Begierde, die keine Ordnung — Besitzrecht, Kastenrang und Heiligkeit — achtet, tobt sich schrankenlos aus, und eben in der Person, die auf genaue Erfüllung aller gottgesetzten Ordnung schauen und in ihrer Beachtung das weithin sichtbare Beispiel geben müßte: in der Gestalt des allesbeherrschenden Königs, er sollte das höchste Maß an Bändigung besitzen, um seinem hohen Amte zu genügen: die Welt zu bändigen in heiliger Ordnung und zur Erfüllung gottgesetzter Pflichten zu leiten.

Indem das Göttliche sich zum ersten Male wahrhaft ins Sterbliche verleibt, ergreift es Rama mit dämonischer Gewalt; indem es von ihm Besitz nimmt, wird er völlig besessen von trunkener Wut maßloser Rache. Immer wieder zieht er aus — einundzwanzig mal —, nur mit dem Beil in der Hand, wie er friedlich vom Holzhauen kam, weniger um den Vater zu rächen, dessen blutiges Ende längst im Blute des Mörders gesühnt ist, als dem Leiden der Mutter Genüge zu tun und den Stolz des Kriegeradels insgesamt zu zerschmettern: für jeden Schlag, mit dem sie klagend ihre Brust traf, richtet er in ritualer Zählung ein Blutbad an. Es ist das göttlich Unbändige, das Grauenhafte an ihm, daß er den langarmigen Bogenhelden des Kriegeradels, die mit fernhinterstellenden Pfeilen von Streitwagen und Elefanten herab zu siegen gewohnt sind, mit dem Holzhauerbeil unerbittlich zu Leibe geht und ihre Herrlichkeit zu Kleinholz zerhackt.

In ihm erscheint das Göttliche als reiner und reinigender Zorn. Priester- und Kriegeradel ringen um die Vorherrschaft; gegen die übermütige Gewalt der Wehrhaften ersteht aus einem Geschlecht der Heiligen ein Gewaltigerer, der nicht mit Zauber und Wissen der bedrohten Brahmanen, den ihm angestammten Kräften, aber

mit der Gewalt des Armes, an die der Krieger glaubt, ihm den Garaus macht und die heilige Rangordnung der Kasten wieder herstellt. Mit seinen Schlägen „befreite er die Erde von ihrer Last“ — so heißt es. Die prahlende Gewalttätigkeit des Kriegeradelns war nicht bloß den Brahmanen ein Dorn im Fleische, sie lastete auch nach unten: auf der „Erde“, das heißt auf den Bauern, dem breiten armen Volk, das an ihr klebt und aus ihr schafft. Durch diesen Mythos weht mit wunschtraumhafter Gewalt eine maßlose Rachsucht des Brahmentums, das sich in seinem Anspruch auf heilige Unantastbarkeit vom kraftprahlenden Kriegerstande gekränkt sieht, aber dieses Ressentiment des magisch-unbewehrten Priesters gegen den räuberischen Gewaltmenschen begegnet einem Notschrei aus der Tiefe: Rama rettet nicht nur die Würde der Brahmanen, er befreit auch das Volk von einer Geißel. Der magische Priester und die unteren Schichten finden sich in gemeinsamem Haß auf den Kriegeradel, der sich kraftprahlend auslebt in Fehden, Raub und Blutvergießen ohne Ziel und Ende. So fanden sich der Papst und die lombardischen Städte — der magische Klerus und das Bürgertum — zusammen gegen den deutschen Kriegeradel mit seinem Haupte, dem Kaiser und König, der immer neu mit kriegerischer Wucht, Gewaltherrschaft und Unruhe stiftend über die Alpen brach, sie nahmen ihn in die Zange und befreiten wirklich im Untergange der Staufer die italische Erde von der Last seiner Herrschaft. Was bei uns mittelalterliche Chronik und Archivakten von Kaiser und Papst mit Briefen und Bannstrahlen aus Palermo und Rom vermelden, ist in Indien Mythos geworden. Indem der Mythos aus dem Kosmischen in die Menschenwelt steigt, bemächtigt er sich ihrer Gegenständlichkeit und bildet daraus neue Zeichen seiner Hieroglyphenschrift, zugleich schreibt er die menschlichen Verhältnisse und Lebensspannungen — ihr Geschichtliches — in seiner Sinnbilderschrift. Er wird soziologisch, religions-, recht- und kultgeschichtlich; aus den Wassern des Unbewußten, in denen er, Leibliches und Seelisches enträtselnd, kosmisch schwamm, kommt er mehr und mehr aufs Trockene der Menschenerde und ihres Bewußtseins.

Eine große symbolische Figur, dem Kosmos unbekannt, im Menschenwesen waltend, ist die Gestalt des Richters. Das christ-

liche Weltbild lebt aus ihr, Gericht ist das große Ende der Welt, die Vision Christi als Weltrichter stand bis ins 18. Jahrhundert am Ende des Weges, den der Gläubige durch das Erdental der Prüfungen zog. Das Vorbild zur Gebärde Christi ist das Endgericht in Zarathustras Religionsgebäude. Der Richter ist eine menschliche Erfindung, unmenschlich in seiner Unparteilichkeit, in seiner Bindung ans Gesetz, nach dessen Buchstaben er den Fall beurteilen muß. Er ist ein Erzeugnis späterer Menschenstunde, die das Urteil an Stelle der Rache gesetzt hat und für Abwehr und Sühne von Gewalt auf den Rechtsweg verweist. Indien kennt zwar den unterirdischen Totenrichter Yama, den „Bändiger“, der schuldigen Seelen ihr Los der Qual bestimmt: eine mythische Gestalt aus dem Seelenbereich, Verkörperung ahndenden Gewissens, aber nicht die Erhöhung des sozialen Funktionärs Richter in den Zenit des Weltgebäudes — die Vermenschlichung des Mythischen ist in Indien nie so weit gediehen, daß eine soziale menschliche Figur beherrschende Gestalt im Kosmos, sinngebende Hieroglyphe des Weltlaufs geworden wäre. Recht ist ein Teil der Maya, es kann nicht das ordnende Prinzip des großen Traumspiels sein, sowenig es ihm gegeben ist, den jeweiligen Stand menschlicher Dinge befriedigend zu durchdringen, allem Unrecht zu wehren und wirklich Gerechtigkeit zu schaffen. Der Geist will Recht und Ordnung allerwegen, das kosmische Endgericht als Dogma ist seine Wunschtraumutopie, auf die er blickt, wenn er die Welt im argen liegen sieht; das Leben, das sich selbst befühlt, wenn es in Mythen, nicht in Dogmen spricht, weiß es anders: schonungslos wahrer. Darum kommt Rama mit dem Beil nicht als Richter, aber als rächender Wiederhersteller gestörter Ordnung. Da ist kein Kläger und Verteidiger, Rechtsfindung und Urteilsspruch; das Richten und Schlichten zerrissenen Weltzustandes geschieht mit heldischer Gebärde, im Einzelkampf, es ist Niederwerfung, Ausrottung der Frevler in summarischem Verfahren, wie es an Räubern, Rebellen, Grenzvölkern geübt wird. Das elementare Gefühl, das Rache heischt, zu Blutrache drängt, ist noch nicht humanisiert, gebrochen und abgelenkt durch den Blick auf das Ideal einer vertrauenerweckenden Rechtsordnung.

In seiner gnadenlosen Wut ist Rama mit dem Beil ganz Werkzeug des Göttlichen; eine andere Geschichte von ihm deutet auf

die Quelle seiner unwiderstehlichen Kraft, auf seine Eignung zum Gefäß des Übermenschlichen, das in ihn hinabstieg: es ist sein blinder unmenschlicher Gehorsam. Er ist der unerbittlich gehorsame Sohn, der seiner Mutter auf Geheiß des Vaters das Haupt abschlägt, jener Sohn in der indischen „Legende“, deren Hieroglyphe sich Goethe zugeeignet hat:

„Wasserholen geht die reine,
Schöne Frau des hohen Brahmen,
Des verehrten, fehlerlosen,
Ernstester Gerechtigkeit.“

Der hohe Brahmane ist der Heilige Jamadagni, seine schöne Frau ist Renuka, die Mutter seiner fünf Söhne, deren jüngster Rama mit dem Beil ist. Die Söhne sind herangewachsen, da ist Jamadagni mit Frau und Kindern aus der Welt in den Wald gegangen und hat sich und die Seinen asketischem Leben geweiht. Aber Rukas „Wandel in Keuschheit“ wird durch eine Gedankensünde getrübt: als sie am Flusse steht, Wasser zu schöpfen, erblickt sie in seinem Spiegel ein liebendes Paar von Seligen — Himmelsfrau und Gandharve —, die zärtlich verschlungen am Himmel dahinschweben; sie schaut den Gandharvenfürsten Citraratha in seinem himmlischen Reiz und

„Solchen schauend fühlt ergriffen
Von verwirrenden Gefühlen
Sie das innere tiefste Leben“.

Der Heilige bemerkt die Verwirrung der Heimgekehrten, sein Seherblick durchdringt ihre Seele, und er heißt seinen ältesten Sohn die Mutter erschlagen. Der verweigert's, auch die drei jüngeren weigern ihm den Gehorsam, aber der jüngste, Rama, vollbringt in blindem Gehorsam die schauerliche Tat. Der Vater segnet ihn dafür, indes er seine Brüder verflucht, sie sollen blöd und dumpf wie Tiere sein, und gibt ihm einen Wunsch frei. Da wünscht Rama, seiner Mutter das Leben wiederzugeben, seine Brüder sollen vom Fluche befreit, er selbst aber unüberwindlich im Kampfe sein.

Goethe entnahm den Stoff seiner Legende Sonnerats „Reise nach Ostindien und China“ (Zürich 1783); Sonnerat zeichnete ihn in Südindien auf, dort ist Renuka eine Schutzgöttin der Paria-

kaste, Mariatale genannt; sie nimmt die Blättern hinweg. Sonnerat sagt von ihr: „Die Indier bezeugen vor dieser Göttin viele Furcht und richten ihr in allen Flecken Tempel auf: aber man stellt bloß ihr Haupt in das innere Heiligtum, und die Indier aus den echten Stämmen verehren auch nur dieses, ihr übriger Körper wird an die Türe des Tempels gestellt und daselbst von den Parias angebetet.“ Sie heißt auch Ellamen, und der Missionar Bartholomäus Ziegenbalg, der an der Koromandelküste wirkte, erzählt von ihr in seiner „Genealogie der malabarischen Götter“, wie Rama auf Geheiß des Vaters ihr das Haupt abschlug und, als er sie wiederbelebte, es auf den Leib einer Pariafrau gesetzt hat.

Einen entscheidenden Zug der Geschichte, daß der Sohn die Mutter hinrichtet, hat Goethe unterdrückt: in seiner „Legende“ richtet der Gatte selbst die Frau. Im Dienste der Idee, die seine „Legende“ als tragendes Mittelstück zwischen „Gebet“ und „Dank des Paria“ ausdrücken soll, war dieser krasse Zug entbehrlich, ja störend. Auf solche Verwandlung des Stoffes zielt Goethes Bemerkung über das Gedicht zu Eckermann (am 10. November 1823): „Freilich, die Behandlung ist sehr knapp, und man muß gut eindringen, wenn man es recht besitzen will. Es kommt mir selber vor wie eine aus Stahldrähten geschmiedete Damaszenerklinge. Ich habe aber auch den Gegenstand vierzig Jahre mit mir herumgetragen, so daß er denn freilich Zeit hatte, sich von allem Ungehörigen zu läutern.“

Die alte Form des Mythos, in der die Mutter vom eigenen Sohne erschlagen wird, verhält sich zu seiner Gestalt bei Goethe freilich wie Ramas Holzhauerbeil zu einer Damaszenerklinge, aber eben was dem Weisen von 1800 am Ende des humansten Zeitalters Europas „ungehörig“ dünken mußte, macht Ramas Heiligkeit aus, erklärt seine Erwählung zum Gefäße des indischen Gottes. Es ist dämonische Strenge der Pflichterfüllung, blinder Gehorsam gegenüber dem höheren Wesen im Vater, getragen von dem zweifelsfreien Glauben, daß unbedingte Erfüllung ewiger Satzung, dem Vater zu dienen, nicht irreleiten kann. Der wunderbare Ausgang bestätigt den Glauben.

Für einen Augenblick ungewollter Selbstverlorenheit in ein Wunschbild muß die Gattin sterben, eine Regung kreatürlicher Kindesliebe verflucht die Brüder in die Dumpfheit der Kreatur,

die unterhalb der Sittenordnung brütet, aber die unmenschliche Wut des Gehorsams, die das Ich auslöscht, um die gestörte Ordnung zwischen den Gatten zu sühnen, zwingt das Wunder herbei, das alles notwendig angerichtete Grauen tilgt. Diese unmenschliche Wut gegen sich selbst, die sich als ideale sittliche Kraft des Altertums gibt, wird zur unwiderstehlich ahndenden Gewalt, wo immer die göttliche Ordnung unter den Menschen verstört ist: in Besitzrecht und Kastenordnung der Welt, wie im Verhältnis der Gatten im Hause. Die mitleidslose Wut Ramas gegen die Krieger — grenzenlos wie der Selbstgenuss von sich selber trunkener Kraft der Dämonen — entspringt dem Willen, der unerbittlich ritualen Erfüllung ewiger Ordnung zu dienen, ihre willkürliche oder unwillkürliche Verletzung entflammt seine Raserei.

2. Rama, der Mond

Wenn der Mythos mit dem Gott, dessen Spiel er ist, aus der Weite von Welt und Seele in den Tag des Menschen steigt, ergreift er nicht nur dessen Ordnungen und Spannungen, spiegelt sie und braucht sie als Zeichen, auch das Gerät, dessen Besitz den Menschen auf jeder Stufe seiner Kultur vom Tier unterscheidet und ihn der Natur als ihren Bezwinger gegenüberstellt, wird ihm Gegenstand und Sinnzeichen. Statt mit Fischschwanz und Schildkröten-schale, Eberschnauze und Löwenpranken belädt sich der Gott in Menschengestalt mit uralten Geräten menschlichen Werkens: mit Beil und Pflug.

Rama, der Sohn Jamadagnis, führt das Beil, die beiden folgenden Ramagestalten Vischnus haben es mit dem Pfluge. Bala-Rama, der ältere Halbbruder Krischnas, heißt der „Pflugträger“ (halabhrīt) und der „Pflug-bewehrte“ (halayudha), seine uralte Kraft schwingt das Ackergerät als Waffe, wie Jamadagnis Sohn das Holzhauerbeil. Prinz Rama, der Raghuenkel, der in der Reihe der drei Ramas in der Mitte steht, scheint ursprünglich der verkörperte Genius des Pfluges zu sein, denn seine Geschichte dreht sich um Gewinnung, Verlust und Wiedergewinnung der Prinzessin Sita, die seine Gattin ist; „Sita“ aber meint nichts anderes als die „Furche“. Bala-Rama, das ist „Kraft-Rama“, ist so unzertrennlich

von seinem Pfluge wie Jamadagnis Sohn von seinem Beile, er trägt deutlich die Züge eines alten Kulturheros an sich: mit seinem Pfluge zieht er die Furchen für den nassen Reisbau, mit seiner Pflugschar packt er den widerstrebenden Fluß, der seines gewohnten Weges eilen will, reißt ihn aus seinem Bette und zwingt ihn dorthin aufs Land, wo er ihn brauchen will. Er ist der Schöpfer des nassen Reisbaus mit künstlicher Bewässerung der trockenen Erde in Rinnalen und Kanälen, er schafft die hohe Kultur des geregelten Wasserhaushalts, der den Überfluß der Regenzeit und der Schneeschmelze im Hochgebirg zu stauen weiß für maßvollen Verbrauch, statt daß er überschwemmend sich ins Meer verschwendete oder nutzlos im Sonnenbrande versickerte. Prinz Rama, der Gemahl der Prinzessin „Furche“, verkörpert gegenüber dieser höheren und komplizierten Stufe der Ackerkultur die ursprüngliche heilige Kraft des Pfluges, mit der die Menschen allererst der Erde geordnete Saaten aufzwangen, Ernten abrangen, als sie sich über nomadisches Leben im Walde erhoben, das sich von Früchten des Wildwuchses nährt, und damit zu Dorf und Feldmark fortschritten.

Solange der Mythos im Kosmischen spielte, spiegelte er das innere All der Seele, aber die Bilder vom Weltall und seiner Entstehung, seinen wechselnden Schicksalen in Zusammenhang mit den menschlichen Tiermasken des Göttlichen waren zugleich Stücke einer symbolischen Embryologie und Entwicklungsgeschichte, sie stiegen vom Fisch über das Amphibium zum Warmblüter auf; in den Fruchtwässern des Alls begann es, und als von ihnen die Rede war, hätte der mythische Bericht auch auf das Urstück dieser Entwicklung zu reden kommen sollen, das von den Veden bis zu den „Alten Überlieferungen“ immer wieder besprochen wird: das Weltei des Anfangs, der Goldene Keim, dem alles entsprang. In seinen kosmischen Kapiteln ist der Mythos so biologisch wie psychologisch, denn wo liegt die Grenzscheide zwischen Leib und Seele? — nur im forschend ordnenden Verstande, der diese Grenze setzt als Behelf begrenzter Einsichten, das Leben weiß nichts von ihr, und dem Mythos, in dem es sich selbst bebrütet, ist sie fremd. Steigt er nun endlich aus den Wässern aufs Trockene der Menschenerde, so gibt er sinnbildlich Embryologie und Biologie menschlichen Werdens: die Stufen der Kultur in Bild und

Bruchstück. Geräte meinen Epochen; es ist sinnvoll, daß Rama mit dem Beil den beiden anderen Ramagestalten voraufgeht und daß diese beiden als Genius des Pfluges und als Schöpfer komplizierteren Ackerbaus ihm in dieser Steigerung nachfolgen.

Rama mit dem Beil haust als Einsiedel in der Wildnis. Er ist mit seinem Vater aus der Welt heimgekehrt in den Wald, zu jener ursprünglicheren Lebensform, die nicht Saat noch Ernte kennt, die wie die Tiere des Waldes von Wurzeln und Beeren, Blättern und Früchten des Wildwuchses lebt. Gerät und Waffe ist ihm das steinzeitliche Beil; mit ihm ist er der rasend gewordene Holzhauer, der mit urzeitlicher Wildheit den Wald von Kartaviryas Armen niederholzt und immer wieder den Stammbäumen der Kriegergeschlechter in die ragende Krone fährt. Rama, der Prinz, der Genius des Pfluges, ist in allem sein Widerspiel.

Von der Bearbeitung der Erde mit dem Pfluge kommt das große Wort Kultur, mit ihr erhob sich der Mensch über die Lebensordnung des Wilden, der vom Wildwuchs lebt, des Jägers, der seiner flüchtigen Beute nachschweift, des wandernden Viehzüchters, der nach der Jahreszeit die Weidetriften wechselt. Seßhaftigkeit im Dorf und seiner Ackergemarkung ist das Werk des Pfluges, sie scheidet — mindestens meint dies das Wort — Kultur vom Wilden; sie steht mitteninne zwischen dem schweifend Unbehausten und dem verstädteten Menschen, der als „civis“ einer Stadt aus seinem Bürgertum den Begriff der Zivilisation abgeleitet hat.

Der Mensch erfindet das Gerät und meistert es; aber das Gerät, das ihm wahlverwandt gesellt ist, meistert geheim auch ihn und formt ihn: darin liegt die zeitlose Komik aller Stände und Berufe und ihre Hänselei untereinander, besonders bei den Handwerken, ihre gegenseitige Verspottung mit Gerät, Arbeitsübung und Angewohnheiten, die jedem als Opfer seines Berufes anfliegen, das Komisch-Verkümmernde, das jedem Menschen in seiner Vereinseitigung auf eine gewohnheitsmäßige Leistung anhaftet. So gehört der wütende Sohn Jamadagnis mit seinem ungeschlachten Beil zusammen, so der Prinz Rama mit dem Pfluge, dessen Genius er ist.

Wer dem Pfluge verfällt, schwört der Wildnis ab, er wird seßhaft in Dorf und Feldmark. Aus der allgemeinen Wildnis, dem Niemandsland des Dschungels, grenzt er sich mit dem Pfluge seine

Flur, rodet sie, bricht sie um mit der Pflugschar. Die Feldmark tritt wie Haus und Stall unter den besonderen Schutz der Haus- und Dorfgötter, deren Macht bis an ihre Grenze reicht — jenseits ist das Dämonische ungebunden, wie die Tiere der Wildnis, wie Räuber und wilde Stämme im Busch. Im Bezirk, den die Grenzfurche des Pfluges umrissen hat, herrscht die Ordnung, die das Göttliche den Menschen gegeben hat, im Busch leben die aus ihr Vertriebenen, die Wilden, die nicht in sie eingegangen sind, und die Heiligen, die in asketischem Wandel einer höheren Ordnung jenseits der häuslichen Pflichten in Arbeit und Familie folgen. Die Grenzmark umzirkelt den einigermaßen sicheren Lebensraum des Menschen, in dem ihm der Schutz seiner Götter gegenwärtig ist. Droht Gefahr aus dem Niemandsland ringsum, Fieber und Seuche aus dem Dschungel, so werden Götterbilder zur Abwehr rings auf die Grenzmark gesetzt, werden in beschwörendem Umgange rings auf ihr ums Dorf geführt. Ihre Furche ist der Festungsgraben, der das Menschendorf gegen die Angriffe des Dämonischen sichert, das im Dschungel lauert, sie reißt den unsichtbaren Abgrund auf, der Götter- und Menschenbereich von dämonischer Wildnis scheidet. Sie ist das Werk des Pfluges.

Wie der Pflug das Feld in seinem Inneren umbricht, Furche um Furche, zieht er auch seinen Umriß, zog er den ersten Umriß um die Siedlung der Menschen und grenzte sie gegen die Wildnis aus. Der Pflug stiftet menschlich-göttliche Ordnung, er schafft Acker und Dorf aus dem Nichts der Brache, aus dem Niemandsland, er bannt das Dämonische aus seinem Umkreise hinweg. Er wandelt aber auch den Menschen, der ihn zur Hand nimmt. Pflügen ist eine Kunst. Es gehört Besonnenheit dazu, eine feste, ruhige, aber auch wieder leichte Hand, es verlangt Stetigkeit und Geduld und einen schönen Blick für geraden, gleichmäßigen Fortgang, für Gleichlauf und Regelmäßigkeit der Furchen nebeneinander. Vor allem bedarf es der Überlegenheit über das Tier, es muß nicht nur geduldig seine Kraft hergeben, es muß willig, ja akkurat und verständnisvoll in seinem Dienste sein, wenn das Werk des Pflügers ansprechend ausfallen soll. Der Pflüger muß dem dumpfen Tiere nahe sein und seine Art verstehen, aber sein Dienst am Pfluge verlangt Selbstbemeisterung und einen schönen Ernst, er muß das Jähe, Dumpfe und Dämonische, das die Kraft des Tieres darstellt, ohne

die er seine Aufgabe nicht bewältigen kann, in sich selbst bemeistert haben, um das Regelwerk der Furchen über den rohen Boden zu breiten. Er muß das Tier im Joche, seine blinde Scheu und Willkür, die auch in ihm selber sind, in sich gebändigt haben im Dienste des höheren Planes, den die Erfüllung der ihm vorgezeichneten Aufgabe ihm stellt, er muß im guten Sinne die eigene rohe Natur domestiziert haben, wie das Tier, das er lenkt, und den Boden, den er umbrechen will: das ist das Sinnbildliche an der Figur des Pflügers und am Gerät des Pfluges.

Im gleichen Sinne braucht Goethe in seiner Huldigung „Ilmenau“ das Bild des Ackermannes im Gegensatz zum wild schweifenden Jäger des Waldes als das Zeichen, unter dem er Karl Augusts vollendete Reifung aus wirr stürmender Jugend feiert: die Selbstbemeisterung seines chaotischen Dranges zu staatsmännisch-landesväterlichem Wirken: „Wer andre wohl zu leiten strebt, muß fähig sein, viel zu entbehren“, und

„... streue klug wie reich, mit männlich stäter Hand,
Den Segen aus auf ein geackert Land;
Dann laß es ruhn: die Ernte wird erscheinen
Und dich beglücken und die Deinen.“

Überwindung der dämonischen Wildnis in der Welt ringsum durch die Schneide des Pfluges, der Fruchtland schafft, geordnetes Wachstum nach dem Sinn des Menschen, veredeltes, hundertfältiges statt kümmerlichen oder geilen Wildwuchses — diese Überwindung dank der Überwindung des Tierischen in uns, dessen dämonischer Auftrieb allem Menschlichen eingepflanzt ist als die eigentliche Quelle seiner Kraft, um die Aufgaben zu meistern, die das Leben ihm stellt, ist der Sinn der Ramagestalt, die Sita, die „Furche“, zur Gemahlin hat. Aber lange Überlieferung hat Rama der alten agraren Ursprungssphäre seines Mythos mählich entfremdet; Valmikis Epos, das ihn feiert, das „Ramayana“, und seine vielfältige Nachfolge in Volkspoesie und Kunstdichtung wie in den „Alten Überlieferungen“ hat ihn in die Sphäre des Höfischen, des Fürstenspiegels verpflanzt und ganz die sittliche und magische Bedeutung von Pflug und Pflüger in den Mittelpunkt gerückt: die Bezwigung des Dämonischen in der eigenen Brust und die Bannung der Dämonen in der Welt ringsum.

Rama ist die volkstümlichste Idealgestalt Vorder- und Hinterindiens; Heldenmut und Gehorsam, Milde und unerbittlicher Ernst sind in ihm zu idealer Einheit verschmolzen. Um ihn von Rama mit dem Beile und jenem Kraft-Rama, dem Halbbruder Krischnas, zu unterscheiden, nennt ihn die jüngere Zeit gern „Rama, den Mond“, aber dieser Beiname deutet auf keinen astralen Gehalt seiner Figur. Der Mond ist für den Inder der Inbegriff alles Erquickenden, Lebenspendenden, er ist der Herr der kühlenden Nacht, er „macht“ die wolkenlose, wie die Sonne der „Tagmacher“ ist. Er ist der Herr der Baum- und Pflanzenwelt, aller heilkräftigen würzigen Kräuter, die sein Strahl nach der sengend aussaugenden Glut des Tages erquickt. Er taut lebenspendende Feuchte, er ist das göttliche Gefäß, das den Nektar des Lebens birgt, den Trank der Todlosigkeit (amrita, ambrosia), von dem die Götter ihre Unsterblichkeit nähren. Als Quell überirdischen Lebens ist er die selige Stätte der abgeschiedenen Väter, wenn sie durch den Tod auf Zeit zu einem besseren Dasein von der Erde aufgestiegen sind, und aus ihm kehren sie mit dem fallenden Regen wieder zur Erde zurück in den Kreislauf der Vegetation und der Menschen und Tiere, die aus ihr leben. Als Gefäß des Trankes Todlos ist er ein sichtbares Unterpfand glücklichen Fortlebens nach dem Tode, das ist aber auch der Sohn für den indischen Vater, seine Gestalt bürgt dafür, daß der Vater nach seinem Hinscheiden samt den früheren Ahnen die Ahnenspenden erhalten wird, die sein Leben in der Väterwelt nähren, ohne die er dort „wiederum sterben“ und ins bodenlose Nichts oder ein schlechteres Dasein absinken müßte. Prinz Rama ist der ideale Sohn, der erquickende Mond seines Vaters, Labsal und Augentrost aller Welt. Er dient seinem Vater, König Dascharatha, in unbedingtem Gehorsam über den Tod des Alten hinaus, auch wenn dieser Gehorsam den völlig unverdienten Verzicht auf seine ursprünglichsten Lebensrechte bedeutet; er erquickt alle Wesen, indem er die Welt vom Drucke dämonischer Willkür erlöst. Ganz vermenschlicht, ins Prinzlich-Höfische übersetzt, ist der alte Genius des Pfluges dem sittlich-magischen Gehalt seiner agraren Ursprungssphäre treueblieben. Aus ihr ist ihm nur Sita, die „Furche“, als sprechendes Zeichen geblieben, und was Valmiki im „Ramayana“ über ihren Ursprung und ihr Ende vermeldet. Sie ward nicht wie andere Mädchen von einer

Menschenmutter geboren: ihr Vater, der einfach „Janaka“, der „Erzeuger“, heißt, fand sie in der Ackerfurche liegen, auf der offenen Schoßspalte der Mutter Erde. Er „,pflügte sein Reich“, er „,reinigte den Boden“, da kam sie unter seiner Pflugschar aus der Erde hervor, und davon hieß er sie „,Furche“. Und wie die Erde sie gebar, nimmt sie ihr Kind am Ende seiner Bahn wieder in ihren Schoß zurück.

Mythen haben eine längere Geschichte, als die spätere Nachwelt zumeist erraten, ja nur ahnen kann. Von Shakespeare und Tigian bis ins Rokoko ist die Geschichte von Venus und Adonis ein pathetisches Liebesidyll mit ergreifender Totenklage, schon bei Ovid ist sie nicht viel mehr, die Auferstehung des vom Eber zerfleischten Jünglings als blutrote Blume weist eben noch auf seinen göttlich-unsterblichen Ursprung hin, auf seinen Ursinn als sterbend-wiedererstehender Vegetationsgott im sumerisch-semitischen Kulturkreis. Schon Tammuz im sumerischen Glauben erlag dem Eber, die Kananiter reichten ihn als Adoni, „den Herrn“, an die Griechen weiter, aus Ischtar ward Aphrodite und nachmals Venus, die Griechen erinnern noch ihre Unterweltsfahrt, wie sie um den Geliebten in den Hades niederstieg und mit Persephone um ihn rang, und wie Zeus entschied, er solle vier Monden der Totengöttin gehören und vier der Herrin des Lebens, die übrigen vier Monde aber frei sein, bei der Göttin des Lebens im Lichte zu weilen oder unter der Erde im Banne des Todes. Was ist von dieser alten Naturmythe bei Ovid und seiner Nachfolge unter anderen Himmelsstrichen geblieben?

Wenn Naturmythen sich vermenschlichen, indem ihre figürlichen Masken — Knaben und Frauen — zum Eigentlichen an ihnen werden, zu Gestalten, hinter denen verschwindet, was sich als alter Kern in ihnen kostümierte, werden sie frei zu epischem Spiel; nur kleine Züge, unwesentlich für die Handlung, ja manchmal fast störend, verraten noch etwas von der ursprünglichen Bedeutungsfülle. Die Ramasage, im Ramayana episch aufgeschwemmt, in den „Alten Überlieferungen“ kürzer berichtet, reicht nur mit Sitas Namen, Ursprung und Ende einen dünnen Ariadnefaden her, der durch das Labyrinth ihrer Verwandlungen bis zu ihrem Ursinn heimführt: daß von diesem nur so wenig an ihrer uns greifbaren Gestalt durchschimmert, bezeugt, daß sie ein

langes Leben und bewegte Schicksale hinter sich hat. Augenscheinlich liegt hier ein alter vorarischer Mythos vor, der, an die indische Erde gebunden, von der brahmanischen Mischkultur der arischen Sieger übernommen, weitergetragen und in der Form zu Ende gedichtet wurde, die uns vorliegt. So fand die uralte persische Königschronik in Firdusis Munde ihre bleibende Form, als Persiens Größe dem Ansturm des Islam erlegen war, und der arabisch-türkisch gewordene Orient mit Schah- und Mogulhöfen entzückte sich daran.

Der herrliche Markandeya sprach:

„Vernimm, o König, die herrliche glückbringende Selbstoffenbarung Vischnus, mit der er Ravana samt seinen Scharen erschlug, der den Göttern ein Dorn war.

Pulastya war ein geistentsprungener Sohn Brahmias, ein großer Heiliger. Sein Sohn war der menschenfressende Unhold Vischrasava, von ihm stammt Ravana — der ‚Brüller‘ —, der große Held, der die Welt brüllen machte vor Schmerz. Dank gewaltiger Glut der Askese quälte er die Welten, besiegte Indra und die Götter, besiegte Himmelsgeister und Halbmenschen, Kobolde und Dämonen. Der Verruchte raubte die schönen Frauen der Götter und Wesen und ihre Juwelen von vielerlei Art. Trunken von Kraft schlug Ravana in der Schlacht Kubera, den schätzenhügenden Gott, nahm sich seine Stadt Lanka und seinen himmelschwebenden Wagenpalast, den ‚Blumigen‘. In Lanka nahm der zehnköpfige Herrscher der Unholde seinen Sitz. Er hatte viele Söhne von unermessener Kraft; Unholde groß an Kraft und Mut wohnten zu vielen Tausenden in Lanka, Tag und Nacht schlügen sie Götter und Ahnen, Menschen und Kobolde und Genien des Zauberwissens. Da bebte die ganze Welt, mit allem was ruht und sich regt, in Angst vor ihnen und ward von maßlosem Leid überwältigt.

Da gingen Indra und alle Götter, die großen Seher, die Verklärten und Genien des Zauberwissens, Himmelsgeister und Halbmenschen, Kobolde und Schlangenwesen und was sonst im Himmel wohnt, geschlagenen Mutes zum erhabenen Ufer des Milchmeers; Brahma und Schiva schritten ihnen vorauf. Dort verehrten die Götter Vischnu und standen bittend, mit hohl aneinandergelegten Händen, und Brahma verehrte Vischnu mit

herrlichen Blumen, Wohlgerüchen und anderen Gaben, neigte sich vor ihm, hob bittend die hohlen Hände und pries den Allgott:

„Anbetung dir, der im Milchmeer ruht auf dem Schlangenlager, des göttlichen Fuß die Hand der Schri berührt! Anbetung dir, der im Yogaschlaf ruht und vom Yoga umgriffen wird! Du reitest auf dem Garuda und führst den gehörnten Bogen, die Dünung des Milchmeers spielt um deinen Leib! — Anbetung dem lotosfüßigen Vischnu mit dem Lotosnabel, dessen Füße gläubig ihm Geweihte verehren, dem Yoga lieb ist! Des Leib glückverheißend strahlt, dem Schönäugigen, Schönmähnigen mit der schönen Stirn, der den Wurfring trägt, Anbetung! Schön ist dein Gesicht, schön deine Ohren, Träger der Schri, schön deine Brust, schön dein Nabel — dir mit dem Lotosnabel, Anbetung! Herrlich Wesender, dein Leib ist zart, deine Zähne fein, du trägst den gehörnten Bogen, deine Hüften sind schlank, göttlicher Lockiger, Anbetung dir! Deine Nägel sind schön, schön deine erhabene Ruhe und dein Wissen, Träger der Keule! Anbetung dem Gott, der die ewige Ordnung liebt und als Knirps auf Erden wandelte, Anbetung ihm, der die Widergötter schlug, dem grimmen, der die Unholde schlug, die Beklemmung der Götter zunichte machte und furchtbare Taten tut! Anbetung dir, Schirmherr der Welt, der du Ravana das Ende bringst.“

So pries Brahma, der Gott an höchster Stätte, den ‚Herrn der Sinne‘, und Vischnu empfand daran Genügen. Er offenbarte seine Gestalt den Augen der Götter und sprach zum Ältervater: „Zu welchem Ende bist du mit den Göttern gekommen, Ältervater, sag an, was soll ich tun? Zu welchem Ende hast du mich geopriesen?“ — so fragte der allgewaltige Vischnu, und Brahma mit allen Götterscharen gab zur Antwort: „Der verruchte Ravana hat die ganze Welt zugrundegerichtet, der Unhold hat Indra und die Götter vielmals besiegt, die Unholde fressen die Sterblichen auf, und die Opfer sind geschändet, zu Hunderttausenden hat er die Göttermädchen geraubt. Ohne dich, Lotosäugiger, vermögen die Götter nicht Ravana zu erschlagen, darum vollbring' du seinen Tod!“

So sprach Brahma, und Vischnu gab ihm zur Antwort: „Hör zu, Brahma, und merke auf mein Wort, das Heil verheißt: Auf Erden lebt ein herrlicher König voll Heldenkraft, er entstammt

dem Geschlecht der Sonne, sein Name ist Dascharatha — dessen Sohn werde ich mit einem vierten Teile meiner selbst, um Ravana zu töten. Alle Götterscharen aber sollen mit Teilen von sich in Gestalt von Affen zur Erdenwelt eingehen — so werde Ravanas Untergang von allen zumal vollbracht.'

So sprach der Gott über Götter. Der Ältervater der Welten und die Götter neigten sich vor ihm und schritten hinweg zum Rücken des Weltberges Meru. Mit Teilen von sich stiegen sie in Gestalt von Affen auf die Erde hinab.

Dascharatha war kinderlos; da ließ er von Heiligen, die im Meere heiligen Wissens das andere Ufer erreicht hatten, ein Opfer ausrichten, das ihm helfen sollte, einen Sohn zu bekommen. Da erhob sich der Gott des Feuers, von Vischnu bedeutet, eine Spende Milchreis in goldener Schale haltend, hoch aus der runden Tiefe des Feueraltars, und unter beschwörenden Sprüchen nahmen die Heiligen die Speise aus seinen Händen und machten daraus zwei glückverheißende Klöße. Mit zauberkräftigen Sprüchen besprachen sie beide und gaben sie den beiden Hauptgemahlinnen des Königs, Kausalya und Kaikeyi, zu essen. Die beiden verzehrten die Klöße, aber sie gaben auch einer dritten Frau des Königs, Sumitra, je ein winziges Stückchen von ihren beiden Klößen, dann aßen die Königinnen sie, wie der Brauch es gebot.

Als sie die von den Göttern geschaffenen Klöße gegessen hatten, empfingen sie makellose Leibesfrucht; so erstand Vischnu, von Dascharatha her, in dessen drei Gemahlinnen mit Teilen seiner selbst; vierfältig teilte er sich zum Heile der Welt, als Rama und Lakschmana, als Bharata und Schatruughna. Kausalya gebar Rama, Kaikeyi Bharata, Lakschmana aber und Schatruughna waren Sumitras Söhne.

Die Heiligen vollzogen an ihnen alle Segensbräuche, die bei der Geburt und vorher wie nachher im Schwange sind; kraft der Zaubersprüche aber und der Klöße fanden sich die vier Söhne von kleinauf paarweise zusammen: Rama und Lakschmana waren unzertrennlich im Umherstreifen und waren, mit allen Segensbräuchen gesegnet, die Freude des Vaters. Sie wuchsen zu starken Helden heran und übertrafen, was der Ruhm von ihnen meldete. Bharata aber, das Kind der Kaikeyi, saß mit seinem Halb-

bruder im Palast und lernte die Vedalehren und die Waffenkunde.

Damals eben hub Vischvamitra, der große Asket, Vischnu ein Opfer zu opfern an, aber Unholde störten ihm vielfältig die Handlung des Opfers. Da kam Vischvamitra zum herrlichen Palast Dascharathas, sich Rama und Lakschmana zu holen, daß sie sein Opfer gegen die Unholde schützten. Der edle König sah ihn und erhob sich, ehrenvoll empfing er Vischvamitra mit Fußwasser, Willkommensgabe und allem, was der Brauch erheischte. Mit Ehren empfangen sprach der Heilige: „Vernimm, König Dascharatha, zu welchem Ende ich gekommen bin; laß dir sagen, du Panther der Könige, um was es geht. Mein Opfer wird vielfältig von Unholden gestört, denen schwer beizukommen ist. Gib du mir Rama und Lakschmana, daß sie mein Opfer beschützen.“

Als König Dascharatha Vischvamitras Wort vernahm, betrübte sich sein Gesicht, und er sagte zu ihm: „Was willst du mit meinen beiden Söhnen anfangen, es sind Kinder; ich selbst will mit dir gehen und mit meiner Kraft dein Opfer beschirmen.“ — Der Heilige hörte des Königs Wort und gab ihm zur Antwort: „Fürwahr, auch Rama vermag alle Unholde zu vernichten — Rama vermag es, aber nicht du, o König. Darum gib mir Rama und sorge dich nicht.“ — Auf diese Rede des klugen Vischvamitra blieb der König einen Augenblick stumm, dann sprach er zum trefflichen Heiligen: „Nimm freundlich auf, was ich dir sage, hoher Heiliger, ich will dir Rama mit den lotosdunklen Augen und seinen Bruder geben, aber seine Mutter, Brahmane, würde sterben, wenn sie ihn nicht wiedersähe. Darum will ich mit vierfachem Heer, mit Elefanten, Reitern, Wagen und Fußvolk kommen und die Unholde erschlagen — so steht mir der Sinn.“ — Vischvamitra erwiderte dem starken König: „Nicht unwissend, hoher König, ist Rama — allwissend ist er, voll Gleichmut und Geduld. Das Urwesen und die Weltschlange Schescha sind deine beiden Söhne, das ist gewiß; die Bösen zu beugen und die Wohlgezogenen zu beschirmen sind beide in dein Haus herabgestiegen, o König, da ist kein Zweifel. Kein Stäubchen Kummer soll die Mutter betrüben und auch dich nicht, König — beide Söhne send' ich dir heil zurück.“ So sprach der kluge Vischvamitra, und Dascharatha fürchtete, er könne ihm fluchen, wenn er nicht einwilligte; so sagte er: „Nimm sie mit.“

Da nahm der Heilige Rama und seinen jüngern Bruder, die der Vater nur mühsam ihm freigab, und brach auf zur Einsiedelei der verklärten Vollendet. Dascharatha sah, wie er von dannen zog, ging ihm nach und sprach: „Sohnlos war ich vormals, Brahmane; nun bin ich durch viel freiwilliges frommes Werk zur Erfüllung meines Wunsches und dank der Gunst der Heiligen in den Besitz von Söhnen gelangt; mein Herz aber wird es nicht ertragen, von ihnen getrennt zu sein, das weißt du gut, Heiliger, darum bring sie mir bald zurück.“

So sprach der König, und Vischvamitra gab ihm zur Antwort: „Ist mein Opfer vollbracht, bring' ich dir Rama und Lakschmana wieder. Ich schwör' es dir, du brauchst dich nicht zu sorgen.“ Da ließ der König Rama und Lakschmana ziehen, widerwillig zwar, aber er fürchtete den Fluch des Heiligen.

Vischvamitra aber nahm die beiden und verließ gelassen Ayodhya. Einsam wandernd kam er mit ihnen ans Ufer der Sarayu, da gab er ihnen, aus Liebe zu ihnen, vorerst zwei Zauberwissen, „Kraft“ und „Überkraft“ samt ihren Zauberformeln und ihrem Inbegriff. Dann gab er ihnen zwei Zauberwissen, die Hunger und Durst vertreiben; danach lehrte er sie die ganze Waffenkunde. Er zeigte ihnen die göttlichen Einsiedeleien der Heiligen, die ihr Selbst bezwungen haben, und nächtigte mit ihnen an heiligen Stätten. Sie querten die Ganga und kamen ans andere Ufer der Schona. Wie er sie mit sich führte, bekamen Rama und Lakschmana Heilige, Fromme und verklärte Vollendete zu sehen; Seher gewährten den Prinzen Wünsche.

Da kamen sie in den grausigen Wald der Unholdin Tataka, der war wie der Rachen des Todes. Und Vischvamitra, der glutestarke Asket, sprach zu Rama, des Wirken keine Minderung widerfährt: „Rama, Rama, Großarmiger, in diesem Walde haust auf Ravanas Geheiß die Unholdin Tataka. Viele Menschen, Söhne von Heiligen und auch Tiere hat sie erschlagen und gefressen, darum töte sie, Bester!“ — Auf dieses Wort gab Rama dem Heiligen zur Antwort: „Wie sollte ich Mord an einem Weibe verüben, großer Heiliger? Todsünde klebt am Morde einer Frau, sagen die Weisen.“ — Vischvamitra hörte sein Wort und sagte: „Ihr Tod aber befreit alle Menschen auf immer von der Angst vor ihr, darum ist es verdienstlich, sie zu erschlagen.“ Während der Heilige noch so

sprach, kam die Nachtgängerin herzu, die Grausige riß den Rachen auf, der Heilige zeigte auf sie, daß Rama sie sah, wie sie mit aufgesperrtem Rachen, einen Arm zur Keule aufgereckt, herankam — ein Gürtelgehäng aus Eingeweiden von Menschen hing ihr um die Hüften. Rama sah sie, da ließ er seinen Widerstand, ein Weib zu töten, samt seinem Pfeil hinschießen, geschwind legte er einen Pfeil auf und zerspaltete ihre Brust. Da fiel sie hin und starb.

Als er ihren Tod gewirkt hatte, führte der Heilige die beiden weiter und gelangte zu seiner Einsiedelei der verklärten Vollendet. An diesem göttlichen Ort inmitten der Vindhyaaberge wohnten viele Seher, er war von vielerlei Bäumen und Schlingpflanzen bestanden und mit vielen Blumen geziert; reich an Wassern vieler Sturzbäche bot er Kräuter, Wurzeln und Früchte zur Nahrung.

Vischvamitra bestellte die beiden zur Wacht und unterwies sie genau, dann hub der große Asket sein Opfer an; der Heilige nahm die läuternde Eingangsweihe, dann ward das Geweb des Opfers entfaltet, und die Opferpriester verrichteten ihr Werk. Aber Maritscha und Subahu und viele andere Unholde nahten sich, von Ravana entsandt, das Opfer zunichte zu machen. Der lotosäugige Rama merkte, wie sie kamen, und schoß mit einem Pfeile Subahu zur Erde herab, mit einem Halbmond pfeil traf er Maritscha, daß er einen Blutstrahl regnete, und schleuderte ihn ins Weltmeer wie der Wind ein Blatt. Auch die übrigen Nachtgänger tötete Rama mit Lakschmana, so ward des berühmten Vischvamitra Opfer von Rama beschützt. Als er das Opfer ausgerichtet hatte, ehrte der Heilige die Priester, wie der Brauch befahl, ehrte auch die Gehilfen nach Gebühr; Rama und Lakschmana ehrte er liebenvoll. Da ließ die Schar der Götter, zufrieden mit ihrem Opferanteil, einen Blumenregen auf Ramas Haupt herniederfallen.

Als er so die Gefahr der Unholde abgewehrt und dem Opfer zum guten Ende geholfen hatte, viele erbauliche Reden dazu vernommen, ward der Selbstbezwinger Rama mit seinem Bruder von Vischvamitra zur Stätte der Ahalya geleitet. Dank Zaubertrug des großen Indra, der in Gestalt ihres Gatten, des Heiligen Gautama, ihr buhlend genaht war, war Ahalya vorzeiten vom Götterverführ und dafür vom Gatten verflucht worden: sie war zu einem Felsblock geworden. Aber dank der Begegnung mit Rama ward sie ihres Fluches ledig und kehrte zu Gautama zurück.

Da bedachte sich Vischvamitra ein Weilchen: „Ich sollte den lotosäugigen Rama erst nach Hause führen, nachdem er eine Frau genommen hat.“ So erwog er und zog mit den beiden, von vielen Schülern geleitet, nach Mithila. Da waren schon zuvor aus vielen Landen heldenhafte Königssöhne zum Hause Königs Janaka von Mithila gekommen und verlangten die Hand seiner Tochter Sita. Janaka sah sie und ehrte sie gastlich, wie sie es verdienten.

Sita war der gewaltige Bogen Schivas zuteil geworden; diesen Bogen verehrte der König mit Wohlgerüchen, Kränzen und anderen Gaben und stellte ihn feierlich auf eine große breite Bühne, die in sinnerfreudem Glanze prangte. Und König Janaka sprach laut zu allen Königen: „Wer diesen Bogen spannt, daß er bricht, ihr Königssöhne, dem gehört zu Recht Sita, die an allen Gliedern herrliche, als Gattin.“ Als der großmächtige Janaka dies kundgetan hatte, nahmen die Freier einer nach dem andern den Bogen zur Hand und versuchten die Sehne aufzuziehen — aber alle wurden sie vom Bogen geschlagen, einer nach dem andern. Sie gaben es auf und traten von der Bühne ab, da schämten sich die Könige, Janaka aber stellte, als sie gebeugt waren, den Bogen Schivas wieder auf und stand dabei — der Held erwartete Ramas Kommen.

Da langte Vischvamitra in Mithila an und Janaka sah, wie er kam: Rama und Lakschmana waren bei ihm, Schüler waren sein Geleit. Er ehrte den Weisen, der den Weg der Seher ging, gebührend, ehrte Rama, den Anmut und Tugenden zierten, desgleichen Lakschmana voll Tugenden rechten Wandels und Wesens. Dann sprach er zu Vischvamitra, der von seinen Schülern umgeben bequem auf goldenem Throne saß: „Was darf ich für dich tun?“

Der Heilige hörte des Königs Wort und sprach zu ihm: „Maharaja, Rama hier ist Vischnu leibhaft als ein König auf Erden. Er ist als Sohn Dascharathas geboren, die Welten zu beschirmen. Gib ihm Sita, sie ist ein Göttermädchen. Es ist geweissagt worden, daß bei ihrer Vermählung der Bogen gebrochen werden soll, darum schaff Schivas Bogen herbei und bezeige ihm deine Verehrung.“

Der König sagte: „So soll es geschehen“, und stellte den wundermächtigen Bogen Schivas, an dem schon viele Könige zerschellt waren, auf, wie ihm geheißen war. Dann erhob sich auf einen Wink Vischvamitras der lotosäugige Rama im Kreise der Fürsten, ver-

neigte sich vor den Brahmanen und Königen und nahm den Bogen zur Hand. Der Großarmige bog ihn und zog die Sehne auf und ließ die Sehne schwirrend erklingen. Dann zog er mit Macht die Sehne an — da zerbrach der große Bogen. Und Sita nahm einen schimmernden Blumenkranz und legte ihn Rama ums Haupt und wählte ihn vor den Augen des ganzen Fürstenadels in Selbstwahl zu ihrem Gemahl.

Davon geriet der ganze Adel in Zorn, und von allen Seiten stürmten sie auf Rama ein, Netze von Pfeilen entsandten die Starken und brüllten wie Donner. Rama gewahrte sie, flink ergriff er einen Bogen, und die Könige erzitterten vom Schall der schwirrenden Sehne, vorm Schall seiner Handflächen. Da zerfetzte er die Netze ihrer Pfeile mit seinen Pfeilen, danach ihre Wagen; ihre Bogen und Banner zerfetzte er spielend. Der Herrscher von Mithila rüstete seine ganze Heeresmacht, stand dem Schwiegersohne im Kampfe bei und packte die Feinde an der Ferse; Lakschmana, der große Held, zersprengte die Könige und erbeutete ihre Elefanten und Pferde und viele Wagen. Sie ließen Wagen und Tiere im Stich und stoben fliehend davon, Lakschmana eilte ihnen nach, sie zu erschlagen, aber der Herrscher von Mithila und Vischvamitra geboten ihm Halt. Dann kehrte Janaka mit Rama dem großen Helden, dem Sieger in der Schlacht, und mit seinem Bruder in seinen Palast zurück und sandte einen Boten an Dascharatha. Aus dessen Munde vernahm der König alles und machte sich samt Frauen und Söhnen auf, mit Elefanten, Rossen und Wagen. Mit seinem Heer kam er geschwind nach Mithila und ward von Janaka feierlich empfangen. Janaka erhielt, wie es sich gebührte, den Preis für die Braut und gab seine Tochter an Rama; drei andere schöne, schöngeschmückte Töchter gab er mit den gehörigen Bräuchen an Lakschmana und die beiden anderen Brüder Ramas. So ward Ramas Vermählung gefeiert.

Mit den Brüdern, den Müttern und dem starken Vater weilte der Lotosäugige einige Tage daselbst bei reichen bunten Mahlen; als dann der König sah, es verlange Dascharatha mit seinen Söhnen, nach Ayodhya heimzukehren, übergab er Sita ihren Brautschatz, Rama gab er viele göttliche Kleinodien und prunkvolle Gewänder, Elefanten, Pferde und kunstfertige Sklaven, Sklavinnen und herrliche Frauen. Dann setzte der starke König seine schöne

Tochter, die tugendreiche Sita, reichgeschmückt mit Juwelen, in ihren Wagen und geleitete sie unterm Schall von heiligen Veda-sprüchen und Segenslauten mit viel glückbringendem Zeremoniell. Als er die göttliche Tochter geleitet und Dascharathas Sohne übergeben hatte, bezeigte er Vischvamitra seine Verehrung und kehrte heim; seine hohen Gemahlinnen unterwiesen die Tochter: „Sei dem Gatten ergeben, du glückbringend Schöne, und den Schwiegermüttern‘, und kehrten heim in die Stadt.“

Diesmal raubt ein Unhold den Göttern die Macht, aber er ist, wie alles Dämonische, dem gleichen Urgrund entsprungen, dem sie selbst entstammen, sein Ahn ist ein geistentsprossener Sohn Brahmias. Und Brahma selbst macht sich zum Fürsprech der ohnmächtigen Götter beim Allwesen, das unangerührt von Streit und Gegensätzen der Welt im reinen Meere der Lebensmilch ruht. Er ruft Vischnu bei seinen vielen Namen und nimmt beschwörend vorweg, um was ihn die Götter bitten: er nennt ihn „der du Ravana das Ende bringst“. Vischnu verheißt seine Hilfe, er will als Mensch geboren werden, um den Unhold zu bezwingen, der in der Menschenwelt haust, die anderen Götter aber sollen in Gestalt von Menschenaffen zur Erdenwelt eingehen, um dem Gottmenschen ihre Hilfe zu leihen.

Hier glänzt zum ersten Male im Gange des Mythos die Idee auf, daß in allem Lauteren und Unholden des irdischen Weltlaufs sich Göttliches und Dämonisches der Überwelt verlarvt und in den Masken von Mensch und Tier und Unhold miteinander ringt: wir sind mit unserer Menschengeschichte nur Teil und Spiegelung eines größeren Geschehens, dessen obere Bühne sich unserem Blicke entzieht. So sah William Blake im Freiheitskampfe Amerikas gegen England und im Untergange einer älteren Welt durch die Französische Revolution die menschlich-irdische Spiegelung von Kämpfen kosmischer Dämonen, die er in den seherischen Gedichten „Die Französische Revolution“ und „Visionen der Töchter Albions“ festzuhalten sich mühte. Eine alte Vorstellung; in den Lehren Zarathustras und der Manichäer, später der Chassidim, ist sie zum Appell an den Menschen gesteigert: auf jeden einzelnen und auf jede Tat und Regung von ihm kommt es an, um den Sieg des Lichtes, die endliche Wiederherstellung seiner uranfänglich

reinen Fülle herbeizuführen, die Menschenerde ist die wahre Stätte des Kampfes zwischen den Heeren des Lichts und der Finsternis, die Seele und ihre Taten sind der Raum der kosmischen Läuterung, hier muß der Triumph der reinen Mächte durch den gläubigen Menschen bereitet werden. Diese erhabene Idee — eine der kühnsten und edelsten Mythen der Menschheit — ist in der christlichen Welt mit der Vorstellung der Ecclesia militans auf Erden, der Ecclesia triumphans am Ende der Zeiten, lange wirksam gewesen; in Persien ward sie zuerst ausgebildet und zu Ende gedacht, aber sie hat Indiens Maya des Weltlaufs mit ihrer menschhaft und moralisch betonten Sinngebung alles Geschehens nicht wirklich zu durchtränken vermocht. In den kreisenden Läufen des indischen Weltspiels ist der alles bewegende, schier alles zerreißende Kampf des Göttlichen und Dämonischen nur ein inneres Ebben und Fluten des Gottes, derträumend in sich das All bewegt, der Mensch als Schauplatz kosmischer Krämpfe und Entspannungen empfängt von der Idee in ihn verlarvter übermenschlicher Kräfte wohl ein sinnhaftes Tiefendunkel für seinen Stand zwischen Gut und Böse, nicht aber den Appell, auf ihm vor allen Wesen ruhe wahrhaftig die endliche Entscheidung im Ringen vielfältig verlarvter Mächte. Er ist ein Teil des Spiels, die Mächte blicken nicht auf ihn als Streiter oder Beute in ihrem Kampfe. Zwar ist der Weltlauf Kampf zwischen Göttern und Dämonen, aber so wie Leben Einatmen und Ausatmen ist, es ist kein Kampf, der die Welt zu einem sieghaft befriedeten Endzustand hinauflättern soll. Die Welt der Maya widerstrebt einer einsinnig vermoralisierenden Deutung des menschlichen Daseins, aus der Fülle ihrer gestalten-tauschenden, vielfältig sinnblitzenden Tiefe wehrt sie solche erzieherisch-sittliche Verformelung unseres vieldeutigen Daseins ab; es ist wahr, daß Göttliches und Dämonisches am Menschen aufblitzt, also sich in ihn verlarvt wie in alle übrige Gestalt des Weltstoffs, wahr ist auch, daß es in uns miteinander ringt, und daß der Ausgang dieses unabsehbaren Kampfes unser Schicksal immer wieder neu bestimmt — wahr ist aber auch, daß zugleich alles ganz anders ist und von einer Sinnfülle dunkelt, in der auch diese leuchtende Formel für den Sinn unseres Lebens zerschmilzt wie eine Schneeflocke in Wasser.

Wenn sich der Kampf des Göttlichen mit dem Dämonischen auf die Ebene der Menschen begibt, so muß das Göttliche als Gott- oder Übermensch erscheinen, als begnadete Person. Es gibt sich als weiser Magier oder als Heros, als priesterlicher Verkünder eines Gottes, dessen Dienst das Dämonische bannt, oder als gotthafter Held, der kämpfend die Dämonen bezwingt. Die persische Religion hat den alten gemein-arischen Gegensatz von Göttern und Dämonen in der Lehre Zarathustras zum Austrag gebracht, ihr priesterlicher Verkünder gibt eine Lebensordnung, deren tagtägliche Übung die Bannung des Dämonischen bezweckt; die heldische Lösung ist Indien eigen und ist ihm mit Hellas gemein. Rama der Mond und Krischna sind ihre sinnbildlichen Gestalten. Nicht umsonst haben die Griechen in Krischna ihren Herakles wiedererkannt, den größten Gottmenschen ihres Mythos, der auf vielen Stationen seines Heldenganges die Welt von Ungeheuern befreit, deren Dämonie die Menschheit verstört. Wenn das Göttliche in Menschengestalt zum Kampfe gegen das Dämonische antritt, muß es sich als dämonenbannende, „exorzisierende“ Kraft bewähren. Der Gottmensch hat die Macht, das Übermenschliche in seiner dämonischen Form zu besiegen und wegzubannen — so Rama beim Opfer Vischvamitras —, aber wie er Bann ausübt, indem er Dämonisches vertreibt, hat er auch die Kraft, Bann zu lösen, Verwunschene vom Banne eines verfluchten Daseins zu erlösen, worein ihre dämonische Leidenschaft sie gestürzt hat. So erlöst Rama die ehebrecherische Ahalya, die der Fluch ihres heiligen Gatten in einen Stein verwunschen hat. Vischvamitra, der um die exorzisierende Kraft des jungen Gottmenschen weiß, geleitet ihn selbst zur Stätte dieses Wunders und weist ihn an, die Unholdin Tataka zu fällen, um die Welt von ihrem Wüten zu befreien.

Vischvamitra und andere Heilige und Seher, denen er begegnet, wissen um Rama als den Gottmenschen, sie grüßen ihn als den Verheißenen, der die Welt vom Banne des Dämonischen löst. Sein Vater sieht in ihm sein Kind und bangt um ihn, die anderen Menschen sehen in ihm den schönen Helden ohnegleichen, wie er sich in Bogenprobe und Kampf der Freier bewährt — wie sieht er sich selbst? Er schreitet gelassen im Geheimnis der eigenen Maya dahin; seine Bahn vollendend, verlangt es ihn nicht, das Rätsel zu ergründen, das ihn so übermenschlich rein und stark macht.

Zu Anfang ist er der Heldenknabe: die exorzisierende Gewalt des lauteren Kindes, die Magie des Auserwählten in früher Unschuld, der All-Entzauberer, der das Dämonische bannt, wohin er tritt. Von der gleichen magischen Macht des wahren Dichters in ihrem Stande als Kind sagt Hofmannsthal einmal: „Zuerst erlebt man alles naiv, man trägt den Priestermantel, als wär's ein Regenkleid; dann ahnt man überall Symbol“, und er ruft die Erinnerung an die Kindesstufe solcher Erwählung als Bild seiner Knabenzeit auf (im Gedicht „Der nächtliche Weg“):

„Ich ging den Weg einmal: da war ich sieben,
So arm und reich!

Mir war, ich hielt ein nacktes Schwert in Händen,
Und selbst die Sterne bebten meinem Streich.“

Es ist eine westlich-christliche Meinung oder Symbolik, daß die exorzisierende Kraft des jugendlichen Helden an parsifaleske Jungfräulichkeit geknüpft sei — wesentlich ist nur, daß er rein sei; „jungfräulich“ ist nur die besondere christliche Formel dafür, nachdem das frühe asketische Christentum im Geschlechtlichen das Teuflische: Versuchung und Abfall, sah. Tertullian sprach es aus: Im Schoße des Weibes wohne der Satan — Indien ist diese Meinung fremd. Rama ist Gatte und Vater, und seine Geschichte kreist um die Wiedergewinnung der schuldlosen Gattin, die ihm ohne seine Schuld entrissen ward; was Rama jenseits des magischen Unschuldsalters als Kind dämonenbezwingernde Kraft verleiht, ist Reinheit, die ihn über die gemeinen Wesen erhebt, es ist seine Ichlosigkeit, sein idealer Gehorsam gegen den Vater, seine unbedingte Unterwerfung unter alles Ehrfurchtgebietende: Brahmanen, Heilige, Lehrer, Eltern — alles was in Indien „Guru“ ist, ehrwürdig durch Alter und Wissen, Weihe und Wandel und eben dadurch leibliche Offenbarung göttlicher Ordnung.

„Als Rama mit seinem Heer gefolge nach Ayodhya zog, vernahm das Rama mit dem Beil und verlegte ihm den Weg. Als die Männer des Königs ihn sahen, wurden sie kleinmütig, und sogar Dascharatha ward samt Frauen und Gefolge von Leid und Kummer überschwemmt aus Furcht vor dem Enkel Bhrigus. Aber sein Hauspriester, der große Heilige Vasischtha, der im Brahman wan-

delnd Glut der Askese gewaltig in sich trug, sprach zu allen Leuten und zum bekümmerten König: „Nicht ein Stäubchen Kummer solltet ihr haben um Ramas willen, nicht der Vater, nicht die Mütter, noch einer der Männer. Denn Rama hier, o König, ist Vischnu, der leibhaft in deinem Hause geboren ist, die Welten zu schirmen, das ist gewiß. Wer nur seinen Namen preisend ruft, dem schwindet alle Lebensangst und -gefahr. Wie käme dem verleiblichen Brahman selbst Gefahr und Angst nahe? Wo nur die Geschichte von Rama erzählt wird, ist keine Angst vor Ungemach, noch unzeitiger Tod der Menschen.“

So sprach er; da sagte der Bhriguenkel Rama zum Prinzen, Rama, der vor ihm stand: „Leg' du den Namen Rama ab oder kämpfe mit mir!“ Dem Bhriguenkel, der ihm den Weg vertrat, gab der Raghuenkel zur Antwort: „Wie legte ich den Namen Rama ab? Ich will mit dir kämpfen, halte dich gut!“ — der lotosäugige Rama sprach's und trat zur Seite. Der Held ließ vor dem Helden seine Bogensehne klingen — da erhob sich das Vischnuhafte aus dem Leibe Ramas mit dem Beil, und vor aller sehenden Augen ging der strahlende Glanz in Ramas Antlitz ein.

Der Bhriguenkel sah ihn an, sein zorniges Gesicht ward mild und klar, und er sprach: „Rama, Rama, Großarmiger, wahrlich du bist Rama, du bist Vischnu, auf Erden geboren — jetzt erkenne ich dich, Herr! Geh, Held, wohin du magst und vollbringe dein göttliches Werk, bring den Bösen den Untergang und leih den Wohlerzogenen deinen Schutz — geh, Rama, nach deinem Willen; ich gehe zur Waldeinsiedelei, in Askese zu glühen.“

So sprach der Bhriguenkel, und die anderen erwiesen ihm Ehrfurcht als einem Heiligen; er ging zum Berge Mahendra und richtete seinen Sinn auf Glut der Askese. Dascharatha und die Seinen jubelten, und der König gelangte mit Rama nach Ayodhya.

Die Bürger hatten die glückprangende Stadt rings mit himmlischem Glanze geschmückt und kamen unterm Schall von Muschelhörnern, Pauken und Musik dem einziehenden Rama entgegen, der eine Frau genommen hatte und unbesiegt geblieben war in der Schlacht. Sie sahen ihn, jubelten und zogen mit ihm in die Stadt. Vischvamitra sah Rama und Lakschmana glücklich heimgekehrt und übergab beide ihrem Vater und zumal ihren Müttern. Von Dascharatha gastlich geehrt, entschloß er sich, als-

bald heimzukehren und ging unter vielen Abschiedsrufen lachend zur Einsiedelei der Verklärten, die ihm vor anderem lieb war.

Als der lotosäugige herrliche Rama eine Frau hatte, war er die große Freude seines Vaters und allen Volkes; er lebte in Ayodhya in Glanz und Herrlichkeit, fand Freude daran und vergnügte sich. Indessen verreiste sein Bruder Bharata mit Schatrughna zum Könige der Kekayas, dem Bruder seiner Mutter. Da betrachtete König Dascharatha seinen herrlichen Sohn, wie er jung, stark und klug zum Herrscher tauge, und erwog: „Wenn ich ihn zum König geweiht und die Last der Herrschaft auf ihn gelegt habe, will ich mich mit aller Kraft mühen, zu Vischnus seliger Stätte aufzufahren.“ Als der König sich bedacht hatte, widmete er sich ganz diesem Plan und entbot weise Diener, Könige und Räte in allen Weltrichtungen, daß sie eilends zu ihm kämen: „Alle Dinge, die nach des Heiligen Vasischtha Wort zu Ramas Königsweihe nötig sind, bringt eilends zusammen und kommt, meine Diener!“ — Auf sein Geheiß gingen Räte als Gesandte aus in alle Weltrichtungen und luden die Könige zusammen: „Kommt eilends allzumal nach Ayodhya, zur Stadt, die in herrlichem Schmuck strahlt! Ihr Untertanen, freut euch allerwärts an Festen mit Tanz und Gesang, wisset, Ramas prächtige Königsweihe, Freude dem Volke der Stadt und lieb dem Volk auf dem Lande, wird morgen gefeiert.“

Als die Räte das hörten, fielen sie vor dem Könige nieder und sprachen: „Herrlich ist dein Entschluß, o König, den du uns kund tust. Ramas Königsweihe freut uns alle.“ Als sie so sprachen, sagte Dascharatha weiter zu allen: „Schafft schnell auf mein Geheiß alles zusammen, was die heilige Handlung erfordert, rings sei die herrliche Stadt mit allem geschmückt und der Opferbezirk bereitet!“ Auf sein Wort machten sich die Räte eifrig ans Werk, und immer wieder angetrieben, wirkten sie alle, wie er befahl. Der König war voller Freude und sah dem glückbringenden Tage entgegen, Kausalya, Lakschmana und Sumitra und das Volk der Stadt jubelten in Begeisterung, als sie von Ramas Königsweihe hörten. Sita aber, ganz Gehorsam gegen Schwiegervater und -mutter, war von Freude erfüllt, als sie Ramas Glück vernahm.

Als aber die Königsweihe des Wesenwissers Rama für den nächsten Tag bevorstand, sprach eine bucklige Sklavin Kaikeyis, Manthara geheißen, zu ihrer Fürstin: „Herrliche Königin, hör' mein

Wort, das dir Glück bringt; dein Gemahl, der Maharaja, bereitet dein Verderben. Morgen wird Rama, Kausalyas Sohn, König werden. Aller Besitz, Rosse und Wagen und alle Schätze, die ganze Königsherrlichkeit, du Schöne, wird Rama nun gehören — Bharata aber gar nichts. Zudem ist Bharata in die Ferne gezogen zum Hause seines Ohms, weh, verwünschtes Schicksal! Unselig bist du, und durch die Feindschaft der Mitgemahlin tief ins Elend gestürzt.'

Kaikeyi hörte der Buckligen Wort und sagte: „Sieh, wie geschickt ich noch in dieser Stunde handeln werde, du scharfsichtige Bucklige; daß Bharata die ganze Königsmacht zufalle, Rama aber außer Landes verbannt in die Wildnis ziehe, das will ich jetzt erreichen.“ So sprach sie zu Manthara und streifte sich allen Schmuck vom Leibe, legte Kleider und Blumen ab und warf sich in ein grobes Gewand. Abgewelkten Blumenschmuck nahm sie, beschmutzte ihren Leib und entstellte sich, beschmierte sich mit Asche und Staub und legte sich in Asche und Staub auf den Boden. Löschte, als die Dämmerung dunkelte, die Lampen aus in argem Schmerz, wand sich ein weißes Tuch um die Stirn und legte sich nieder.

Dascharatha hatte mit seinen Räten alles beraten, was zu tun war, dann hatte er mit Vasischtha und anderen Sehern Rama in die Halle geführt, in der alles zur Weihe bereit war, sie hatten sich in Segenssprüchen und glückverheißen Bräuchen ergangen, daß der kommende Tag ihm Glück bringe; der König selbst war in der Halle gestanden, in der, das Glück zu mehren, die Nacht durchwacht ward, indes auf allen Seiten Pauken dröhnten, Singen und Tanzen wogte, Muschelhörner und Trommeln tönten. Dann zog er sich zurück. Dascharatha ging zu Kaikeyis Haus und kam zu ihrer Tür, die von Greisen bewacht war. Er wollte ihr Ramas Königsweihe ansagen. Er fand Kaikeyis Haus in Dunkel liegen und fragte: „Woher heut diese Dunkelheit in deinen Gemächern, Liebe? Auch die Niedrigsten meines Reiches achten Ramas Königsweihe als Anlaß, sich zu freuen, heut schmückt alle Welt die Häuser aufs schönste — warum du nicht?“ So sprach der König, hieß die Lampen im Hause anzünden und trat ein.

Er fand Kaikeyi ungeschmückten Leibes zu Boden gesunken schlafend. Der König schlang seine Arme um sie, richtete sie auf

und sprach zu ihr liebenvoll: „Hör, was mich ganz erfüllt: der dir allzeit mehr Ergebenheit als der eigenen Mutter bewies, Rama wird morgen zum König geweiht, du Schöne!“ — Als der König so sprach, erwiderte die Schöne ihm gar nichts; nur immer wieder seufzte sie lang und heiß vor Zorn. Der König stand und hielt sie mit beiden Armen umschlungen und sagte: „Kaikeyi, was ist die Ursach deines Leids, sag an, du Schöne! Was immer an Kleidern, Schmuck und Juwelen du Schöne begehrst, nimm es dir ohne Bedenken aus der Schatzkammer und sei fröhlich! Morgen wird dank meiner Schatzkammer Glanz und Fülle sein, wenn der lotosäugige Rama die Königsweihe empfängt. Die Tür meines Schatzhauses wird offen stehen und unverriegelt; es wird sich wieder füllen, wenn Rama der Königsherrschaft waltet. Erweise du der Königsweihe des edlen Rama Verehrung!“

So sprach der herrliche König. Aber Kaikeyi, die mit Bosheit gezeichnet war, die Schlimmgesinnte, Erbarmungslose, Verruchte, sagte, von der Buckligen belehrt, zum Könige und Gemahl ein grausames, unendlich hartes Wort: „Juwelen und alles, was du sonst besitzt, ist doch gewiß auch mein eigen. Aber jene zwei Wünsche, die du mir in Liebe einst freigabst, damals als Götter und Widergötter den großen Kampf auskämpften, die sollst du mir jetzt gewähren, König!“ So sprach die unheilvolle Kaikeyi, und der König gab ihr zur Antwort: „Dir gäb' ich, auch was ich dir nicht gewährt, oder was ich keinem Menschen sonst gäbe; und gar was ich dir versprach, das ist dir von mir gegeben. Erheitre dich, du Schöngliedrige, laß fahren dein grundloses Grollen, teile den Jubel, den Ramas Königsweihe erregt, und sei vergnügt.“ So sprach der König, aber Kaikeyi, gewohnt mit Streit zu quälen, sagte ein grausames Wort — es brachte dem König den Tod: „Erfüllst du mir die zwei Wünsche, die du mir einst gewährtest, dann soll Rama, Kausalyas Sohn, morgen in die Wildnis hinausziehen und auf dein Geheiß zwölf Jahre im Dandakawalde hausen — Königsweihe aber und Königsmacht sollen Bharata zufallen.“ Der König vernahm Kaikeyis furchtbares Wort, es war ihm weh — da fiel er besinnungslos zu Boden. Sie aber schmückte sich, freute sich den Rest der Nacht und sprach, als es tagte, zu Sumantra, dem Wagenlenker und Boten des Königs: „Hol Rama her!“

Rama weilte mitten in der Opferhalle, vom Schall der Muschelhörner und Pauken umwallt; Brahmanen hatten an ihm die Bräuche getübt, daß dieser Tag ihm glückbringend sei und es ihm wohlergehe. Da nahte ihm der Bote, trat vor ihn hin und fiel vor ihm nieder: „Rama, Rama, Großarmiger, dein Vater entbietet dir: Steh schnell auf und komm zu deinem Vater!“ So sprach der Bote zu ihm, Rama erhob sich geschwind, verabschiedete sich von den Brahmanen und ging zum Hause Kaikeyis.

Als er ihr Haus betrat, sprach Kaikeyi grausam zu ihm: „Deines Vaters Willen verkünde ich dir: Geh in den Wald, Großarmiger, und lebe dort zwölf Jahre! Zieh heut noch aus, du Held, und weih' dich der Askese! Sinne auf keine Verzögerung, Kind, handle ehrfürchtig nach meinem Wort!“

Als der lotosäugige Rama dies Wort seines Vaters vernahm, sprach er: „So sei es“, nahm das Geheiß an und verneigte sich vor beiden.

Rama verließ das Haus und holte seinen Bogen, verneigte sich vor Kausalya und Sumitra und schickte sich an, zu gehen. Als aber das Volk der Stadt davon hörte, ward es von Schmerz überschwemmt und geriet in Aufruhr. Lakschmana ergrimmte über Kaikeyi, Rama sah seine zorngeröteten Augen: da hielt der edle Sittenfromme ihn mit sittlicher Mahnung zurück. Dann neigte sich Rama vor den Alten und Heiligen, die zugegen waren, und bestieg den Wagen, dessen Lenker Sumantra leidgebeugt war, um wegzufahren. Alle Habe, die sein eigen war, schenkte der Königsohn in gläubiger Hingabe den Brahmanen, dazu viele Gewänder. Sita nahm Abschied von ihren drei Schwiegermüttern und dem Schwiegervater, der die Besinnung verlor, und vergoß aus beiden Augen Tränenströme, die ihr Schmerz gebar. Sie schaute sich rings um — dann stieg auch sie auf den Wagen.

Als Sumitra Rama und Sita auf dem Wagen wegfahren sah, sprach sie in ihrem Schmerz zu ihrem Sohne Lakschmana: „Denk: Rama sei dein Vater, und Janakas Tochter wäre ich, denk: der wilde Wald sei Ayodhya — und zieh mit den beiden, du Tugendschatz!“ — So sprach die Mutter zu Lakschmana, vor Mutterliebe schoß ihr die Milch aus den Brüsten und näßte ihren Leib; der sittenfromme Lakschmana neigte sich vor ihr und stieg zu Rama auf den schönen Wagen. So zog sein Bruder Lakschmana und die gattentreue Sita mit ihm.

Als die Priester, Räte und Ältesten der Bürgerschaft innewurden, des lotosäugigen Rama Königsweihe sei durch Schicksalsfügung abgerissen, eilten sie ihm nach in großem Schmerz. Sie holten ihn ein auf seiner Fahrt und sprachen: „Rama, Rama, Großarmiger, du darfst nicht von uns gehen, Strahlender! König, kehr wieder um; wo ziehst du hin und willst uns verlassen?“ Als sie so sprachen, erwiderte ihnen Rama, fest in der Erfüllung gelobten Verzichts: „Kehrt um, ihr Räte und Bürger, kehrt um, ihr Priester! Ich muß meines Vaters Geheiß erfüllen und will in die Wildnis ziehen. Zwölf Jahre lang erfülle ich das Gebot des Verzichts im Dandakawalde, dann kehre ich heim, des Vaters und der Mütter Füße zu grüßen.“ So sprach Rama, in Wahrhaftigkeit der Erfüllung gegebenen Wortes geweiht, und fuhr weiter. Aber wie er davonfuhr, hängten sich die Männer in ihrem Schmerz von neuem an ihn und folgten ihm nach. Wieder sprach er: „Kehrt um in die Stadt, zu meinen Müttern und dem Vater, zu Schatrughna und der Stadt. Bleibt alle dort, ihr Trefflichen, und beschirmt die Königsmacht und Bharata — ich ziehe in den Wald.“ Dann sagte er zu Lakschmana: „Übergib du Sita an ihren Vater Janaka in Mithila und bleib Vater und Mutter gehorsam — ich gehe.“ — Der sittenfromme Lakschmana sprach in zärtlicher Liebe zum Bruder: „Heiß mich das nicht, o Herr, du Schatzgrube des Erbarmens, wo du hingehen willst, dahin geh’ ich wahrlich auch.“

Als er so sprach, sagte Rama zu Sita: „Geh’ zu meinem herrlichen Vater, Sita, ich heiße es dich, kehr heim in Sumitras und Kausalyas Haus, du Schlanke, bis daß ich wiederkomme.“ — Als Rama so sprach, hob Sita bittennd die hohlen Hände und sagte: „Wo du hingehst und im Walde wohnst, Großarmiger, dahin geh’ ich mit dir und wohne mit dir, Bezwinger der Feinde! Trennung von dir, Getreuer, ertrage ich nicht; darum fleh’ ich dich an, König, hab Mitleid mit mir! Herr, ich will mit dir kommen; wohin du gehst, da muß auch ich hingehen.“ —

Rama sah, wie hinter ihm her, auf vielerlei Wagen und Tieren, Männer und Frauen in Scharen strömten, der Sittenfromme gebot ihnen Halt: „Kehrt um, ihr Männer und Frauen, bleibt ruhig in Ayodhya; ich gehe in den Dandakawald und will mich der Askese weihen. In einigen Jahren kehr’ ich zurück, so ist es, ich sage die Wahrheit.“

Und Rama schickte das Volk nach Hause und fuhr mit seinem Bruder Lakschmana und seiner Gattin, der Prinzessin von Videha, zur Einsiedelei Guhas. Guha aber, der Häuptling eines wilden Bergvolks, war Rama ergeben und war aus sich selbst ein gläubiger Verehrer Vischnus. Die Hände becherhohl zusammenlegend, stand er: „Was darf ich für dich tun?“ — Guha sorgte für ein Boot, auf dem der Strahlende über die Ganga fuhr — über die Ganga, die der Heilige Bhagiratha vorzeiten durch große Askese vom Himmel zur Erde niedergelenkt hatte, die glückbringende Ganga, die alle Sündenschuld wegspült — viele heilige Männer wohnen an ihr, sie ist voll Fischen und Schildkröten, reich an Kränzen hoher Wogen führt sie kristallhelle Wasser.

Der erhabene Rama querte sie und kam zur glückbringenden Einsiedelei Bharadvajas. Wie es sich gebührt, badete er mit Lakschmana und Sita am heiligen Badeplatz Prayaga, dann rastete er in Bharadvajas Einsiedelei und ward von dem Heiligen gastlich geehrt. Als die reine Frühe tagte, nahm er Abschied von ihm und zog langsam den Weg, den Bharadvaja ihm beschrieben hatte, zum Berge Buntgipfel, der war von vielerlei Blumen und Schlinggewächs bedeckt und ein sehr heiliger Wallfahrtsort. Als er über die Ganga gegangen war, hatte er Tracht der Asketen angelegt. Dort sandte er den Wagenlenker heim und zog zu Fuß mit Gattin und Bruder weiter.

Ayodhya lag glanzlos und in Gram versunken; Dascharatha ward besinnungslos, als er aus Kaikeyis Munde das Wort vernahm, das ihm weh tat und Rama in die Verbannung trieb. Kaum daß er wieder zu Bewußtsein kam, heulte er: „Rama, o Rama“ — Kaikeyi aber sprach zu ihm: „Weihe Bharata zum König. Sita, Lakschmana und der mondgleiche Rama sind in den Wald gezogen.“ — Da schied König Dascharatha, von Leid um den Sohn überwältigt, in Gram aus seinem Leibe und ging zur Götterwelt ein. Und alle Männer und Frauen in seiner großen Stadt Ayodhya weinten um ihn von Schmerz und Kummer erfüllt. Kausalya, Sumitra und Kaikeyi, die Missetäterin, vereinten sich um den Toten und beweinten ihren Gemahl. Danachbettete sein Hauspriester Vasischtha, aller rechten Bräuche kundig, den toten Leib des Königs in ein Gefäß voll Sesamöl, beriet sich mit der Schar

der Räte und sandte einen Boten zu Bharata und Schatruhna. Der langte an und berichtete alles, was sich begeben hatte, samt dem Tode des Königs, und kehrte mit beiden schnell nach Ayodhya zurück.

Auf dem Wege sah Bharata schreckliche Zeichen und fand in Ayodhya alles ins Trübe gewandt: Glück und Glanz war von der Stadt gewichen, sie war in Kummer und Gram versenkt. Er zog in Ayodhya ein — es war als hätte das Feuer ,Kaikeyi‘ die Stadt zu Asche verbrannt. Alle Leute, von Trauer erfüllt, sahen die beiden Prinzen und weinten laut: ,Weh, Rama, du Lieber, weh Sita und Lakschmana!‘ so klagten sie immer wieder.

Da weinten Bharata und Schatruhna vor Schmerz, und Bharata erzürnte sich alsbald, als er von Kaikeyis Wort vernahm: ,Bös bist du, bösen Sinnes, daß du Rama mit Lakschmana und Sita in die Wildnis verbannt hast! Welch unbedachte schlimme Tat verübstest du Unselige, daß du die drei vertriebst! Du dachtest, meinen Sohn soll er zum König machen, du Schlimme, und hast dein Heil verscherzt; ich aber bin der Sohn und bin unselig geworden. Weh mir, da mein Bruder Rama fehlt, will ich nicht König sein. Wo Rama ist, der Tiger unter den Männern, mit Augen dunkel und langgeschweift wie Lotosblütenblätter, der Tugendhafte, aller Lehren kundig, der die Verwandten liebt wie seine Kinder, wo Sita von Videha ist, die Gelübdestrenge und Gatten-treue, die Herrliche, mit allen Zeichen der Vollkommenheit, wo Lakschmana ist, der große Held, der Tugendreiche, Bruderliebe — da will ich hingehen! Eine Todsünde begingst du, Kaikeyi! Rama, der Beste der Edlen, ist mein großer Bruder, er ist König, Ver-ruchte, und ich bin allezeit sein Knecht.‘

So sprach er zur Mutter und weinte in heißem Schmerz: ,O König, Schirmherr der Erde, mich Unglücklichen hast du verlassen! Wo bist du hingegangen, Lieber, nun? Was tu' ich hier, sag' mir das! Wo ist mein großer Bruder, der mir wie ein Vater ist, der Mitleidvolle? Und Sita, die mir wie eine Mutter ist — wo ging sie hin, und Lakschmana?‘

So klagte Bharata mit seinen Räten; aber der erhabene Vasischtha, der wußte, wie Tat und Schicksal sich ineinander fügen, sprach: ,Steh auf, steh auf, Kind, du sollst dich nicht dem Gram hingeben. Nach dem Walten von Tat und Schicksal ist dein Vater

zum Himmel eingegangen. Übe die Totenbräuche für ihn, du Guter! Rama aber ist Vischnu, der Herr der Welt, der mit einem Stück von sich zur Erde niederstieg, die Bösen zu vernichten und die Wohlgewiesenen zu schirmen. Wo Rama, durch dieses Geschehen hingetrieben, weilt, dort warten große Taten auf den erhabenen Helden und auf Lakschmana. Wenn er sie vollbracht hat, kehrt der lotosäugige Rama zurück.'

So sprach der edle Vasischtha, und Bharata richtete die Totenbräuche aus, wie die Ordnung es will. Mit dem Feuer des Feueropfers verbrannte er nach dem Brauche des Vaters Leib und badete mit Schatrughna, den Müttern und Verwandten im Wasser der Sarayu und brachte dem Toten die Wasserspende dar. Als alle Totenbräuche vollzogen waren, brach Bharata mit Elefanten, Reitern, Wagen und Fußvolk, von den Räten begleitet, auf und zog Ramas Weg, Rama zu suchen.

Guha, der Rama ergeben war, sah ihn, den Rivalen Ramas, mit großer Kriegsmacht nahen und meinte, er sei Rama feind. Er formte sein Heer zum Rund, rüstete und panzerte sich, bestieg den Streitwagen und verlegte, von großer Heeresmacht umringt, Bharata den Weg: „Meinen herrlichen Herrn Rama mit Bruder und Frau suchst du Böser im Walde und willst ihn töten, Verruechter! Kehr um, du Tor, mit deinem Heer!“

Als König Guha so zu ihm sprach, erwiderte der wohlgezogene Bharata, betend die Hände zu Rama erhebend: „Wie du Rama ergeben bist, bin ich ihm ergeben. Als ich in der Ferne weilte, hat Kaikeyi das getan, Edler. Um Rama heimzuholen, zieh' ich durch den großen Wald. Ich gebe dir mein Wort der Wahrheit, eh' ich weiterziehe — gib du mir den Weg frei, Guha!“ — So gewann er sein Vertrauen.

Dann fuhr er auf Scharen von Booten über die Ganga, badete im Wasser der Ganga und langte bei der Einsiedelei des Heiligen Bharadvaja an. Bharata neigte sein Haupt vor dem großen Heiligen und erzählte ihm, was geschehen war, Bharadvaja aber sagte ihm, das Schicksal habe solches gewirkt: „Du mußt dich jetzt nicht um Ramas willen betrüben; Rama, der wahrhafte Held, weilt am Buntgipfel. Wohl wird er, wenn du zu ihm gehst, nicht mit dir kommen; geh aber doch hin, und was er sagt, das tu! Rama weilt mit Sita in einem schönen Walde, Lakschmana

aber, der große Held, späht wachend allzeit nach bösen Wesen aus.'

Als der weise Bharadvaja so zu ihm gesprochen hatte, zog Bharata über die Yamuna und kam zum hohen Berge Buntgipfel. Dort stand Lakschmana und hielt Wacht, er sah den Norden in der Ferne von Staub erfüllt und berichtete es Rama. Auf sein Geheiß stieg der Kluge auf einen Baum und spähte eifrig aus, da sah er den großen Heerhaufen nahen mit Elefanten, Reitern und Wagen und sagte zu Rama: ,Großarmiger Bruder, sei standhaft an Sitas Seite, irgendein mächtiger König ist's mit Elefanten und Reitern, Wagen und Fußvolk.' — Als Rama des edlen Lakschmana Wort vernahm, sprach der Held wahrhaften Mutes zum Helden: ,Gewiß kommt Bharata, uns zu besuchen, Lakschmana.'

Während der Wesenswissen Rama noch so sprach, gebot der wohlgezogene Bharata dem Heer in der Ferne halt. Gefolgt von den Brahmanen, die seine Räte waren, nahte er weinend und warf sich Rama, Sita und Lakschmana zu Füßen. Die Räte, die Mütter, die Schar liebender Verwandter und Freunde umstanden Rama und weinten schmerzerfüllt.

Als der edle Rama hörte, sein Vater sei zum Himmel eingegangen, nahm er an heiligem Badeplatz, der alle Befleckung tilgt, mit Lakschmana und Sita das Bad der Totenfeier und brachte dem Vater die Handvoll Wassers der Totenspende dar. Dann begrüßte er die Mütter, und wer mit ihnen gekommen war, und sprach zum schmerzerfüllten Bharata: ,Kehre schnell nach Ayodhya, edler Bharata, und beschirme die Stadt, die ohne König und Schirmherrn ist.' Als er so sprach, sagte Bharata zum lotosäugigen Rama: ,Wahrlich, niemals werde ich ohne dich von hier heimkehren, du Tiger unter den Männern! Wo du hingehst, dahin will auch ich gehen, wie Sita und Lakschmana tun.' Da sagte Rama wieder zu Bharata: ,Den Menschen, die in der ewigen Ordnung wandeln, die ihnen angeboren ist, gilt der große Bruder soviel wie ihr Vater; wie ich das Wort nicht übertreten darf, das aus meines Vaters Munde kam, darfst du mein Wort nicht übertreten, Guter! Geh fort von mir, beschirme du das Volk, zwölf Jahre währt der Wandel in Verzicht, den des Vaters Mund mir auferlegte. Hab' ich ihn in der Wildnis vollbracht, will ich wieder zu dir kehren. Geh und erfülle mein Geheiß und betrübe dich nicht!'

Als er so sprach, füllten Bharatas Augen sich mit Tränen: „Du bist mir wie der Vater, da ist kein Unterschied, nach deinem Geheiß muß ich handeln — gib mir deine beiden Sandalen. Im Dorfe Nandigrama will ich wohnen, und deine beiden Sandalen sollen die zwölf Jahre lang auf dem Throne stehen. Dein Kleid des Asketen soll mein Kleid sein, dein Gelübde des Verzichts sei mein großes Gelübde. Kehrst du aber nach zwölf Jahren nicht zurück, Edelster, will ich meinen Leib im Feuer verbrennen wie eine Spende Butter im Opferfeuer.“

So verschwore sich Bharata in großem Schmerz, umwandelte feierlich den Bruder viele Male und verneigte sich vor ihm. Er legte seine Sandalen sich aufs Haupt und machte sich langsam auf. Er erfüllte des Bruders Geheiß und lebte dabei in Nandigrama als Asket voll Selbstbezwigung, fastend nährte er sich von Kräutern, Wurzeln und Früchten. Er trug das Haar am Kopfe aufgeflochten, kleidete sich in Baumrinde und lebte von der Kost des Waldes. Untadeligen Wesens trug er, eingedenk Ramas Wort, die Herrscherlast der Erde unermattet auf seinem Herzen.“

Prinz Ramas aufsteigende Bahn durchkreuzt den bluttriefenden Schatten, den Rama mit dem Beil über alle Fürstenherrlichkeit wirft; zwei Verleibungen des Gottes in menschliche Gestalt beggnen einander drohend: ein eher seltener Vorgang im Reiche des Mythos, in dem doch das scheinbar einander Widerstrebendste sich spielend vollzieht — und wie sinnvoll ist diese Begegnung! Zwei Gebärden des Gottes, zwei Zeitalter lösen einander ab. Selbstsicher und herausfordernd vertritt Rama mit dem Beil dem jüngeren Gottmenschen den Weg — wer kann ihn bestehen? Nemo contra deum nisi deus ipse, nur Göttliches besteht den Gott, wie alles Dämonische in uns es ist, das rings um uns das Dämonische aufruft und uns zum Verhängnis ballt. Der Umstand, daß einige unter uns das Göttliche zu ahnen vermögen, setzt in ihrem Wesen eine Spur, eine Ahnung des göttlichen Wesens als Beimischung ihrer irdischen Natur voraus.

Die rasend rächende Gebärde des Übermenschlichen gibt sich überwunden und dankt ab angesichts der milden Kraft, die ganz Maß ist. Das Göttliche mit seinen in der Welt wirkenden Erscheinungen vollzieht in ihrer Abfolge die Läuterung seiner selbst aus

streitbarer Kraft zu herrscherlicher Hoheit, bannender Größe; seine Verkörperung als Wirbel der Leidenschaft (rajas) wird überwachsen von stiller Lauterkeit (sattva). Indem beide Elemente des göttlichen Weltstoffs sich leibhaft gegenübertreten und einander anblicken, weicht die vischnuhafte Gewalt aus Rama mit dem Beil und geht zerschmelzend in die neue Gottesgestalt ein. Rama mit dem Beil wird von seiner Gottbesessenheit entzaubert, er wird ihres übermächtigen Bannes ledig, sein Antlitz, das nur Zorn und Drohung kannte, wird mild und klar, sein titanischer Krampf der Wut entspannt sich zu der höheren Stille, die Rama der Mond aus seinem Wesen exorzisierend auf ihn strahlt. Am älteren Rama erlöst der jüngere das Göttliche vom Banne seiner eigenen Dämonie; seine blutig Ordnung wahrende Gebärde hat ausgespielt, seitdem der neue Bringer göttlicher Ordnung zu seinem Amte herangewachsen ist. Wie Maßlosigkeit der Jugend gelassener Reife und Selbstbeherrschung im Leben des einzelnen weicht, folgen sie einander als Haltungen des Göttlichen in seinen menschlichen Verleibungen: die Zeitalter der Menschheit sind Kapitel im Entwicklungsromane des Göttlichen, soweit es sich seiner überweltlichen Ruhe begibt und mitspielend die Bühne der Menschheit betritt.

Nach den Siegen die Prüfungen. Das Leben hat Rama mit Gaben beschenkt, die seiner Kraft und Tugend würdig sind: die schönste Frau als Kampfpreis seiner überlegenen Stärke im Kreise ebenbürtiger Rivalen, die Liebe des Vaters und aller Menschen, die Anwartschaft auf die Macht. Seinesgleichen kann aus der Lauterkeit des eigenen Wesens nicht von sich aus in Leid geraten; die Lust und Notwendigkeit, mit der andere sich in Schuld stürzen und der Versuchung ihres dumpferen Teiles erliegen, ist ihm fern; kein Reiz von innen, der eine Lockung von außen an ihn zöge, kann ihn verstricken. Es muß von der Bosheit der Welt geprüft und durch Leiden geführt werden, damit er sich in seiner reinen Anlage wahrhaft ereigne und, was er an lauterer Größe in sich trägt, standhaltend vollstrecke und als Treue zu sich selbst entfalte.

Höchst wunderbar und von seltener Größe ist es für indisches Empfinden, daß Rama seine überraschende Entrechung wortlos duldet erträgt, sich die Krone entgleiten läßt, die sein Vater ihm bestimmt hatte. Die böse Stiefmutter --- wie vieles andere in der

Ramasage — wirkt wie ein Märchenmotiv, aber sie ist alltägliche unheimliche Wirklichkeit in der Geschichte indischer Fürstenhäuser: die Lieblingsfrau an nachgeordneter Stelle, die über den alternden König mehr vermag als die Hauptgemahlin — die alles über ihn vermag und was dem Aufstieg ihres eigenen Kindes im Wege steht, erbarmungslos aus dem Hinterhalt beiseiteschafft. Ein Thronwechsel ohne offene und geheime Kämpfe bildet eher die Ausnahme in der Geschichte despotischer Dynastien, ein Blutbad in der fürstlichen Familie gehört zu ihrem Lebensstil: das gilt für Indien wie für Byzanz und Persien, für die muslimischen Reiche oder das Haus des Augustus. Das Blut von Brüdern, Halbbrüdern und Vettern oder anderen Thronanwärtern kittet die Krone am festesten auf das neue Haupt. Es ist ein hohes Wunder, daß Rama, das aufgehende Gestirn, mit allen Glückszeichen gesegnet, magisch bewährt und von allen vergöttert, nicht gegen den Vater aufsteht, der ihn entrechtet und durch den jähnen Abbruch der schon begonnenen Weihe aufs grausamste reizt. Es wäre das Übliche, nur zu Verständliche, daß er den Alten vom Throne stieße, einkerkerte, vielleicht umbringen, wenigstens blenden ließe, und den Söhnen seiner Stiefmütter den Garaus mache.

Auch ohne daß ein Vater einen nachgeborenen Rivalen bevorzugt, droht ihm nach indischer Erfahrung vom Thronerben Gefahr, sobald der herangewachsen ist. Indische Staatsweisheit empfiehlt daher, den Sohn zum Jungkönig an die Seite des Vaters zu erheben oder zum Nachfolger bei Lebzeiten zu weihen unter völliger Abdankung des Alten, wie es Dascharathas Absicht war — nur um vorzubeugen, daß der Übergang der Krone auf den ungeduldig wartenden Prinzen blutig überstürzt werde. Verbannung des jugendlichen Thronerben, ehe er Mittelpunkt einer Palastintrige oder Verschwörung Ehrgeiziger werden kann, die sich Beförderung von ihm erwarten, Verweisung in die entfernte Provinz eines getreuen Satrapen, Gewahrsam in einer einsamen Grenzfeste zu Händen eines sicheren Mannes gelten als naheliegende Vorsichtsmaßnahmen des Vaters, sich gegen den Erben zu sichern.

Verbannung in die Wildnis, in den „Wald“, ist die übliche Form, Entrechtere unschädlich zu machen. Im Dschungel bergen sich Reste der Urbevölkerung, die von den siegreich vordringenden

Ariern aus dem fruchtbaren Siedlungsland der breiten Flußebenen vertrieben sind; entrechtet und beraubt, sind sie dort zu Jägervölkern, Räuberstämmen geworden oder haben sich den Wilden im Busch gesellt und sind zwangsläufig zu ihrer dürftigeren Lebensform zurückgekehrt. Im Niemandsland zwischen Berg und Dickicht finden vertriebene Fürsten Zuflucht, wenn sie aus ihrem Reiche fliehen mußten. So wird es den Helden der Mahabharatasage auferlegt, als sie ihr Spiel um die Macht gegen ihre Vetter verloren hatten, für zehn Jahre in die Wildnis zu ziehen, so blieb König Nala mit seiner Gattin Damayanti als einzige Zuflucht der Dschungel, als er sein Reich an seinen jüngeren Bruder verspielt hat. Der Wald nimmt den Gealterten als Einsiedel auf, der seine Rechte auf Familie, Besitz und Erwerb in die Hand seiner Söhne gelegt hat. Er ist für Indien das Asyl aller Entrechteten, Vertriebenen: Freiheit und Preisgegebenheit in einem, Gemeinschaft mit wilden Tieren und Ungeheuern, mit einsiedlerischen Heiligen und verklärten Asketen und mit der Besinnung auf das gelebte Leben und den Sinn des Ganzen. Europa hat an seiner Statt für den politischen Flüchtling und Verbannten das Exil an fremdem Herd, in fremder Stadt, es hat Themistokles beim persischen Satrapen und Alkibiades in Sparta, Hannibal in Bithynien und Marius auf den Trümmern Karthagos, es hat Dante am Hofe Cangrandes in Verona, Victor Hugo auf Jersey und die Polen und Russen in Paris und der Schweiz.

Es wird der tugendreichen Vollkommenheit, der „lichten Klarheit“ nicht gewährt, die erhabene Idylle, die sie aus sich selber strömt, ohne die Anfechtungen der Bosheit zu vollenden, die ihrem Wesen fremd ist. Wie Brahmias lichte Klarheit nicht in Ruh gelassen ward vom Wirbelstaub der Leidenschaft und dumpfem Dunkel, als seine Unschuld das demiurgische Werk vollenden wollte, zu dem die Lotosknospe ihn ans Licht hob, sowenig mag sich Rama seines Glückes freuen, das allen sein verdientes Schicksal dünkt und allgemeinsten Segen verspricht. Der Held, aus dessen Zügen der alte Genius des Pfluges blickt, hat den Acker seines Wesens ganz rein von dämonischem Wildwuchs bestellt, wohin er tritt, wirkt er als Pflüger, der die Wildnis bannt, aber eben deshalb muß er hinaus in die Wildnis. Das Wilde, Dämonische, das verlarvt als Hof und Familie, auch im Menschen-

bezirke mächtig ist, langt nach ihm und stößt ihn in die unver-
schminkte Wildnis. Dort wird er den Tieren und Unholden be-
gegnen: den Mächten. In immer neuen Opfern wird er völlig ent-
blößt: Thronrecht und Herrlichkeit der Welt, der seinem Wesen
angemessene Bereich, darin zu wirken, sind ihm genommen —
noch bleibt ihm sein anderes Ich: Sita, die Frau, die unzertrennlich
von ihm scheint. Die lautlos innige Einheit dieser beiden Menschen,
die ihr Leben als mild leuchtende Atmosphäre umhaucht und alles
Herzzerreißende ihrer Sage auf einen idyllischen Untergrund
bietet, ist mit hoher Zartheit gegeben; alles, was Seelen in ihrem
reinsten Aufschwunge mit der Idee der Ehe verbinden mögen, hat
Indien in dieses Verhältnis von Rama und Sita eingeströmt.
Darum langt das Unholde der Welt danach, es zu zerreißen.

Rama bleibt dem Wort des Vaters gehorsam, auch als sein Tod
und das Flehen des Bruders ihn auf den Thron rufen könnten;
die unbedingte Unterwerfung unter das einmal ergangene Gebot,
Treue zur buchstäblichen Erfüllung, die nicht mit sich markten
läßt und die Bitte überhört, die offenbares Unrecht sühnen will,
weil sie Versuchung meint, leiten den reinen Helden.

„Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet“,

aber die Überwindung, dank der er sich selbst befreit, überwindet
diese Gewalt auch rings in der Welt: die Gewalt der Verfangenheit
in die Maya des eigenen Ichs und des Besessenseins vom Banne
seiner blinden Dämonen.

„Nachdem Bharata davongegangen war, lebte der lotosäugige
Rama mit seinem Bruder Lakschmana und seiner Gattin wandernd
im wilden Walde und nährte sich von Kräutern, Wurzeln und
Früchten. Als er einmal mit Sita im Waldland des Buntgipfels
weilte, hatte er seinen Kopf in ihren Schoß gelegt und schlief ein
Weilchen, da kam eine böse Krähe, flog auf Sita zu und zerfleischte
ihr die eine Brust. Dann flog der gemeine Vogel auf einen Baum
und ließ sich dort nieder. Rama erwachte und sah Blut an Sitas
Brust, der Lotosäugige sprach zu der schmerzerfüllten Sita:
,Woher kommt dieses Blut auf der einen deiner Brüste hier,
Liebe?‘ — so sprach er, und die Wohlgezogene gab dem Gatten

zur Antwort: ,Herr der Könige, sieh dort den tückischen Vogel auf dem Baumwipfel; der hat das angerichtet, während du Edler schliefest.'

Rama sah die Krähe und ward von Zorn auf sie erfüllt; er besprach einen Rohrpfeil mit dem Zauber der Brahman-Waffe und schoß ihn auf die Krähe ab, sie aber entfloß, von Furcht erfüllt. Der Vogel war ein Sohn Indras und barg sich in Indras Welt, aber Ramas feuerflammende Waffe fuhr ihm auch dorthin nach. Und der König der Götter begriff im Kreise der Götter, was da vorging, er warf den Bösen, der an Rama gefrevelt hatte, hinaus. Von allen Göttern aus der Götterwelt vertrieben, flog er wieder zu König Rama und suchte Schutz bei ihm; ,Rette mich, Rama, Großarmiger — aus Unwissen hab' ich an dir gefrevelt.'

Als er so sprach, antwortete ihm der lotosäugige Rama: ,Nie fehlend ist meine Waffe, darum opfere ihr ein Glied von dir, dann wirst du am Leben bleiben, Böser — großen Frevel verübtest du.' Als er so sprach, opferte die Krähe eines ihrer Augen, der Pfeil aber verbrannte das Auge zu Asche und kehrte zu Rama zurück. Seit damals sind alle Krähen einäugig und davon blicken sie nur mit einem Auge aus beiden Augenlöchern.

Nachdem Rama lange am Buntgipfel geweilt hatte, wanderte er in den Dandakawald, der war von vielerlei Heiligen bewohnt. Mit Bruder und Gattin trug er Asketenkleid, der Starke führte den Bogen in der schönen Hand, dazu den Köcher. Da sah er große Heilige, die dort lebten und sich nur von Wasser nährten, andere lebten ganz von rohem Reis, den sie zwischen Steinen mahlten, manchen dienten ihre Zähne statt der Mörser, den rohen Reis zu enthülsen, andere gaben sich harter Askese hin und nahmen von vier Mahlzeiten nur eine. Rama sah sie und fiel vor ihnen nieder, und sie begrüßten ihn mit lauter Freude.

Als Rama den ganzen Wald besucht hatte, der ,Quäler der Menschen' in leibhafter Gestalt, brach der Edle mit Bruder und Frau wieder auf. Langsam dahinschreitend betrachtete er den Wald und zeigte ihn Sita, wie er strahlend in Blüte stand und voller Wunder war. Er begegnete einem gewalttätigen Unhold mit schwarzem Leib und roten Augen, der war mächtig wie ein Berg, seine Stimme war wie Wolkendonner und sein Haupthaar wie geballte Dämmerung der Nacht. Zornig legte er den Pfeil auf ihn

an und verwundete ihn; mit Lakschmanas Hilfe erschlug er ihn und senkte den Riesen in eine Höhlung des Bergs und bedeckte ihn mit Steinen. Weiter ging er zur Einsiedelei des Heiligen Schrabhangha, neigte sich vor ihm und fand an seinen Worten Erbauung. Dann zog er zur Einsiedelei Tikschnas und besuchte ihn, der wies ihm den Weg, und er kam zum Heiligen Agastya. Der gab ihm ein makelloses Schwert, einen Köcher, unerschöpflich an Pfeilen, dazu den Bogen Vischnus.

Dann zog Rama mit Bruder und Frau von der Fischeinsiedelei weiter und weilte am Ufer der Godavari im Lande der fünf Feigenbäume. Da kam der Geierkönig Jatayus zum lotosäugigen Rama, verneigte sich vor ihm, nannte ihm seine Abkunft und blieb bei ihm. Rama erzählte ihm seine Geschichte und sprach: „Edler, beschütze Sita!“ — auf diese Worte umarmte Jatayus Rama ehrfurchtsvoll. Wenn Rama sich in einem Vorhaben mit dem Bruder in eine andere Gegend des Waldes entfernte, sagte Jatayus: „Ich beschütze deine Gemahlin, laß sie hierbleiben, du Herrlicher“, und der König der Vögel flog auf einen Horst nahebei im Süden, wo viele Vögel hausten.

Als der schöne Rama, dem Liebesgott gleich an Reiz, dort mit Sita weilte und viele Gespräche mit ihr pflog, kam einmal Ravanas jüngere Schwester „Schaufelnagel“ — sie hatte Nägel so groß wie geflochtene Worfsschaufeln. Kraft ihrer Maya nahm sie eine schöne Gestalt an, voller Reize und Vorzüge; der Liebesgott hatte Einzug in ihr Herz gehalten, mit lieblicher Stimme ein Lied singend kam die Unholdin dahergangen — da sah sie Rama mit Sita im Walde sitzen. Und die furchtbare Schaufelnagel in ihrer maya-haften reizenden Gestalt sprach ohne Scheu in ihrem verruchten Sinn zu Rama: „Nimm mich, du Schöner, die Schöne — die Liebende hier, die dich nehmen will! Wer eine Frau, die genommen sein will und nehmen will, verschmäht, lädt große Schuld auf sich.“

Als Schaufelnagel so zu ihm sprach, gab ihr König Rama zur Antwort: „Ich habe eine Frau, du Törin — nimm dir meinen jüngeren Bruder.“ — Als sie von ihm hörte: „Ich habe eine Frau und kann dich nicht brauchen“, sprach die Unholdin, die ihre Gestalt nach Wunsch wandeln konnte: „Ich bin über die Maßen gewitzigt im Geschäft der Liebe, o Raghuenkel — laß diese Sita doch fahren, die weiter nichts davon versteht, und nimm mich

Schöne!“ — Als Rama diese Rede von ihr hörte, sprach er, dem die ewige Ordnung des Rechten über alles ging: „Nie werd’ ich eine fremde Frau berühren; geh’ von mir zu Lakschmana, er hat keine Frau hier in der Wildnis, er wird dich nehmen.“

Als er so zu ihr sprach, erwiderte sie dem lotosäugigen Rama: „Gib mir ein Blatt von deiner Hand, daß Lakschmana mein Gatte werden soll.“ Der hochgesinnte Rama sagte ja und schrieb auf ein Blatt: „Schneid ihr die Nase ab und laß sie laufen!“ und gab es ihr. Sie nahm das Blatt und ging voll Freuden fort, kam zu Lakschmana und reichte es ihm. Lakschmana sah die wunschgestaltige Unholdin und sprach: „Von Ramas Wort darf ich nicht weichen; steh, Verworfene!“ — er packte sie, schwang sein fleckenloses Schwert und schnitt ihr Nase und Ohren ab, als wären’s Sesamzweige.

Als ihr die Nase abgeschnitten war, heulte sie in wildem Schmerz nach ihren Brüdern: „Ha, Ravana, mein Bruder mit zehn Gesichtern, Zermalmer aller Götter! Ha weh, Topf-Ohr, Unglück über Unglück trifft mich! Ha ha weh, hochgesinnter Vibhischana, Schatzgrube aller Tugenden!“ so heulte sie jämmerlich und ging zu den drei Unholden „Hart“, „Schädling“ und „Dreikopf“, fand sie und erzählte ihnen, wie sie mißhandelt worden sei, und sagte, der starke Rama weile mit seinem Bruder an dem Orte „Menschenstätte“.

Als die drei von Rama hörten, gerieten sie in Zorn und hießen kraftgeschwellte Krieger, vierzehntausend starke Unholde, sich rüsten, sie selbst schritten ihnen als Führer vorauf; schon zuvor hatte Ravana ihnen den Auftrag gegeben. Von der großen Heeresmacht gefolgt, kamen sie zur „Menschenstätte“, zornerfüllt, als sie Ravanas Schwester mit abgeschnittener Nase weinen sahen, den Leib mit Tränen verklebt. Als Rama das Heer der starken Unholde kommen sah, hieß er Lakschmana zurückbleiben, Sita zum Schutze, und ging den ausgesandten kraftgeschwellten Unholden entgegen. In einem Augenblick streckte er mit seinen feuerflammengleichen Pfeilen die vierzehntausend Unholde, das große Heer zu Boden, tötete „Hart“ und den starken „Schädling“, in großem Zorne fällte er „Dreikopf“ im Streit. Als er alle schlimmen Unholde getötet hatte, kehrte Rama wieder in seine Einsiedelei.

Schaufelnagel aber begab sich heulend zu Ravana. Als er seine Schwester mit abgeschnittener Nase sah, sagte der Bösgesinnte zu Maritscha, dem Sohne Tatakas, er wolle Sita rauben: „Auf meinem Wagen, dem ‚Blumigen‘, flieg‘ ich mit dir zur ‚Menschenstätte‘; dort hältst du dich auf, wie ich dir heiße: du nimmst die Gestalt einer goldenen Gazelle an und sacht, sacht bewegst du dich, deine Rolle spielend, dahin, wo Sita weilt. Sie wird dich, Mutterbruder, als goldenes Gazellenjunges sehen und dich haben wollen. Sie wird Rama nach dir aussenden, und wenn er auf ihren Wunsch auszieht, dann lauf dahin durch den dichten wilden Wald. Um Lakschmana von Sita zu entfernen, lässt du den Schrei einer Stimme ertönen. Dann komm‘ ich selbst, meine Gestalt durch Maya verwandelnd, auf dem ‚Blumigen‘ Wagen in Lüften einher und entführe Sita. Nach ihr steht mir der Sinn.“

Als Ravana so sprach, gab Maritscha ihm zur Antwort: „Geh‘ du allein, Bösewicht, ich gehe nicht mit dir. Schon ehemals bin ich durch Rama in Not geraten beim Opfer des Heiligen.“ — Auf diese Worte Maritschas ward Ravana starr, er gerann vor Zorn und wollte Maritscha erschlagen. Da sprach Maritscha zu ihm: „Eh‘ ich den Tod von deiner Hand empfange, Held, will ich lieber durch Rama sterben. Ich will mit dir gehen, wohin du mich führen willst.“

Da stiegen sie auf den ‚Blumigen‘ Wagen und begaben sich zur ‚Menschenstätte‘; dort nahm Maritscha die Gestalt einer goldenen Gazelle an und begab sich dahin, wo Sita weilte. Als die ruhmvolle Sita das goldene Gazellenjunge sah, sprach sie unter der Gewalt der Dinge, die geschehen wollten, zu ihrem Gemahl: „Fang das goldene Gazellenjunge, o König, dann hab‘ ich es in Ayodhya in meinem Palast zum Spielen.“ Als sie so zu Rama sprach, hieß er Lakschmana zum Schutze Sitas dableiben und ging selbst der Gazelle nach. Von Rama verfolgt lief das Wild durch den Wald, da schoß Rama nach dem Gazellenjungen einen Pfeil. Mit dem Schrei: „O Lakschmana!“ brach Maritscha zu Boden, er nahm seine wahre Gestalt an, wurde groß wie ein Berg, und verendete.

Sita vernahm seinen Jammerlaut und sprach zu Lakschmana: „Geh schnell, Lakschmana, mein Kind, dahin, von wo dieser Laut erscholl! Fürwahr, ich höre einen Jammerlaut deines großen Bruders — wahrscheinlich wird Rama in Not sein, so ahnt mir.“

Auf diese Worte sagte Lakschmana zu der Untadligen: „Nirgends gibt es für Rama eine Not, nirgends Gefahr.“ Als er so sprach, sagte Sita ein sträfliches Wort, das die Gewalt der Dinge, die geschehen wollten, ihr entriß: „Du möchtest, wenn Rama tot ist, mich haben — darum willst du nicht gehen!“ Dies unliebe Wort ertrug der Wohlgezogene nicht; der Königsohn zog aus, Rama zu suchen.

Ravana aber, der Böse, gewandete sich als wandernder Bettelasket, nahte sich Sita und sprach zu ihr: „Der edle Bharata ist aus Ayodhya angelangt, im Walde dort weilt der Herrliche und bespricht sich mit Rama. Rama schickt mich zu dir, besteige diesen fliegenden Wagen, denn Rama ist von Bharata gewonnen worden und kehrt nach Ayodhya heim. Das Gazellenjunge zum Spielen für dich hat er gefangen. Du leidest, so lange Zeit in der großen Wildnis zu leben, aber dein Gatte Rama mit dem strahlenden Angesicht hat die Herrschaft übernommen, und neben ihm Lakschmana, der Wohlgezogene — so steig auf diesen Wagen!“

Als der Mächtige so sprach, ging sie mit ihm, er führte sie, und sie stieg auf den Wagen, wähnend, sie werde geholt. Der Wagen erhob sich und entflog geschwind in südlicher Richtung. Da ward Sita von großem Leid beklommen und klagte verzweifelt; der Unhold aber rührte sie nicht an, wie sie im Wagen hoch in den Lüften weinte. Da nahm Ravana riesigen Leibes wieder seine wahre Gestalt an; als sie ihn mit zehn Köpfen und dem Riesenleibe sah, klagte sie in großem Schmerz: „Ha, Rama, nun bin ich betrogen von einem grausigen Unhold, der seine Gestalt verstellt hatte — rette mich!“ so rief sie angstbeklommen. „O Lakschmana, Großarmiger, ein böser Unhold — komm schnell und rette mich vor ihm! — entführt mich Unglückliche!“ so jammerte Sita mit lautem Schall.

Der Geierkönig Jatayus hörte sie und eilte herbei: „Bleib stehen, Ravana, du Bösewicht, gib die Prinzessin von Mithila frei, gib sie auf der Stelle frei!“ so rief der heldische Jatayus und kämpfte mit Ravana. Mit beiden Flügeln schlug er ihn auf die Brust, und an den Schlägen merkte Ravana, „er ist stark“; mit Schnabelhieben und -bissen brachte er ihn in arge Not. Da brachte der Böse geschwind das große Schwert „Lachen des Mondes“ hervor, damit schlug er den frommen Jatayus zu Tode.

Wie betäubt stürzte Jatayus zur Erde nieder und sprach zum Zehnhalsigen: „Verruchter, nicht du hast mich erschlagen, ich sterbe von der Kraft des ‚Lachen des Mondes‘, elender Unhold! Wer anders als du, verbündeter Tor, könnte, eine Wehr in Händen, einen Unbewehrten erschlagen? Wisse, böser Unhold: Sitas Raub bringt dir den Tod! Rama wird dich erschlagen, böser Ravana, das ist gewiß!“ — Weinend und schmerzerfüllt sprach Sita zu Jatayus: „Weil du, herrlicher Vogel, um meinetwillen den Tod findest, wirst du durch Ramas Gnade zu Vischnus Welt eingehen! Du sollst so lange am Leben bleiben, bis Rama dir begegnet, großer Vogel!“ so sprach sie zu dem herrlichen Vogel, löste sich die Schmuckstücke, die sie trug, vom Leibe, knüpfte sie flink in ein Tuch und warf sie mit dem Rufe ‚Geht in Ramas Hände‘ trauervoll zur Erde.

Als er so Sita geraubt und Jatayus tödlich zur Erde gestürzt hatte, begab sich der schlimme Nachtgänger geschwind auf seinem ‚Blumigen‘ Wagen nach Lanka und setzte die Prinzessin von Mithila in einen Hain von Aschokabäumen ab; er wies Unholdfrauen mit verzerrten Gesichtern an: ‚Hier bewacht diese Frau‘ — und der Herrscher der Unholde begab sich in seinen Palast. Und die Einwohner von Lanka besprachen sich im stillen untereinander: ‚Zum Untergange unserer Stadt hat der Verruchte die Frau hierher gebracht.‘ — Von mißgestalteten Unholdfrauen rings bewacht weilte Sita dort kummervoll und dachte nur an Rama; ganz von Leid und Gram erfüllt weinte sie viel.

Vier Affen, Diener des Affenfürsten Schönhals, fanden von ungefähr ihren Schmuck, den sie in ein Tuch geknüpft und abgeworfen hatte, sie nahmen ihn eilends und berichteten ihrem Herrn: ‚Im Walde tobte ein großer Kampf zwischen Jatayus und Ravana.‘

Als Rama Maritscha, der ihm mit Maya genaht war, getötet hatte, begegnete er Lakschmana, der zufrieden war, ihn zu finden; er kehrte mit ihm zur Einsiedelei zurück — sah aber keine Sita. Da weinte der Raghuenkel schmerzbeklommen. Auch der kraftstrahlende Lekschmana weinte von tiefem Schmerz erfüllt. Rama geriet ganz und gar außer sich, weinte und wälzte sich am Boden. Lakschmana hob ihn auf, tröstete ihn und sprach die rechten Worte zu ihm: ‚Gib dich nicht übers Maß der Zeit dem Kummer hin, Maharaja, erhebe dich geschwind, Sita nachzujagen, o Herr!‘

so sprach der edle Lakschmana zum König; der Leidgebeugte richtete den Leidgebeugten auf. Da ging Rama mit dem Bruder in den Wald, Sita zu suchen. Alle Wälder klärte der Raghuenkel und alle Berge und all die vielen Einsiedeleien von Heiligen auf Bergeshöhen, in Gras und Waldesdickicht. An Flusses Ufer, in Feld und Höhle suchte der Herrliche sie und fand sie nirgends. Da traf er in seinem argen Leid auf den erschlagenen Jatayus: Ach, Edler, wer hat dich geschlagen, daß es so jämmerlich um dich steht? Bist du tot oder lebst du? Nun wird das Maß meines Schmerzes voll, daß ich von der Gattin getrennt bin und dich hier so finden muß. Kaum daß er so gesprochen hatte, hob der Vogel mühsam mit süßer Rede an: ,Vernimm, o König, mein Geschick, ich sage dir alsbald, was ich sah und tat. Der Zehngesichtige verlockte mit seiner Maya Sita, seinen Zauberwagen zu besteigen, und hat sie entführt; nach Süden gewandten Gesichts fuhr er durch die Luft dahin, und Mutter Sita jammerte schmerzlich. Ich hörte ihren Klageruf und eilte herzu, mit meiner Kraft Sita zu befreien. Ich war in heißem Kampfe mit dem Unhold, da schlug er mich mit der Kraft eines Schwertes. Durch Sitas Wort blieb ich hier am Leben — nun, da ich dich gesehen habe, will ich zum Himmel eingehen. Sei nicht traurig, Rama — König, gib jetzt dem Bösen mit seiner ganzen Schar, die dem Schoß der Vernichtung entsprang, den Tod.‘ Als Jatayus so zu ihm sprach, antwortete ihm Rama kummervoll: ,Heil sei dir, edler Vogel, der Weg zum Höchsten sei der deine!‘ — Da schied Jatayus aus seinem Leibe und fuhr gen Himmel, auf herrlichem Götterwagen, von Himmelsfrauen umhuldigt. Rama aber verbrannte seinen Leib, badete und gab ihm die Handvoll Wassers der Totenspende.

Schmerzerfüllt zog er mit seinem Bruder von dannen. Da traf er auf seinem Wege eine Unholdin, die, fürchterlich mit aufgerissenem Rachen, Feuerschein aus dem Munde spie und alle Geschöpfe vernichtete. Rama streckte sie in Zorn zu Boden und kam in einen anderen Wald, da sah er einen mißgestalteten Dämon, den kopflosen ,Rumpf‘ mit langen Armen und mächtiger Brust. Der war von einem Heiligen verflucht, diese Gestalt zu tragen, in der er ihn hatte schrecken wollen, bis Rama ihm beide Arme abgehauen hätte. Er sperrte Rama den Weg; der schlug ihm beide Arme ab und verbrannte ihn nach seinem Willen in einer Grube. Als er aber

verbrannt war, nahm er göttliche Gestalt an und sprach, erlöst vom Fluche, zu Rama: „Rama, Rama, Großarmiger, du Edler hast meine Mißgestalt vernichtet, Held, die ich vorzeiten durch den Fluch des Heiligen erhielt. Zum dritten Himmel fahre ich auf, gesegnet bin ich durch deine Gnade fürwahr. Sita wiederzuerlangen, geh zum Affenkönig Schönhals, erzähl ihm dein Schicksal und verbünde dich mit dem Sonnensohn. Geh zum Berge Rischymuka, dort weilt er.“ So sprach er und hob sich hinweg.

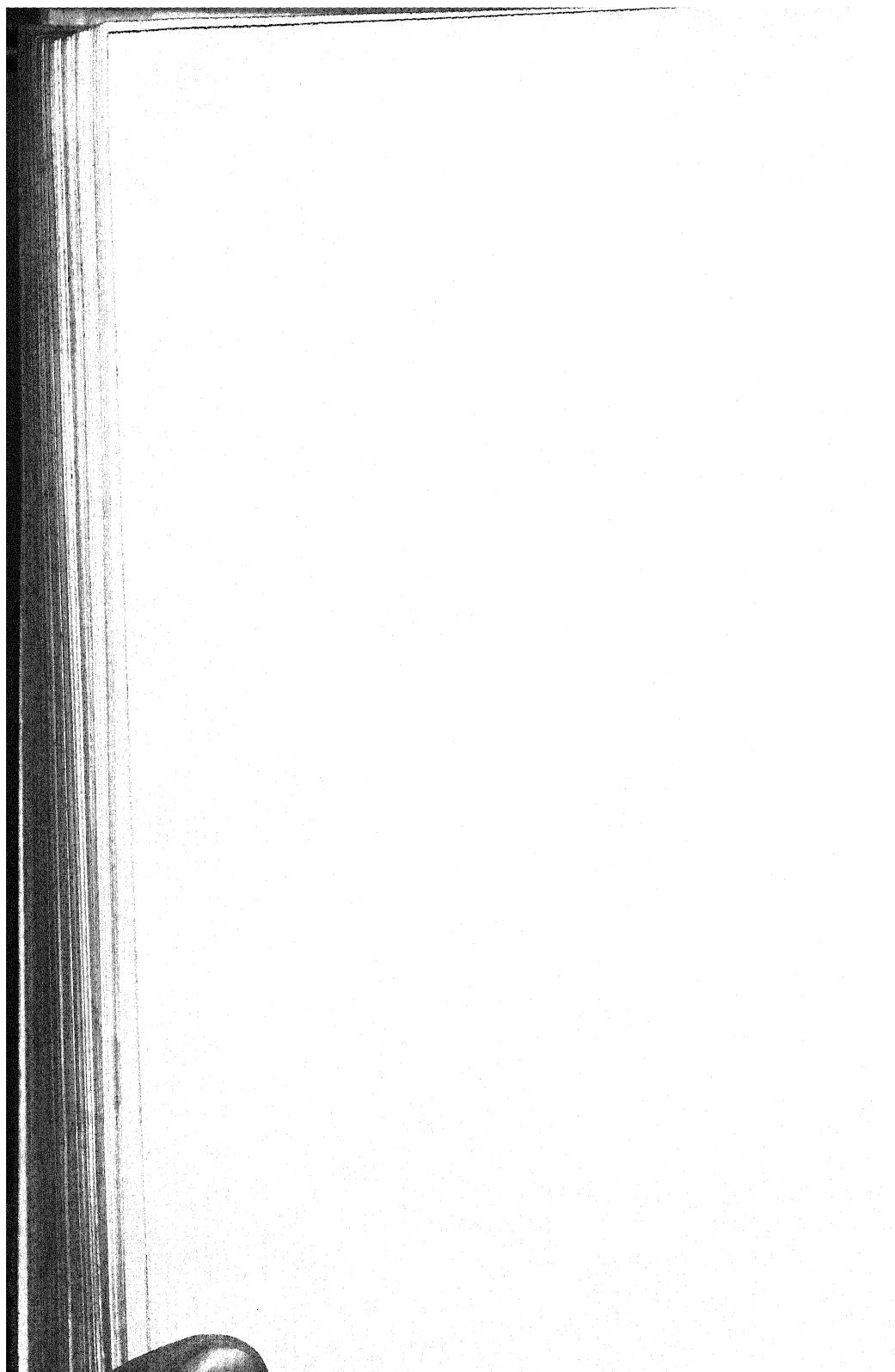
Rama zog mit Lakschmana weiter und kam zu einer Einsiedelei, die war von den Heiligen, die dort gewohnt hatten, verlassen — sie hatten sich verklärt. Aber er fand eine Asketin, die dort hauste, verweilte und tauschte Reden mit ihr. Es war Schabari, sie gehörte zu jenen hohen Heiligen, die sich verklärt hatten, und hatte allen Makel an sich durch frommen Dienst getilgt. Sie wartete dem Herrscher Rama mit Jujubenbeeren auf, verehrte ihn und erzählte ihm von sich, ihr sei verheissen, seiner zu harren, und wenn sie ihn gesehen hätte, zum Himmel aufzufahren. „Du wirst Sita wiederfinden“, sagte sie, stürzte sich ins Feuer und fuhr gen Himmel. — Als Rama ihr gen Himmel geholfen hatte, ging der einzige Herr der Welt mit seinem tugendreichen Bruder von dannen, schmerzerfüllt über die Trennung von der Liebsten.

Der Affenkönig Schönhals lebte mit seinem Bruder Valin in Feindschaft. Er saß in seiner Burg, von fern sah er die beiden nahen und sprach zum Affen Hanumant, dem Sohne des Windes: „Wes sind die beiden da? Sie führen schöne Bogen und tragen Kleider von Baumrinde und blicken auf den lotosbekränzten göttlichen Strom. Sie können vielerlei Gestalt annehmen und haben sich als Asketen verkleidet — es sind Späher Valins, die da kommen“ — so schloß der Sonnensohn und sprang furchtgeschreckt vom Rischymukaberge auf und floh mit all seinen Affen in einen anderen Wald zur herrlichen Einsiedelei des Agastya. Dort machte er halt und sagte wieder zum Sohne des Windes: „Hanumant, verkleide dich als Asket und frage geschwind, wer die beiden sind, wessen Söhne und wozu sie hierher gekommen; erkunde die Wahrheit und sag sie mir, edler Sohn des Windes.“

Auf sein Wort ging Hanumant zum herrlichen Ufer der Pampa; als wandernder Bettelasket verkleidet sprach er zu Rama und Lakschmana: „Wer bist du, Verehrter, sag die Wahrheit! Wo



Hanumant



kommenst du, Edler, her in menschenleerer grausiger Wildnis, und was ist dein Vorhaben?“ — Als er so sprach, antwortete ihm Lakshmana auf Geheiß seines Bruders: „Verkünden will ich dir — merk auf! — Ramas Geschichte von Anbeginn an. Es war ein König Dascharatha, auf Erden weitberühmt, dessen ältester Sohn ist Rama, mein großer Bruder. Seine Königsweihe war im Gange, da ward sie von Kaikeyi aufgehalten. Des Vaters Geheiß erfüllend verließ mein Bruder mit mir und seiner Gattin das Reich und kam in den Dandakawald, den viele Heilige rings bewohnen. Als der edle Rama hier an der ‚Menschenstätte‘ weilte, ward ihm seine Gattin von einem Bösewicht im Walde geraubt. Auf der Suche nach Sita ist der lotosäugige Rama hierher gekommen, und du hast ihn getroffen — damit ist seine Geschichte erzählt.“

Als Hanumant, der Sohn des Windes, die Rede des edlen Lakshmana vernahm, faßte er Vertrauen und sprach unverschminkten Wesens: „Du bist mein Gebieter!“ Er tröstete Rama und geleitete ihn zu Schönhals und ließ beide ein Bündnis schließen. Der Affenkönig Schönhals setzte sich des Wesenwissers Rama Lotosfuß aufs Haupt und sprach liebliche Worte: „Fortan bist du mein Gebieter, Herrscher der Könige, ich aber bin dein Diener fürwahr mit allen meinen Affen. Fortan soll dein Feind mein Feind sein, dein Freund mein wahrer Freund, und dein Leid soll meines sein. Deine Freude aber soll meine Freude sein!“ So sprach er und fuhr fort: „Mein großer Bruder, Valin mit Namen, ist gewaltig an Kraft und Mut. Der Verruchte hat, toll von Liebe, mir meine Gattin geraubt; außer dir, du Tiger unter den Männern, ist keiner imstand, Valin zu töten. Töte du ihn, großarmiger Rama, Held des Raghugeschlechts!“ So sprach der Affenfürst, und Rama gab ihm zur Antwort: „Ich will ihn töten, und wenn ich ihn getötet hab', will ich dir deine Gattin geben und Valins Königsmacht.“

Da sagte Schönhals, der Valins Kräfte kannte, um sein eigenes Zutrauen zu stärken — dabei bat er Rama um Vergebung: „Wer mit einem Schusse zumal sieben Talapalmen fällt, der wird Valin töten, so ist verkündet von Männern, die um Altüberliefertes wissen.“ — Um ihm ein Liebes zu erweisen, durchschnitt Rama sieben große Bäume zumal mit einem einzigen Pfeile, den er nur zur Hälfte anzug. Als er die großen Bäume durchschossen hatte, sprach Rama zu König Schönhals: „Geh und kämpfe mit Valin,

aber mach zuvor ein Zeichen an deinem Leib, daß ich dich von ihm unterscheiden kann.' Da machte er sich ein Zeichen und rang mit Valin; Rama folgte ihm und durchbohrte Valin mit einem einzigen Pfeile, und der heldenhafte Valin fiel zu Boden und starb.

Dann setzte Rama den Sohn Valins, Angada, den zuchtvollen und kampflustigen, der vor Angst erzitterte, neben Schönhals zum Jungkönig ein und übergab ihn und Valins Gattin, Tara, dem Sonnensohne. Der gerechte lotosäugige Rama sprach zu Schönhals: ,Kümmere dich um dein Königtum der Affen und dann komm wieder und setze alles daran, Sita aufzufinden, Herrscher der Affen!' Auf diese Worte sagte Schönhals zu Rama und Lakschmana: ,Jetzt ist die große Regenzeit herbeigekommen: solange Indra regnet, können die Affen nicht durch die Wildnis streifen. Aber wenn der Regen vorüber ist, Herr der Könige, und der makellos klare Herbst gekommen, will ich die Affen als Kundshafter in alle Weltgegenden aussenden!'

So sprach der Affenherrscher zum mondlichen Rama und neigte sich vor ihm; dann begab er sich mit Tara zur Stadt Pampa und gab sich mit ihr den Freuden der Liebe hin. Der edle Rama aber richtete sich nach Asketenbrauch in der großen Wildnis auf dem Gipfel des Berges Blauhals mit seinem Bruder zum Bleiben ein. Kaum aber daß die Regenzeit vorüber und der Herbst gekommen war, sprach der Raghuenkel bekümmert ob der Trennung von Sita zu Lakschmana: ,Schönhals hat die ausbedungene Zeit überschritten', und zornig fuhr er fort, der Bruder liebend zum Bruder gewandt: ,Geh, Lakschmana, der arge Affenfürst ist nicht gekommen, er sagte doch, als er ging: ,Wenn die Regenzeit vorüber ist, will ich mit vielen Affen zu dir kommen.' Geh schnell zu ihm und schaff den argen Affenfürsten herbei mit seinem Heer. Wenn er sich mit Tara den Freuden der Liebe hingibt, bring' ihn schnell zu mir! Will Schönhals nicht kommen, da er Fülle des Glücks erlangt hat, so sollst du dem Wortbrüchigen sagen: ,Der Pfeil, der Valin tötete, du Falscher, ist auch jetzt noch in meiner Hand; das bedenke, Affe, und handle nach Ramas Wort, das ich dir bringe!'

So sprach er, und Lakschmana sagte: ,So sei es' und neigte sich vor Rama. Er begab sich nach der Stadt Pampa, wo Schönhals weilte, er sah den Affenkönig und sprach zu ihm: ,Versessen

darauf, dich mit Tara zu vergnügen, hast du dich abgewandt von der Pflicht, du Narr, die du gegen Rama hast. Hast du deine Zusage ganz vergessen: „Sita will ich aufspüren, wo immer sie sei, und sie dir geben“? Wer außer dir, tückischer Affenfürst, wagte wohl den geringzuachten, der Valin tötete und dir die Königsmacht schenkte? Im Angesicht von Wasser und Feuer und den Göttern versprachst du Rama, dem die Gattin entrissen ist: „Dein Verbündeter will ich sein, deine Feinde, König, sollen meine sein, und deine Freunde immerdar die meinen, wahrhaftig: ich will mit vielen Affen zu dir kommen, Sita zu suchen“ — wer spräche so und handelte dann anders, wo es um König Rama geht, als du Böser, Falscher? Du liebst ihn das Seine tun, tückischer Affe — nun merk' ich, daß der großmächtigen allwissenden Seher Wort, die das Treiben der Welt kennen, auf dich paßt: „Ich finde keinen in der Welt, der vergilt, was man ihm Gutes tat, denn jeder wechselt seinen Sinn, wenn für ihn geschah woran ihm gelegen war; sieht das Kalb die Milch versiegen, läßt es die Mutter allein.“ — Auch große Sünder, lehrt die Überlieferung, können ihre Schuld sühnen, aber für den Treulosen, der vergißt, was für ihn geschah, gab es bislang keine Sühne, du tückischer Affe. Darum sei nicht undankbar und besinn' dich auf deine Zusage! Komni, komm, suche Ramas Gunst, der die Guten beschirmt! Kommst du aber nicht, so vernimm Ramas Worte: „Ich werde Schönhals ins Haus des Todes schicken, wie ich mit Valin tat; der Pfeil, mit dem ich Valin tötete, ist mir noch zur Hand.“

Als Lakschmana so sprach, trat Schönhals, von seinem Kanzler beraten, aus seinem Palaste, verneigte sich vor Lakschmana und sagte zu ihm: „Hab' Geduld mit mir, aus Unwissen hab' ich mich vergangen. Ich will mich nicht über die Zusage hinwegsetzen, die ich damals dem unermesslichen kraftstrahlenden König Rama gab; samt all meinen Affen will ich wahrlich jetzt mit dir zu Rama gehen, Königsohn! Und was Rama mich heißen wird, will ich alles auf mein Haupt nehmen und ausführen. Ich habe Helden unter meinen Affen, wenn es gilt, Sita aufzufinden, die will ich in alle Weltgegenden aussenden.“ So sprach der Affenkönig Schönhals, und Lakschmana antwortete ihm: „Komm schnell, wir gehen gleich zu Rama; rufe dein Heer an bärengleichen und flinken Affen zusammen — wenn Rama sie sieht, wird er sich freuen.“

So sprach der heldenhafte Lakschmana, Schönhals aber bedeutete den Jungkönig Angada, der ihm zur Seite stand, daß er hinausging und zum General und den Anführern der Heerhaufen sprach. Auf ihr Rufen sammelten sich große und kleine Affen zu Myriaden — Affen, die in Häusern leben, auf Bergen und auf Bäumen. Mit diesen Affen, die, groß wie Berge, voll gefährlichen Mutes ausschritten, kam Schönhals schnell zu Rama und bezeugte ihm seine Verehrung. Auch Lakschmana verneigte sich vor dem Bruder und sprach: „Sei Schönhals gnädig, o König, ich hab' ihn wieder zum rechten Verhalten geführt.“

Auf dieses Wort des Bruders sprach der Raghuenkel zu Schönhals: „Tritt näher, Schönhals, großer Held, Heil sei mit dir!“ Schönhals vernahm sein Wort und sah den König gnädig gesinnt, da hob er die hohlen Hände an sein Haupt und sprach zu Rama: „Heil wird mit mir sein, o König, wenn die Königin Sita wieder in deinem Besitz ist, wenn ich sie gefunden und dir wiedergegeben habe — sonst aber nicht.“

So sprach er, da neigte sich Hanumant, der Sohn des Windes, vor Rama und sprach zum Affenfürsten Schönhals: „Hör mein Wort: Der König ist in tiefem Leid, ob der Trennung von Sita ist er nichts, nicht einmal Früchte und andere Fastenkost. Von seinem Leid ist auch Lakschmana ständig voll tiefen Leides. Der jüngere Bruder Bharata hat vernommen, wie traurig es um die beiden steht, und ist auch voll Leid. Ob seinem Leid ist sein Volk in Leid versunken. Darum mach' dich auf, Sita zu suchen.“ — Als Hanumant so gesprochen hatte, verneigte sich der strahlende Jambavant vor Rama und sprach, geschmeidigen Rates voll, zum Affenkönig das geschmeidige Wort: „Wisse, es ist so wie der Sohn des Windes sagte. Wo immer Sita, Ramas ruhmreiche Gattin, weilen mag, da ist die herrliche Tochter Janakas von Videha dem Gatten treu, auch jetzt voll rechten Wandels — so sagt mir mein Geist. Denn niemand auf Erden vermag Sita in ihrem reinen, schönen Sinn zu überwältigen. Schönhals, sende alsbald die Affen aus!“

Wer in den Wald geht, dem begegnen die Tiere des Waldes. Es gerät aber jeder in den Wald und muß durch ihn hindurch: hineinverstoßen, wie vertriebene Könige Indiens ihre Ohnmacht im Dschungel bergen, oder verbannt, das Schicksal erhobenen Haup-

tes auf sich nehmend, wie der Gottmensch Rama tat, oder aber, wie die meisten Menschen, auf dem Lebenswege unversehens hinein verfangen: „Auf der Mitte des Weges unseres Lebens fand ich mich wieder, fand mich in einem dunklen Walde, denn der rechte Weg war mir verlorengegangen“, mit diesen Worten hebt Dantes Wanderung durch Hölle und Läuterungen zu den höheren Sphären der Erkenntnis und des Anschauens Gottes an. Und das erste, dem er verirrt in weglosem Dickicht begegnet, sind die Tiere: der gescheckerte Pardel der Sinnlichkeit, der brüllende Löwe des Machtriebs und die hagere Wölfin des Geizes — drei Gestalten des triebhaft Dämonischen der eigenen Tiefe; in der Mitte seines Lebensweges wird er ihrer erstmals in ihrer ganzen Gefährlichkeit ansichtig, dazu ist er jetzt tief genug ins Dickicht seiner Seele, seines Lebens hineingelangt.

Dante begegnet den Tieren, die in ihm wie in jedem sind, weil sie Tiere der Wildnis sind, die jeder in sich trägt; man muß sich nur selbst in ihr wiederfinden, um ihrer ansichtig zu werden. Der Inder geht nicht nur bildlich in den Wald: in inneren Gesichten wie Dante, oder in Träumen, die uns beziehungsvoll umfangen, der Wald hat seinen Platz in der Tagwirklichkeit des Inders als besonderer Abschnitt seines sakramental geordneten Lebensganges. Dieser Platz liegt hinter der Mitte des Lebens, wenn es entschieden am absteigenden Ast seiner Bahn angelangt ist. Die Kindheit meint Lernen und Gehorchen, im zweiten Lebensstadium ist man Familien- und Hausvater, das Ackerfeld des Lebens wird in Ehe und Erwerb bestellt und abgeerntet; wenn seine Frucht — Kinder und Unterhalt — eingebracht ist, kommt das dritte Lebensalter als erste Hälfte des absteigenden Astes: der Verzicht auf Heim und Welt, der Gang in den Wald zum Stande des „im Walde Weilenden“ (*vana-prastha*). Die Söhne sind herangewachsen, haben Frauen bekommen und übernehmen in Unterhalt und Fortpflanzung der Familie die Rolle des Vaters mit frischeren Kräften; für den Alternden ist im alten Lebenskreise nur schlechtere Wiederholung des schon Geleisteten möglich: ein immer Leererlaufen des Gewohnten. Hat er die Lebensmitte überschritten, soll er abdanken, sein Rückzug aufs Altenteil ist der Gang in den Wald. Mit Opfern, die er jahraus, jahrein brachte, hat er den Göttern genügt, mit Söhnen, die er zeugte, dem Anspruch der

Ahnen, mit Arbeit dem Fortbestand der Seinen — jetzt sollen seine Söhne weitertrieben, was in ihm sinnärmer, kraftlose Wiederholung wäre. Nach der bewußten Erfüllung aller Pflichten kommt der neue, zweite Gang ins Unbewußte, dem er sich, der Kindheit entwachsend, entrungen hat; aus dem gehegten, wohlgepflegten Fruchtfeld sozial verbundenen Daseins in Familie, Dorf, Gilde geht der Gang ins Unbeschwerthe, Losgelöste: in Wildnis und Einsamkeit.

Die Stadien der Kultur bedeuten eine mähliche Loslösung des Menschen aus unbewußter Naturhaftigkeit zu steigender menschhafter Bewußtheit; Verbauerung und Verstädterung bezeichnen nacheinander Stufen dieser Entwicklung; Rama mit dem Beil, Holzhauer und Einsiedel, ist im Walde zu Haus, Rama, der Genius des Pfluges, feiert sinnbildlich die dörfliche Stufe, sosehr die Abwandlung seiner Geschichte ihn schon in Stadt und Hof verpflanzt hat; mit Krischnas Hofleben und Herrschaftsum in burghafter Residenz erreicht der Gottmensch die Stufe der Verstädterung. Aber der Inder ist nicht wie der Europäer (schon in der Antike) endgültig verbaut und verstädtet, unausrottbar umzieht Dschungelwildnis Fruchtland und Stadt, bereit, ihr Ausgegrenztes wieder in sich zu schlucken. Rückkehr zur Natur — bei uns Erholung in Bergen und am Meer — bedeutet Heimkehr zu primitiverer Lebensform, Entspannung in unbewußtem Dasein, Belebung der tierhafteren Tiefe am vermenschten Geschöpf. Was bei uns therapeutische Romantik ist: „Zurück zur Natur“, und nur gemeint, um im Rückgang auf die frühe Stufe neue Kräfte zu sammeln zur Bewältigung der komplizierten Anpassungen, die eine spätere von uns fordert, ist in Indien Gebot der zweiten Lebenshälfte. Aus dem Walde sind wir gekommen, haben aus der Wildnis Dorf und Stadt gemacht, aber der kreisende Rhythmus des Lebens will abbauen, was er aufgebaut hat: darum zurück in den Wald! Aus dem Umhegten und Gefügten, Erackerten zurück ins Preisgegebene, Schweißende, darbend Beschenkte! Das Abscheiden aus der Menschenwelt im Heimgang zur Wildnis ist die Vorstufe zum Abscheiden aus dem Leben ins Ungreifbare der Toten. Das Geborgensein in der Preisgegebenheit, das die Wildnis lehrt, ist die natürliche Schule der Loslösung vom Ich und den Gütern des Lebens, zu der die Alternden reifen sollen. Wer die Lehre des Wal-

des begreift, den heimelt sein Unheimliches an: das Dickicht mit dem unbestimmten Chor lockender drohender Stimmen, er ist in der Einsamkeit geborgen, die vielstimmig zu ihm spricht. Der Rigveda hat ein Lied an die Waldfrau, die Herrin der Waldeinsamkeit, die Mutter der Wildnis:

„Waldeinsamkeit, Waldeinsamkeit,
Was birgst du dich in Busch und Hang?
Ist dir der Weg zum Dorf zu weit,
Wird dir allein im Wald nicht bang?

Gezwitscher spinnt das Grün entlang
Und dumpfes Brüllen dröhnen hallt:
Waldeinsamkeit, mit Zimbelklang
Und Pauken fährst du durch den Wald.

Wie Kühe schimmert's auf der Halde,
Und wie ein Haus winkt es uns zu,
Wie Wagen knarrt es nachts im Walde,
Waldeinsamkeit, sag: das bist du?

Es klingt, als riefe wer sein Vieh
Oder als fällten sie einen Baum,
Als ob nachtschlafen einer schrie,
Waldeinsamkeit, bei dir im Traum.

Waldeinsamkeit hält wohlgeborgen,
Wer friedvoll weilt in ihrer Welt,
Sie beut ihm süße Frucht am Morgen,
Schlaf zur Nacht, wo es ihm gefällt.

Die salbenduftend, duftumschwungen,
Ohne Pflug Frucht spendet alle Zeit,
Dir habe ich mein Lied gesungen,
Waldeinsamkeit, Waldeinsamkeit.

Die alte indische Lebensordnung legt Wert darauf, dem Menschen eine gute Beziehung zum Walde zu erhalten, die Bewußtseinskultur Europas hat diese Nabelschnur vertrocknen lassen, und seine Zivilisationsstufe der Verbauerung und Verstädterung

kennt nur mehr Forste, Gehege, Naturschutz-Enklaven. Darum fühlt sich der Stadtpatrizier Dante aus den steinernen Gassen von Florenz im dunklen wilden Walde ganz verirrt und begegnet in seinem Dickicht lauter Bestien, ihr furchtbarer Anblick läßt ihn völlig verzagen, den Ausweg nach oben je zu finden, die Gnade und die Liebe muß aus Himmelwelten sich seiner Not annehmen und ihm den Mentor schicken, der ihn leitet: Vergil. Der indische Held bedarf eines solchen Mentors nicht, er ist im Walde daheim, die Wildnis wird unter seinem Blick und Schritt beglückendes Idyll. Er ist auch nicht allein, der Genius seines Herzens, die Gattin, ist bei ihm; und wenn sie ihm entrissen ist, steht ihm sein anderes Ich, sein kleinerer Halbbruder, aus gleichem Stoffe gebildet, wachsam und tröstend zur Seite. Überhaupt ist er, den Schrecken der Wildnis preisgegeben, zugleich immer in „bester Gesellschaft“: auf Schritt und Tritt begegnet er Heiligen in ihren Einsiedeleien, und sie begrüßen den Prinzen in Asketentracht als ihresgleichen. Der Heilige Agastya schenkt ihm wunderbare Waffen, die Heilige Schabari, die, schon verklärt, zum Himmel auffahren könnte dank ihrer in Askese errungenen überirdischen Reinheit, erwartet den verheißenen Gottmenschen, wie jener fromme Simeon bei Jesu Darbringung im Tempel, von dem es im Evangelium heißt: „Ihm war eine Antwort worden von dem Heiligen Geist, er sollte den Tod nicht sehen, er hätte denn zuvor den Gesalbten des Herrn gesehen.“ Ehe sie sich in die Flamme wirft, die sie gen Himmel entführt, grüßt sie den Helden mit der Verheißung, er werde Sita wiederfinden; aber der gleiche Trost klingt ihm als Rat auch aus dem Munde des Ungeheuers „Rumpf“ entgegen, das er vom Fluche seiner Mißgestalt erlöst hat. Ein herrlicher Vogel entbietet sich, sein Liebstes zu bewachen und opfert sein Leben im Kampfe dafür.

Freilich, auch Ungeheuer begegnen ihm auf Schritt und Tritt — ohne sie wäre es ja nicht der wilde Wald. Seine Begegnungen mit ihnen wie mit den Tieren verlaufen anders als bei Dante, er besteht sie furchtlos und fraglos. Die Unholdin „Schaufelnagel“ naht ihm als Versuchung sinnlicher Lust; zerfleischende Gewalt in Liebreiz gewandet, ist sie das vollkommene Sinnbild der Untergründigkeit der Sinnendämonie. Der Unhold mit schwarzem Leib und roten Augen ist leibhaft Schreck und Grauen. Aber Rama überwindet alle

Schrecken der Wildnis, ja, er erlöst sie exorzisierend von ihrem Fluche, Ungeheuer sein zu müssen, er entzaubert das Höhere aus ihnen, das im Banne ihrer wüsten Maske gefangenlag, und er weiß im vorhinein, daß ihr bleckendes Grauen nichts über ihn vermag. Beim Dämon „Rumpf“ ist das Dämonische im Banne seiner eigenen Bosheit und Wut und will erlöst sein: Bosheit ist Selbstbesessenheit. Rama kommt zu ihm als der verheißene Erlöser wie zur verwunschenen Ahalya. Freilich gibt er sie nicht billiger als um den Preis des Todes mit einem sieghaften Gnadenstreich, aber der eben ist die Gnade und bringt im Tode die alchymische Verwandlung zuwege, die den Verwunschenen verklärt. So ist ja auch der Tod der Arzt verfehlter Leben, Zerbrecher vieler Bande, Befreier von den Grenzen und unüberwindlichen Unzulänglichkeiten der jeweiligen Individuation. Und wird darum wie Rama gesegnet, wenn er sein mitleidlos barmherziges Werk schmerzhafter Befreiung vom Banne an ein dämonisches Dasein übt.

Was bringt der Wald: Versuchungen, Drohungen, gesegnete Waffen und Verheißenungen und die Hilfe der Tiere — Begegnungen ohne Zahl. Aber wer rein wie Rama ist, braucht den Wald und seine Schrecken nicht zu fürchten, sowenig wie die Welt draußen, die das Abbild seines Dunkels im Licht des Menschentages ist. Nur wer wie Rama angelegt ist: als ein Ganzer und bestimmt, sich ganz zu vollenden, wird überhaupt ihnen allen begegnen und sie bestehen in Abwehr, Überwindung, Segnung und Bündnis. Weil Rama groß ist, begegnet ihm das alles; allein dem zu hohem Schicksal Erwählten fällt das Schwere zu, von Schatruhnna, dem kleinen schicksalslosen Halbbruder, ist in keinem Sinne etwas zu vermelden. Begegnungen sind Einweihungen, mindestens birgt jede von ihnen die Möglichkeit dazu in sich. Aber nur der Berufene ergreift sie.

Der Mythos psychologisiert das nicht wie der moderne Roman, er sagt nicht, was Rama bei alledem empfindet und erfährt, was er an diesen Begegnungen gewinnt, wie sie ihn wandeln. Er psychologisiert nicht, er symbolisiert, und setzt dabei ein Vermögen unmittelbaren Begreifens im Hörer voraus, das den meisten heutigen Menschen abgeht. Sie bedürfen der Deutung, um hintennach zu verstehen, was der alte indische Hörer, im Mythischen schwimmend, alsbald empfand, wenn ihm Bericht und Bild geboten wur-

den. Er empfand es, ohne es sich zu sagbarer Bewußtheit zu erheben, ohne ein Gegenüber zu deuten. Von seinem reinen Daraufhinschauen, das ist: von seiner „Intuition“, wurde es unmittelbar verschluckt und einverleibt: das Mythische im Ohr zum Mythischen im Herzen.

Aber den Helden, der allem gewachsen ist, überfällt der schlimmste Verlust: Sita wird ihm geraubt. Das Unholde, das zu bekämpfen der Gottmensch ins Leben trat, langt ins Innerste seines Lebens. Sita ist das Idealbild der indischen Frau. Die vollkommene Gattin fürchtet den Schlummer ihres Herrn zu stören, der seinen Kopf in ihrem Schoße ruht, sie röhrt sich nicht, auch wenn ein böser Vogel ihre Brust zerfleischt. Sie duldet klaglos das Leid der Verbannung, die Not der Wildnis, denn ihr Platz ist zu den Füßen ihres Mannes. Aber bei all ihrer ergebenen Liebe kennt sie den Herrn ihres Herzens so wenig in seinem Kern, daß ihr Weibssinn und ihr geheimes Wünschen der Vorspiegelung Glauben schenkt, er könne, ehe die Zeit erfüllt ist, zu Reich und Thron heimkehren. Eine läßliche Irrung, so scheint es, und wie bitter muß sie sie büßen! Augenscheinlich genügt es nicht, die schweren Forderungen des Lebens pünktlich zu erfüllen, ohne daß man sich mit ihrem Sinn durchdringt. Erfüllen und Dulden genügt nicht, auch die geheimen Wünsche, die es anders meinen, das Ich, das sich im stillen noch nicht darein ergeben hat, sein stummer Anspruch: sie alle wollen auch noch überwunden sein.

Der Inder hat viel Sinn für Opfer, für stumme und selbstverständlich gebrachte, von denen keiner weiter Notiz nimmt; sie sind der dunkle Einschlag im Gewebe jedes Lebens: lautlos einsame Opfer, von jedem an seiner Stelle des Lebensganges immer wieder gebracht, wenn er als Vater, Gattin, Kind sein Liebstes darbringt, sich selber hinschenkt oder ablöst. Daher sind Rama und Sita die volkstümlichsten Gestalten Indiens: unschuldig leidend und aufgeopfert, opferbereit und ohne Empörung, wenn ihnen geschieht, was von der Welt abzuwehren der Gottmensch in sie getreten ist, und was ihr Tägliches ist: Unrecht.

Unschuldig leiden, ohne zu verzweifeln, ist Indien in sich selbst gewohnt, in dieser Gefäßtheit jenseits sich selbst auflösender Wut und Selbstpreisgabe wie tauber Erstarrung liegt die Stärke seines uralten Rassengemischs, das mehr erlitten hat, als es erinnern

kann, das Völkerstürme mit Triumph und Untergang in sich erfuhr, ehe überm europäischen Theater der Vorhang des geschichtlichen Schauspiels sich teilte. Lange harren können in scheinbarer Aussichtslosigkeit, ohne Selbstvorwürfe, Beschuldigungen anderer oder Anklagen wider das Schicksal, ist indisch. Darin lebt eine ausgeprägte natürliche Würde gegenüber Aberwitz und Tücke des Schicksals, tierhaft weiser und von härterer Geduld als die denkerisch anerzogene Gefäßtheit des stoischen Weisen, insektenhafter und engelhafter zugleich: „Seelenkraft“ — nach Gandhis Wort — als Waffe der Unbewehrten.

Rama wird von allem entblößt: das ist der Gang seiner Geschichte. Diesem Schicksal standzuhalten, in ihm sich unerschütterlich und tätig, frei von Trotz wie Verzweiflung zu bewähren, ist der vorbildliche Sinn seiner Gestalt. Er hat das Vertrauen, das nicht fragt, den Glauben, daß er in einer Ordnung steht, die ihm wohl Schwerstes auferlegen mag, aber ihn nicht wirklich ins bodenlose Nichts des Unsinns fallen lassen kann; er trägt ja diese Ordnung selber in sich als sein Wesen und strahlt sie mit jeder Erfüllung ihrer Gebote in die Welt.

Die Unschuld des Kindes, das noch in sich selber magisch-dämonisch ist, war in Rama den Dämonen ringsum gewachsen, weil sie die Unschuld eines Wesens war, das von Natur berufen ist, zeitlebens frei von Schuld zu bleiben, unverstrickt ins triebhaft Dämonische der eigenen Person. Rama braucht in sich selbst nichts Niederes als herrschend anzuerkennen und kann darum nicht verzweifeln, wenn das Unholde der Welt ihn mit scheinbarer Allmacht anfällt; er trägt die ideale Ordnung des Kosmos wie der Menschenwelt in seiner Brust: das bannt das Chaos ringsumher und ruft die abenteuerlichsten Kräfte zu wunderbarer Hilfe auf. Seine heldischen Taten, die mit Dämonen aufräumen, alte Verwünschung lösen und in Segensworte wandeln, sind der selbstgenugsame, hellstrahlende Widerschein der in ihm wirkenden Selbstbezwigung. Ohne ihre fortlaufende ideale Linie bräche seine Zauberkraft dämonenbannender Tat im Nu zusammen.

Unter allen indischen Heldengestalten verdient Rama am ehesten den Namen des „göttlichen Dulders“ — aber alles, was ihn von Odysseus trennt, bezeichnet den ganzen Gegensatz griechi-

schen und indischen Wesens. In der Entblößtheit von allem, was den Sinn seines Lebens bildet, befällt ihn tiefe Ohnmacht: wie soll er Sita wiedergewinnen, die eine unbekannte Gewalt entführt hat? In welcher Ferne sie suchen? Auf Odysseus' Irrfahrt durch die Wildnis der Welt voll Schrecken und Ungeheuern, in die ihn Poseidons Zorn fern von Frau und Königreich verbannt hat, sind es immer wieder übermenschliche Frauen, halbe Göttinnen, die der Zauber seines Wesens zwingt, ihm weiterzuhelfen: die magische Kirke, die meerische Leukothea, schließlich die Königstochter der göttergleich lebendigen Phäaken und ihre gebietende Mutter — bei Rama sind es die Tiere der Wildnis. Der Geierkönig läßt sein Leben, um Rama das Herzstück seines Lebens zu retten, mit seinem letzten Hauche weist er ihm die Fährte der Entschwundenen, und die Affen bringen ihm wirklich Hilfe.

Mit den Menschenaffen, denen die zwei Menschenhelden ihresgleichen dünken: verkappte Späher des feindlichen Affenfürsten, berührt der Ramamythos seinen urzeitlichen Grund: die Epoche des vorderindischen Kontinents, wo seine Wälder, mindestens im Vindhyagebirge, noch von Menschenaffen, „bärengleichen, groß wie Berge“, gewimmelt haben müssen, wie sie der Urwald hinterindischer Inseln heute noch birgt: die Orang-Utans, die „Wald-Menschen“. Noch im Sanskrit der später eingewanderten Arier heißt der Affe „vanara“, das ist der „Waldmensch“, zusammengeflossen aus „vana-nara“. Mit den Affen berührt der Ramamythos seinen alten vorarischen Ursprung aus indischer Erde, jene Sphäre beiderseits des Wendekreises, deren südliche Tier- und Pflanzenwelt den aus Norden einwandernden Ariern fremd war. Der eingesessenen dunkleren Bevölkerung des indischen Altertums sind die Menschenaffen brüderlich vertraut, Waldbewohner und Waldaffe finden sich im gleichen Kummer zusammen. Der Affenfürst Schönhals teilt ja das Schicksal des Menschenprinzen: er hat sein Reich verloren, und seine Gattin — sein anderes Ich: Kraft und Trost — ist ihm geraubt. Aber in all seiner Ohnmacht und Not hat Rama immer noch selbstlose Kraft, anderen zu helfen; das hilft ihm selbst.

Wie die Ameisen oder Bienen im Märchen dem feinen Kinde, das ihnen selbstlos und achtsam aus der Not geholfen hat, ihrerseits zu Hilfe kommen, wenn es vor den unlösbarren Aufgaben zu

versagen droht, die eine tückische Macht ihm gestellt hat und die es zum Heile vieler zu lösen gilt, um die Welt vom Banne dieser Macht zu erlösen — wie diese Winzigen und Geringen dem Kinde, das ihnen hold war, mit ihrer tierischen Geschicklichkeit das Unmögliche bewältigen helfen, so fliegen die Affen für Rama als seine Späher und Boten durch weite Räume, so bauen sie ihm die Brücke übers Meer zur fern unnahbaren Insel und helfen ihm, ein kampflustiges Heer, das Heer der Unholde, bezwingen.

Es geht nicht ohne die Tiere, der Wald in uns muß uns beistehen gegen die Unholde, die verlarvt dahersausen, Zauberwaffen führen und die wehrlose Welt bedrängen — ohne die Tiere sind Helden-tum und Reinheit ohnmächtig. Wenn der Mensch sich selbst entrisse n wird, wenn er grausam und unversehens der Hälfte seiner selbst, seiner weiblichen Seele, beraubt ist, wenn das liebste Traumbild unserer Seele, ihre innigste Wirklichkeit, uns genommen ist, und eine Wiedervereinigung mit diesem inneren Lichte unseres Lebens mehr als fraglich scheint, helfen nicht die Götter — ihnen zu helfen ist ja Rama gekommen, denn das obere Prinzip der Welt ist ja gerade entmachtet durch die Unholde — helfen nicht die Menschen, auch nicht der Bruder, das verkleinerte Double aller bewußt geübten Tugenden, aber die merkwürdigen Affen helfen: das geile, vergeßliche Geschlecht, das animalische Double unserer Menschengestalt, das uns verspottet, wenn wir uns unserer höheren Artung bewußt sein wollen und uns auf unsere Distanz zum Tierhaften etwas zugute tun. Die haarige Karikatur des Menschen mit dem Ausdruck unergründlichen Tiefsinns im Gesicht, der den meisten Menschen unerreichbar bleibt, unser animalisches Konterfei, neckend, reizbar und gleichmütig-hilfsbereit, sind sie der wahre Genius unseres inneren Waldes, sein sprechendes Symbol. An-schlägig, feurig und nimmermüde sind sie den Unholden gewachsen an Verschlagenheit und Tücke, an krallender, zähnefletschender Wut. Einmal auf die Spur gesetzt, sind sie kühn und heldisch in ihren Sprüngen, sie eilen voraus und drängen nach, und ihre Zahl ist Legion wie das Heer der Unholde. Sie sind der wahre Trost, in völliger Ohnmacht nicht allein zu sein. In ihrem Gewimmel steht der Wald leibhaftig auf und wimmelt über das Meer.

„Wie er so sprach, freute sich der Affenfürst Schönhals und befahl den Affen, Ramas Gattin gen Westen zu suchen, Myriaden Affen befahl er, Sita im Norden zu suchen, anderen Affen befahl der kraftstrahlende Affenkönig, Ramas schöne Gattin im Osten zu suchen — so gab er den Affen Auftrag. Zu Angada, Valins Sohne, aber sprach der kluge Schönhals: „Geh' du gen Süden und suche Sita; Jambavant, Hanumant, Mainda und Dvivida, der ‚Blauschwarze‘ und andere Affen groß an Kraft und Mut werden dich auf deinem Gange begleiten, die ruhmreiche Sita werdet ihr geschwind nach Stand und Gestalt, zumal nach ihrem Wesen, erkennen. Find' heraus, wer sie entführt hat und wo sie weilt, dann komm wieder, mein Sohn!“

Als der gewaltige Affenfürst, sein Vaterbruder, so zu ihm sprach, erhob sich Angada geschwind und nahm sein Geheiß aufs Haupt. Da hieß Jambavant die übrigen Affen beiseite treten, und der Geschmeidige sprach abseits zu Rama und Lakschmana, Schönhals und Hanumant geschmeidige Worte: „Hört mein Wort zur Suche nach Sita, und wenn es dir gefällt, Königsohn, so greif es auf: Ravana hat die Arme von der ‚Menschenstätte‘ entführt. Jatayus sah sie und kämpfte mit allen Kräften um sie, er sah, wie sie ihren Schmuck zur Erde warf, den fanden wir und haben ihn Schönhals übergeben. Entnimm, o König, aus Jatayus Wort, daß all dies wahr ist. Also Ravana, der großbarmige Unhold, hat Sita entführt, und sie befindet sich auf Lanka. Dort weilt sie, dort gedenkt sie deiner und ist durch dein Leid um sie in tiefes Leid versenkt. Auch dort wahrt Janakas Tochter voll Eifers reinen Wandel; allein dein Bild vor ihrem innern Auge gibt der Holdseligen die Stärke, ihre Lebenskräfte festzuhalten, aber fast ganz und gar ist die Fürstin Sita nichts als Leid. Ratsam wär es, o König, und möglich, übers Weltmeer hinwegzusetzen; dem Sohne des Windes, Hanumant, solltest du den Auftrag dazu geben! Auch du, Schönhals, solltest ihm den Auftrag geben, denn außer bei Hanumant wird sich bei keinem Affen die Kraft finden, übers Weltmeer zu gehen — das ist meine Ansicht. Handelt schnell nach meinem Wort, glückbringend und wegsam ist es uns immer.“

Auf diesen Rat Jambavants, in knappen Worten vorgetragen, erhob sich schnell der Affenkönig von seinem Sitze, trat zum Sohne des Windes und sprach zu ihm: „Held Hanumant, Sohn des

Windes, höre mein Wort: Dies ist der kraftstrahlende König Rama, Stirnzeichen des Geschlechtes Ikschvakus. Er nahm den Befehl seines Vaters auf sich und kam mit Gattin und Bruder in den Dandakawald, leibhaftig ganz der ewigen Sittenordnung genügend. Er ist das Wesen des Alls, Herrscher aller Welt, Vischnu in Menschengestalt. Ihm hat jener tückische Böse die Gattin geraubt, und leidbekommen ob der Trennung von ihr sucht er sie von Wald zu Wald. Du bist dem herrlichen Helden schon früher begegnet, du trafest ihn und schlossest unseren Bund; er hat meinen Feind, den starken Valin, getötet, mit seiner Gunst hab' ich jetzt die Königsherrschaft erlangt. Und ich versprach, ihm als Verbündeter zu helfen; dieses Wort will ich wahr machen dank deiner Kraft, Sohn des Windes. Schwing' dich über das Weltmeer, Held, und besuche Sita, die Makellose. Außer dir hat sonst kein Affe die Kraft, übers Meer zu gehen; du Edler verstehst dich auf den Auftrag deines Herrn, du bist stark, geschmeidig und geschickt zum Botenwerke.'

Als der großmächtige Schönhals so zu ihm sprach, antwortete Hanumant: ,Wie täte ich solches nicht für meinen Herrn — was sprichst du da?‘ So sagte der Sohn des Windes, und der großarmige Rama, die Augen voll Tränen, sprach, Sitas gedenkend, von tiefem Leid bekommen — der Feindbesieger sprach, wie das Schicksal gebot: ,Schönhals legt dir die Last auf, übers Weltmeer zu gehen und andere Gefahren zu bestehen; er selbst soll bei mir bleiben, Edler — du aber, Hanumant, entschließe dich und geh dorthin, mir zuliebe und aus Liebe zu deinen Verwandten, besonders aber um Schönhals‘ willen. Gewiß ist meine Gattin, Janakas Tochter, von dem Unhold entführt, darum geh, Held, dorthin, wo Sita sich befindet. Vielleicht wird sie dich fragen, wem ich gleichehe, und will in allem wissen, wie ich aussehe, darum schau mich und auch Lakschmana gründlich an, auf daß du alle Zeichen unserer Leiber ganz wissest, denn sonst wird Sita dir kein Vertrauen schenken — das ist mein Gedanke.‘

Auf diese Worte Ramas erhob sich der starke Sohn des Windes, trat vor ihn hin und sprach, die hohlen Hände ehrfürchtig erhebend: ,Ich kenne alle Zeichen, zumal die euren; ich gehe jetzt mit den Affen, du aber betrübe dich nicht. Gib mir aber noch ein anderes Erkennungszeichen, auf das deine Fürstin Sita mir

vertrauen kann, lotosäugiger König!“ So sprach der Sohn des Windes, und Rama zog einen Ring vom Finger, der die Zeichen seines Namens trug, und gab ihm den. Hanumant nahm ihn, umkreiste Rama, Lakschmana und den Affenkönig in verehrendem Schreiten, dann schwang er sich mit einem Satze in die Luft.

Als Schönhals hörte, die Affen seien zum Aufbruch bereit, gab er ihnen seine Befehle, die sie, keck vor Kraft, erwarteten: „Hört, all ihr Affen, mein Geheiß, das ich euch sage: Haltet euch nicht auf bei Bergen und Tälern, geht stracks eures Wegs, und wenn ihr die makellose Gemahlin Ramas, die Herrliche, gefunden habt, kommt wieder! Ich werde hier bei Rama bleiben. Sonst laß ich euch Ohren und Nasen abschneiden!“

Mit diesem Befehl sandte der Affenkönig die Affen aus. Die aber gingen nach allen Himmelsrichtungen, auf alle Höhen und Häupter der Berge, an die Ufer aller Flüsse und in die Einsiedeleien der Heiligen, in alle Schluchten, Wälder und Wäldchen, zu Bäumen und Dickicht, zu Höhlen und Felsen, westwärts zu den Hängen des Sahyagebirges, ostwärts zu den Flanken des Vindhya Gebirges und des Meeres, gen Norden ins Himalayagebirge und in die Lande, wo die Halbmenschen hausen — in alle Menschenlande gingen sie und in die sieben Schichten der Unterwelt; in die Länder der Mitte gingen die Starken und nordwärts hinauf bis Kaschmir; in alle Lande des Ostens: nach Kosala und Assam, zu allen Wallfahrtsstätten und der Küste des Westens. Aber nirgendwo sahen sie Sita. Da kehrten sie um. Sie kehrten heim und neigten sich zu Füßen Ramas und Lakschmanas, zumal aber vor Schönhals: „Wir haben die lotosäugige herrliche Sita nicht gesehen“, sagten sie und standen wartend.

Da sprach der Affenherrscher zum traurigen Rama: „Sita wird sich im Süden befinden, in der Wildnis, und der kluge, löwengleiche Sohn des Windes kann sie dort erblickt haben. Hanumant wird wiederkommen und Sita gefunden haben, daran zweifle ich nicht. Sei standhaft, großarmiger Rama, ich spreche die Wahrheit.“ Auch Lakschmana sprach ein Wort, das ein glückliches Vorzeichen war: „Ganz gewiß wird Hanumant heimkehren und hat Sita gesehen“ — so trösteten Schönhals und Lakschmana Rama und blieben bei ihm.

Die Affen aber, die unter Angadas Führung ausgezogen waren, voll Eifers, die ruhmreiche Gattin Ramas zu suchen, fanden sie

nirgends. Sie wurden müde und es ward ihnen elend zumut; es mangelte ihnen an Nahrung, der Hunger plagte sie arg. In dichter Wildnis hinstreifend trafen sie irgendwo eine verklärte Vollendete, Suprabha: die ‚Strahlende‘. Die Makellose war die Frau eines Sehers und hauste in einer Höhle. Sie sah die Affen ihrer Einsiedelei nahen und fragte sie: ‚Wes seid ihr, Kömmlinge, woher kommt ihr, und was ist euer Zweck?‘ — Der edle Jambavant antwortete der Verklärten: ‚Wir dienen Schönhals, du glückverheißend Strahlende, und sind auf der Suche nach Sita, der Gattin Ramas, hierhergekommen, Untadlige! Ach, vor Mangel an Nahrung sind wir zu Luft geworden und haben die Tochter Janakas nicht gefunden.‘

Als Jambavant so sprach, antwortete ihm die Glückbringende: ‚Ich weiß von Rama und Sita, auch von Lakschmana und dem Herrscher der Affen; eßt hier bei mir die Speise, die ich euch biete, Affenfürsten; da ihr um Ramas willen kommt, seid ihr mir wert wie Rama selbst.‘ So sprach die Asketin und gab ihnen dank ihrer Yogazauberkraft den Trank der Unsterblichkeit als Kost, speiste sie nach ihres Herzens Lust und sagte weiter zu ihnen: ‚Wo Sita weilt, weiß Sampati, der König der Vögel, er haust hier im Walde auf dem Berge Mahendra. Hier ist der Weg, auf dem ihr zu ihm gelangt. Sampati wird euch von Sita künden, denn dieser Vogel schaut in weite Ferne. Den Weg, den er euch weist, geht weiter, gewißlich wird der Sohn des Windes Sita, Janakas Tochter, finden.‘ Als sie so zu ihnen sprach, waren die Affen hocherfreut; entzückt, einen Menschen zu finden, der ihnen weiterhalf, verneigten sie sich vor ihr und brachen auf.

Die heldenhaften Affen gingen den Mahendra entlang, suchten den Vogel und fanden Sampati in seinem Horst. Da sprach der Vogel Sampati zu den Affen, die zu ihm kamen: ‚Wer seid ihr, daß ihr kommt? Oder wes seid ihr, sagt an geschwind!‘ Die Affen sagten ihm nacheinander, wie es um sie stand: ‚Wir alle sind Boten Ramas, ausgesandt vom erhabenen Affenkönig Schönhals, Sita zu suchen. Auf das Wort einer Verklärten sind wir hierhergekommen, dich zu sehen, o Vogel: sag uns Edler, wo Sita weilt.‘

Als sie so sprachen, spähte der Falke fern gen Süden und erblickte Sita auf Lanka im Hain der Aschokabäume: ‚Dort lebt sie‘, sagte er. ‚Aber dein Bruder Jatayus ist gestorben‘, sagten die

Affen zu ihm. Da badete er und brachte die Handvoll Wassers der Totenspende dar, dann versenkte der Edle sich in Yoga und streifte die Hülle des Leibes ab. Danach verbrannten die Affen seinen Leichnam und brachten ihm die Handvoll Wassers der Totenspende dar.

Sie sahen das Weltmeer und sprachen einer zum andern: „Sicher hat Ravana Ramas Gattin entführt; durch Sampatis Rede ist jetzt alles klar geworden. Wer aber von uns Affen hat die Kraft, daß er über die Salzflut spränge, in Lanka eindräinge, Ramas ruhmreiche Gattin sähe und das Meer rückkehrend querte, ihr Herrlichen, sagt?“ — Auf diese Reden sprach Jambavant: „Alle Affen vermöchten das. Sollte aber die Aufgabe, das Weltmeer zu queren, einem anderen zufallen? Dazu ist Hanumant geschickt wie kein zweiter, das ist meine Meinung. Verlieren wir keine Zeit, ein halber Monat über die uns gesetzte Zeit ist verstrichen; kehren wir Stiere unter den Affen aber heim, ohne Sita gefunden zu haben, schneidet der Affenherrscher uns Ohren und Nase ab und verstümmelt unsere Leiber. Darum wollen wir den Sohn des Windes mit Bitten gewinnen.“

So sprach er; die anderen Affen stimmten dem alten Affen zu und wandten sich bittend zum Sohne des Windes, zum weisen Hanumant, der wohlgesickt zu allen Taten war: „Geh' du, du bist in Ramas Dienst, und Ravana wird dich fürchten, hilf unserem Geschlecht der Affen!“ — So sprachen die Affen, der Sohn des Windes sagte: „Ich will es.“

Und in Ramas Auftrag, von seinem Gebieter und den Affen angeeifert, schickte der kluge Hanumant sich auf dem Mahendra-berge an, über das Meer zu springen.

Auf der Fahrt nach der von Ravana entführten Sita suchte er im weiten Meere, Varunas Machtbereich, einen Fleck, den Fuß im Sprunge zu ruhen. Betend hob er die hohlen Hände zum Gesicht und verehrte ihn, der aus dem Schoße seines Selbst entsprang, samt seinen Scharen, verehrte im Geiste Rama und Lakschmana, die großen Wagenhelden, der Affe neigte sein Haupt vor Meer und Flüssen, umschlang seine Verwandten und umschritt sie verehrend zum Abschied. — „Frei von Fährnis sei der Pfad, den du gehst, von heilig-reinen Winden bedient, daß du wieder zu uns kehrest!“ sprachen die Affen voll Ehrfurcht zu ihm. Da richtete der

Held, auf seinen Pfad hinschauend, den Blick in die Ferne und auf die Höhe und durchdrang sich mit Schnelligkeit und Heldenmut. Und als der Starke sich gleichsam zu einem ganz Vollen aufgeschwellt hatte, sprang er vom Gipfel des Berges hoch empor in den Raum, Berg und Luft unter sich drückend.

Wie der kluge Sohn des Windes auf dem Wege des Vaters dahinfuhr, ganz Rama zu dienen bedacht, hieß der Ozean den Berg Mainaka aus der Salzflut aufsteigen, daß Hanumants Fuß darauf raste. Der große Affe erspähte ihn, trat ihn nieder im Schwunge, grüßte ihn ehrfürchtigen Wortes und schnellte sich wieder empor. Da geriet der Held in den Rachen der Unholdin Simhika, der Mutter Rahus, der zu Zeiten der Verfinsterungen den Mond verschlingt — er verschwand in ihrem Rachen, aber in seinem Schwunge glitt er wieder hinaus: der kraftstrahlende Sohn des Windes fuhr ihr hinein und hinaus und setzte hinweg über den Raum des Weltmeers und landete am schönen Dreisitzberg auf Lanka im Wipfel eines Baumes.

Tagsüber blieb er auf dem herrlichen Berge; als der Tag sich neigte, verrichtete Hanumant seine Abendandacht und machte sich sacht nach der Stadt Lanka auf. Er überwältigte die Schutzgöttin, die ihren Namen trug, und betrat die Stadt, die von Juwelen strahlte und voll wunderbarer Dinge war. Die Unholde lagen im Schlaf; der kluge Sohn des Windes schlich sich in Ravanas Zauberpalast: da sah er Ravana auf einem großen Lager ruhen. Seine zwanzig Nasenflügel blähten sich wie Segel und stießen die Luft mit fürchterlicher Gewalt aus, da lag er mit seinen zehn zahnbewehrten Rachen, schmuckübersät und von Frauen zu Tausenden umgeben. Aber wie dort der Herr der Unholde inmitten seines Harems schlief, konnte Hanumant Sita in Ravanas strahlendem Hause nicht finden. Der Sohn des Windes war betrübt, aber er gedachte an Sampatis Wort und ging zum blütenprangenden Aschokahaine, den der sandelduftende Wind der Malayaberge mit seinem Wohlgeruch durchstrich.

Er trat ein und erblickte Janakas Tochter, die Gattin Ramas, unter einem Schimschapabaum, wohlbewacht von Frauen der Unholde. Er kletterte auf einen blühenden Aschokabaum mit honigreichen Zweigen, dort setzte sich der Affe hin und dachte bei sich: „Das ist Sita.“

Während er so im Wipfel saß und Sita betrachtete, kam Ravana daher, von seinen Frauen begleitet. Er kam und sprach zu Sita: „Erhöre deinen Liebhaber! Laß dich schmücken und vergiß Rama.“ Als sie ihn so reden hörte, verbarg sich Sita im Grase und sprach zitternd und stammelnd: „Geh, Ravana, du Bösewicht, auf die Frauen anderer versessen — nicht lange und Ramas Pfeile sollen dein Blut auf dem Schlachtfeld trinken!“

Als sie ihn so schalt, sprach der Unhold zu den Unholdfrauen: „In zwei Monden macht ihr mir dies Menschenweib gefügig! Wenn Sita dann nichts von mir wissen will, sollt ihr das Menschenweib fressen!“ So sprach der böse Ravana und ging wieder in seinen Palast.

Da sprachen die Unholdfrauen vor Furcht zu Janakas Tochter: „Gib dich Ravana hin, dem Schätzereichen, und sei glücklich, du Schöne!“ Aber Sita antwortete ihnen: „Ramas Heldenmut wiegt nicht gering. Er wird Ravana samt seinen Scharen im Kampf erschlagen und mich befreien. Ich will niemandes anderen Gattin sein, als Ramas allein! Er wird kommen und den Zehnhals erschlagen und mich in seinen Schutz nehmen.“

Als die Unholdinnen diese Worte hörten, sahen sie Gefahr: „Erschlagt sie, erschlagt sie!“ schrien sie, „freßt sie, freßt sie auf!“ — Da erzählte ihnen die Unholdin Trijata, die Sita wohlgesinnt war, was sie im Traume geschaut hatte: „Hört, ihr Unholdinnen, ich sah ein schönes glückverheißendes Traumgesicht, es brachte Ravana den Untergang; samt allen seinen Unholden brachte es ihm den Tod, Rama aber und seinem Bruder Lakschmana schenkte es den Sieg, und Sita gab es den Gatten wieder.“ Als die Unholdinnen Trijatas Rede vernahmen, wichen sie alle vor Sita zurück und ließen sie allein.

Da stieg der Sohn des Windes vom Baum und erzählte Sita alles, was sich mit Rama begeben hatte, überreichte ihr Ramas Ring, besprach mit ihr alle Kennzeichen Ramas und Lakschmanas und gewann ihr Zutrauen. „Der Affenfürst Schönhals hat ein großes Heer, ihm verbündet, wird Rama, dein Gatte und Herr, und dein Schwager Lakschmana, der große Held, hierherkommen, du Schöne — er wird Ravana und die Seinen erschlagen und dich mit sich fortführen.“

So sprach er, da faßte sie Mut und fragte den Sohn des Windes: „Wie bist du hierhergekommen, Held, über das große Meer?“ Und der Affe antwortete ihr: „Wie über die Lache in der Fußspur einer Kuh bin ich übers Weltmeer gesprungen, du Schöne; „Rama, Rama“, flüsterte ich — da wird das weite Meer zur Lache. — Du bist in Leid ertrunken, Tochter von Videha, sei standhaft, schönes Angesicht, bald wirst du Rama wiedersehen, ich sage die Wahrheit.“ So sprach er der reinen Sita, Janakas Tochter, Trost zu.

Dann verneigte sich der Affe vor ihr und brach auf; der Held entschloß sich zu gehen. Er überlegte, dann zerknickte er den ganzen Lusthain, schwang sich auf das Tor und rief laut: „Sieg Rama, dem Helden!“ Dann erschlug er viele Unholde, Heere und Heerführer, danach den Prinzen Akscha, Ravanas Sohn, samt Wagen und Wagenlenker. Aber Indrajit, dessen Bruder, fing ihn und brachte ihn vor Ravana. Da hub er an, Rama und Lakschmana zu preisen und Schönhals, den großen Helden. Man wand ihm ölgetränktes Lappen um den Schwanz, zündete sie an und führte ihn so durch die Stadt, aber er entsprang und steckte fliehend ganz Lanka in Brand, schmähte Ravana, sprach noch einmal mit Sita und schwang sich wieder übers Meer, der Heldenhafte, und gelangte zu den Seinen.

Er verkündete ihnen, er habe Sita gefunden, und die Affen bezeugten Hanumant ihre Verehrung. Er zog mit ihnen zum großen Honigwalde, dort schlug er die Wächter nieder und gab den Affen den Honig zu trinken. „Sauermilchmund“, den obersten Wächter, Schönhals’ Ohm, brachte er zu Fall, trunken vor Freude schnellte er mit allen Affen auf in die Luft und langte zu Füßen Ramas und Lakschmanas an. Er neigte sich vor ihnen und vor Schönhals zumal und berichtete, vom Anfang ausholend, wie er übers Meer geflogen und was ihm danach begegnet sei. Er erzählte Rama: „Wahrlich, ich habe Sita gesehen, im Aschokahaine sitzt die Fürstin Sita in tiefem Leid, von Unholdfrauen umgeben, immer dein gedenkend. Deine Gattin mit dem schönen Antlitz hat die Augen voll Tränen; aber rein ist Wesen und Wandel der Tochter Janakas auch dort, allerwärts suchend fand ich die Gattentreue. Ich sprach mit Sita und tröstete sie; ihren Schmuck, dieses herrliche Juwel, sendet sie dir, o Herr!“ so sprach er und reichte Rama ihr herrliches Stirnjuwel, „und vernimm das Wort,

das die Herrin durch mich dir sendet: ,Denke an die Gewalt, o König, die der Vogel mir antat, als du auf dem Buntgipfel in meinem Schoße eingeschlafen warst, Gelübdestrenger. Was du, o König, an dem Vogel tatest — und sein Vergehen war doch nur klein —, das vermögen Götter und Widergötter dir nicht nachzutun, damals schleudertest du die Brahmanwaffe — wie solltest du Ravana nicht besiegen?’ — Solches und vieles dazu sagte Sita und weinte. So ist Sita leiderfüllt, sie zu befreien mühe dich!’

So sprach der Sohn des Windes. Rama vernahm Sitas Worte und sah ihren strahlenden Schmuck, da weinte er und umarmte den Affen. Dann brach er langsam auf.

Als Rama das Schicksal der Geliebten vom Sohne des Windes vernommen hatte, zog er mit den Affen, die ihn weithin umgaben, ans Gestade des Meeres. Schönhals blieb am herzerfreuenden Ufer des Ozeans stehen, das von Palmenhainen schimmerte, und blickte mit seinem klugen Neffen auf den ,Gemahl der Flüsse‘ hinaus. Jambavant und zahllose Affen umringten ihn freudetrunknen, wie die Sterne den Mond.

Da kam der weise Vibhischana, Ravanas jüngerer Bruder, mit Räten Ravanas, die in den Lehren des Rechten bewandert waren, daher. Ravana hatte ihn auf Lanka im Rate geschmäht, weil er geraten hatte, Sita freizugeben. Er war von unerschütterlicher Hingebung zu Rama durchdrungen, zu dem Großen Gotte, dem Löwenmann, der die Schri auf seinem Schoße hält und wie Kinder liebt, wer sich ihm ergibt. Er kam und erhob bescheiden die hohlen Hände und sprach zu Rama, des Wirken keine Minderung widerfährt: ,Rama, Rama, Großarmiger, Gott der Götter, Quäler der Menschen, ich bin Vibhischana, nimm mich gnädig auf, ich suche Schutz bei dir!’ So sprach er und fiel mit erhobenen Händen Rama zu Füßen. Als Rama seine Geschichte erfuhr, hieß er den Edlen aufzustehen und besprengte den Helden Vibhischana mit Wasser aus dem Meer: ,Dein sei die Königsherrschaft über Lanka‘, mit diesen Worten weihte er ihn zum König. Er stand auf und besprach sich mit ihm, und Vibhischana sagte: ,Du bist Vischnu, Herr der Welten und Wesen — der Wasserschoß soll dir einen Weg freigeben, wir wollen die Gottheit erweichen.’

So sprach er, und Rama legte sich mit den Affen ans Meeresufer; mit Ausharren wollten sie den Meergott zwingen. So vergingen

drei Nächte, indes Rama dort lag in unermeßlichem Glanze. Dann ward der Herr der Welt, der lotosäugige Rama, zornig und legte die Waffe des Feuergottes auf seines Bogens Sehne, um die Wasser zum Austrocknen zu bringen. Aber Lakschmana erhob sich und sprach zum Zornerfüllten: ,Dein Zorn wird die Welt in Untergang auflösen, darum laß ihn fahren, Edler! Du bist in die Welt herabgestiegen, die vergänglichen Wesen zu schirmen, darum hab' Geduld, Gott-Herr der Götter!‘ so sprach er und hielt den Pfeil fest.

Als die drei Nächte vergangen waren, sah der Meergott Rama in seinem Zorn und fürchtete sich vor der Feuerwaffe; da kam er leibhaft hervor und sprach zu Rama, dem großen Gott: ,Erbarme dich meiner, des Missetäters! Nun geb' ich dir einen sicheren Weg frei, baue einen Damm. Von Nala, dem Helden, ist gesagt, er werde ihn bauen, gib ihm den Befehl.‘ Da befahl der Raghuenkel den weiten Bau des herrlichen Damms; unter Nalas Leitung bauten die Affen mit unermeßner Kraft den großen Damm, und Rama zog hinüber. Er kam zum Berge ,Schön-Ufer‘, dort machte er mit den Affen halt.

Angada sah den bösen Ravana in der Halle seines Palastes stehen und sprang auf Ramas Geheiß zu ihm, zum Botendienste geschickt wie keiner; im Zorn aber versetzte er Ravanas Haupt einen Fußtritt, und staunend blickten die Götterscharen auf den gewaltigen Helden. Als er Ramas Herausforderung überbracht hatte, kehrte er wieder zum Berge Schön-Ufer; dann umzingelte der Unerschütterliche die Stadt Lanka mit zahllosen Affenheeren.

Ravana ließ durch Boten die Streitmacht des Raghuenkels auskundschaften und tat, obschon er die Affen fürchtete, als wäre er ohne Furcht. Der Zehnköpfige verteilte die Unholde zur Verteidigung der Stadt Lanka und sprach, nachdem er sie in allen Himmelsrichtungen eingesetzt hatte, zu seinen Söhnen ,Rauchauge‘ und ,Rauchatem‘: ,Kämpft, Unholde, für meine Stadt, bindet die beiden Sterblichen mit Stricken! Auch mein Bruder ,Topf-Ohr‘, der heldenhafte Todbringer der Feinde, ist vom Schall der Kriegspauken aus seinem Schlaf erwacht!‘

Die starken Unholde, die Ravana eingesetzt hatte, nahmen seinen Befehl aufs Haupt und huben an, mit den Affen zu kämpfen. Myriaden an Zahl, kämpften die Unholde mit all ihrer Kraft und

fanden durch die Affen ihren Tod. Da setzte der Zehnhals andere Unholde voll unermessener Kraft an ihre Stelle; am Osttore brachten ihnen Affen, die „Blauschwarz“ führte, den Tod, und die Unholde, die Ravana im Süden verwandte, wurden allesamt von den Affen zerrissen und wanderten zum Todesgott; im Westen wurden Unholde, gewaltig wie Berge, von Angada und stolzen Affen, die er anführte, ins Haus des Todes gesandt, und die Unholde, die Ravana im Norden aufgestellt hatte, die furchtbaren, wurden von Mainda und anderen Affen erschlagen.

Dann sprang eine Schar Affen über die steile, hohe Stadtmauer Lankas und erschlug die kraftvollen Unholde, die innen standen, und zog sich geschwind wieder auf das Hauptheer zurück. Als all die Unholde erschlagen lagen und ihre Frauen um sie weinten, erschien der Zehnköpfige selbst; starr, wie geronnen war er vor Zorn. Von vielen Unholden umringt, stand er am westlichen Tor und sprach, kraftstrahlend, den Bogen in Händen: „Wo ist Rama?“ — von seinem Streitwagen sandte er einen Pfeilregen auf die Affen und zerschnitt ihnen die Glieder mit seinen Pfeilen, daß sie flohen.

Als Rama die Affen fliehen sah, fragte er: „Wovon sind die Affen gebrochen? Welche Gefahr kam ihnen nah?“ Vibhischana hörte seine Frage und sagte: „Vernimm, großarmiger König, Ravana ist jetzt erschienen. Von seinen Pfeilen zerschnitten, fliehen die Affen.“ Auf diese Worte erhob Rama zornvoll den Bogen und füllte die Luft nach allen Weltrichtungen mit dem Schall der schwirrenden Sehne und dem Schall der Handflächen.

Da kämpfte der lotosäugige Rama mit Ravana; Schönhals, Jambavant und Hanumant, Angada und Vibhischana, die Affen, und Held Lakschmana gingen Ravanas Heer an, das alle Waffen auf sie regnen ließ — die Kraftvollen schlugen es nieder samt Elefanten, Rossen und Wagen. Da hub ein fürchterlicher Kampf an zwischen Rama und Ravana, alle Waffen zu Hieb und Stich, die Ravana entsandte, zerschnitt der starke Raghuinkel mit seinen messergleichen Pfeilen. Mit einem Pfeil erschoß er den Wagenlenker, mit zehnen die gewaltigen Pferde, mit einem Halbmond pfeil zerschnitt er Ravanas Bogen, mit fünfzehn Pfeilen zerspaltete und zerschnitt er sein Diadem, dann traf der Held mit zehn goldspitzigen Pfeilen seinen Schädel.

Da kam der Zehnköpfige vor Ramas Pfeilen in arge Not, von seinen Räten geführt, kehrte der Götterzermalmer in seine Stadt zurück.

Aber vom Schall der Kriegspauken und vom Schritt der Kriegselefanten in Herden erwachte Ravanas Bruder ‚Topf-Ohr‘ — er hatte Ohren groß wie Töpfe — langsam aus dem viertausendjährigen Schlaf, der ihm als Frucht glühender Askese zugefallen war. Er setzte über die Mauer und stand draußen riesig aufgetürmten Leibes, stark und furchtbar anzuschauen. Von Hunger erfüllt, schritt der Schlimme einher und verschlang die Affen; Schönhals sah ihn, sprang in die Luft und traf ihn mit dem Spieß in die Brust, riß ihm mit beiden Händen die Ohren ab, biß ihm die Nase ab; Rama aber schlug mit den Affenkönigen rings die übrigen Fürsten der Unholde, die von allen Seiten ankämpften, nieder und zerschnitt mit scharfen Pfeilen ‚Topf-Ohrs‘ Nacken. — Vischnus Reittier, der göttliche Vogel Garuda, kam ihm leibhaftig zu Hilfe, auf ihm reitend besiegte er Ravanas Sohn Indrajit, den „Indrubesieger“; da strahlte Rama mit Lakschmana, von den Affen umringt, in hellem Glanze.

Als Indrajit dahin war und ‚Topf-Ohr‘ gefällt am Boden lag, sprach der Herrscher von Lanka voll Zorn zu seinen Söhnen ‚Dreikopf‘, ‚Überleib‘ und ‚Riesenleib‘, die Göttern und Menschen den Garaus machten: „Meine herrlichen Söhne, erschlagt die beiden Menschen im Kampf!“ Der Zehnhals sandte sie aus und sagte weiter zu seinen Söhnen: „Ihr beiden, ‚Großbauch‘ und ‚Großseite‘, rüstet euch und geht mit diesen Starken, die Feinde in der Schlacht zu erschlagen!“ Lakschmana sah sie kommen, wie sie die Feinde in der Schlacht niederkämpften, und sandte sie mit sechs scharfen Pfeilen ins Haus des Todesgottes, und die Menge der Affen erschlug die übrigen Nachtgänger: der kraftstolze Unhold Kumbha ward von Schönhals erschlagen, Nikumbha, ein Dorn für die Götter, von Hanumant; Vibhischana schlug den kämpfenden Virupakscha mit der Keule nieder, die Affenfürsten Bhima und Mainda erschlugen den ‚Hundsherrn‘, Angada und Jambavant andere Nachtgänger. Rama aber kämpfte in der Schlacht und erschlug Myriaden, die Regen von Pfeilen sandten.

Da bestieg Indrajit einen Wagen, den er sich mit Zaubersprüchen geschaffen hatte, und sandte einen Pfeilregen auf alle Affen;

da sah Jambavant, als es Nacht ward, das ganze Heer und Rama selbst, von seinen Pfeilen durchbohrt, reglos hingestreckt liegen. Er sandte Hanumant aus, und der Sohn des Windes holte mit seiner Heldenkraft zaubermächtige Heilkräuter und richtete Rama und die Affenscharen, die am Boden lagen, wieder auf. Und mit denselben Affen, die wie Meteore flammten, setzte Rama noch in der Nacht Lanka in Brand samt seinen Elefanten, Rossen, Wagen und Unholden, und erhob mit dem Bruder ein Wolkendonnergebrüll.

Da lagen die Unholde, deren Werk es gewesen war, Opfer, Gebete und heilige Handlungen zu stören, mit Söhnen, Freunden und Verwandten erschlagen, Zehnhals aber trat zornig aus Lankas Tor hervor: „Wo ist jener Rama?“ rief er, „der Mensch, der sich als Asket gebart, der Krieger mit dem Affenheer?“ und kam auf buntglänzendem Wagen mit wuchtigen, wohlgezogenen Pferden dahergefahren. Rama sah den Herrscher der Unholde nahen und rief dem Zehngesicht zu: „Hier bin ich, Rama, komm her zu mir, verruchter Ravana!“ — da sagte Lakschmana zum lotosäugigen Rama: „Ich will mit diesem Unhold kämpfen, bleib’ du hier, Starker!“ Und Lakschmana fuhr los und sperrte Ravana den Weg mit Regen von Pfeilen. Aber aus zwanzig Armen sandte der Zehnhals Waffen zu Hieb und Stich auf Lakschmana und hielt ihn kämpfend auf.

Da entbrannte ein gewaltiger Kampf zwischen beiden, die Götter schauten aus ihren fliegenden Wagen oben vom Himmel her dem Starken zu: Lakschmana zerschnitt mit seinen scharfen Pfeilen Ravanas Geschosse, tötete seinen Wagenlenker und auch die Pferde mit mondsichelscharfen Pfeilen. Der Held zerschnitt mit scharfen Pfeilen Ravanas Bogen und Banner und traf ihn selbst in die breite Brust. Da warf sich der Unholdfürst vom Wagen und langte im Zorn geschwind nach einem Speer, der von Schellenklang klingelte: seine Zunge flammte wie Feuerflammen, er strahlte wie ein großes Meteor. Den warf er mit fester Faust auf Lakschmanas Brust, der Speer riß sie auf und fuhr hinein — da erzitterten die Götter oben im Raume.

Als Rama sah, wie Lakschmana fiel, kam er geschwind mit dem weinenden Affenfürsten leidvoll herzu und sprach: „Wo ist Held Hanumant, mein Freund? Vielleicht ist mein Bruder noch am Leben und nur zu Boden gesunken.“ Als er so sprach, sagte Hanu-

mant, die hohlen Hände aneinanderlegend: „Hier steh' ich, Herr, gib mir deinen Auftrag.“ Rama sagte: „Großer Held, ich brauche ein heilendes Zauberkraut; mach meinen Bruder schnell wieder heil, starker Freund!“

Da schwang sich der Affe mit einem Sprunge in die Luft und begab sich zum ‚Trog‘berg, pflückte geschwind das Kraut, brachte es und heilte augenblicks Lakschmana vor den Augen Ramas und der Götter.

Danach erschlug der lotosäugige Rama, der Herr der Welten, alsbald was von Ravanas Heer an Unholden samt Elefanten, Rossen und Wagen übrig war; er stand von Affen umringt und zerfetzte mit seinen scharfen Pfeilen Ravanas Leib. Der Zehnköpfige ward davon besinnungslos, aber wie er mählich wieder zu Bewußtsein kam, richtete er sich zornig auf und erhob ein Löwengebrüll — die Schar der Götter erzitterte droben im Himmel, als sie den Laut vernahm.

Da aber nahte Agastya, der große Heilige — er hatte Ravana Feindschaft geschworen — und schenkte Rama einen siegverleihenden Zauberspruch, „Herz der Sonne“ genannt. Rama flüsterte den siegverleihenden Spruch, wie der Heilige ihn vorgesagt hatte, und bezeigte dem unvergleichlichen starken Bogen Vischnus, den der Heilige ihm geschenkt hatte, seine Verehrung. Der Starke zog die Sehne auf und bekämpfte mit goldspitzigen scharfen Pfeilen den Unholdkönig, kraftglühend zerfleischte er ihn an tödlichen Stellen.

Als die beiden furchtbar Starken miteinander kämpften, strömten sie Feuer gegeneinander aus, die Lohe wuchs und stieg aus ihrem Kampf gen Himmel. Wie der Kampf währte, kämpfte Held Rama unaussagbaren Mutes zu Fuß, da sandte ihm der Götterkönig seinen großen weltberühmten Wagen, den göttlichen, den tausend Pferde zogen, samt seinem Wagenlenker Matali. Von den hohen Göttern verehrt, bestieg der mondgleiche Rama den Wagen und gab Matali seinen Befehl; und mit der Brahmawaffe erschlug der gottgleiche Rama den grimmen Feind, den verruchten Zehnköpfigen, dem Brahma einst die Wahlgabe gewährte.

Als Ravana, der Feind, samt seinen Scharen erschlagen lag, sprachen Indra und alle Gottheiten zueinander: „Vischnu ward Rama und erschlug Ravana im Kampfe, unseren Feind, den keiner

zu töten vermochte; darum wollen wir herniedersteigen und den Unendlichen, Unbesiegten, der den Namen Rama trägt, verehren!‘ So sprachen die Himmelsbewohner und kamen auf vielen herrlichen Götterwagen zur Erde herabgeflogen. Rudra, Indra und sein Gefolge, der Mondgott und alle anderen Götter umringten den ewigen Schöpfer und Walter, Vischnu den siegreichen, des leibhaftie Erscheinung alle Welt ist, den unvergänglichen Rama samt seinem jüngeren Bruder und verehrten ihn und warteten ihm auf. „Dies ist Rama, seht, ihr Götter, und hier steht Lakschmana, hier ist Schönhals, der Sonnensohn, und hier steht der Sohn des Windes, und hier sind Angada und all die anderen‘, so sprachen die Himmelsbewohner. Ein schimmernder Blumenregen aber fiel auf Ramas und Lakschmanas Häupter aus den Händen der Götterfrauen, er erfreute den Kreis aller Weltrichtungen mit seinem Duft, und Bienenschwärme drängten sich auf seiner Spur.

Dann nahte Brahma auf seinem Wagen von wilden Schwänen gezogen und pries Rama mit dem Preislied, das unfehlbar heißt: „Du bist Vischnu, Anbeginn aller Werdewesen, Unendlicher, dem Erkennen erschaubar, du bist das ewige Brahman, das im ‚Ende des heiligen Wissens‘ als das Höchste gewußt wird. Indem du jetzt Ravana, den ‚Brüller‘, erschlagen hast, der alle Welten brüllen machte, hast du dem Wirken der Götter in allen Welten Bahn geschafft.“

So sprach der aus dem Lotosschoß Entsprungene. Schiva aber, der ‚Friedebringer‘, der Herr des Todes, neigte sich gütig vor Rama und ließ ihn König Dascharatha, seinen verklärten Vater, sehen. Beide sahen einander, dann zogen die Götter von dannen und riefen preisend: „Sita ist rein!“ — So ward Sita von allem Makel entsühnt. Rama hieß den Sohn des Windes die geschmückte Tochter Janakas, deren Leid zu Ende war, auf den herrlichen ‚Blumigen‘ Wagen heben, indes die Affen und sein Bruder ihr huldigten.

In höchster gläubiger Hingabe zu Schiva setzte er den Großen Gott mit seinem Willen auf der Mitte des Dammes, der Indien mit Lanka verbindet, zum Hüter ein, und davon heißt der Große Gott, der den Bogen führt, ‚Rameschvara‘, ‚der dessen Herr Rama ist‘. Wer ihn nur schaut, entsühnt sich von Mord und allen Sünden wider das Leben.

Als Rama sein Gelöbnis, des Vaters Geheiß zu erfüllen, eingelöst hatte, begab er sich in Liebe zu Bharata nach Ayodhya, der herrlichen Stadt, und erwies Bharata die Huld, um die er warb, und ward daselbst von Vasischtha und den Brahmanen zum Könige geweiht. Opfer und was die ewige Ordnung an ständigen frommen Werken verlangt, übte Rama mit seinen Bürgern und stieg am Ende zum Himmel auf.

Dies ist die Geschichte von Ramas Erdenwallen, o König, in Kürze erzählt; allen, die sie mit gläubiger Hingabe rezitieren oder anhören, verleiht Rama, der Herr der Welten, daß sie zu seiner himmlischen Stätte eingehen.“

Das Affenwesen entfaltet sich; anfangs stockend, anscheinend vergeßlich und ohne Verlaß, in sich selber verbuhlt und verloren, dann um so entschiedener und bereiter. Es entfaltet sich in Palavers seiner Großen, die mit der gleichen konventionellen Grandezza und zeremoniellen Ehrfurcht verlaufen, wie ein Kriegsrat unter Göttern oder Menschenfürsten. Man wechselt zartfühlende, respektvolle Reden in Gegenwart des hohen Freundes, des bedrohlich verstimmten Helfers, der selbst der Hilfe bedarf; sie sind bestimmt, Balsam in sein Ohr zuträufen, indes sie Mitgefühl und Hilfsbereitschaft seiner Bundesgenossen unterstreichen.

Das Affenwesen tummelt sich; großartig schwärmt es nach allen Richtungen der Himmelsrose, überschwemmt es alle Lande indischer Erdkunde, um seinen grenzenlosen Eifer darzutun. In der verheibungsvollsten Richtung brechen die stärksten und kundigsten Kräfte auf, unter ihnen Hanumant, das ist der „Kinnbacken-Bewehrte“; er verkörpert die unwiderstehliche Kraft der Urmacht des Waldes mit mythischen Zügen. Ihn schreckt keine Ferne, federnden Sprunges reißt er sich in sie hinein und ist — Bote und Späher — inmitten des Unholdwesens kundig daheim. Seine gesammelte Andachtskraft zwingt den vulkanischen Grund des Meeres, aus seiner Tiefe mittwegen den Berg heraufzuwölben, auf dessen Inselgipfel Hanumant in der absteigenden Bahn seines Riesensprunges den Fuß rasten kann, um sich erneut von ihm in die Höhe abzuschnellen zum zweiten Sprunge, der ihn zur Insel der Unholde trägt. Es ist, als ob sein Fuß überm Abgrund des Wogenden, Verschlingenden nur nach dem Fußbreit festen Grun-

des zu tasten brauchte, damit die Tiefe der Wasser — eigentlich nichts anderes als die Tiefe des wogenden Waldes, in dessen Dickichtgeheimnis er selbst zu Haus ist — ihm diesen Fußschemel aus ihrer kreißenden glühenden Tiefe entgegenhöbe. Die nachtwandlerische Sicherheit naturhaften Ahnens, das allerwegen unwillkürlich zu Haus ist, hat die beschwörende Kraft, im Bodenlosen, Wogenden das für den Augenblick Weitertragende zauberhaft heraufzubeschwören; wohin sie ihren Fuß setzt, wird Boden, die unterseeischen Gewalten, die verheerende und schöpferische Glut speien, Inselwelten aufwölben und wieder in sich schlingen, werden für sie zu dienenden Geistern.

Verklärte und fürstliche Vögel helfen den Affen auf die Spur, wie vormals dem Menschenhelden; aber ein Ungeheuer sperrt Hanumants Luftweg, es sperrt den Rachen weit auf, um ihn zu verschlingen. Valmikis „Ramayana“ erzählt dieses Reiseabenteuer ausführlicher und in doppelter Gestalt: Hanuman fährt der Unholdin Simhika, der „Löwigen“, die sich riesenhaft aus dem Salzmeer erhebt und ihren Riesenschatten auf ihn wirft, um ihn zu fangen, jählings wie ein Blitzkeil in den Rachen, nachdem er vergeblich selbst ins immer Riesigere gewachsen ist, um sie zu überwachsen, die wie eine Wolkenwand unermesslich schwelend ihm entgegンドrohte; er zerreißt ihr Inneres und trifft ihr Herz und entspringt dem Rachen der Sterbenden. So ist er vor ihr der Mutter der Schlangen begegnet; eine Wahlgabe gewährte dieser seit langem, daß der Sohn des Windes ihrem Rachen nicht entgehen solle, wetteifernd wächst sie mit ihm zu immer riesigerer Größe, da macht er sich in einem Nu daumenklein, tritt in ihren Riesenrachen und entschwingt sich ihm wieder: so ist der Wahlgabe Genüge geschehen, er selbst aber ist gerettet und setzt seinen Weg fort.

Ein riesiger Schatten fällt wachsend über die Bahn des Helden, der am Himmel dahinfliest, und verschlingt ihn, aber der Held entringt sich ihm sieghaft und zieht weiter auf seiner Bahn; ein meerisches Ungeheuer erhebt sich wie eine Wolkenwand und nimmt den Wanderer am Firmament in seinen Rachen: das ist das weltweit-mythische Schicksal des Sonnenhelden mit den periodischen Verfinsterungen seines Strahlenleibes und mit seinem täglichen Untergang im Meer der Nacht.

Die Nachtmeerfahrt der Sonne vom Untergang im Westen, rückläufig durch die Häuser der Unterwelt, zum morgendlichen Wiederaufgang, Jonas drei Tage und drei Nächte im Bauche des Fisches: dem Herrn widerstrebend, wird er verschlungen, zum willigen Künder seiner Botschaft gewandelt, wird er dem Lichte neu geschenkt, die Wiederauferstehung des Osiris, seine Neugeburt als Horus, das Wunder um Adonis, Christus niedergefahren in den Rachen der Hölle, am dritten Tage wieder auferstanden von den Toten, das Mysterium der Natur und Alchymie, „Stirb und Werde“ — das ist hier nur spielender Durchgang eines unerschrockenen Voltigeurs, ist kaum ein Aufenthalt.

Hanumant tritt in den Höllenrachen und Unterweltsleib des Ungeheuers, wie der Mond durch eine Wolke gleitet: unangefochten, unaufhaltsam. Der anderwärts zentrale und pathetische Mythos von Tod und Auferstehung des göttlichen Helden ist an ihm zu einem Reiseabenteuer, einer Episode verschrumpft, die beiläufig vermerkt wird. Aber so eben kennzeichnet der Vorgang die Gefeitheit und Furchtlosigkeit der tieferen Natur in uns, der Gewalt des zeitlosen Waldes gegenüber dem Problem des individuellen Todes, der Vergänglichkeit in der Zeitlichkeit. Die Preisgegebenheit aller Kreatur, deren tragisches Pathos der frühe Mensch im Schauspiel der sterbenden Tagsonne und in ihrer Verfinsternung anschaute, um in ihrem Wiederaufgang aus dem Rachen des Todes sich gleicher Hoffnung nach dem Tode zu getröstet, ist jener Tiefe in uns, deren Sinnbild der Wald ist, kein Gegenstand, dabei zu verweilen.

Der behende Affe ist jenseits der Sphäre verblutender Sonnen, wechselnder Monde, kreisenden Jahrlaufs. Was anderwärts kosmische Götteroper ist, herzzerreibend sinnvolles Schauspiel, darin das Lebendige Todesschauer und Wiedergeburtsahnung gewahrt und spiegelt, ist nur ein vorüberhuschender Schatten, der keinen Schauer von Vergänglichkeit strömt. Die Macht der Tiefe in uns blickt gelassen auf die Verdunklung unserer greifbaren Lichtgestalt im Bauch des Todes.

Diese Gestalt des Mythos vom sterbenden Sonnen- oder Jahresgott, zum Schnörkel verkürzt, zur Pirouette in Hanumants Luftsprung geschlungen, bezeichnet die Unwiderstehlichkeit der Macht, der Rama sich verschwistert hat, als er die Gunst der Kräfte des

Waldes gewann. Wäre er auch nicht Vischnu selbst, leibhaft Mensch geworden — über den Ausgang seines Kampfes mit den Unholden könnte kein Zweifel walten. Hanumant passiert den Rachen des Ungeheuers wie ein Tor, das sich unversehens in seine Flugbahn aufreckt, wie etwas schon aus vielen Untergängen Vertrautes. Es ist darin etwas von der Ereignislosigkeit, mit der ein Orientale sich zum Sterben hinlegen kann: jetzt wird wieder einmal, da die Situation es unausweichlich bringt, schnell gestorben; wieder einmal wird das Kleid gewechselt, die Individuation getauscht, die Kontinuität des Bewußtseins, Erinnern, was einer war, tat und litt, reißt dabei ab, dieser Identitätspaß der Person, das Notizbuch ihres Gedächtnisses bleibt gleichsam im alten, zerschlissenen Kleide zurück, mindestens findet keiner sie im neuen Kleide leicht wieder. Aber die christliche Frage: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“ stellt sich für die Macht des Waldes nicht, dieser Triumphlaut des auferstehungsgewissen Gläubigen ist wesenlos für sie. Diese Macht weiß einfach nichts von Sterben, sie kennt die wunderbaren Heilkräuter, die auf fernen Gipfeln sprießen und holt sie im Fluge herbei, um die schon todgeweihten Freunde auf dem Schlachtfelde wieder ins Leben zurückzurufen. Indes die Götter zuschauend um den Ausgang des Kampfes bangen, ist das Affenwesen rastlos tätig in Kampf und wunderbaren Hilfen.

Aus der angeborenen Unüberwindlichkeit: daß er die unverwüstliche Dschungelkraft selber ist, die nichts von Not und Tod weiß in ihrer wuchernden Gewalt, schöpft Hanumant den Schwung für sein furchtloses Boten- und Spähergeschäft. Der Anblick des großen Unholds schreckt ihn nicht: für ihn ist es ein lächerlicher Wüterich, wie er da liegt mit seinen zehn Köpfen und Hälsen und schnarcht, daß seine Nasenflügel sich wie Segel blähen. Die Schutzgöttin der Stadt vermag sowenig wider ihn, wie die Unholde, die ihn für Schabernack und Herausforderung strafen wollen: was sie ihm antun, kehrt sich gegen sie selbst.

Ramas Sieg ist unaufhaltsam, da ihm das Affenwesen hold ist. Kaum hat es sich an die Küste getastet, naht auch — ein glückliches Vorzeichen und Ankündigung des inneren Zerfalls der Unholdsmacht — der jüngere Bruder des Unholdkönigs und bietet huldigend seine Hilfe gegen ihn an. Der Gegenkönig und Thron-

erbe ist schon gefunden, ehe der Krieg begonnen hat. Das Meer weicht der drohenden Beschwörung des Helden, die Affen aber bauen ihm den wunderbaren Damm zur Insel des Feindes.

Der Kampf endet mit dem Tode des Unholdes; Ravana bleibt seiner dämonischen Unbändigkeit bis zum letzten Augenblicke treu, wie Goldgewand, Madhu und Kaitabha, und wie Rama selbst seiner selbstbeherrschten Festigkeit. Er ist der maßlose Gegenspieler des selbstbezwungenen Gottmenschen, als Widerspiel des Menschenhelden ins tierhaft Rohe gezerrt. Mit Rama überwindet Indien symbolisch die blinde Besessenheit der Menschenwelt von den Dämonen, die es so vielgestaltig und furchtbar beweglich ausgeprägt hat, wie kaum eine andere Kultur. Der zweiseitige Gottmensch, ganz irdischer Prinz, unkund seines überirdischen Ursprungs, überwindet den Unhold, der mit der Zehnzahl seiner Köpfe und Hälse alle vier Richtungen des Raums samt den vier Zwischenräumen und Zenit und Nadir beherrscht: der rings das All erfüllt mit seiner Willkür und Gewalt; der milde, furchtlose Held, der sein ganzes Wesen der göttlichen Ordnung unterwirft und opfert — Indiens klassische Prägung des Helden —, rettet die Welt und ist ihr geborener Herrscher.

Valmikis „Ramayana“, die klassische Gestaltung der Sage von Rama dem Mond, führt über die glückliche Wiedervereinigung der Gatten hinaus: ein Anhang erzählt, daß sie nicht beisammen bleiben dürfen. Nicht im Genuß des noch so schwer verdienten Besitzes liegt der Sinn des gotthaften Daseins, aber in der unabdingten Erfüllung der göttlichen Ordnung. Kein Makel darf an den Höchsten der Welt haften, die wandelnde Erfüllung der allgemeinen Ordnung sind und, sie vorbildlich aus sich strahlend, mit ihr die Welt durchtränken sollen. Rama und Sita müssen sich selbst, ihre Einheit opfern, um ganz zu vollbringen, wohin Geburt und eingeborene Größe sie geführt haben. Der Gottmensch verwirklicht klaglos das vorbildliche Leben und ist mit jedem Atemzug die erfüllte ewige Ordnung, wie Rama mit dem Beil ihr zürnender Wiederhersteller war. Die Welt ist immer noch da und ist dieselbe geblieben, wenn auch den Unholden der Garaus gemacht ist; die Welt erträgt es nicht, daß Rama die Frau wieder zu sich nimmt, die ein anderer so lange in Händen gehabt hat, sie zweifelt daran, daß es lohnte, Sita aus den Krallen des Unholds zurückzuholen,

sie klatscht aus der unwillkürlichen Einbildungskraft der eigenen Art, Sita sei in Ravanas Gewalt wohl auch nicht rein geblieben. Die Leute sehen in Ramas Verhalten ein schlimmes Beispiel, denn „was der König tut, danach handeln die Untertanen“. Rama begreift, daß sein Amt, an höchster Stelle die Menschenordnung zu wahren, keinen mißdeutbaren Zug verträgt, der ein zweifelhaftes Beispiel gäbe, er entschließt sich, die geliebte Frau, die er kaum wieder in Armen gehalten hat, zu verstoßen. Lakschmana muß sie an die Grenze des Reiches, in die Einsiedelei des Heiligen Valmiki geleiten. Dort bringt sie das Zwillingspaar der Söhne zur Welt, die vom Heiligen Valmiki die Sage ihres Vaters lernen.

Als sie herangewachsen sind, feiert Rama ein großes Opfer; unter den Heiligen, die zum Opferplatz zusammenströmen, befindet sich auch Valmiki mit seinen Schülern. Zwei unter ihnen tragen die Ramasage vor, und Rama erfährt, die beiden seien seine Söhne. Er schickt zu Valmiki, er solle Sita bringen, damit sie sich vor der Opferversammlung durch einen Schwur rein spreche. Valmiki verkündet, Sita sei rein, und Rama erklärt, er glaube ihm. Da nähren sich alle Götter, um der feierlichen Versammlung beizuwohnen, in der Sita sich verschwört, sie sei rein:

„Als Sita alle versammelt sah, legte sie die hohlen Hände zusammen und sprach geneigten Hauptes und gesenkten Blicks: „So wahr ich keinen anderen im Sinne trage als Rama, soll die Göttin voller Süße sich auftun und mir Raum geben! So wahr ich Rama in Gedanken, Tat und Wort verehre, soll die Göttin voller Süße sich auftun und mir Raum geben! So wahr dies von mir wahr gesprochen ist und ich um keinen anderen als Rama weiß, soll die Göttin voller Süße sich auftun und mir Raum geben!“ — Als sie sich so verschwörte, geschah ein Wunder: ein herrlicher Götterthron erhob sich aus der Erde, gewaltige Schlangen trugen ihn auf ihren Häuptern, die von göttlichen Juwelen funkelten. Auf ihm ergriff die Göttin Erde Sita mit beiden Armen, begrüßte sie mit Willkommwort und setzte sie auf den Thron. Vor aller Augen saß und sank sie auf ihm in die Tiefe hinab, indes ein ununterbrochener Blumenregen vom Himmel sich über sie ergoß und Beifallsrufe der Götter sich jäh erhoben.“

So kehrt Sita, die „Furche“, in den Schoß der Mutter Erde heim, aus dem sie ans Licht gestiegen ist. Das Hohe, Reine, in der Welt

vereinsamt, begreift sich nicht von den vielen: das ist die Preisgegebenheit des Göttlichen auf dem Markt der Welt, aber in seinem Verkanntbleiben steht es bewahrt vor Griff und Blick; es scheidet aus ihr, wenn es seine Bahn durch sie ohne Abirren vollendet hat, heimkehrend in sein mütterliches Element. Das vorbildliche Menschenpaar vollendet seine eingeborene Größe mit immer höheren Opfern an Glück in der vorbildlichen Erfüllung der göttlichen Ordnung. Es ist uns nichts zu selbstverständlich unschuldigem Besitz gegeben — das ist schon Wahn, der zwar noch nicht Schuld, aber schon Betörtheit ist, die der Urgrund alles Weltseins ist und uns in Leiden verstrickt. Auch die glücklich Liebenden, die endlich einander wiedergefunden haben und alles Recht aufeinander empfinden, haben sich gleichsam nur geliehen zu eigen, wie alles nur geliehen und auf Zeit zu eigen ist, indes wir es anders vermeinen.

Sitas Gestalt in ihrem unschuldigen Leiden, mit ihren vorbildlichen Frauentugenden, Reinheit und Geduld, erfüllt das indische Herz mit immer neuem Entzücken, neben ihr steht schwesterlich im Mythos die Königstochter Savitri: die Frau, die um ihren Gatten mit dem Tode ringt, wie Rama um Sita mit dem Unhold, und deren Hingabe und Reinheit das Unmögliche erzwingt, daß der Tod den ihm Verfallenen freigibt.

3. Savitri

Manu, der erste Mensch, sprach zum fischgestaltigen Vischnu: „Wer ist die edelste unter den gattentreuen Frauen? Wer hat den Tod besiegt? Welcher Frauenname, unter den Menschen preiswürdig für alle Zeiten, macht alle Sündenschuld zunichte, wenn er gepriesen wird?“

Der Fisch sagte: „Auch Yama, der König ewiger Ordnung, der Todesgott und Totenrichter, verfährt bei gattentreuen Frauen nicht gegen den Strich, er weiß um das ewige Recht. Sie sind immerdar verehrungswürdig — sogar für ihn. Hier will ich dir eine Geschichte ausmalen, die alle Sündenschuld zunichte macht: wie eine Frau ihren Gatten erlöste, der sich in der Schlinge des Todes befand. Vorzeiten herrschte über das Volk der Madra König

Aschvapati; der hatte keinen Sohn und litt darunter. In seinem Sehnen nach einem Sohn verehrte er die Gottheit der heiligsten Strophe der Veden, Savitri, die alle Wünsche gewährt — treffliche Brahmanen lehrten ihn so. Hundert Brahmanen opferten Tag um Tag der Savitri mit weißen Senfkörnern, und als zehn Tage vergangen waren, in der vierten Nacht der Mondhälften, ließ Savitri sich leibhaft sehen vor dem Menschenbeherrschter. Sie sprach: „König, du bist mir unwandelbar ergeben, wahrlich, ich will dir eine Tochter schenken. Von meiner Gnade geschenkt erhältst du eine strahlende Tochter an Sohnes Statt.“ — So sprach die Göttin zum König, der sich anbetend vor ihr neigte, und ging, unstat im Raume schwebend, ins Unsichtbare.

Malati hieß die gattentreue Gemahlin des Königs, sie gebar ihm im Laufe der Zeit eine Tochter. Von Savitri geschenkt, war sie ihr ähnlich an Gestalt, und der König sagte: „Sie soll Savitri heißen.“ Als sie herangewachsen war, bestimmte ihr Vater sie Satyavant zur Frau. Danach sagte der Heilige Narada zum kraftstrahlenden Könige: „In einem Jahre ist die Lebenszeit des Königssohnes Satyavant abgelaufen.“ Aber der König gedachte des Wortes „Mädchen werden nur einmal in die Ehe vergeben“ und blieb trotz Naradas Mahnung dabei, seine Tochter dem schönen Sohne Dyumatsenas zu vermählen.

Als Savitri im Hause König Dyumatsenas mit ihrem Gatten Satyavant vereint war, erwies sie ihrem Gatten und ihrem Schwiegervater vollkommenen Gehorsam; aber das Wort Naradas quälte ihren Sinn. König Dyumatsena erblindete und wurde wenig später mit den Seinen aus seinem Königreich vertrieben, er hatte keine Freude an dem Königskinde, das er zur Schwiegertochter bekommen hatte. Die Vertriebenen lebten beisammen in der Wildnis.

Es kam der Tag, nach dem Satyavant nur mehr vier Tage zu leben hatte; da legte sich die fromme Königstochter mit Einwilligung ihres Schwiegervaters ein dreitägiges Fasten auf. Als dann der letzte Tag gekommen war, ging Satyavant, der nichts von seinem nahen Ende ahnte, in den Wald, um Brennholz, Blumen und Früchte zu holen. Savitri begleitete beklommen den Gatten in den großen Wald; der blinde König gewährte ihr, daß sie ihn allein ließ; er scheute sich, ihr eine Bitte zu weigern. Mit

zerquältem Denken verbarg sie ihre große Angst und fragte im Walde den Gatten nach Bäumen, die sie nicht kannte, und der heldenhafte Mann sprach zur Königstochter mit den großen Lotosaugen und wies ihr Bäume, Vögel und wilde Tiere im Dickicht.

Satyavant sprach: „Sieh hier im Wald, den frisches Gras bedeckt, den reizenden Mango, er ist den Augen lieb und dem Geruch und mehrt im Frühling die Liebeslust. Sieh auch den roten Aschoka im Walde, wie schön er blüht, er lacht mich an wie der Frühling, du Großäugige! Zur Rechten sieh hier den schönen Waldfleck, mit Kimschukas bestanden, sie leuchten wie flammendes Feuer! Aus den Waldstreifen steigt der Geruch der Duft-Mangoblüten, und der Wind umfängt uns mit Schmeichelgebärden, die uns die Müdigkeit nehmen. Hinter uns jener Waldstrich, du Weitäugige, schimmert golden mit blütenbesäten Karnikarabäumen. Und dieser schöne Fleck hier, wo Netze von Schlingpflanzen den Weg sperren, wie reizend ist er im Schmuck seiner Blütenfülle, du ringsum Feingliedrige! Unter dem Anschein des Summens honigtrunkener Bienen zieht der Liebesgott schwirrend die Sehne seines Bogens an, du Schönfarbene, und will treffen, wer des Weges kommt. Dieser Waldfleck hallt wider von den Stimmen der Kokilmännchen, ihre Schnäbel schimmern hell von den Früchten, die sie kosteten, er gleicht dir mit deinem fein gemalten Zeichen auf der Stirn. Der Kokil im Wipfel des Mangobaumes ist gelbrot von Blütenstaub, kaum zu gewahren, er verrät sich durch sein Rufen wie ein Edler durch sein Gebaren. Von Blume zu Blume fliegt der Brummer durch den Wald, liebevoll summend, hinter der Liebsten her, ihr Leib ist mit Blütenstaub besalbt. Das junge Kokilmännchen kostet zusammen mit der Geliebten vom Blütenschößling des jungen Mango, den es mit der Schnabelspitze abgebrochen hat, obschon doch noch viele andere Blüten im Walde stehen. Dort im Wipfel des Baums füttert ein Krähenmännchen sein Weib mit dem Schnabel, es hat gebrütet und deckt mit den Flügeln die Jungen. Ein junges Haselhuhn hat mit seinem Liebsten eine Falte im Boden aufgesucht und nimmt, von Liebesverlangen überwältigt, keine Nahrung zu sich. Aber der Sperling hängt in Liebeslust am Schoße der Geliebten, und immer von neuem erregt sein Spiel den Liebenden Sehnsucht, du Weitäugige! Dort hat ein Papagei mit

seinem Weib sich auf einen Zweig geschwungen und drückt ihn mit der Kralle herab, und der Zweig sieht aus, als wäre er von Früchten schwer.

Dort im Dickicht ruht ein junger Löwe, satt vom Safte blutigen Fleisches ist er in Schlaf gefallen, und seine Liebste liegt zwischen seinen Pranken. Sieh dort das Tigerpaar in der Felshöhle, das Glitzern seiner funkelnden Augen scheint die Höhle zu zerspalten. Der Panther dort leckt seine Liebste wieder und immer wieder mit der Zungenspitze und fühlt Lust, wie seine Liebste ihn beleckt. Die Äffin bereitet ihrem Affen Behagen: sie hat seinen Kopf in ihren Schoß genommen, und während sein Sinn schlafübermannt ist, sucht sie ihn ab. Der Wildkater dort krallt seine Schöne, die zur Erde herabgesprungen ist und den Bauch nach oben kehrt, und beißt sie mit den Zähnen und tut ihr dabei nicht weh. Häslein und Häsin sind eingeschlafen, beide eng aneinander gedrückt, ihr Leib und ihre Füße sind ganz verschmolzen, man kann sie nicht auseinander kennen, aber ihre Ohren heben sich deutlich ab. Aber der brunstfrohe Elefant, der im lotoserfüllten Teiche gebadet hat, bringt seiner Liebsten Bissen von Lotoswurzeln zu essen, du Schlanke! Die Wildsau, der die Ferkel nachlaufen, folgt der Spur ihres Liebsten und macht Bissen aus den Wurzeln, die sein Rüssel aufwühlt. Der Büffelstier mit stämmigen Gelenken, den Leib von Schlamm gesalbt, folgt voll mächtigem Verlangen der Liebsten, die im Walde davonläuft. Und sieh, Schlankgliedrige, die gefleckte Gazelle, wie sie mich voll Wißbegier mit prüfenden Blicken mustert, weil ich meine Frau bei mir habe. Sieh, ein Gazellenweibchen kratzt sich mit dem Hinterfuße das Gesicht und furcht voll Zärtlichkeit den Gatten mit der Spitze des Gehörns. Sieh dort geschwind die Yakkuh mit weißem Schwanz, sie röhrt sich nicht zum Gehen, der liebestolle Yakbüffel macht sich über sie und blickt mich voll Hoheit an. Sieh dort den Wildstier mit seinem Gemahl sich an der Sonnenglut freuen, wie er wiederkäut und die Krähe von seinem Nackenbuckel wehrt! Sieh den Ziegenbock mit seinem Gemahl, wie er seine Vorderfüße am breiten Stamm des Badaribaums aufstemmt und seine Früchte zu essen verlangt. Den Wildschwan sieh, der mit seinem Gemahl über das lauterklare Gewässer hinzieht — es ist, als mache er aus seiner Geliebten eine rings beblühte Lotospflanze, du Schöne!

Früchte hab' ich gesammelt, du mit den schönen Brauen, und du hast Blumen gesammelt; Brennholz ist noch nicht gemacht, das will ich jetzt machen. Halte dich hier am Ufer des Teiches im Schatten der Bäume, verweile einen Augenblick und ruh' dich aus!“

Savitri sprach: „Das will ich tun, Geliebter, aber entferne dich nicht vom Pfad meiner Blicke, ich fürchte mich hier im wilden Walde!“ Da machte er Brennholz im Walde unter den Augen der Königstochter, nahe von ihr, noch voll vom Saft des Lebens, aber in ihren Gedanken war er schon tot.

Wie er so Holz spaltete, befiehl ihn Kopfweh. Schmerzgequält ging er zu ihr und sprach: „Ich habe von der Anstrengung Kopfschmerz bekommen, mir ist, als ginge ich in ein Dunkel ein, und ich erkenne nichts mehr. Laß mich mein Haupt in deinen Schoß legen, ich will jetzt schlafen!“ So sprach der König zur Königstochter und legte, mit Augen trüb vor Schlafrunkenheit, den Kopf in ihren Schoß und schlief ein.

Da sah die gattentreue reine Königstochter den Todesgott, Yama, den „König ewigen Rechts“, wie er leibhaftig herankam. Der Mächtige war dunkelfarben wie blaue Lotosblüte und war in gelbes Gewand gekleidet. Er glich einer regenschweren blau-schwarzen Wolke, deren Leib von Blitzen wie Schlingpflanzen umwunden ist: schimmernd mit sonnenfarbenem Diadem und Ohrgehängen, mit schwerem Perlenschmuck auf der Brust und mit Ringen an den Armen. Seinen Schritten folgten Zeit und Tod.

Er trat herzu: da zog er aus Satyavants Leibe das daumengroße Seelenmännchen, in seiner Schlinge gefangen, ihm verfallen, und schritt damit eilends nach Süden, wo die Todeskräfte zu Haus sind, von dannen.

Als Savitri mit den herrlichen Hüften ihren Gatten leblos sah, ging sie unermüdet dem entschreitenden Könige ewigen Rechtes nach, sie legte bittend die hohlen Hände zusammen und sprach mit zuckendem Herzen: „Die Erdenwelt gewinnt der Mensch durch fromme Liebe zur Mutter, die mittlere Welt durch fromme Liebe zum Vater, und wer auf den Lehrer hört, gewinnt die Welt Brahmias. Alle ewige Ordnung ehrt, wer diese drei ehrt. Wer diese drei nicht ehrt, erntet von keinem Werke Frucht; solange diese drei am Leben sind, folge er niemand anderem. Immerdar höre auf sie, wer auf Liebes und Gutes bedacht ist. Wenn er ohne ihre Rechte

zu schmälern bei jemand anderem in Dienst und Abhängigkeit ist, so bringe er ihnen diesen Dienst in Gedanken, Worten und Werken als ein insgeheim für sie gemeintes Opfer dar. Denn in diesen dreien ist alle Pflicht des Menschen beschlossen.'

Yama sprach: 'Kehr schleunigst um und laß von deinem Wunsch. Wohl gibt es außer diesen keine Pflicht. Mich hältst du auf, und dich ermüdest du, drum spreche ich jetzt so zu dir. Eltern und Lehrer zu verehren war Lust für deinen Gatten, und du bist wie eine Frau sein soll, bist deinem Gatten ganz ergeben. Kehr heim, du Fromme du bist jetzt müde.'

Savitri sprach: 'Der Gatte ist Gott für die Frau, der Gatte allein ist ihr Ein und Alles. Dem Gatten folge die treue Frau: er ist der Herr über den Schatz ihres Lebens. Ermessenes gibt der Vater, Ermessenes der Bruder, Ermessenes der Sohn — welche Frau ehrte den Gatten nicht: den Geber des Unermessenen? Wohin mein Gatte geführt wird oder selbst geht, da muß ich auch hingehen, soweit ich vermag, höchster der Götter! Vermag ich dir, der meinen Gatten mitnimmt, auf deinem Gange nicht zu folgen, so will ich mein Leben hinfahren lassen. Möchte wohl eine hochgesinnte Frau, des Schmuckes wert, durch das Wort „Wittum“ verdunkelt, auch nur einen Augenblick ungeschmückt leben?'

Yama sprach: 'Du Gattentreue, Reine, hochzufrieden bin ich mit dir, du Strahlende — wünsche dir unverweilt eine Gabe außer dem Lebenshauche Satyavants.'

Savitri sprach: 'Gib meinem edlen Schwiegervater, der sein Augenlicht verlor und dessen Königsmacht zerfiel, Königsmacht und Augenlicht wieder.'

Yama sprach: 'Auf fernem Pfade kehre um, du Gute, dies alles wird geschehen, wie du gesagt. Mich hältst du auf, und dich ermüdest du, drum spreche ich jetzt so zu dir.'

Savitri sprach: 'Wo käme Ermüdung her, woher käme Leiden, wenn Gute mit Guten sich begegnen? Darum fühle ich keine Ermüdung in deiner Nähe, höchster der Götter! Gute allein sind immerdar Zuflucht für die Rechten wie für die Schlechten, die Bösen sind nicht Zuflucht für die Bösen, noch für die Guten, und nicht einmal für sich selbst. Nicht von Gift noch Feuer, nicht von Schlange noch Schwert kommt solche Gefahr wie von den Bösen, die ohne Grund allem, was lebt, feindlich gesonnen sind. Wie Gute

ihr eigen Leben hingeben, um anderen zu helfen, so opfern es auch die Bösen auf, ganz versessen, andere zu quälen. Wer diese Welt für unwert hält wie einen Grashalm, opfert sein Leben, so opfert der Böse, der anderen zu schaden vermag, seine andere Welt. Daher erkannte Brahma, der Ältervater der Welt, selbst, um die Bösen zu schlagen, unter den Menschen Schar für Schar einen König. Der König soll über die Menschen wachen, die Rechten ehren und die Bösen zähmen. In dieser Welt ist der König Weltüberwinder, der die Bösen zähmt und die Guten beschirmt, das bildet die Pflicht des Königs, der nach seinem Tod in den Himmel der Götter einzugehen verlangt. Du aber bist der strafende Herr über die Bösen, die unter den Königen der Menschen straflos blieben, darum erscheinst du mir als der Gott über den Göttern. Die Guten aber tragen die Welt, und du stehst allen Guten voran. Darum werde ich nicht müde, o Gott, wenn ich deinen Schritten folge.'

Yama sprach: ,Zufrieden bin ich, du Weitäugige, mit deinen Worten, die heiliger Ordnung voll sind. Wünsche dir unverweilt eine Gabe außer dem Lebenshauche Satyavants.'

Savitri sprach: ,Einhundert leibliche Brüder wünsche ich mir, o Herr! Ohne männliche Nachkommen ist mein Vater, er soll Söhne haben und glücklich werden!'

Zu ihr sprach Yama: ,Geh, Untadlige, wie du gekommen! Mit Totenbräuchen mühe dich um deinen Gatten. Nachzufolgen vermagst du ihm nicht, der in die andere Welt gegangen ist. Gatten-treu bist du, darum wirst du alsbald zu mir gelangen. Mit seinem Gehorsam gegen die Eltern und seinen geistlichen Lehrer hat Satyavant viel Heiligkeit erworben, darum führe ich selbst ihn hinweg. Es ist Pflicht für den Klugen, Vater, Mutter und Lehrer zu ehren, du Schönfarbene. Und diese drei hat Satyavant immer-dar in der Waldwildnis zufriedengestellt und geehrt, mit dir vereint hat er sich auf lange Seligkeit im Himmel der Götter errungen. Durch Glut der Askese und Keuschheitswandel und Verehrung des heiligen Feuers gehen die Menschen zur Seligkeit im Götterhimmel, und durch gehorsame Verehrung von Älteren. Den Lehrer, den Vater, die Mutter und den älteren Bruder darf man nicht gering-achten, zumal keinen Brahmanen. Der Lehrer ist die leibhaftige Erscheinung Brahma, der Vater ist leibhaft der ,Herr der Aus-

geburten', die Mutter ist leibhaftige Gestalt der Erde, der Bruder ist leibhafte Gestalt des eigenen Selbst. Durch die Zeugung tragen die Eltern Mühe bei der Entstehung der Menschen, auch nicht in Hunderten von Jahren kann sie vergolten werden. Ständig soll man ihnen Liebes erweisen und dem Lehrer immerdar. Wenn diese drei zufrieden sind, ist alle Askese erfüllt. Gehorsam diesen dreien heißt höchste Askese, nicht soll man ohne ihre Einwilligung in einer andern Lebensordnung wandeln. Sie sind die drei Welten, sie sind die drei Lebensstufen, eben sie sind die drei Veden und heißen auch die drei Opferfeuer: der Vater ist das hausväterliche Feuer, die Mutter gilt als das Feuer der Südseite, und der Lehrer ist das Feuer für die Götterspenden — hochheilig ist diese Dreizahl der Opferfeuer. Der Hausvater, der diese drei bedachtsam hegt, erringt sich alle drei Welten; leibhaft wie ein Gott strahlend freut er sich im Himmel der Götter. — Dein Wunsch getan, kehr um, du Gute, dies alles wird geschehen, wie du gesagt. Mich hältst du auf, und dich ermüdest du, drum spreche ich jetzt so zu dir.'

Savitri sprach: ,Das Rechte zu üben, o bester der Götter, wie brächte es Müdigkeit und Erschöpfung? Und deinen Füßen sich zu weihen ist Urgrund alles rechten Wandels. Darum soll der Kluge das Rechte üben, sein Gewinn zeichnet sich vor allem anderen Gewinn aus. Das Rechte, die Habe und die Sinnenfreude, diese Dreizahl ist die Frucht eines Lebens; aber wer des Rechten er-mangelt, o Herr, bei dem gleichen Sinnenfreude und Habe dem Sohne der Unfruchtbaren: es kann sie nicht geben. Aus dem Rechten wächst die Habe, so auch die Sinnenfreude, aus dem Rechten wächst diese und die andere Welt, das Rechte allein folgt dem Menschen nach, wohin immer er geht. Denn samt dem Leibe geht alles andere zugrunde; einsam ist alles was lebt in der Geburt, einsam im Tode. Allein das Rechte folgt ihm nach, nicht Freunde noch Verwandte. Tat, Glück und Schönheit: alles wird durch das Rechte erlangt. Die Welten Brahmas, Indras und Vischnus, Schivas und des Mondes und aller anderen Götter, die alle Wünsche gewähren, erreicht der Mensch durch das Rechte, die seligen Eilande und die beglückenden Weltteile. Dank des Rechten gehen die Menschen zu ,Freude' und anderen Lustgärten der Götter ein und erlangen, auf dem Rücken des Himmelsgewölbes zu leben und in wunderbaren schwebenden Götterpalästen und bei reizenden

Himmelsfrauen. Sonnengleich strahlende Leiber sind immerdar der Frommen Lohn, Königtum, und erwünschte Erfüllung alles Verlangens.

Die großen heiligen Weihen sind Frucht frommen Werkes, die Herrscherstäbe aus Gold und Beryll, blendend wie die Sonne, und Yakschweifwedel als Zeichen königlicher Hoheit werden den Menschen reiner Werke zuteil, du Wächter über die Götter! Durch frommes Werk erlangt der Mensch, daß der Sonnenschirm der Königswürde, weiß schimmernd wie der volle Mond, von Seide und Juwelen strahlend, ihm zufällt, daß Siegrufe, Schall der Muschelhörner und Preisworte von Wagenlenker und Sänger ihm entgegenschallen. Der Königsthron und die Wasserkanne, aus der die Könige geweiht werden, herrliches Essen und Trinken, Gesang, Dienerschaft, Kränze und Salben, erlesene Juwelen und Kleider sind die Frucht frommen Werkes, dazu Frauen voll Schönheit, Größe und Tugenden, die den Sinn berücken. Wer Gutes tat, wohnt auf Palastterrassen, die mit Kränzen von Yakschweifen und goldenen Glöckchen gekrönt sind. Um reinen Werkes willen, das er einst vollbrachte, tragen den Menschen die Pferde; auf goldgegürterten Elefanten, die wankenden Burgen gleich einher schwanken, reiten Menschen dank frommer Werke.

Zum ewigen Rechten, das alle Wünsche gewährt, alle Schuld und bösen Wandel zunichte macht, tragen die Menschen ihre gläubige Hingabe samt frommem Werke, o Gott! Seine Tore sind Opfer, Askese, Freigebigkeit, Selbstbezwigung, Geduld, Keuschheit, Wahrhaftigkeit, glückbringende Wallfahrten, Lernen heiliger Lehre, ihr Bewahren und Weitergeben, das Zusammenleben mit Guten und Verehrung der Götter, Gehorsam gegen Ältere und Lehrer, Brahmanen ehren, die Sinne besiegen, keusch und frei von Ichsucht leben.

Darum soll der Kluge immer das Rechte üben, denn der Tod wartet nicht ab, ob er's getan hat oder nicht getan. Schon das Kind soll im Rechten wandeln, unbeständig ist das Leben, o Gott — wer weiß, wann der Tod ihm jählings naht? Aber die Menschenwelt sieht zwar den Tod vor Augen, aber sie geht dahin, als wäre sie unsterblich — höchst seltsam ist das, höchster der Götter! Das Kind sieht die Jugend vor sich, Jugend das Alter, aber der Alte, der schon im Schoße des Todes sitzt — was sieht er vor sich?

Findet er dort selbst Schutz, wohin führt ihn sein Gang mit dem Tode? Nichts ist furchtbar, gemessen am Tode, und nirgends ist er den Lebendigen nicht zu fürchten — aber die Wahren, die immerdar Gutes getan haben, sind auch im Tode ohne Furcht.'

Yama sprach: ,Zufrieden bin ich, Weitäugige, mit deinen Wörtern, die voll heiliger Ordnung sind, Wünsche dir unverweilt eine Gabe außer dem Lebenshauche Satyavants.' — Savitri sprach: ,Ich wünsche mir, von dir geschenkt, einhundert leibliche Söhne; für den Kinderlosen findet sich kein Pfad in den Welten.' Yama sprach: ,Dein Wunsch getan, kehr um, du Gute; Frucht tragen wird, was du gesprochen hast. Mich hältst du auf, und dich ermüdest du, drum spreche ich jetzt so zu dir.'

Savitri sprach: ,Du kennst die Regeln des Rechten und Unrechten, alle Ordnung des Rechten setzest du in Lauf, du bist der Schirmherr aller Lebendigen, du heißtest Yama, der ,Bändiger', und bändigst alle Geschöpfe. Weil du mit der Ordnung des Rechten alle Geschöpfe erfreust, geben dir die Guten den Namen ,König der Rechtsordnung'. Gutes und Böses stellen die Menschen, wie sie es tun, vor sich, damit treten sie im Tode vor dich hin, darum heißt du ,Tod'. Zeit und Halbzeit für alle zählend stehst du da, darum gibt, wer dein wahres Wesen erschaut, dir den Namen ,Zeit'. Weil du der große Endebringer für alle Wesen bist, darum nennen dich, du Großstrahlender, alle Götter den ,Ender'. Du wirst als erster Sohn des allhinleuchtenden Sonnengotts gefeiert, darum spricht man in allen Welten von dir als dem ,Kind des Allhinleuchtenden'.

Wenn der Schatz der Werke früheren Lebens, der dieses Lebens Dauer bestimmt, dahingeschwunden ist, ergreifst du jählings den Menschen, davon heißt du in der Menschenwelt ,der allem den Lebenshauch raubt'. Dank deiner Gnade geht die ewige Ordnung der drei Veden nicht unter, verharren die Geschöpfe in ewiger Ordnung, dank deiner Gnade fließen die Kästen nicht ineinander. Du wirst als ewiger Pfad der Wahren gepriesen, Welthüter aller Lebendigen, Hüter der Grenzen! Edelster der Götter, hilf mir Unglücklichen, die bei dir Hilfe sucht, hilf auch den beiden unglücklichen Eltern des Königssohns!'

Yama sprach: ,Ich habe Gefallen an deinem Preisen und deinem Glauben, du Fromme, und gebe dir deinen Gatten Satyavant frei. Empfange was du verlangst, und geh, du Zarte! Fünfmal achtzig

Jahre lang wird er König sein mit dir vereint, dann wird er zum Rücken der Himmelsschale aufsteigen und bei den Göttern in Seligkeit leben. Hundert Söhne wird Satyavant in dir zeugen, und alle werden Könige sein, den Göttern vergleichbar. Die ersten unter ihren Söhnen werden immer von dir ihren Namen haben. Und dein Vater wird mit deiner Mutter hundert Söhne haben. Wer mich mit deinem Preislied lobt, du Fromme, morgens wenn er aufgestanden ist, der soll auch ein langes Leben haben.' So sprach Yama und gab den Königsohn frei und schritt samt Zeit und Tod ins Unsichtbare.

Da ging die reine, schönfarbene Savitri den Pfad, den sie gekommen war, zurück zum toten Satyavant. Sie trat zu ihm und nahm sein Haupt in ihren Schoß. Die Schlanke saß nieder, indes die Sonne untergehend niederwärts hing. Und Satyavant, freigegeben vom 'Könige ewigen Rechtes', tat langsam, ganz langsam beide Augen auf und regte sich. Dann sprach er mit wiedergekehrtem Lebenshauche zu der Geliebten: 'Wohin ist jener Mann gegangen, der mich mit sich fortzog? Nicht weiß ich, Schönheitige, wer dieser Mann ist. Und der Tag ist vergangen, derweil ich hier im Walde schliefe, du Feine! Von Fasten bist du matt, und ich war dir zur Last und habe harten Herzens Besorgnis um mich über die Eltern gebracht. Schnell will ich sie wiedersehen, komm eilends!'

Savitri sprach: 'Da die Sonne gesunken ist, wollen wir, wenn es meinem Gebieter gefällt, zur Einsiedelei gehen, zum blinden Schwiegervater und der Mutter, dort will ich dir sagen, was sich begeben hat.' Sie kamen beide zur Einsiedelei: da hatte König Dyumatsena das Augenlicht schon wiedererlangt und quälte sich mit seiner Gattin, daß er seinen geliebten Sohn und die von Fasten abgezehrte Schwiegertochter nicht sah. Die Asketen in der Einsiedelei trösteten ihn; da sah er seinen Sohn mit der Schwiegertochter vom Walde daherkommen. Savitri mit den schönen Hüften und Satyavant neigten sich ehrfürchtig vor dem Könige; der Vater umarmte Satyavant, der Königsohn begrüßte alle Asketen und verbrachte, heiliger Ordnung kundig, die Nacht in Gesellschaft der Heiligen. Und die untadelige Savitri erzählte, was sich begeben hatte. In dieser Nacht endete sie ihr Fastengelübde.

Als die Nacht sich neigte, kam unter Musik das Volk und Heer des Königs, ihm die Königsherrschaft anzutragen, und teilte ihm

den Auftrag der Minister mit: „Der ehedem die Königsherrschaft an sich riß, o König, als du blind warst, der König ist von den Ministern erschlagen, und du bist König in unserer Stadt.“ Als der König das vernahm, zog er fort mit dem Heer von Elefanten, Wagen, Reitern und Fußvolk und nahm vom großwesenden Könige ewigen Rechtes das ganze Königreich zu eigen. Und Savitri, die schöne Frau, bekam einhundert Brüder: so rettete die gattentreue gute Königstochter das Haus des Vaters und das Haus des Gatten, die Schönhüftige befreite den Gatten, als er der Schlinge des Todes verfallen war. Darum sollen fromme Frauen von den Männern immerdar wie Gottheiten verehrt werden: ihre Reinheit trägt alle drei Welten. Nie bleibt ihr Wort fruchtlos in allen Welten und bei allen Wesen. Darum sollen alle, die nach Erfüllung ihrer Wünsche verlangen, sie immerdar verehren.“

Eine Gestalt, die alle Zeiten und Räume überwächst: die Frau, die um des Mannes willen den Tod nicht fürchtet und ihn besteht. Wie Savitri, bringt Isis den toten Gemahl wieder ins Leben zurück, wie sie folgte die „wahre“ Hindufrau, die „Sati“, dem Gatten auf dem Pfade des Todes nach, wenn sie sich mit seinem Leichnam verbrennen ließ. Savitri ist das Urbild der „wahren“ Frau, die ganz der Erfüllung göttlicher Lebensordnung lebt und so von ihr zu zeugen weiß, daß auch ihr göttlicher Hüter darüber ohne Widerrede bleibt. Ein großes Bild: die Frau, dem Todesgötte unermüdet nachschreitend, mit Reden ohne Ende ihn zum Hören und immer neuen Gewähren zwingend; Weib und Tod miteinander im Gespräch über die Weisheit, die alles Leben trägt, und die unterwürfig Fromme, selbstlos Gläubige hat das letzte Wort. Die Frau, die mütterlich das Leben in sich trägt und aus sich bringt, wie die Mutter Erde, steht dem Tode unbefangener, stärker gegenüber als der Mann, der, wie er ein Kind seiner Mutter ist, viel mehr ein Kind des Todes scheint als die Frau.

Wie die Göttermutter Aditi einen Zauber übt, wenn sie Vischnu beschwört, ehe er als Knirps in ihren Leib eingeht: „So wahr ich dieses wahr gesprochen habe“ — nämlich alles, was sie preisend erkennend über Vischnus Wesen gesagt hat —, „so wahr sollen alle meine Wünsche in Erfüllung gehen!“ — ein Zauber des „Ergreifens der Wahrheit“ (satyagraha), uralt und zuletzt von Gandhi

als Beschwörung sittlicher Kräfte und politischen Schicksals erneuert: reine Opferbereitschaft zwingt die Mächte, zu helfen — so übt Savitri mit all ihren Worten an den Tod Beschwörung und Zauber. Dem Unwissenden entzieht sich die Gottheit, der wissen- den Seele muß sie sich stellen. Savitri spricht das Wesen des Gottes an, den sie gewinnen will, sie spricht von allen Formen des Rechten, dessen richtender Hüter er ist. Weil sie selbst von fleckenlos rechtem Wandel ist und für einen Reinen bittet, sind ihre Worte mächtig: ihr Wissen quillt aus ihrem Wesen, wenn es auch die Weisheit aller Ahnen ist, und trifft ins Wesen der Gott- heit. Sie weiß um das Wesen des Gottes: ihr eigenes hat innig teil an seinem; das hält ihn fest, der ihr enteilen möchte. Beim Nahe- liegenden, das ihr geläufig sein soll, hebt sie an: bei den Formen des rechten Lebens in der Familie, und zeigt dem Gott: sie weiß was ihm als wesenhaft gilt, soweit es sie selbst betrifft. Noch kann er ihr entfliehen, denn sein Wesen ist viel umfassender, es umgreift alles in der Welt, was göttliche Ordnung des Rechten ist. Aber sie dringt ihm nach in sein weites Geheimnis und stellt ihn; Nichts was zu seinem Wesen gehört, scheint ihr fremd, sie weiß um alles Rechte in der Welt und in allen Welten, sie umgreift die ganze Sphäre des Gottes: Beziehungen, Vergeltungen und ihren Sinn. So kreist sie ihn ein, schließlich deutet sie seine Namen: die offen- baren Geheimzeichen seines Wesens im Reiche beschwörenden Stimmklangs, und sagt ihm damit: Ich weiß um dich, und du ent- kommst mir nicht! Dann erst — zuletzt — betet sie zu ihm, sie ist gewiß, ihn in aller Vielfalt seiner Ordnung rings gefaßt zu haben — jetzt kann er ihr sogar, was gegen seine Ordnung geht, nicht verweigern.

Die göttliche Ordnung „trägt die Welt“, sie selbst aber wird samt der Welt von den „wahren“, den „rechten“ Menschen ge- tragen; von Savitri und ihresgleichen gilt der Spruch:

„Die Wahren führen durch Wahrhaftigkeit die Sonne ihre Runde,
Die Wahren tragen durch Kasteiungsglut die Erde,
Die Wahren hüten, was je ward, je werde,
Inmitten Wahrer gehen Wahre nicht zugrunde.“

VIERTES KAPITEL

Krischna und Rama mit dem Pflug

Der Heilige Vyasa sprach: „Vernehmt, ihr Panther unter den Heiligen, in Kürze will ich euch verkünden, wie Vischnu auf die Erde herabstieg, sie von ihrer Last zu befreien. Immer wenn Unrecht überhand nimmt und Recht verfällt, dann teilt der Gott, der ‚Quäler der Menschen‘, den eigenen Leib in zwei und steigt hernieder — die Guten zu schützen und Ordnung des Rechten aufzurichten, die Bösen und wer sonst den Göttern feind ist, zu strafen und die Geschöpfe zu schützen, wird er Weltalter um Weltalter geboren.

Vorzeiten ward die Erde von gewaltiger Last bedrückt. Da ging die Erde hin und warf sich auf dem Weltberge Meru im Rate der himmelbewohnenden Götter vor Brahma und allen Göttern ehrfürchtig nieder und erzählte ihnen mit leidvoll klagender Stimme alles, was sie anging.

Die Erde sprach: „Der Gott des Feuers ist des Goldes väterlicher Beschützer, ein anderer Beschützer ist der Sonnengott für die Kühe, mein väterlicher Beschützer ist Vischnu, allen Welten verehrungswürdig. Nun aber sind Kalanemi und andere Dämonen in die Welt der Sterblichen gekommen und plagen die Geschöpfe Tag und Nacht. Jener Kalanemi, der mächtige Widergott, den der gewaltige Vischnu einst erschlug, ist als Kamsa, Ugrasenas Sohn, unter den Menschen wiedererstanden. Arischarta, Dhenuka, der ‚Mähnige‘, Pralamba und Naraka, der Widergott Sunda und Bana, Balis furchtbarer Sohn, und andere Böse sind voll großer Kraft in den Häusern der Könige erstanden — ich vermag sie nicht alle herzuzählen. Denn viele Heere gewaltig starker und kühner Dämonenfürsten sind auf mir, ihr Götter, meine göttliche Gestalt trägt sie. Aber der Druck ihrer schweren Last macht mir Qual, ich kann mich selbst nicht mehr tragen, ihr Herren der Unsterblichen, das tu' ich euch kund. Darum, ihr Großmächtigen, sorgt, daß mir die Last abgenommen werde, auf daß ich nicht von

Schwäche überwältigt in den tiefsten Grund des Weltraums versinke.'

Brahma vernahm die Rede der Erde und, von allen Göttern bestürmt, sie von ihrer Last zu befreien, sprach er: ,Was die schätztragende Erde sprach, all das ist wahr, ihr Himmelsbewohner. Ich selbst und Schiva und ihr, Verehrte: Alles ist Wesen Vischnus. Aber unter den spielenden Wunderentfaltungen seines Wesens herrscht gegeneinander wechselnd Übermaß und Ver-ebben, Bedrängnis und Bedrängen. Darum kommt, wir wollen zum erhabenen Ufer des Milchmeeres gehen, dort wollen wir Hari unsere Verehrung darbringen und ihm alles kundtun. Immerdar steigt er, das Allwesen, das die ganze Welt ist, um der Erde willen mit einem winzigen Teil seiner selbst auf die Erde hinab und schafft Bestand der rechten göttlichen Ordnung.' So sprach der Ältervater und ging hin mit den Göttern. Er sammelte seinen Geist und pries den Gott, der den Vogel Garuda im Banner führt:

,Anbetung dir mit tausend Gestalten und Armen, mit vielen Gesichtern und Füßen! Anbetung dir, Unermeßlicher, der ganz Entfaltung, Vernichtung und Bestand der Welt ist! Du übersinnlich-Feines Überfeines und an Maßen Großes, ehrwürdiger in deinem Wesen als die Hochewrwürdigen! Wurzel des Urgrunds, aus dem als erster Grund Geist sich entfaltete, danach Sinne und Sprache, du Wesen, das kein höheres über sich kennt, Erhabener sei uns gnädig! Hier kommt die Erde, Gott, zu dir, der höchsten Zuflucht aller Wesen, zu dem Ende ohne Ende — weil erdgeborene große Widergötter auf ihre Sehnen, die Berge, drücken, auf daß du sie von ihrer Last befreist. Hier sind wir, ich, Indra und alle Götter — sie warten hier, o Herr der Götter, die immer Makel-losen, dein Geheiß zu empfangen. Was sie, was auch ich tun soll, das alles heiße uns Herr!'

Als der Erhabene Herr mit solchen Worten gepriesen ward, riß er sich zwei Haare aus, ein helles und ein dunkles, und sprach zu den Göttern: ,Diese meine beiden Haare werden zur Ebene der schätztragenden Erde hinabsteigen und die Erde vom Druck ihrer Last befreien. Und alle Götter sollen auch mit einem Stück von sich zur Erde niedersteigen und mit den großen Widergöttern, die vor ihnen erstanden sind, kämpfen. Dann werden alle Dämonen auf der Erde untergehen, das ist gewiß — zermalmt von Waffen

vieler Art. Da ist die Gattin Vasudevas, Devaki, sie gleicht einer Göttin: ihre achte Leibesfrucht wird dieses mein Haar sein, ihr Götter. In ihren Leib zur Erde hinabgestiegen wird es Kamsa erschlagen, der aus Kalanemi erstand.'

So sprach Hari und entschwand ins Unsichtbare. Da fielen die Götter ehrfürchtig vor dem Großen Wesen nieder in seiner Unsichtbarkeit, dann schritten sie zum Rücken des Meru und stiegen auf die Erde hernieder.

Und Narada, der erhabene Heilige, verkündete Kamsa: ,Die achte Leibesfrucht Devakis wird der ‚Träger der Erde‘ — Vischnu in Gestalt der Weltschlange, die die Erde trägt — sein.' Als Kamsa dies von Narada vernahm, ward er zornig und nahm Vasudeva und Devaki in Gewahrsam. Und Kind um Kind, das geboren wurde, ward Kamsa angezeigt: ,Vasudeva hat wieder einen Sohn bekommen.' Es gab sechs Söhne Goldgewands, die hießen die ‚sechsfache Leibesfrucht‘; auf Vischnus Geheiß senkte die Zauberschlaftrunkenheit einen nach dem anderen der Devaki in den Schoß. Zu ihr, der Yogaschlaftrunkenheit, der Großen Maya Vischnus, die als ‚Unwissenheit‘ alle Welt wahnhaft fängt, sprach der erhabene Hari: ,Geh, Schlaftrunkenheit, auf mein Geheiß bring die sechsfache Leibesfrucht, die im Raume der tiefsten Hölle weilt, nacheinander in Devakis Leib. Wenn Kamsa sie alle getötet hat, wird ein makelloses Stück von mir, Schescha, die Weltschlange geheißen, mit einem Stück von einem Stück von sich als siebentes Kind in ihrem Leibe erstehen. Beim Hirtenvolk weilt Vasudevas Gattin Rohini, wenn für sie die Zeit zu gebären kommt, sollst du Devakis siebente Leibesfrucht in sie verpflanzen. ,Die siebente Leibesfrucht Devakis ist aus Furcht vor den Nachstellungen des Königs vorzeitig im Mutterleibe dahingefallen‘, werden die Leute sagen. Weil er als Leibesfrucht in eine andere Mutter gezogen ward (samkarschana), wird der Held, licht wie der Gipfel eines Schneeberges schimmernd, vor der Welt den Namen Samkarschana erhalten. Nach ihm werde ich im reinen Leibe Devakis erstehen, und du sollst unverweilt in den Leib der Hirtenfrau Yaschoda eingehen. Zur Regenzeit, im Regenmond, in der achten Nacht des abnehmenden Mondes werde ich ans Licht treten, und in der neunten Nacht wirst du geboren werden. Von meiner göttlichen Kraft geleitet wird Vasudeva mich in Yaschadas Bett

legen, dich aber auf Devakis Lager, du Untadlige! Und Kamsa wird dich packen, Göttin, und gegen den Stein einer Felswand schleudern, aber du wirst in der Luft schweben bleiben. Dann wird sich der Götterkönig Indra hundertmal vor dir verneigen, aus Ehrerbietung vor mir, und wird, sein Haupt fußfällig vor dir beugend, dich zu seiner Schwester nehmen. Danach wirst du Schumbha und Nischumbha und andere Dämonen zu Tausenden erschlagen und durch viele Stätten, die dir heilig sind, rings die Erde schmücken.

Du bist Fülle und Demut, Ehre und Schönheit, Erde und Festigkeit, Scham, blühende Kraft und Morgenröte und was sonst an Göttlich-Weiblichem lebt, das bist du! Wer dich des Morgens früh und am Nachmittag geneigten Leibes verehren wird als ‚Edle‘, als ‚Durga‘, als ‚Schoß der Veden‘, als ‚Mutter‘, als ‚Glückbringende‘, als ‚glückbringende Kali‘, als ‚Friedvolle‘ und ‚Friedenverleiherin‘, dem wird durch meine Gnade alles zuteil werden, was er sich wünscht. Mit Darbringungen von Rauschtrank und Fleisch und mit Speise und Kost geehrt, wirst du alle Wünsche der Menschen gnädiger Erfüllung anheingeben, und alle werden glücklich sein durch meine Gnade, daran ist kein Zweifel, kein Flecken — geh, Göttin, wie ich dir sagte.‘

Wie vordem der Gott der Götter sie hieß, so legte die Trägerin der Welt die sechsfache Leibesfrucht in Devakis Schoß und zog die andere aus ihrem Mutterleib. Als die siebente Leibesfrucht zu Rohini gelangt war, ging Hari, um den drei Welten zu helfen, in Devakis Schoß ein. Darauf erstand am selben Tage die Yogaschlaftrunkenheit im Leibe Yaschodas, so wie der Herr an höchster Stätte es gesagt hatte.

Danach schritt die Schar der Wandelsterne in ihrer Ordnung am Himmel dahin, und die Jahreszeiten entfalteten sich strahlend, als ein Stück Vischnus zur Erde gekommen war. Niemand vermochte Devaki anzublicken, die in über großem Glanze strahlte, und wer sie ansah, dem wankte der Sinn. Die von Männern und Frauen nicht angeblickt ward, priesen die Scharen der Götter, als sie Vischnu im Leibe trug, Tag und Nacht; — die Götter sprachen: ‚Du bist der heilige Opferruf Svaha, du bist Lebenskraft und Weisheit, Trank der Unsterblichkeit bist du und Himmelslicht. Du bist,

um alle Welt zu beschützen, auf die Fläche der großen Erde herabgestiegen; sei gnädig, Göttin, und bringe aller Welt Heil! Um der Liebe willen trage den göttlichen Herrn, der alle Welt trägt!“

So von den Göttern gepriesen, trug sie den Gott in ihrem Schoße, den lotosäugigen Retter der Welten. Da war das Wunderwesen unerschütterlichen Glanzes zur Zeit der Morgendämmerung an Devaki offenbar geworden, um den Lotos der ganzen Welt zur Erkenntnis aufzuwecken. Um Mitternacht ward der ‚Quäler der Menschen‘, der Träger des Alls geboren: sanft dröhnten die Wolken, und die Götter sandten einen Regen von Blumen herab.

Als er geboren war, schimmernd wie Blütenblätter einer aufgeblühten dunkelblauen Lotosblume, mit vier Armen und mit der Locke ‚Glückskalb‘ auf der Brust, pries ihn Vasudeva und bedeutete ihn aus Furcht vor Kamsa: ‚Erkannt bist du, göttlicher Herrscher über die Götter, der Muschelhorn, Wurfring und Keule in Händen hält. Raffe diese göttliche Erscheinung an dir gnädig in dich zusammen. Denn gerade jetzt quält Kamsa mich, weil er vernommen hat, du stiegest in mein Haus hernieder.‘

Devaki sprach: ‚Der unendlich-gestaltig, allgestaltig sogar in meinem Schoße mit seinem Leibe alle Welten trägt, der Gott der Götter sei gnädig, der mit seiner Maya Kindesgestalt an sich selbst offenbart hat. Wesen des Alls, raffe diese vierarmige Gestalt in dich ein, auf daß nicht Kamsa deine Herabkunft erfahre, du Tod der Dämonen!‘

Der Herrlich-Erhabene sprach: ‚Daß ich vorzeiten von dir gepriesen ward, als du dir einen Sohn wünschtest, das trägt dir jetzt Frucht, Fürstin — darum ward ich aus deinem Leibe geboren.‘ So sprach der Erhabene und schwieg. Vasudeva aber nahm ihn und schritt in die Nacht hinaus. Da waren die Wächter von der Yogaschlaftrunkenheit überwältigt und auch die Wachen am Tore der Stadt Mathura, als Vasudeva seines Weges kam. Und der regnenden Wolken Wasserschleier war dicht in der Nacht, und die Weltschlange Schescha umhüllte ihn mit ihren Hauben — so ging er dahin. Vasudeva durchschritt die tiefe Yamuna, von vielen Wirbeln erfüllt, Vischnu tragend, und sie reichte ihm nur bis ans Knie. Da gewahrte er am andern Ufer den Hirten Nanda und andere Älteste der Hirten, die waren gekommen, Kamsa ihren Zins zu entrichten.

Um dieselbe Zeit ward auch Yaschoda von der Yogaschlaftrunkenheit überwältigt und brachte jenes Mädchen, Vischnus Maya des Yogaschlafs, zur Welt, während die Leute rings von der Schlaftrunkenheit betört waren. Vasudeva aber legte den Knaben auf Yaschodas Lager nieder, nahm das kleine Mädchen und kehrte schnell heim in unermeßlich strahlendem Glanze. Und Yaschoda erwachte und erblickte den Knaben, der dunkel war wie Blütenblätter der blauen Lotosblume, und freute sich über die Maßen. Vasudeva aber brachte das Mädchen in sein Haus, legte es auf Devakis Lager nieder und tat, als habe er sich nicht entfernt. Da hörten die Wächter das kleine Kind schreien, erhoben sich schnell aus dem Schlafe und meldeten Kamsa, Devaki habe geboren. Kamsa kam schnell und packte das kleine Mädchen — Devaki wollte ihn hindern: „Laß es los, laß es los!“ rief sie, aber die Stimme blieb ihr im Halse stecken —, er aber warf das Kind gegen einen Felsenrücken. Aber es blieb in der Luft schweben, seine Gestalt wuchs ins Riesige und bekam acht Arme, die Waffen schwangen. Und hell auflachend sprach es voll Grimm zu Kamsa — die Yamayama sprach: „Was frommt es dir, daß du mich hinwarfest? — Geboren ist, der dich erschlagen wird, der All-in-Eins, der vor den Göttern war, der ist dein Tod. Das beherzige und bedenke geschwind, was dir frommt!“ So sprach die Göttin und zog davon im Schmuck himmlischer Blumen und Wohlgerüche, indes der König ihr nachblickte und Selige in der Luft sie priesen.

Da rief Kamsa bestürzten Sinnes Pralamba, Keschin und andere stierstarke Widergötter zusammen und sprach zu allen großen Widergöttern: „Ho, Pralamba, du großarmiger, Keschin, Dhenuka und Putana, Arischta und ihr anderen, hört meine Rede! Mich zu töten mühen sich die Unsterblichen, die Schlimmgesinnten — aber diese Kämpfen, die meine Heldenkraft flammend verzehrt, zähle ich nicht. Aber Wunderbares, von einem Mädchen verkündet, gebiert sich, ihr Stiere unter den Widergöttern — Gelächter über mich gebiert sich, ihr Helden; auch mühen sich jene mit ganzer Macht. Dennoch muß ich, ihr Dämonenfürsten, den Schlimmgesinnten mit noch größerer Gewalt zu schaden trachten, denn der Tod hat sich gegen mich erhoben, der über Gewordenes, Künftiges und Wesendes Gewalt hat. Eben das verkündete mir das Mädchen, das aus Devakis Schoß erstand. Darum forscht mit höchstem Eifer

nach kleinen Kindern auf der Erdfläche: Wo in einem Kinde ungemeine Kraft steckt, das müht euch zu töten!“

So wies Kamsa die Widergötter an, dann begab er sich in den Palast und sprach ohne Feindschaft zu Vasudeva und Devaki: „Nun habe ich eure Kinder umsonst getötet, irgendein anderes Kind ist zu meinem Untergange erstanden. Darum genug des Leides! Die Kinder, die ihr fortan bekommt oder sonst wer, sollen das Leben nicht durch Gewalt verlieren.“

So tröstete Kamsa die beiden, ließ sie frei zu ihrer Zufriedenheit und kehrte heim in seinen Palast.“

Im Weitergang des Weltspiels gewinnt das Dämonenwesen das Übergewicht; es hat sich, wie einst bei König Kartavirya, in den Übermut des Krieger- und Fürstenadels verlarvt, es lastet auf der Menschenerde, und, wie einst die Göttermutter Aditi, fleht die Mutter Erde um Hilfe. Das überweltliche Allwesen reißt sich zwei Haare vom Kopfe, ein helles und ein dunkles, sie werden genügen, als die Gottmenschen Rama und Krischna werden sie die Menschenwelt von der Übermacht des Dämonischen befreien. Und wie die Götter vormals bei Rama dem Mond mit Teilen von sich zur Erde niederstiegen, um ihm gegen die Unholde zu helfen, wird auch diesmal die Menschenwelt Schauplatz des Kampfes verlarvter Dämonen und Götterkräfte sein. Mehr noch: die göttliche Maya selbst, die selige Schlafrunkenheit, mit der Vischnu den Traum des Weltspiels träumt, wird in seinen Gang eingreifen, die hohe Kraft des Yogazaubers, mit dem der göttliche Yogi das ganze Weltspiel als seine halluzinierte Schau hervorbringt und betrachtet, soll den mächtigsten Dämon überlisten. Einst, in kosmischen Schlachten der Götter und Dämonen hieß er Kalanemi, „Radfelge der tötenden Zeit“, und ward von Vischnu überwunden; jetzt heißt er sich Kamsa, König von Mathura, und aus seinem Geschlechte soll der Überwinder dämonischer Gewalttherrschaft kommen.

Narada, der zeitlose göttliche Heilige, an den Höfen der Götter im Rate geehrt und zu Haus wie bei irdischen Fürsten, Bote der Götter und vielwissender Zwischenträger aufregender Nachrichten und Geheimnisse, hat Kamsa gewarnt. So wütet er gegen alle Geburten der Devaki, deren achte ihm gefährlich sein soll. Im urdämonischen Triebe, sich ganz zu sichern, lässt er schon sechs, die

voraufgehen, umbringen, aber es sind lauter Wiedergeburten von Söhnen Goldgewands, also selber hohe Dämonen, geborene Bundesgenossen im Kampfe gegen den kommenden Gottmenschen, deren er sich blindlings beraubt — so spottet die Maya des Gottes seiner Wut. Sie wirkt für die Erhaltung der rettenden Gottmenschen: Devakis siebente Leibesfrucht wird durch ein Wunder in den Leib einer anderen Mutter versetzt, in den Schoß einer anderen Frau ihres Gatten Vasudeva, die abseits bei Hirten lebt; sie erhält Rama als älteren Halbbruder Krischnas zum Austragen und Gebären. Die Maya rettet auch das todbedrohte achte Kind, Krischna selbst; sie umgibt die strahlende Geburt, in der sein göttliches Wesen sich den Eltern zeigt, mit dichtestem Dunkel, geleitet den Vater mit dem neugeborenen Heilandskinde durch die regenschwere Nacht über den geschwollenen Strom zu den Hirten abseits am anderen Ufer, die seiner und des Bruders warten sollen. Sie läßt den merkwürdigen Kindertausch gelingen, die Hirten wissen selber nicht, daß Yaschoda, die Frau ihres Ältesten Nanda, statt eines Mädchens, das sie gebar und das keiner sah, das Gottkind aufziehen wird — Yaschoda selbst ahnt es nicht. Aber dem rasenden Fürsten wird die Ohnmacht seiner mörderischen Wut enthüllt, als er das ausgetauschte Mädchen aus Devakis Armen reißt und zerschmettern will: es offenbart seine wahre Gestalt: es ist die Zauberkraft des höchsten Gottes selbst, die ihn überlistet hat und ihm lachend den Untergang kündet — die Maya Vischnus, ja, nach den Worten, mit denen der Gott sie als sein zweites Ich feiert und segnet, ist es die Große Göttin, Durga, die nach Vischnus Weltaltern an Schivas Seite zur Herrin der Welt aufsteigt und am Ende des mythischen Weltlaufs Vischnu, ja Schiva selbst über schatten wird.

Noch einmal geht es um die Dämonie maßloser Selbstbehauptung durch Blut und Frevel und wie die göttliche Maya ironischen Spieles darüber triumphiert. Herodes, der Vierfürst von Judäa, war, wie Kamsa, ein weitblickender, systematischer Kopf, der sich zu sichern wußte: er ließ die vielen kleinsten Kindlein von Bethlehem morden um des einen willen, von dem ihm die Weisen aus dem Morgenlande gesprochen hatten — aber dieses eine war schon entkommen, denn ein Engel war Joseph im Traume erschienen und hatte die Heilige Familie nach Ägypten entsandt.

Der griechische Mythos vom kalydonischen Könige Oineus und seiner Gattin Althaea, von ihrem Sohne Meleager und der kalydonischen Eberjagd lehrt vielfältig, wie das Rettende, die Sicherung, zum Werkzeug der Vernichtung wird. Allen schützenden Gottesheiten der Weinberge, Kornfelder und Weidetriften bringt Oineus Opfer dar, daß sie alle drei Bereiche menschlicher Nahrung sichern, aber den vierten, dunklen Bereich vergißt er, die unmenschliche, ausgegrenzte Sphäre der Wildnis. Der Wald mit seinen Tieren und Gefahren, das Grauen, das auch verehrt und freundlich angesprochen sein will, auf daß alles beziehungsvoll beisammen wäre, begriffen als das Ganze, aus dem sich alles Leben lebt, bleibt abgespalten und vergessen. Da meldet es sich selbst und rächt sich; die göttliche Jägerin Artemis, Herrin der wilden Natur, lebenspendender Mond und Hekate, unterweltlichem Grauen gebietend, sendet aus ihrer Waldesnacht den reißenden Eber, der die Weinberge zerpflügt, die Saaten zerwühlt und das Vieh zerreißt. Die Helden von Kalydon, Althäas Brüder Toxeus und Plexippos, ja Meleager selbst, vom Argonautenzuge siegreich heimgekehrt, vermögen nichts wider das göttliche Untier; da laden sie alle Helden Griechenlands zur kalydonischen Eberjagd. Jason und Theseus, die Dioskuren, Telamon und der Vater des Achill, Nestor in seiner Jugend und andere Helden griechischer Sage aus der Zeit vor den Kämpfen um Ilion und den Irrfahrten des Odysseus sammeln sich zur Jagd, unter ihnen auch ein Mädchen, die schnellfüßige Atalanta, Jungfrau und Jägerin wie Artemis, ihr Abbild unter den Menschen. Ihr Speer trifft im Gewirr des Kampfes das Untier ins Auge, sie hat den Eber gefällt — mindestens ist das Meleagers Entscheidung; er spricht dem Mädchen, das sein Herz entzündet hat, das Vlies des Ebers als Siegespreis zu. Aber seine Oheime nehmen es als Schmach, daß die Trophäe außer Landes gehen und künden soll, ein Mädchen aus der Fremde habe es Kalydons Helden im Kampfe zuvorgetan. Sie streiten mit Meleager, den Worten folgen Waffen, und Meleager erschlägt die beiden im Zorn.

Althäa empfängt die Schreckenskunde vom Tod der Brüder, kaum daß die Freudenbotschaft über den Erfolg der Jagd bei ihr angelangt ist. Wer soll die Schatten ihrer Brüder, deren Blut nach Sühne schreit, versöhnen, wenn nicht sie selbst? Sie begreift das Fürchterliche, das ihr vom Schicksal auferlegt ist, und begreift

auch eine grenzenlose Ironie des Schicksals, das ihr vorzeiten zweideutig das Mittel in die Hand gab, Meleager auszulöschen, wie sie ihm das Leben schenkte. Als sie Meleager geboren hatte, traten die Parzen über ihre Schwelle, legten Holz ins Herdfeuer und kündeten ihr, der Neugeborene werde leben, solange das Holz nicht zu Asche verbrannt sei. Die Schicksalsgöttinnen entschwanden, Althäa sprang von ihrem Lager auf, riß ein brennendes Scheit vom Herde und löschte es im Wasser. Das war ihr Talisman für den geliebten Sohn, den großen Helden, der gen Kolchis zog und die Heimat gegen feindliche Nachbarn schirmte; jetzt aber ward ihm, was ihn vor jedem Tod bewahren sollte, zum Werkzeug seines notwendigen Unterganges. Das Rettende wird das Vernichtende und hat sich selbst nicht gewandelt, aber das unaufhaltsam kreisende Schicksal, das seinen Ring vollendet, zwingt Althäa, das Holz ins Feuer zu werfen, dem sie es entriß, auf daß, was in der Zeit seinen Anfang nahm, auch das Ende finde, das allem Zeitentsprungenen, Zeitverfallenen gesetzt ist. Das Holz verkohlt zu Asche, und Meleagers Leben schmilzt hin wie eine Kerze, die sich selbst verzehrt. Das Unterpfand des Lebens birgt in sich den Tod und muß ihn ausgebären; die Mutter, die das Leben schenkte und als Licht des eigenen Lebens hegte, wandelt sich in kreisender Notwendigkeit zum Genius des Todes und löscht es selber aus. Die dunkle Göttin aber, die zu ehren Oineus vergaß, rächt sich vernichtend an ihm in seinem anderen Ich, dem Sohne: indem Artemis, die Jägerin, ihr Ebenbild Atalanta als Retterin sendet, König und Land vom Ungeheuer zu befreien, nimmt sie als Preis dafür Zukunft und Herrlichkeit seines Geschlechtes hinweg.

So macht das Ganze, das aus Licht und Dunkel lebt, den Witz des einzelnen zunichte, der sich ans Lichte halten möchte und nur den Segensgenien nährender Fluren dient, indes der finstere Wald unbeachtetes Dunkel für ihn bleibt; so narrt das Leben, das Geburt und Tod wie Masken tauscht, die eifernde Liebe, die ihren Liebling durch Wundergunst der Schicksalsfrauen dem allgemeinen Los enthoben wähnt; in plötzlichen Verknüpfungen schlingt sich unversehens das Dunkelste ins Helle, auf daß, was fürsorgende Gebärde auf eine Weile wähnte einander fernhalten zu können, wieder zum ewig Ganzen göttlichen Spiels sich zusammenschließe.

Die Jugend der beiden Gottmenschen Krischna und Rama — wie Zeus' Kindheit abseits bei Hirten verbracht, fern vom Fürstenhofe des Tyrannen, den das Gottkind töten wird — spielt in zweifacher Ironie: in immer anderen Masken langt das Dämonische vergeblich nach den beiden Knaben, sie zu vernichten und sich zu sichern; und immer neue übermenschliche Wundertaten erleben die Hirten an ihren Schützlingen, aber das Wesen der beiden bleibt ihnen unerkannt.

„Als Vasudeva freigelassen war, begab er sich zum Wagen Nandas. Er sah Nanda, der voll Freude war: „Ein Sohn ist mir geboren!“ und Vasudeva sprach zu ihm mit feierlichem Ernste: „Heil, Heil, noch in deinen alten Tagen ist dir nun dieser Sohn geboren! — Du hast den allherbstlichen Zins dem Könige entrichtet, um den du hierhergekommen bist, darum sollst du Guter hier nicht bleiben. Das Geschäft, deswegen du kamst, ist getan, was verweilst du noch? Geh darum schnell zu deiner Kuhherde, Nanda, und meinen kleinen Sohn, der sich bei ihr befindet, den Rohini gebar, den hüte wohl, wie hier diesen deinen eigenen Sohn!“ So sprach er, und Nanda und die Hirten zogen davon und führten Geschirr und Gerät auf ihrem Lastwagen mit.

Als sie wieder bei der Herde weilten, kam Putana, die kleine Kinder umbringt, und packte den kleinen Krischna zur Nacht und gab ihm die Brust. Jedes Kind, dem Putana zur Nacht die Brust gibt, dessen Leib wird flugs vom Tode getroffen. Krischna aber packte ihre Brust fest mit beiden Händen und drückte sie und sog ihr zornig zugleich das Leben heraus. Putana stieß einen gräßlichen Schrei aus, die Schreckliche stürzte mit zerrissenen Sehnen und Bändern sterbend zu Boden. Als die Bewohner der Hürde den Schall hörten, fuhren sie erschreckt aus dem Schlafe auf und sahen Krischna auf Putanas Schoße liegen, sie selbst aber war umgesunken. Erschreckt nahm Yaschoda Krischna auf und schwenkte einen Kuhschweif über dem Kinde und tat anderes, um Unheil von ihm abzuwehren, Nanda, der Hirt, aber nahm Kot von der Kuh und tat ihn Krischna auf den Kopf und erhob, einen Schutzegegen an ihm vollziehend, die Stimme:

„Es schütze dich der Ursprung aller Wesen, Hari, aus dessen Nabel der Lotos entsproß, dem alle Welt entwärde, von dessen

Eberzahn getragen die Erde die Geschöpfe trägt! Der Gott, der Ebergestalt trägt, der Lockige, schütze dich, Geschlecht und Bauch schütze Vischnu dir, Schenkel und Füße der ‚Quäler der Menschen‘, immerdar schütze dich, der in einem Nu Gestalt eines Knirpses annahm! Der mit drei Schritten die drei Welten durchschritt, mit funkelnden Waffen, Govinda schütze dein Haupt, deinen Hals schütze der Lockige! Dein Gesicht und beide Arme und Unterarme, deinen Geist und alle Sinne schütze Narayana dir, der Unvergängliche, dessen Herrscherkraft keinen Widerstand kennt! In allen Richtungen des Raumes schütze dich Vaikuntha, und in den Richtungen dazwischen der Töter des Madhu! Der ‚Herr der Sinne‘ schütze dich im Luftraum, der ‚Träger der Erde‘, Vischnu als Weltschlange Schescha, schütze dich auf der Erde!‘ So segnete Nanda das Knäblein und bettete es unter dem Wagen in einem Kinderbettchen. Als aber die Hirten den riesigen Leichnam der Putana erblickten, befiel sie gewaltige Furcht und Verwunderung.

Als Krischna unter dem Wagen lag, warf er einmal beide Füße in die Höhe und begann zu schreien, weil er die Brust haben wollte. Vom Stoß seiner Füße ward der Wagen umgeworfen und auf den Kopf gestellt, und Gerät und Töpfe, die in ihm waren, zerbrachen. Da kam das ganze Volk der Hirten und Hirtinnen herzu und rief ‚Ha! Ha!‘ vor Staunen und sah das Kind frei daliegen, das Gesicht nach oben gekehrt. ‚Wer hat den Wagen umgeworfen?‘ fragten die Hirten; da sagten die Kinder: ‚Der Knabe da hat ihn umgestürzt. Wir sahen, wie er schrie und mit einem Stoß seiner Füße den Wagen umwarf, kein anderer hat es getan.‘ Da verwunderten sich die Hirten abermals aufs höchste, und Nanda nahm das Kind, höchsten Wundern voll, und Yaschoda brachte, von Wundern ergriffen, dem Wagen mit seinem zerbrochenen Gerät und Geschirr Verehrung dar mit saurer Milch, Blumen, Früchten und rohem Reis.

Und der Brahmane Garga, von Vasudeva zur Herde gesandt, vollzog im geheimen bei den Hirten die heiligen Bräuche an den beiden Kindern. Als Garga, der Beste der Weisen, ihnen Namen gab, hieß er den erstgeborenen Rama, den anderen nannte er Krischna.

Schon nach wenig Zeit wurden sie ob ihrer großen Kräfte wohlbekannt und zerschunden sich Knie und Hände. Ihre Leiber klebten von Kuhmist und Asche, sie strolchten herum, und Yaschoda und Rohini vermochten sie nicht zu bändigen. Bald spielten sie mitten im Kuhpferch, dann waren sie wieder im Kälberhag und fanden den größten Spaß daran, eintagalte Kälber am Schwanze zu ziehen. Als Yaschoda die beiden in ihrem unstät-wilden Spiel nicht bändigen konnte, gürte sie Krischna einen Strick um den Leib und band ihn, dessen Tun kein Hemmnis kennt, am Reismörser fest und sprach ungeduldig zu ihm: „Geh, wenn du kannst, du Ungebärdiger!“ Sprach's und wandte sich ihrer Hausfrauenarbeit zu. Wie sie ganz darein vertieft war, kam der lotosäugige Knabe daher, den Mörser hinter sich her schleifend, mitten zwischen einem Paar von Arjunabäumen. Wie er zwischen den Bäumen den Mörser, der quer lag, nach sich zog, brach er die Arjuna-zwillinge mit ihren ragenden Wipfeln um. Da kamen die Leute der Viehhürde, bestürzt, als sie das Krachen des brechenden Holzes hörten, herbei und sahen die beiden großen Bäume mit gebrochenen Stämmen und Zweigen zu Boden gesunken. Und sahen den Knaben, der erst ein paar Zähnchen im Munde hatte, wie er lachend zwischen den Bäumen stand, mit dem Strick fest um den Bauch (udara) gegürtet. Da bekam er, weil er mit einem Strick (dama) gebunden war, den Namen „Strick-Bauch“: Damodara.

Da beriet sich Nanda mit den älteren Hirten ängstlich, sie waren ganz erschreckt durch so große, unheilbedeutende Zeichen: „Hier haben wir nichts verloren, wir wollen in einen anderen Wald ziehen. Hier erscheinen viele unheilkündende Zeichen, die Untergang meinen: Putanas Tod, daß der Wagen sich auf den Kopf stellte, daß die beiden Bäume ohne Sturmwind oder anderen Schaden umstürzten. Drum wollen wir unverweilt von hier in den Vrindawald ziehen, auf daß nicht ein großes Erdbeben die Herde treffe!“

So entschlossen sich alle Bewohner des Pferchs weiterzuziehen und sprachen ein jeder zu seiner Familie: „Geht schnell und haltet euch nicht auf!“ Sie zogen alsbald mit Lastwagen und Vieh ab, herdenweis, und die Kälber in Reihen vor sich hertreibend, in einem Nu ward der Hirtenplatz von allem, was zu ihnen gehörte, reingefegt und von Krähen und ihren Weibchen bedeckt.“

Die Wunder der Kindheit beglaubigen den jungen Gott. Indem er in die Welt tritt, zieht er das Widergöttliche an, das seine eigene Niederlage von ihm erwarten muß; es will ihm den Garaus machen, ehe er herangereift ist. Aber wie Herakles in der Wiege die Schlangen erwürgt, die seine Feindin Hera ihm sendet, überwältigt Krischna die Dämonin Putana, die den kleinen Kindern heimlich nachts den Tod aus ihrer Brust zu trinken gibt, daß die Mütter sie am andern Morgen tot liegen finden. Er überwältigt sie nicht in Kampf und Abwehr, aber mit ironisch-überlegener Hingabe: er saugt ihr Gift mit seinem göttlichen Munde und saugt ihr dabei das Leben aus dem Leibe. Freilich, das Göttliche mag seine Art eindeutig offenbaren, die Welt, gerade die liebende Umwelt, wird seine Zeichen nicht verstehen: der Hirt Nanda spricht ängstlich einen Segen über das Kind und beschwört Vischnu mit vielen seiner großen Namen, das Kind — sich selbst — Glied um Glied in seinen Schutz zu nehmen. Und andere Wunder, mit denen das Götterkind spielend seine Kraft offenbart, erweisen den Hirten nur, ihr Lagerplatz sei nicht geheuer, sie ziehen eilig anderswohin und nehmen ahnungslos den Gast, der so bestürzendes Geschehen wirkt, mit sich.

„Der erhabene Krischna, dessen Tun kein Hemmnis kennt, betrachtete mit heiterem Sinn den Vrindawald und wünschte den Kühen Gedeihen. Da sproßte, obgleich die Sommerhitze besonders grausam war, wie zur Regenzeit überall frisches junges Gras. Da ließ sich das ganze Hirtenvolk im Vrindawalde nieder auf einem Lagerplatz, den sie mit Lastwagen und Einfriedungen halbmondförmig begrenzten.

Und Rama und Damodara wuchsen zu Jungen heran. Sie trieben sich in der Hürde der Kühe mit Knabenspielen herum, flochten sich Kränze aus Gräsern und Blättern und Gehänge aus wilden Blumen des Waldes, sie bliesen Hirtenflöten und machten sich Trommeln aus Blättern. Die beiden Jungen trugen „Krähenflügel“-Locken an den Schläfen wie Fürstensöhne, die heiligen. Lachend und spielend durchstreiften sie den großen Wald, bald lachten sie übereinander, bald spielten sie mit anderen. Mit den Söhnen der Hirten trieben sie sich, die Kälber weidend, herum, und wie die Zeit verging, wurden sie sieben Herbste alt. Die Hüter aller Welt hüteten Kälber im großen Pferch.

Dann kam die Regenzeit, die den Himmel ganz mit Wolkenfluten bedeckte, es war als schmolze sie alle Himmelsgegenden in eins mit ihren Wassergüssen. Die Erde strotzte von frisch aufsprühenden Blumen und war von rotweißen „Indra-Schützling“-Fliegen erfüllt: da war's als sei sie aus Smaragd gefertigt und mit Rubinenschmuckt. Die Wasser der Flüsse, wie der Sinn böser Menschen aus ihren Wegen weichend, prangten allerwärts in frischer Schönheit. Wenn der Abend einfiel, kehrten die beiden Starken, wie die Lust sie ankam, zur Hürde heim und spielten mit Hirten, die ihnen Freund waren, wie die unsterblichen Götter.

Einmal aber ging Krischna ohne Rama in den Vrindawald. Leuchtend mit Ketten wilder Waldblumen streifte er umher, von Hirten umgeben. Da ging er zur Kalindi, die mit strudelnden Wellen prahlt, Schaum hängt in Mengen an ihrem Ufer: es ist als lache sie allerwärts.

In ihr sah er den schrecklichen Schlund, in dem das Schlangenwesen Kaliya hauste, der war von den Feuertropfen des Schlangengiftes bedeckt und war sehr furchtbar. Die großen Bäume am Ufer waren vom Feuer des aufsteigenden Giftes verbrannt, und Vögel wurden verbrannt, wenn Wassertropfen sie trafen, die der Wind mit sich trug und verstäubte. Der erhabene Töter des Madhu schaute den fürchterlichen Schlund, der wie ein zweites Antlitz des Todes war, und bedachte sich:

„Hier haust der böse Kaliya, Gift ist seine Waffe. Er ist von mir besiegt, und wenn ich ihn freigelassen habe, ist er elend im Weltmeer verschwunden. Von ihm ist die ganze Yamuna, die zum Weltmeer zieht, unrein; nicht Menschen noch Herden, die Durst quält, trinken aus ihr. Darum muß ich den Schlangenkönig bezwingen, auf daß die in Hürden hausen und in ewiger Angst leben, glücklich und frei dahinziehen können. Das ist es, wozu ich in diese Menschenwelt herabgestiegen bin, daß ich die bösen Wesen strafe, die falsche Wege wandeln. Drum will ich den breitästigen Kadambabaum nahebei ersteigen und in den Schlund des Lebenvernichters hinabspringen.“

Als er sich so bedacht hatte, schürzte er sein Lententuch und sprang mit einem Schwunge in den Schlund des Schlangenkönigs hinab. Sein Sprung erschütterte die große Tiefe, und sie spritzte auf Bäume bis in die weite Ferne. Als die Glut des Wassers, das

vom flammenden Gift der Schlange glühte, die Bäume netzte, gingen sie in Flammen auf, und der ganze Himmelsraum war von Flammen erfüllt. Da schlug Krischna den Schlangenschlund mit den Armen, und der Schlangenkönig kam hervor, als er den Schall vernahm. Seine Augen waren zorngerötet, seine Hauben blähten sich vollflammendem Gift, große rote Giftschlangen umgaben ihn und Schlangenfrauen zu Hunderten mit berückenden Perlenketten geschmückt; Glanz lief über ihre Windungen hin, als sie ihre schwingenden Leiber aufrichteten.

Da ward Krischna von den Schlangen mit den Banden ihrer Windungen umschlungen, und sie bissen ihn mit ihren Mäulern, die von flammendem Gifte troffen. Die Hirten sahen, wie er niedersank, von den Windungen umpreßt, gingen zur Hürde und klagten von Kummer überwältigt: „Jetzt ist Krischna, wahnversunken, in den Wasserschlund des Kaliya gegangen, der Schlangenkönig frißt ihn auf — kommt unverweilt herbei!“ Als die übrigen Hirten ihr Wort, das wie ein Blitzschlag war, vernahmen, gingen sie mit Yaschoda und anderen Hirtinnen eilends zum Wasserschlund. „Weh, weh, wo bist du?“ rief das Frauenvolk in höchstem Leid und schritt verwirrt, eilend und strauchelnd, mit Yaschoda dahin. Und Nanda und die anderen Hirten eilten mit dem mutigen Rama zur Yamuna, voll Sehnsucht, Krischna zu schauen. Dort sahen sie Krischna in der Gewalt des Schlangenkönigs, kraftlos geworden und von Schlangenwindungen umgürtet. Nanda und Yaschoda standen starr, als sie des Sohnes Antlitz sahen, die anderen Hirtinnen blickten weinend, schmerzentmutigt, und sprachen, voll Liebe stammelnd und zitternd vor Angst: „Wir alle gehen mit Yaschoda in den Wasserschlund des Schlangenkönigs! Wir können nicht zur Hürde gehen; was ist der Tag ohne Sonne, was ist die Nacht ohne Mond, was sind Kühe ohne Milch, was ist die Hürde ohne Krischna? Sollen wir ohne Krischna sein, gehen wir nicht zur Herde zurück!“

Der starke Rama hörte die Worte der Hirtinnen und sah die trauernden Hirten, sah Nanda ganz gebrochen, die Augen auf das Antlitz des Sohnes gebannt, und Yaschoda besinnungslos — da sprach er starren Blicks aus seinem Wissen um die göttliche Wunderkraft Krischnas: „Göttlicher Herr der Götter, was entfaltest du dieses menschliche Wesen? Ist es so, daß du nicht

um dein eigenes anderes Wesen weißt? Du bist der Nabel dieser Welt, du bist der Götter Halt; Schaffer, Wegraffer und Hüter der drei Welten bist du, aus den drei Welten bist du gebildet. Die Hirten — Verwandte von uns beiden, die wir in diese Menschenwelt herniederstiegen — und die Hirtinnen verzweifeln. Was achtest du der Verwandten nicht? Menschliches Wesen hast du gezeigt, Knabenspiele hast du gezeigt, darum bezwinge jetzt den bösen Zahnbewehrten!“

So ward Krischna sich selbst in Erinnerung gebracht, und ein Lächeln spaltete den Kelch seiner Lippen. Klatschend schlug er auf die Windungen, die ihn fesselten, und löste seinen Leib aus ihnen. Und bog mit beiden Händen die mittelste Haube der Schlange nach unten, trat darauf und hub mit großem Schreiten auf dem herabgebeugten Haupt zu tanzen an.

Wunden gab es auf der Schlangenhaube vom Stampfen der Füße Krischnas, immer wenn die Schlange ihr Haupt hob, beugte er es ihr hinunter. Da schwindelte der Schlange vor Krischnas Stampfen und sie verlor die Besinnung, steif wie ein Stock fiel sie hin und spie viel Blut.

Als sie den Schlangendämon mit verdrehtem Kopf und Halse liegen und viel Blut aus seinem Munde strömen sahen, wandten sich die Schlangenfrauen flehend zum Töter des Madhu und sprachen: „Wir kennen dich, göttlicher Herr der Götter, Herr des Alls bist du, Höchster! Vom höchsten unausdenkbaren Himmelslicht bist du ein Stück, o höchster Herr! Den Starken, der keinem anderen als sich selbst entsprang, können die Götter nicht würdig preisen, wie sollten Frauen sein Wesen schildern? Das Brahman-Ei mit aller Erde und allem Raum, mit Wasser, Feuer und Wind ist nur ein Stück von einem kleinen Stück von ihm; wie sollten wir ihn preisen? So über Gnade, Herr der Welt, mit uns Verzweifelnden: der Schlangendämon gibt sein Leben auf. Gib uns den Gatten frei, wir bitten um ihn!“

Als sie so sprachen, faßte der Schlangendämon Mut, wiewohl sein Leib erschöpft war. „Sei gnädig, Gott der Götter!“ sagte er und sprach dann langsam: „Dein ist achtfach entfaltete Herrschaft, o Herr, höchste, dem eigenen Wesen entsprungen, die alles Übermaß in Schatten stellt — wie soll ich dich preisen? Du bist das Höchste, des Wesen höher als Höchstes ist — wie soll ich dich

preisen? Wie ich von dir geschaffen bin, nach Art und Gestalt als Herrscher und mit meinem Eigenwesen vereint, so hab' ich mich hier gebärdet. Bewegte ich mich auf andere Weise, o Gott über Götter, dann müßtest du mich zu Recht mit dem Stock der Strafe treffen, denn so ist dein Wort. Aber auch so muß ich den Stock der Strafe, mit dem der Herr der Welt mich getroffen hat, als höchste Wunscherfüllung ertragen, und keinen anderen Wunsch will ich daneben haben. Mit vernichteter Kraft, mit vernichtetem Gift bin ich von dir, Unerschütterlicher, gebändigt; schenke mir einzig das Leben und befiehl mir, was ich tun soll.'

Der Herrlich-Erhabene sprach: „Niemals sollst du hier weilen, Schlange, im Wasser der Yamuna; mit deinen Leuten und Gefolge geh in die Flut des Weltmeers. Und wenn der Feind der Schlangen, Garuda, der Sonnenvogel, meine Fußmale auf deinem Haupte im Weltmeer erblickt, wird er dich nicht angreifen.“ So sprach der erhabene Hari und ließ den Schlangenkönig frei. Der verneigte sich vor ihm und zog zum Weltmeer. Alle Wesen schauten zu, wie er samt seinen Leuten, Nachkommen und Verwandten, begleitet von allen seinen Frauen, den Wasserschlund verließ. Als er gegangen war, umarmten die Hirten Govinda wie einen Toten, der ins Leben zurückgekehrt ist, und netzten sein Haupt mit den Wassern, die ihren Augen entströmten. Andere priesen ihn voll Wunderns und Freude, als sie den Strom sahen, wie sein Wasser nun heilbringend geworden war. Besungen von Hirtinnen, die ihn mit lieblichem Gebaren umgaben, gepiresen von den Hirten ging Krischna wieder zur Hürde.“

Krischna bezwingt das Schlangenwesen Kaliya, das als Genius der Wasser in der Yamuna haust und mit seinem glühenden Giftatem die Bewohner des Vrindawaldes an ihrem Ufer bedroht, er verweist es fernab ins Weltmeer und füllt die Stätte mit seiner eigenen segensvollen Gegenwart — in dieser Form gelesen ist die Begegnung Krischnas mit Kaliya ein kultgeschichtlicher Mythos: der menschgestaltete Gott Krischna, in einem geschichtlichen Augenblick indischer Religion ans Licht getreten, verdrängt in Vrindavana den urtümlich-zeitlosen Kult eines lokalen Schlangenwesens und prägt sich selbst dem Orte auf: Brindaban ist heute noch einer der hauptsächlichsten Wallfahrtsorte des Vischnuismayor, Maya 22

mus. So bezwang der himmlische Apoll in Delphi den alten Erddrachen Python und setzte sich an seine Stelle als orakelnde Gottheit über den Erdspalt, aus dem die Pythia ihre Eingebungen atmete: als pythischer Gott.

In der Kindheit des Gottmenschen ist die Bezwigung und Wegbannung Kaliyas die erste in jener Reihe exorzistischer Taten, um deretwillen das Göttliche mit einem Teil von sich in die Erdenwelt hinabgestiegen ist. Der Humor dieser Kindheit steigert sich, die Ironie des Nichtbegreifens wächst: Grausen und Fürsorge vertrieben die Hirten von dem unheimlichen Ort, an dem das Gottkind erste Zeichen seiner höheren Natur gab, die unverstanden blieben, aber das Aufregende zieht mit ihnen, die mayabefangenen Menschenkinder werden mit immer anderen Affekten genarrt: jetzt wird ihre liebende Ahnungslosigkeit durch den Todesschrecken geprüft, den sie um Krischnas schon sicheren Untergang leiden müssen, da sie sein Wesen nicht zu durchschauen mögen — ein Schrecken, der ihnen nichts anhaben könnte, wüßten sie, wer unter ihnen weilt.

Mit seiner gotthaften Ironie gegenüber dem eigenen Menschtum überwächst Krischna den mondhaften Rama, wie jener seinen Vorgänger mit dem Beil. Rama der Mond bleibt in der Maya seines Menschseins ganz befangen und erfüllt sie ganz; seine vorbildliche Größe ist, daß er sein menschlich-dämonisches Teil überwunden hat und sich als lauteres Gefäß weltordnender Gotteskraft bewährt; nach dem dämonischen Beilhelden und Berserker strahlt er das rührende Pathos, der vollkommene Mensch zu sein: des heldischen Exorzismus fähig, aber unkund seines göttlichen Wesens — in Krischna schnellt sich die Menschwerdung des Göttlichen zur Stufe vollkommener Bewußtheit ihres Doppelwesens auf: er ist der ironische Mayaspieler; mit seinen Gebärden, die Wunder sind, ist er unfreiwillig lehrhaft und bleibt freiwillig unbegriffen. Selten lüftet er die menschliche Maske und zeigt sich als Gott: den Eltern nach der Geburt, dann, wenn er sie wiederfinden wird, einem Gläubigen im Spiegel der Wasser, schließlich im Tode, wenn er sich entrückt. Gern aber spielt er mit ihr in seiner wissenden Überlegenheit; es ist, als wolle er die Menschen necken, indem er sie düpiert, er spielt auf ihrer Blindheit, auf der Skala ihrer wechselnden Empfindungen — anfänglich Schrecken,

nachträglich Bewunderung bei den Hirten —, trotz allem was sie sehen und fühlen dürfen, finden die Menschen nicht das Reimwort auf sein Geheimnis.

Er übertreibt sein Menschentum, er gibt sich seiner Rolle ganz hin, scheint bereit, sich wie ein wirklicher Mensch von dem Schlangenwesen erwürgen und vergiften zu lassen, in dessen Abgrund er sich sieghaft-unverwundbar wie ein Halbgott warf. „Er ist von mir besiegt“, sagt er und nimmt den Ausgang des Kampfes vorweg. Der Gott, der das Ganze ist, gibt sich, wenn es ihm beliebt, Gestalt der Kreatur anzunehmen, so spielend ihrem grausen Untergange hin wie seinen heldischen Taten, er empfängt die Umschlingung des Todes so gleichmütig lächelnd als eine mögliche Gebärde, wie er ihn gelassen austeilt. Es ist ja kein eigentlicher Kampf zwischen Gott und Schlange, All und Geschöpf möglich, sowenig wie zwischen Vischnu und Bali — spielend traumhaft unterliegt der Gott, und spielend tanzend siegt er. Und auch seine Feindschaft ist Gnade, seiner Füße Abdruck auf dem Haupt des Überwundenen ist Glückszeichen und Beglückung, seit gegen den Tod.

Der Überweltliche spielt übertrieben gut, was bei allen maya-befangenen Wesen nur allzuecht ist, aber Balarama, der Bruder, das andere Ich, ruft ihn zur Besinnung, als er sich ganz im Spiele seiner Maske zu verlieren droht, seinem geheimen Gottwesen zu entgleiten droht. Wie eine höhere Stimme, zaubernd und beschwörend, spricht der helle Bruder, frei oben vom Ufer, zum dunklen zweiten Ich, das in den Schlingen der Erd- und Wasserkräfte gefangen liegt. Er reißt ihn aus der Versunkenheit in seine menschliche Natur, er ruft ihr zu: Du bist ja mehr als das, besinne dich, und alle Fesseln, die dich umschlingen, alles Gift, das dich durchtränkt, fällt von dir ab. — Daß wir sind, wie wir sind und uns gewahren, ist nur eine Seite unseres Wesens: allmächtige Wirklichkeit der Maya, die uns bindet; es ist die Seite, mit der wir uns selber zugewandt sind, von der wir angestrahlt und geblendet sind. Aber dieser helle Schein unser selbst quillt aus einem Jenseits in uns, wie die Weltfülle Gottes aus seiner überweltlichen Ruhe in sich selbst. Durch Gebet beschworen, in Andacht bebrütet, im Augenblick der Not ungerufen zur Stelle, spricht dieses Jenseits aus seinem Dunkel zu unserem Ich; so spricht Balarama zu Krischna ein Wort, das ihn weckt.

In den Geheimlehren der Veden heißt Aruni seinen Sohn Schvetaketu ein Stück Salz in Wasser werfen und begreifen; wie das Salz, im Wasser zerlost, allgegenwärtig ist, so durchringt die feinste Kraft des Lebens ungreifbar alle greifbare Gestalt, und diese feinste Essenz des Alls ist's, daraus das Weltall besteht: „Das bist du, tat tvam asi“ — das heißt: du bist nicht, was du dir vorkommst und an dir greifst, was Menschen gemeinhin für ihr Wirkliches und Wesen nehmen, bist nicht dein Leib, nicht deine Sinnes- und Geisteskräfte, mit denen du in die Welt langst, nicht dein Seelenhaftes — in dir ist etwas, feiner als das Feinste, ungreifbar wie das Salzige im Wasser, allgegenwärtig bildet es die Welt: das bist du.

Aus diesem Wesen, so lehrte Yajnavalkya seine Frau Maitreyi, geht die Welt hervor mit ihrer Gestaltigkeit, wie Funken aus dem Feuer, wie Rauch aus der Flamme, wie Schall aus der Pauke. Dieses Wesen in uns und allerwärts stirbt nicht, wenn wir sterben, es überdauert alle Schalen — Person und Gestalt — als ihr Kern, nimmt spielend immer neue an, wie das Göttliche die Weltgestalt im Spiele seiner Maya. Es „wird nicht getötet, wenn der Leib getötet wird“, lehrt Krischna seinen Freund Arjuna in der Bhagavadgita, keine Waffe zerschneidet es, kein Feuer verzehrt es. Wer dies begreift, greift das Wirkliche: wie alle irdenen Töpfe nur Umformung von Erde sind, wie man an einem Stück Erz das Eherne von allen ehernen Geräten jenseits ihrer jeweiligen Form ergreift, so greift man mit ihm den unvergänglich göttlichen Stoff, aus dem alle vergängliche Gestalt wechselnd gebildet ist.

Der „Herr der Sinneskräfte“, der „innere Lenker“ unseres Leibes, und „der das Ackerfeld des Leibes kennt“ sind Namen Vischnus: mit ihm nennt Indien ein unanrührbares Teil in uns und allen Wesen, das dunkel glänzend hinter dem Wandelspiel der Verleibungen, Masken, Schicksale als Tiefe unserer Tiefe dämmert. Es geht sich selbst verloren, von der Lebensschlange umstrickt, von ihrem Todesatem angeweht, ganz Kreatur im Banne der Maya, wie Krischna, von Kaliya umdrosselt, unkund seiner göttlichen Entrücktheit. Da müßte es eine solche Stimme hören, die es in sein ihm selbst verborgenes Wesen einsetzte, es zu seinem tieferen Selbst erweckte. Wenn Krischna in den Windungen der Schlange hinzusterben scheint, spielt er, wie dieses

Göttliche sich in den Banden der eigenen Maya, im vereinzelnden Bewußtsein der Geschöpfe, selbst abhanden kommt und nur mehr wie eine Perle in verschlossener Muschel allerwärts in der Tiefe verborgen ruht. Aber kein Anlaß zu Schreck und Klage: ist der Götterknabe nicht in Schlangenbanden und im Gifthauch des Todes gleichmütig hingegessen, träumend selbstverloren, klaglos unbetroffen, und immer noch göttlich, auch in der Ohnmacht, und ist wachen Ohres, um die Stimme zu hören, die den im Spiel Verlorenen zu seiner wahren Natur erweckt? Indes das Kreatürliche, die Hirten, im Geschöpfe verzagt, tauscht das Überkreatürliche-Göttliche in der Doppelgestalt der Halbbrüder mit sich Erinnern seiner selbst, das alle Bande löst und Ohnmacht in zерemoniellen Siegestanz verwandelt.

„Als Rama und der Lockige wieder die Kühe hüteten, kamen sie im Walde umherstreifend an einen Hain von Talapalmen. Dort hauste ein Dämon mit Namen Dhenuka, der nährte sich mit Fleisch von Menschen und Kühen und hatte Eselsgestalt. Als die Hirten den Hain, der voller Früchte hing, sahen, bekamen sie Lust, die Früchte zu pflücken und sprachen: ‚Ho Rama, ho Krischna, weil dieser Fleck von Dhenuka bewacht wird, wagt sich niemand an seine Früchte. Sieh die Früchte der Talapalmen, die duftenden, wohlriechenden! Wir möchten sie gern haben, laß welche herunterfallen, wenn du magst.‘“

Als Samkarschana und Krischna das Wort der Hirtenknaben hörten, ließen sie Talafrüchte auf die Erde herabfallen. Der Dämon vernahm das Geräusch der fallenden Früchte und kam zornig in Eselsgestalt herbei. Mit seinen Hinterfüßen schlug er nach Krischnas Brust, der aber packte ihn an beiden Beinen, nahm ihn und schwang ihn im Kreise, daß ihm vom bloßen Schwingen in der Luft das Leben ausging, und warf ihn mit einem Schwunge gerade auf eine Palme. Da riß der Esel im Sturz von der Palme Früchte in Menge zur Erde nieder, wie ein Sturmwind Wolken mit sich reißt. Andere Dämonen in Eselsgestalt, seine Verwandten, kamen herzu, auch sie warf Krischna und Balabhadra spielend in die Wipfel der Palmen. In einem Nu war die Erde mit reifen Früchten geschmückt, schöner noch war sie mit den Leibern der eselgestaltigen Dämonen. Danach konnten die Kühe in diesem

Haine behaglich und ohne Not im frischen jungen Grase weiden, wie sie vorzeiten dort geweidet hatten. Als der Esel-Dämon samt seinen kleineren Geschwistern zu Boden gestreckt war, dünkte der Palmenhain Hirten und Hirtinnen lieblich; da strahlten die beiden Söhne Vasudevas voll großen Wesens in ihrer Freude wie Stiere, denen die jungen Hörner wuchsen. Und weithin ließen sie die Kühe weiden und riefen sie mit Namen; sie trugen Halfter auf der Schulter und waren mit wilden Blumen geschmückt. Ihre Gewänder waren mit Goldstaub und schwarzem Schminkpuder geziert, sie schimmerten wie die Waffe des großen Indra, der Regenbogen; sie waren wie ein weißer und ein dunkelblauer Lotos. Sie spielten miteinander die alten Spiele, die der Welt bekannt sind — die Schirmherren aller Weltbeschirmer, zur Erde herabgestiegen. Sie fanden Freude an menschlichem Gebaren und ehrten das Menschentum. Mit Spielen, die den Eigenschaften ihrer Geburt als Menschen entsprachen, trieben sie sich im Walde herum; auf Schaukeln, in Ringkämpfen und mit Steinwürfen übten sich die beiden Starken.

Wie beide sich dort vergnügten, kam, sie zu packen, ein Widergott, Pralamba geheißen. Er barg sich in Hirtentragt: Pralamba, der große Dämon, mischte sich, menschliche Gestalt annehmend, der Nichtmensch, furchtlos unter die Hirten. Eifrig sann er, wie er eine Blöße an den beiden fände; er wollte Krischna und den Sohn der Rohini erschlagen. Da begannen alle mit Hari ein Spiel zu spielen, „Kinderpiel“ genannt: zwei und zwei sprangen paarweise in die Höhe. Govinda sprang mit Schridaman, Bala mit Pralamba, und andere Hirten sprangen untereinander um die Wette in die Luft. Da siegte Govinda über Schridaman, und der Sohn der Rohini über Pralamba, und die Hirten von Krischnas Partei siegten über die anderen. Da ritten die Sieger auf den Besiegten und ließen sich von ihnen zum Stamm eines Bhandirabaumes tragen, dort kehrten alle um, die besiegt worden waren.

Der Dämon aber lud geschwind Samkarschana auf seine Schulter und machte nicht halt, sondern schritt voran wie eine Wolke mit dem Monde. Außerstand ihn zu tragen, wuchs der furchtbare Dämon aus Wut mit seinem Leibe gewaltig in die Höhe, wie eine Wolke zur Regenzeit. Als aber Samkarschana ihn sah — er war wie ein brennender Berg, sein Schmuck baumelte mit Blumenketten

und Bändern an ihm herab, und sein Kopf wuchs sich mit einem Diadem aus, fürchterlich ward er mit Augen groß wie Wagenräder, und die Erde bebte unter seinen Tritten —, da sprach Balarama, von ihm entführt, zu Krischna die Worte: „Krischna, Krischna, sieh doch, ich werde hier von einem berggroßen Dämon entführt, der sich in Hirtengestalt barg. Sag' mir, was ich jetzt tun soll, du Töter des Madhu — in großer Eile schreitet der Böse von dannen!“

Krischna, der das Maß von Kraft und Mut am Rohinisoerne kannte, sprach zu Rama, und ein Lächeln spaltete den Kelch seiner Lippen: „Was hängst du dich offen an dieses menschliche Gebaren, du Wesen des Alls, des Wesen geheimer ist als das Geheime aller Geheimnisse? Herr aller Welt, Ursache, die vor Brahma, der Ursache aller Welt, west, erinnere dich an dein alleinsames Wesen und an ihn, der alleinsam in der Welt, dem alleinen Meere, ruht. Du und ich, du Wesen von allem, sind ja die einzige Ursache der Welt, um der Welt willen haben wir beide uns in Zwiefalt gesondert. Darum gedenke du unermeßlichen Wesens deines Wesens und schlag den Dämon! Häng' dich an menschliches Wesen nur, um Freunden Gutes zu tun!“

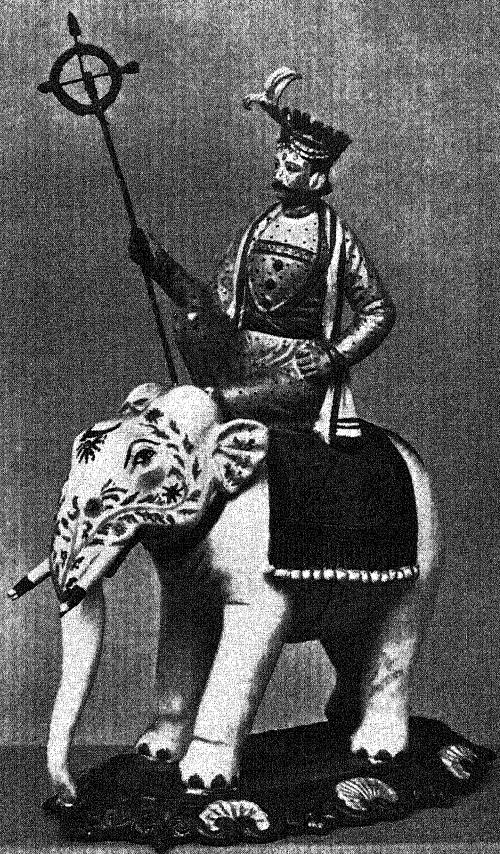
So brachte Krischna großen Wesens Bala sich selbst in Erinnerung, der Starke lachte auf und drückte auf Pralamba, und die Augen rot vor Zorn schlug er ihn mit der Faust auf den Kopf. Von dem Schlag quollen dem Dämon beide Augen heraus, das Hirn drang ihm heraus, und Blut aus dem Munde speiend stürzte er zu Boden und starb. Als die Hirten Pralamba von Bala, dem Helden wunderbarer Taten, erschlagen sahen, freuten sie sich, lobten ihn, und von ihnen gepriesen kehrte Rama mit Krischna zum Pferche heim.“

Das Dämonische sendet seine Kräfte aus, die beiden Heilande noch in der Kindheit zu überwältigen. Der einzelne mag sich wohl zum Anschauen des Göttlichen erheben und sich darin erlösen — so geschah es Jubel und Bali —, aber das Dämonische als Ganzes und Wesen hat teil am Wesen des Weltganzen und lebt in dessen Dauer geborgen, es hilft sie ja mittragen. Es zeugt sich fort und gebiert sich immer wieder ungebrochen neu; die Welt als Ganzes ist keiner Läuterung fähig — sonst würde sie aufhören, wie Zara-

thustra, Mani und Johannes auf Patmos das verheißen haben. Sie läuft davon weiter in die Ewigkeit, daß ihre Maya von Ich und Welt in ihrer Selbstverkralltheit mit Lust und Angst ihren Kreaturen als tiefster Ernst und letzte Wirklichkeit erscheint. Dieses Spiel des Gottes, das Welt heißt und verzaubert und befangen hält, würde enden, und Er wäre nicht der Unendliche, nicht Gott, wenn das Böse, die tolle und ruchlose Gewalt in seiner Welt weniger werden könnte: Leben wäre nicht Leben, wenn es nicht den blinden Drang unauslöschlich in sich hätte, sich ohne Maß auszugebären, weiterzupflanzen und auszuwachsen, indem es sich selber verschlingt.

In immer anderen Gestalten langt das Dämonenwesen nach Balarama und Krischna; in Pralamba verlarvt es sich als unheimlicher Gespiele; gern entleihst es seine Masken den natürlichen Schrecken des Hirtenlebens, die seine Idylle dämonisch verstören: es kommt als tückisch gefährliches Widerspiel der Haus- und Herdentiere. Dem Wildesel Dhenuka folgt später der Wildstier Arischta, schließlich, von Kamsa entsandt, der mähnige wilde Hengst: alte geläufige Dämonenfiguren des engbegrenzten Hirtenlebens; sie bezeichnen das Störrische und Ungeratene, Unbändige und nicht Geheure, das immer wieder den Hirten an manchen ihrer Tiere zu schaffen macht und ein Dämonisches in ihnen verrät, das in der wilden Umwelt, dem Dschungel, gefährlich geistert und jählings in den Pferch der zahmen Herden zu brechen droht und Panik in sie wirft. Das ist die begrenzte, tierhaft dumpfe Dämonie, an der die Götterknaben, solange sie bei den Hirten weilen, ihre dämonenbannenden Kräfte messen.

Diesmal packt es Rama: auf den Schultern des Dämons reitend wird er augenscheinlich von der menschlichen Schwäche überwältigt, wie vorher Krischna in der Umschlingung Kaliyas. Rama ist so ganz vom Eifer des Kinderspiels als Hirtenknabe gepackt, daß er völlig seiner Maya, Menschenkind zu sein, verfällt. Indes der Dämon seine harmlose Kindermaske abwirft und sein ungeheuerliches Wesen auswächst, bleibt Rama in sich benommen und kommt gar nicht darauf, es ihm gleichzutun, ihn zu überbieten. Erst sein anderes Ich, das beiseite steht und unverflochten ist in dieses Spiel — Krischna —, muß seine Stimme erheben und sein geheimes Wesen an Rama aufrufen, das alleinsam ist und un-



Indra

ermeßlich: den allerfüllenden Gott, verborgen und verlarvt in der Tiefe der Kreatur.

Es ist, als spielen die beiden Knaben lehrhaft ironisch ihrer Umwelt eine Parabel von der Maya vor, als gefielen sie sich darin, ihren göttlichen Kern ahnen zu lassen, ihr übermenschliches Geheimnis in sprechenden Gebärden preiszugeben, weil sie der verdunkelnden Macht der Maya so gewiß sind und auf den stumpfen Blick der Kreatur vertrauen, daß er ihr Rätsel nicht durchdringt.

„Während Rama und der Lockige im Pferche weilten, ging die Regenzeit vorüber, es kam der Herbst, und die Lotosblumen blühten. Es kam die Zeit, wo der Himmel fleckenlos rein in klarem Sternenlichte prangt, und Krischna sah die Bewohner des Pferchs mit Zurüstungen zum Feste des Gottes Indra beschäftigt. Da sprach er voll Wißbegier zu den Alten: ‚Was ist denn das für ein Fest, Indra zu Ehren, auf das ihr euch so freut?‘ — Nanda antwortete ihm ehrfürchtig: ‚Der König der Götter voll hundert Kräften ist Herr der Wasser der Wolken, er treibt sie an, und sie regnen den wäßrigen Saft. Von der Frucht, die ihr Regen hervorbringt, nähren wir und andere Lebendige uns und leben und erfreuen opfernd damit die Götter. Die Kühe hier haben Milch, haben Kälber davon; von der Frucht, die er wachsen läßt, werden sie feist und froh. Nicht ist die Erde ohne Frucht, nicht ohne Schulden gegen ihn, nicht siehst du Menschen Hunger leiden, wo seine regenträchtigen Wolken zu sehen sind. Mit den Kühen der Sonne, mit ihren Strahlen, holt der Wasserspendende das Naß der Erde zu sich herauf, zum Gedeihen aller Welt regnet der Regengott auf die Erde. Darum verehren alle Könige frohen Sinnes den Herrscher der Götter zur Regenzeit als Gast beim Feste — wir und andere Lebendige.‘

Als er Nandas Worte über die Verehrung Indras hörte, sprach ‚Strickbauch‘, um Indras Zorn zu erregen: ‚Wir üben nicht des Pflügens Werk, noch leben wir von Handel. Die Kühe sind unsere Gottheit, weil wir in der Wildnis leben. — Betrachtung des Wesens der Dinge, das dreifältige heilige Priesterwissen, Erwerbskunde und Wissen um die Führung des Stocks gerechter Strafe, das ist die Vierzahl des Wissens. Von Erwerbskunde höre mir nun: Feldbau und Handel und als drittes, ihnen gleich, das Hüten des Viehs,

das ist das glückbringende Wissen; in dreierlei Unterhalt wurzelt Erwerbskunde. Des Bauern Unterhalt ist Feldbau, vom Handel leben die Handelsleute, unser höchster Unterhalt sind die Kühe — so ist Erwerb dreifach verschieden. Die Wissenskunde, die ein jeder hat, ist ihm seine große Gottheit; die soll er ehren und verehren, denn sie steht ihm hilfreich bei. Der Mensch, der die Frucht der einen Wissenskunde ißt und eine andere verehrt, erlangt kein Heil, nicht in diesem Leben, noch wenn er ins andere hinübergangen ist. Verehrt die Grenzen, die sich breiten, und den wilden Wald, den die Grenzen rings umschließen! Verehrt Wälder und Berge allzumal — und das sei uns der Pfad zum höchsten Heil! Darum wollen wir den Bergen Opfer darbringen und wollen den Kühen opfern — was geht uns der große Indra an? Kühe und Berge sind unsere Gottheiten. Den vedakundigen Brahmanen gilt Opfer mit heiligen Sprüchen als höchstes, und die Pflüger opfern dem Pfluge, unser Leben hängt an Bergen und Waldweiden, darum ist es uns gemäß, den Bergen und Kühen zu opfern. Verehrt darum den Berg Govardhana — „Gedeihen der Kühe“ — mit mancherlei frommen Bräuchen, ehrt ihn und schlachtet, wie es sich gebührt, reine Tiere, die zum Opfer taugen. Bringt unverweilt aus allen Hürden die Milch zusammen und richtet davon Brahmanen ein Mahl und wen sonst danach verlangt. Habt ihr den Berg verehrt, ihm das Opfer dargebracht und Brahmanen gespeist, dann sollen ihn die Scharen der Kühe mit Herbstblumen begränzt umschreiten — das ist mein Gedanke, ihr Hirten. Wenn ihr auch daran Gefallen habt und solches tut, werden die Kühe und der Berg daran Gefallen haben und auch ich.“

Als Nanda und die Bewohner des Pferchs diese Worte von ihm vernahmen, blühten ihre Gesichter vor Gefallen auf, und die Klugen sprachen: „Gut, gut! Schön ist dein Gedanke, Kind. Was du uns da gesagt hast, das will ich alles tun. Das Bergopfer soll gefeiert werden.“

So vollzogen sie das Bergopfer; sie brachten dem Berge Spenden dar mit saurer Milch und Milchreis, mit Fleisch und anderen Speisen. Und speisten Brahmanen zu Hunderten und Tausenden. Darauf umzogen die geschmückten Kühe, die rechte Flanke ihm verehrend zugewandt, den Berg im Kreise, und donnernd brüllten die Stiere wie regenschwere Wolken. „Ich selbst bin leibhaftig der

Berg', sprach Govinda und aß auf dem Haupte des Berges Speisen von vielerlei Art, die von den Hirten gebracht wurden. Krischna erstieg in seiner eigenen Gestalt mit den Hirten das Haupt des Berges und verehrte eine zweite Gestalt seiner selbst. Dann entschwand diese zweite Gestalt ins Unsichtbare, und die Hirten kehrten heim in ihren Pferch, als sie Erfüllung ihrer Wünsche gefunden und das Fest des Berges gefeiert hatten.

Aber Indra geriet in gewaltigen Zorn, als er sein Fest vereitelt sah, und sprach zu der Schar der Wolken, die ‚Wirbel des Weltunterganges‘ heißen: ‚Ho, ho, ihr Wolken! Vernehmt, was ich euch sage, und führt mein Geheiß unverweilt aus! — Nanda, der Hirt, der recht unkluge, hat, aufgeblasen durch die Kraft, die in Krischna sitzt, mit anderen Hirten mein Fest vereitelt. Was ihren Unterhalt, ihr Hirtendasein ausmacht — ihre Kühe sollen auf mein Geheiß von Regenfall bedrängt werden! Ich selbst will meinen ragenden Elefanten, der wie ein Berggipfel schimmert, besteigen und euer Gefährte sein, und die Winde sollen mit uns gehen!‘ Als der Götterkönig solches den Wolken befahl, ließen sie einen furchtbaren Sturmregen los, der die Kühe vernichten sollte. Da ward in einem Nu Erde und Berggipfel und Himmel in eins verwandelt, erfüllt von der großen Flut des Regengusses. Die Kühe wurden vom Regensturm, der sausend fiel, geschüttelt, sie gaben den Odem auf und lagen mit flach hingestreckten Mäulern und Hälsen, sie standen und deckten mit ihren Leibern die Kälber, andere hatten in der Wasserflut ihre Kälber verloren, und mit kläglichem Gesicht, die Nacken vom Winde geschüttelt, sprachen die Kälber in ihrer Not mit leisem Laut gleichsam: ‚Schütz uns, schütz uns‘ zu Krischna.

Als Hari den ganzen Pferch voll Kühen, Hirtinnen und Hirten in großer Not sah, sann er auf Rettung: ‚Das hat der große Indra getan, der uns feind ist, weil sein Fest zuschanden ward — nun muß ich den ganzen Pferch retten. Den Berg hier mit seinen breiten Felsflächen will ich mit meiner Kraft entwurzeln und werde ihn wie einen breiten Schirm über den Pferch halten.‘ Solchen Entschluß faßte Krischna und entwurzelte den Berg Govardhana und hielt ihn, mit einer Hand, spielend empor. Und der Schirmherr der Welt sprach zu den Hirten: ‚Kommt alle hier unter ihn; es ist euch Schutz vor dem Regen geschaffen. Sitzet hier, wie es euch behagt,

indes Land in allen Weltrichtungen ausgelöscht ist. Kommt herein und seid ohne Furcht, daß der Berg herabstürzt!

Da kamen die Hirten mit ihren Herden herein und die Hirtinnen mit dem Gerät, das sie auf Wagen geladen hatten — von der Flut bedrängt. Krischna aber hielt den Berg sonder Wank in die Höhe, und die Bewohner des Pferchs blickten ihn mit freudig staunenden Augen an. Gepriesen in seiner Tat vom jubelnden Hirtenvolk mit entzückten großen Augen, trug Krischna den Berg. Sieben Nächte lang regneten die großen Wolken, die Indra in Bewegung gesetzt hatte; als aber der Berg emporgehalten und der Pferch beschützt ward, gebot der ‚höhlenzerspaltende‘ Indra, da was er sich gelobt hatte, eitel geworden war, den Wolken Einhalt. Als der Himmel wieder wolkenlos war und der Herr der Götter um seine Mühe betrogen war, zog das Hirtenvolk freudig heraus und ging wieder an seine Stätte. Da gab auch Krischna den Berg Govardhana frei an seine alte Stätte — staunenden Angesichts sahen die Bewohner des Pferchs ihm zu.

Als Krischna den Berg Govardhana emporgehalten und das Hirtenvolk beschützt hatte, freute sich Indra an seinem Anblick, er bestieg seinen riesigen Elefanten Airavata und besuchte Krischna auf dem Berge Govardhana, den starken Helden, der Kühe weidete und Hirtengestalt trug: den Hirten aller Welt, der von Hirtenknaben umgeben war. Und Indra erblickte Garuda, den mächtigsten der Vögel, Vischnus Reittier, der unsichtbar in der Höhe schwebte und mit seinen beiden Schwingen Haris Haupt Schatten spendete. Da stieg Indra abseits von seinem Elefanten und sprach, indes seine Augen sich vor Freude weiteten, lächelnd zum ‚Töter des Madhu‘:

„Krischna, Krischna, vernimm, weswegen ich zu dir gekommen bin, Großarmiger, und meine nicht, es sei anders! Um die Erde ihrer Last zu entledigen, bist du auf die Erde herabgestiegen, der du das Ganze trägst, höchster Herr! Ich war feind, weil mein Fest vereitelt ward, und entsandte die Wolken, die das Hirtenvolk vernichten sollten, und sie haben dies Unheil angerichtet. Du hast die Kühe vor Leid bewahrt und den großen Berg entwurzelt — an dieser deiner überwunderbaren Tat freue ich mich, du Held. Vollbracht ist nun, meine ich, Krischna, der Götter Vorhaben, und du hast mit einer Hand diesen herrlichen Berg getragen. Und an-

getrieben von den Kühen, die du beschützt hast, Krischna, bin ich hier zu dir gekommen — dein Tun bewog sie, mich zu bewegen: dich, Krischna, weihe ich hier, vom Wort der Kuh angetrieben, zum Über-Indratum! Ein ‚Indra‘, ein ‚Herrlicher‘ der Kuh und der Hirten sollst du sein, ‚Govinda‘ sollst du heißen!“

Er ließ seinen Elefanten hinzutreten, nahm dessen Glocke und vollzog mit ihr, die voll heilig-reinen Wassers war, den Weiheguß. Indes die Weihe vollzogen ward, feuchteten Krischnas Kühe augenblicks die Erde mit ihrer Milch, die ihnen in Strömen entquoll.

Danach sprach Indra weiter voll Liebe und Ehrfurcht: „Nach der Kuhes Wort ist dies getan; vernimm noch ein anderes von mir, das ich dir sage, Großmächtiger, im Wunsche, die Erde ihrer Last zu entledigen. Ein Teil von mir, du Träger der Erde, ist auf die Erde herabgestiegen, ein Tiger unter den Männern, Arjuna ist er genannt — den schütze immerdar! Der Held wird dir Gefährte sein, wenn du die Erde von ihrer Last befreist, den schütze wie dein eigen Selbst, Töter des Madhu!“

Der Herrlich-Erhabene sprach: „Ich weiß um Arjuna, der im Stämme Bharata aus einem Teil von dir geboren ist, und will ihn schirmen. Solange ich auf Erden weile, soll niemand Arjuna im Kampfe besiegen! Wenn Kamsa und seine Dämonen erschlagen sind, hebt sich eine männermordende Schlacht an, in ihr wird der Erde ihre Last abgebürdet. Du aber geh und sorge dich nicht um deinen Sohn, solange ich da bin, wird kein Feind über Arjuna Macht gewinnen. Um Arjunas willen werde ich seine Brüder retten und sie, wenn der Kampf der Bharatas zu Ende ist, unversehrt ihrer Mutter übergeben.“

Auf diese Worte umarmte der Götterkönig den ‚Quäler der Menschen‘, bestieg seinen Elefanten und kehrte wieder in den Himmel. Krischna aber kehrte mit Kühen und Kuhhirten heim zum Pferch auf seinem Pfade, der rein und heilig ward durch die Blicke der Hirtinnen, die ihn entlang blickten.“

Der Gottmensch Krischna, der sich seiner Gottnatur bewußt ist, erschöpft sein Wesen nicht, wie Rama der Mond, in der Erfüllung heiliger Ordnung; halb unwillkürliche und einfallsweise stiftet er unbefangen selbst neue Ordnung und weiß sie gegen die enttäusch-

ten Gewalten des Alls zu beschirmen. Wie er Kaliya von seinem Fleck verwies, setzt er Verehrung der Kühe und Weidetriften als den Hirten gemäße Religion an Stelle des Dankopfers für den Götterkönig aus den Veden: ein simpler Hirtenkult statt komplizierten Priesterrituals; augenscheinlich bezweckt dieser Mythos vom Berg Govardhana die Heiligsprechung eines alten, vorarisch-lokalen Hirtenbrauches gegenüber der Feier des arischen Kriegs-helden Indra, die von der brahmanischen Überlieferung gefordert war. In Krischna erhebt sich unbrahmanisch-vorarisches Volkstum mit alten Überlieferungen; er ist ja auch an Haut und Haar der „Dunkle“, wie sein Name Krischna sagt, die „schwarzen Leute“ und die „dunkle Haut“ sind geläufige Namen, mit denen die Veden der hellfarbigen Arier die eingesessene Bevölkerung bezeichnen, zu deren Herren sich die kriegerischen Einwanderer machten. Ein bezeichnender vorarischer Zug dieses Kultes ist die feierliche Prozession der Hirten und Herden um den göttlichen Berg, vergleichbar den feierlichen Umzügen bei Tempelfesten heut wie eh'; bezeichnend ist auch Krischnas Rolle beim Opfer, daß er leibhaft die Gottheit mimt, die Opferspeisen entgegennimmt und verzehrt, indes im brahmanisch-vedischen Ritual die aus dem Raum herbeigerufenen Götter ungreifbar bleiben im heiligen Opferbezirk und ihre Spenden durch die Vermittlung des Opferfeuers erhalten. Krischna verdoppelt sich durch seine Maya: ein Krischna spielt den Berggott, der andere führt die Hirten bei seiner Verehrung an; in der vorarisch alten Mütterreligion Indiens, die in der Tantraliteratur des späteren Hinduismus ihre Anerkennung findet, wie hier der vorarische Bergkult der Hirten, werden junge Mädchen erlesen, leibhaft wie Krischna, als Abbild der jugendlichen Welt-mutter, der alles betörenden Maya und Kraft des höchsten Gottes, an Stelle ihres Kultbildes zu dienen und Schmuck, Verehrung und Andacht entgegenzunehmen.

In der Geschichte vom Berg Govardhana wie bei der Vertreibung Kaliyas und entsprechenden Stücken übt der Mythos kult- und religionsgeschichtliche Funktion aus: er verzeichnet nicht bloß als Chronik die Verdrängung eines Kultes oder einer Göttergestalt durch andere, die heiliggesprochen werden, er schafft vielmehr diesen Wandel selbst, er fertigt in seinem Berichte die gültige Urkunde aus, die Kaliya absetzt und Krischna an seine Stelle erhebt,

er gibt der alten Berg- und Küheverehrung eine neue Rechtmäßigkeit. Denn Krischna oder der „Träger der Erde“, also die Welt schlange Schescha, mit anderen Worten Vischnu selbst oder die kosmischen Urwasser des Lebens, die alles tragen und die Welt aus sich hervorgebracht haben, heißen diese neue Form, das Göttliche zu ehren, gut, und der Berg Govardhana als Schirm über Hirten und Herden gehalten gegen das Zorngewitter, das sie wegspülen soll, bestätigt, wie die Versöhnung Indras mit Krischna, die Gültigkeit des unarischen Rituals.

In dem unvermeidlichen Zwist mit dem Götterkönige, der seinen kultischen Anspruch wahren muß, geht Krischna sehr achtungsvoll mit Indra um, sowenig dieser auch gegen ihn vermag. Es gehört zu seinem Maskenspiel, sich in den fließenden Grenzen eines übermenschlichen Heldenstums zu halten. Da er in die Welt getreten ist, sie zu erretten, fügt er sich, einmal in den Rahmen seiner Traumwelt eingegangen, ihren Maßen, auf daß sie nicht an einer Gebärde, die seinem überweltlichen Wesen entspräche, zerspringt. Der friedliche Ausgleich mit dem Könige der Götter deutet nach den Wundern des Kindes mit erhabener Geste vorauf auf die Unbezwunglichkeit des Heilbringers im bevorstehenden Kampfe mit dem königlichen Dämon; die Besiegelung ihrer Versöhnung durch den Freundschaftsbund, den Krischna mit Indras Menschwerdung, dem Bharatahelden Arjuna knüpft, weist auf den Zusammenhang seines Mythos mit der Heldensage Mahabharata und gibt ihrem epischen Geschehen den mythischen Sinn: die große Schlacht Arjunas und seiner Brüder gegen die feindlichen Vettern, die Kauravas, deren achtzehntägiges Blutbad den ganzen indischen Kriegeradel hinwegrafft und sinnbildlich geballt die Selbstzerfleischung ihrer Herrlichkeit in Fehden bis zum Untergange aller darstellt — diese Schlacht ist Krischnas geheimes Werk, der Arjuna und die Seinen als Wagenlenker und Ratgeber zum trostlosen Siege führt, um die Erde von der dämonischen Last des tobenden Kriegeradels zu befreien. Er erfüllt damit die Aufgabe, um deretwillen er zur Erde niederstieg und vollendet, was Rama mit dem Beil auf seinen Streifzügen begann.

„Als Indra gegangen war, sprachen die Hirten zu Krischna, des Tun kein Hindernis kennt, nachdem sie gesehen hatten, wie er

aus Liebe zu ihnen den Berg Govardhana emporgehalten hatte: „Durch dich, Großarmiger, sind wir und die Kühe vor dieser großen Gefahr bewahrt worden, da du das Werk vollbrachtest, den Berg zu tragen. Nichts hält solchem deinem Knabenspiel die Waage, die Kühe zu hüten ist dir verächtlich. Und göttlich ist dein Tun, wie soll man davon sprechen? Kaliya hast du im Wasser gebändigt, Pralamba hast du gefällt und hier den Berg Govardhana getragen — voll fragenden Staunens ist unser Sinn. Wahrhaftig, wahrhaftig, es sind Vischnus Füße, denen wir uns in Ehrfurcht nahen, du Held unermessenen Schreitens! Denn wenn wir deine Heldenkraft anschauen, meinen wir nicht, du seist ein Mensch. Ein Gott bis du oder ein Dämon, ein Wunderkobold oder ein seliger Himmelsgeist. Was sollen wir darüber grübeln, Verwandter und Freund bist du uns — Verehrung sei dir dargebracht! Deine Liebe zum Pferch samt seinen Frauen und Knaben und diese Tat, du Lockiger, die alle Götter nicht vollbringen können, dein kindhaftes Wesen und deine übergewaltige Heldenkraft und deine glanzlose Geburt unter uns — wenn man all das bedenkt, o Krischna, du mit deinem unermeßlichen Wesen, dann weckt es fragendes Staunen.“

Einen Augenblick schwieg Krischna, und Liebeszorn ergriff ihn ein wenig, als die Hirten so zu ihm redeten, dann sprach er: „Wenn die Verwandtschaft mit mir euch Hirten nicht beschämt, wenn ich vielmehr euch preiswürdig bin — was wollt ihr dann grübeln? Wenn ihr mich lieb habt, und ich euch preiswürdig bin, dann ehrt mich mit Gastgeschenken, wie sie dem verwandten Freund geziemten, ihr Freunde, Verwandte! Nicht bin ich ein Gott noch ein Himmelsgeist, kein Wunderkobold noch auch ein Dämon. Als euer Verwandter bin ich geboren — denkt nichts anderes darüber hinaus.“ Als sie sein Wort vernahmen, blieben die Hirten stumm. Sie gingen zu Bala, da Krischna in Liebeszorn war.

Krischna aber sah den wolkenlos klaren Himmel und den Mondschein des herbstlichen Mondes, sah die Lotosblumen in Blüte und alle Himmelsgegenden aufgeheizt, sah die Waldstreifen lieblich belebt von summenden Bienenscharen und richtete seinen Sinn auf Liebeslust mit den Hirtinnen. Mit Rama zusammen sang er süß und den Frauen überließ, der Lotosfüßige nahm Liebeslust wie ein Gelübde auf sich. Als die Hirtinnen den Schall seines Sanges hörten, verließen sie ihre Hütten und kamen eilends dahin, wo der



Krischna mit Hirtinnen

„Töter des Madhu“ weilte. Leise, leise sang eine Hirtin und ging mit Krischna im Takt seiner Schritte, eine andere richtete ihr Augenmerk ganz auf ihn und betrachtete ihn innerlich in ihrem Geiste, eine sprach „Krischna! Krischna!“ und stand schamüberlossen, und eine andere trat vor Liebe blind und ohne Scham an ihn heran. Eine stand innen in der Hütte und sah draußen der Älteren einen, dem sie Verehrung schuldete, und mit geschlossenen Augen stellte sie sich, indes sie ihn ehrfürchtig grüßte, unter seiner Gestalt Govinda vor.

Von Hirtinnen umringt feierte Govinda die vom herbstlichen Monde verklärte Nacht; ihn verlangte nach der Stimmung des Rasatanzes. Und scharenweis folgten die Hirtinnen mit ihren Leibern Krischnas Gebärden, und wenn Krischna an eine andere Stätte weiterschritt, gingen sie mit in einen anderen Teil des Vrindahaines. Sie streiften umher, in Sehnsucht, ihn zu schauen, wenn sie seine Spur erspähten zur Nacht im Haine. Sie wandelten erregt bei Krischnas mannigfaltigem Gebaren selbander im lieblichen Haine umher, und wenn sie müde wurden und die Hoffnung aufgaben, ihn zu schauen, gingen sie zum Ufer der Yamuna und sangen von seinen Taten. Dann sahen sie ihn, wie er daherkam: sein lotosgleiches Gesicht war weit aufgeblüht, und die Hirtinnen erblickten den Hirten und Hüter aller drei Welten.

Eine sah Govinda an, wie er daherkam, und Freudenschauer überrieselten sie: „Krischna, Krischna, Krischna!“ sprach sie, und ihre Augen blühten weit auf, eine andere verzog die Brauen und blickte ihn an, dessen Stirn glatt wie ein Brett war, und mit ihren bienendunklen Augen trank sie an seinem lotosgleichen Antlitz. Eine andere sah ihn an und schloß beide Augen, innerlich schaute sie seine Gestalt, es sah aus, als sei sie in Yogaschau versenkt. Da gewann er die eine mit zärtlichem Wort, die andere mit Blicken und Verziehen der Brauen, wieder andere mit der Berührung seiner Hand.

Da ward der Sinn der Hirtinnen klar und froh, und Hari, voll erhabenen Wandels, spielte mit ihnen hingebungsvoll im Reigen des Rasatanzes. Wohl war der Hirtinnen Schar im Reigen des Rasatanzes aneinandergereiht, und doch schritt jede an Krischnas Seite und war nicht starr an ihre Stelle gebannt. Krischna nahm jede der Hirtinnen allzumal bei der Hand und bildete den Ring

des Rasatanzes, und selig schlossen sie ihre Augen unter der Berührung seiner Hand.

Da hoben sie Lieder zu singen an, die den Herbst feierten, und lieblich tönte das Klingen ihrer schwanken Arminge darein. Krischna besang den herbstlichen Mond, der lotosholdes Licht und Lotosblüten verschwenderisch schenkt, die sich dem Mondlicht öffnen; aber die Schar der Hirtinnen sang wieder und wieder einzig den Namen Krischna.

Ermattend legte eine Hirtin, die ihr gleitender Gürtel störte, ihren lianenschlanken Arm auf seine Schulter, eine andere nahm schlau begeistertes Lob seines Sanges zum Vorwand und schlang ihre schimmernden, zitternden Arme um ihn und küßte ihn. Haris Arme berührten die Wangen der Hirtin, und im Schauer der Lust sträubten sich die Härchen auf ihnen und Schweißtropfen der Lust besäten sie dicht.

Während Krischna mit überheller Stimme den Sang des Rasatanzes sang, sangen die Hirtinnen ‚Heil Krischna, Krischna!‘ im Zweiklang. Schritt er dahin, gingen sie ihm nach; drehte er sich im Kreise, so schritten sie mit ihm zugewandten Gesichts; hin und wieder wandelnd freuten sich die Frauen der Hirten an Hari.

So spielte der ‚Töter des Madhu‘ liebend mit den Hirtinnen, und ein Augenblick ohne ihn war ihnen wie Myriaden Herbste. Ihre Väter, Gatten und Brüder wehrten ihnen, da trieben die lustfrohen Hirtinnen des Nachts ihre Liebesspiele mit Krischna. Und er, ein halber Knabe noch, ehrte ihr Verlangen, und der unermessenen Wesens voll ist, trieb Liebesspiele mit ihnen in den Nächten, der Vernichter der Bösen. In ihren Gatten, in den Frauen selbst und in allen Geschöpfen weilte der Herr, alles erfüllend — er dessen Form die eigene Form des Allwesens ist. Wie in allen Geschöpfen die fünf Elemente: Raum, Feuer und Erde, Wasser und Luft und dazu das Ewige Wesen ist — so weilte er, alles erfüllend in allem.“

Der Gottmensch verschweigt sein Geheimnis; seine Taten zeugen davon, aber Fragen, die ihn ergründen wollen, erreichen ihn nicht, er biegt ihnen aus. Es ist genug, das Übermenschliche an ihm zu erfühlen und sich ihm hinzugeben; den Mayabefangenen sind als Spiegelung und Sinnbild seines unendlichen Wesens die Wunder gegeben, die das Maß des Menschhaften für Augenblicke sprengen,

in ihnen blitzt der Grenzenlose, der Grenzen spottend, leibhaft auf. Aber die Fassungskraft des Denkens zu zersprengen, indem er ihm sein Geheimnis zu bedenken gäbe, kommt Krischna nicht in den Sinn. Darum schließt er sich den fragenden Männern nicht lehrend auf, aber er füllt das menschliche Gefäß, das ihn erahnt, bis an den Rand mit seligem Gefühl im Tanz und Liebesspiele der Hirtinnen.

Der Gott als Mensch bestimmt aus sich selbst, wie sein Werden und Vergehen, auch die Stunde seines Erwachens zum Manne. Nicht Mädchenblicke entzünden ihn, nicht Frauenliebe weilt den Knaben ein in die Geheimnisse des Geschlechts — der göttliche Knabe liest aus den Zeichen des Jahrkreises sich selbst die Stunde, die zur Liebe ruft, und offenbart sich in wissendem Spiel als Seelenführer des Geheimnisses, dessen Bräuche wie Gelübde einzuhalten sind und Stufen zum Erleben des Göttlichen bilden: zur Erfahrung der kosmischen Gotteskraft am eigenen Leibe.

Der sonnenwarne, windfrische Hirtenknabe als Verführer birgt in sich den Gott als Seelengeleiter zu seinem eigenen Geheimnis, das „Menschen im Herzen“ ist. Im Reigen feiert Krischna die eigene Gottnatur: den Überschwang göttlichen Lebens, der den Grund der Welt bildet und aus seiner Fülle spielend Weltgestalt hervortreibt, die Einheit des Allwesens mit all seinen Erscheinungen in unablässigem Tanzen und Küssem, Umarmen und Hinschmelzen. Das gleichzeitige Verfallensein aller an den einen, der allen unerschöpflich und gegenwärtig ist, spiegelt das Ineinander aller Teile der Welt und des einen Überganzen der Welt: ihr gleichzeitiges von ihm Durchdrungensein, ihr Fürsichsein von ihm und ihre Aufhebung in ihm; es ist bis heute Vorbild und Sinnbild der demütigen Gottesliebe hingebend-frommer Seelen (bhakti), die sich Vereinigung mit dem Höchsten in reinem Auslöschen des Ich vor seiner Gnade ersehnt.

„Einmal aber, bei halbem Abenddunkel, als der ‚Quäler der Menschen‘ dem Rasatanze frönte, kam Arischta in trunkener Wut und verbreitete Schrecken in der Hürde.

Er war wie eine regenschwere Wolke anzusehen und hatte scharfe Hörner und Augen wie Sonnen. Mit dem Schläg seiner Klauenspitzen zerriß er mächtig den Boden, heftig leckte er mit der Zunge beide Lippen, daß es klatschte, und warf im Zorn den

Schwanz auf. Seine Sehnen und Schultern waren hart, die Wölbung seines Buckels ragte hoch, an Maßen war er unübertroffen. Sein Hinterteil war mit Kot und Harn beschmiert, er versetzte die Kühe in Schrecken. Mit vorgestrecktem Halse stürmte der stiergestaltete Dämon geradeswegs einher, sein Gesicht war gezeichnet vom Brechen der Bäume, er brachte den tragenden Kühen Fehlgeburt zur Unzeit. Immerdar schweift er durch die Wildnis, alles im Ansturm vor sich hinstreckend.

Als die Hirten ihn erblickten, schrien sie angstvoll nach Krischna; da erhob der Lockige sein Löwenbrüllen und klatschte in die Hände, und als der Stierdämon den Schall vernahm, wandte er sich geradeswegs gegen ihn. Er richtete seine Augen auf Krischnas Bauch, senkte seine Hörner und stürmte auf ihn ein. Aber Krischna rührte sich nicht vom Fleck, ein verächtliches Lächeln spielte über sein Gesicht; als jener ihm nah kam, packte er ihn wie ein Krokodil seine Beute. Er stieß ihm das Knie in den Leib und hielt seine Hörner unbeweglich fest. Er brach ihm die Kraft seines Übermuts: ihn bei den Hörnern haltend, drehte er ihm den Hals um, wie man ein nasses Gewand auswringt. Er riß ihm ein Horn ab und schlug ihn damit, da spie der große Widergott Blut und starb.

Als der Buckelstier Arischta getötet war, kam der Heilige Narada zu Kamsa und erzählte ihm der Reihe nach alles, was sich an Wundern begeben hatte seit der Vertauschung der Leibesfrucht Yaschadas und Devakis.

Da geriet der Böse in Zorn über Vasudeva. Im Rat des Yadugeschlechts fuhr er ihn an und schalt auch die anderen. Er gedachte, „solange Bala und Krischna noch ganz Knaben sind und noch nicht zu Kräften gekommen, will ich sie töten. Sind sie zur Mannheit aufgewachsen, kann ich sie nicht überwältigen. Die beiden Ringkämpfer Tschanura, voll Heldenmutes, und ‚Fäustling‘, der große Kraft besitzt, sollen die zwei Törichttollen im Ring- und Faustkampf erschlagen. Unter dem Vorwande eines Opferfestes anlässlich der Bogenweihe laß ich die beiden holen — so will ich's machen, daß beide zugrunde gehen.“

Er sprach zum Helden Akrura, dem ‚Ungrausamen‘: „Ho, ho, du Gebefreudiger! Tu' mir zulieb, was ich dir sage: Besteig' deinen Wagen und fahr zum Kuhpferch des Nanda. Dort wachsen zwei Söhne Vasudevas auf, die aus Stücken Vischnus entsprungen sind.

Zu meinem Untergange sind die Schlimmen erstanden. Zur kommenden Vollmondnacht wird ein großes Opferfest der Bogenweihe sein, dazu sollst du die beiden herholen, und auch zum Ring- und Faustkampfe. Meine beiden Ringer Tschanura und ‚Fäustling‘ verstehen sich auf den Kampf; wie die beiden mit diesen zweien kämpfen, soll alle Welt schauen! Der Elefant ‚Blaulotoskranz‘ wird, vom Obertreiber angestachelt, die bösen Knäblein niederschlagen. Hab’ ich die beiden umgebracht, werd’ ich auch Vasudeva und Nanda, den tückischen Hirten, töten und meinen bösgesinnten Vater Ugrasena, dann werde ich allen schlimmen Hirten, die meinen Tod wünschen, all ihre Kühe und ihre Habe wegnehmen. Und alle vom Yadustamme hier, außer dir, sind mir verhaft und feind — auch sie will ich nach und nach zu töten trachten, dann werde ich, ihrer ledig, meine ganze Königsherrschaft dank deiner frei von Dornen machen. Darum geh’ mir zuliebe, Held, und gib den Hirten Befehl, daß sie geschwind Butter und saure Milch von den Büffelkühen als Geschenk herbeibringen.‘

Als Akrura solches Geheiß empfing, ward er von Liebe zum großen Erhabenen erfüllt. ‚Morgen werde ich Krischna sehen‘, dachte er und sagte schnell: ‚So sei es‘ zum König, bestieg eilends seinen Wagen, und der Liebling Mathuras verließ die Stadt.

Als Bote von Kamsa gesandt kam auch der ‚Mähnige‘ kraftgeschwollt in den Vrindawald: es verlangte ihn, Krischna zu töten. Mit den Hufen riß er den Rücken der Erde wund, mit dem Schütteln seiner Mähne scheuchte er die Wolken, wieder und wieder setzte er über die Pfade von Sonne und Mond hinweg — so kam er zu den Hirten. Vor dem schallenden Wiehern des Dämons in Hengstgestalt packte alle die Angst, sie suchten Schutz bei Govinda. Als er ihr Geschrei vernahm, sprach er, und seine Stimme klang tief wie der Donner regenschwerer Wolken: ‚Hört auf zu zittern vor dem Mähnigen, ihr Hirten! Was ist’s mit diesem Schwächling, der wunders was gelten will? Mit diesem Saumtier im Heer der Dämonen, diesem Klepper, der daherküpft? — Komm, komm, du Elender! Ich bin Krischna; wie der dreizacktragende Schiva dem Puschan tat, will ich dir die Zähne allesamt aus dem Munde schlagen!‘

Sprach’s und schritt stracks auf den Mähnigen los, und der Dämon rannte ihm mit aufgesperrtem Maul entgegen. Der ‚Quäler‘

der Menschen' wölbte seinen Arm und stieß ihn dem bösen Hengste ins Maul. Da wurden ihm von Krischnas Arm die Zähne herausgerissen, als wären es Fetzen weißer Wolken. Im Leibe des Mähnigen hub der Arm zu wachsen an, wie eine Krankheit sich zum Verderb auswächst, wenn wer von ihr besessen ist, sie nicht beachtet. Mit zerrissenen Lippen spie der Hengst gewaltig Blut und Schaum und tat die Mundwinkel weit auf — sie klafften mit zerrissenen Sehnen. Er ging mit den Vorderhufen zur Erde nieder, ließ Kot und Harn, sein Leib troff Schweiß, ermattet gab er das Ringen auf. Mit aufgerissenem Maule stürzte der Fürchterliche zu Boden, von Krischnas Arm entzweigerissen wie ein Baum von der Gewalt des Blitzes. Mit zwei Füßen, halbem Rücken, halbem Schweif, mit einem Ohr, einem Auge und einer Nüster lagen da die beiden Hälften des Mähnigen auseinandergerissen. Krischna aber stand, umringt von den jubelnden Hirten, unermatteten Leibes da, als wäre nichts geschehen, und lachte. Alle staunten und priesen den Lotosäugigen.

Auf einer Wolke kam der Weise Narada eilends einhergezogen, und als er den Mähnigen erschlagen sah, ward sein Sinn voll Freude. Er sprach: „Gut, gut! Du Schirmherr der Welt, daß dieser Mähnige von dir in reinem Spiel erschlagen ward, der den Göttern Beschwer schuf. Die hohen Taten, die du, zur Erde niedergestiegen, vollbrachtest, füllen meinen staunenden Sinn mit hoher Freude. Vor diesem Hengste, Krischna, war selbst Indra und den Göttern bange, wenn er das dichte Netz seiner Mähne schüttelte, wenn er wieherte und zu den Wolken aufblickte. Weil du diesen Mähnigen (Keschin) erschlugst, wirst du in der Welt besungen werden unter dem Namen „der Mähnige“ (Keschava). Heil sei dir! — Ich gehe jetzt; übermorgen, wenn du mit Kamsa kämpfst, werde ich dich wiedertreffen! Wenn du Ugrasenas Sohn und seine Leute gefällt hast, hast du die Erde von ihrer Last befreit, der du als Welt schlange die Erde trägst. Dann gibt es für mich mannigfaltige Kämpfe zu schauen, die du mit den Erdenfürsten führen wirst. Große Göttertat hast du vollbracht, ich bin von dir beglückt. Heil sei dir — ich wandere von hinnen!“ Als Narada von dannen war, ging Krischna unverwundert mit den Hirten zum Pferch — er das einzige Gefäß, an dem die Augen der Hirtinnen tranken.“

Nach dem Buckelstier Arischta — das ist „der nicht zu Schaden kommt“, aber Krischna bezwingt ihn spielend — kommt als letzter Dämon aus der Wildnis, die das Hirtenleben umfängt und bedroht, der mähnige Hengst. Von Kamsa entsandt, den Gottmenschen zu erschlagen, rast er in den eigenen Untergang: Krischna stößt ihm den Arm in den Schlund, und dieser Arm fängt an zu wachsen, bis er den Hengst vom Kopf zum Schwanze in zwei Teile zerreißt — eine mythische Münchhausenide, eine Wirkung altertümlicher Mayakraft, nach Wunsch zu wachsen, zu verzwergen, unfaßbar zu werden in Größe oder Winzigkeit. „Ein Pferdehaar warst du damals, Indra!“ singt ein vedischer Dichter vom listigen Götterkönig, als er sich den Blicken seiner Verfolger entzog durch einen plötzlichen Trick seiner Maya. Aber eine spielende Wandlung gleicher Art ist es für den Allgott, wenn er ein Weniges von sich zur Welt auswachsen läßt wie im Aufquellen eines Traumgebäds und es wieder zurück ins Unentfaltete saugt, und die Wirklichkeit der Welt ist so wahr, wie dieser zum Zerreißten wachsende Arm, und ist ebenso mayahaft.

In Kamsas splittriger Anschlägigkeit entlarvt das selbstbesessene Böse seine Selbstverblendung als Torheit, die auf den Unbeteiligten lächerlich wirken muß. So mischt sich in die Schilderung des Grausamen und Grausigen bei Kamsas Ende das Komische: er wird zum Narren. Bosheit, die unsicher wird, macht den Menschen dumm. Der Verzweifelte, dem alle Anschläge fehlgingen, sprudelt ein Übermaß von neuen hervor, mit denen er sich zu sichern wähnt, und achtet nicht darauf, wem seine Wut sie ausschwätzt; daß er in seiner Ohnmacht, das höhere, ihm feindliche Prinzip zu greifen, alle, die ihm dienen, in den Untergang der drohenden Gottmenschen hineinreißen will, vom eigenen greisen Vater und ihren Eltern bis zu den Hirten hinab, zeigt, daß er am Ende ist. Narada, der Zwischenträger zwischen den Sphären, weist ihm umsonst das Ohnmächtige seiner Selbstverranntheit auf, sie eben ist untrennbar von seiner Dämonie; aber dieser Heilige „Überall-Dabei“ kann zu Krischna eilen und ihm den nahen Sieg verkünden.

„Akrura verließ die Stadt auf schnellem Wagen und begab sich, erfüllt vom Wunsche, Krischna zu schauen, zu Nandas Pferch. Er bedachte sich: „Niemand ist gesegneter als ich, der ich das An-

gesicht des Gottes mit dem Wurfring schauen werde, der mit einem Stück von sich auf die Erde herabgestiegen ist. Jetzt trägt meine Geburt mir Frucht, und hellerleuchtet ist mir die Nacht, da ich Vischnus Antlitz schauen werde mit seinen Augen wie Blätter der Lotosblüte, wenn sie vom Schlummer erwacht ist. Vischnus Antlitz werde ich schauen, das von den Menschen ihr Böses hinwegnimmt, wenn es vorgestellt wird in geistigem Bilde — das Antlitz des Erhabenen: der Götter höchste strahlende Kraft, den Mund, aus dem die Veden und ihre Glieder hervorgingen. Den Herrn der Welt werde ich schauen, auf dem alles ruht, der als höchstes Mannwesen von den Männern mit Opfern beopfert wird als ein Opfer-Urmann; dem Indra hundert Opfer darbrachte, durch die er seinen Königsrang unter den Unsterblichen erlangte, ihn, den End- und Anfangslosen, werde ich sehen, den Lockigen! Dessen Eigenform nicht Brahma, Indra, Rudra oder sonst ein Gott kennt, der wird mich jetzt berühren! Das Allwesen, der Überallweilende, der in allen Werdegeschöpfen ist, unvergänglich allerfüllend, den erblicke ich jetzt! Der dank Yogazauberkraft sich zu Fisch und Schildkröte, Eber und Löwe verwandelte und noch andere Gestalten annahm, der wird mich freundlich ansprechen!

Der Herr der Welt hat menschliches Wesen angenommen, der Unvergängliche, der Gestalt annimmt, wie es ihm gefällt, um im Pferche der Hirten zu weilen und nach dem Rechten zu sehen. Der als Weltschlange ‚Endlos‘ die Erde trägt, die auf seinem Scheitel ruht, ist der Welt zuliebe in sie hineingestiegen und wird zu mir ‚Akrura‘ sagen! Dessen Maya die Welt nicht von sich abzutun vermag — und Vater, Blutsverwandte, Freunde und Brüder, und Mutter und mütterliche Verwandte sind alle nur Gebilde seiner Maya —, Anbetung ihm! Wenn sie ihr Herz in ihn versenken, überwinden die Sterblichen ihr weitausgebreitetes Nichtwissen: diese Maya seiner Yogazaubermacht, die sie befangen hält — Anbetung ihm, des Wesen Wissen ist! In ihm, der Kraft und Größe der Welt, ruht und steht Sein und Nichtsein, er sei mir gnädig mit seinem vollkommenen gütigen Sein! Wer sein gedenkt, dem wird alles Glück, aller Segen zuteil — bei dem ältesten Wesen, dem ewigen, bei Hari suche ich mein Heil!“

So bedachte Akrura Vischnu, und sein Geist neigte sich vor ihm in gläubiger Hingabe. Als die Sonne eben noch schien, kam er zum

Pferch. Da sah er Krischna beim Melken, wie er sich unter den Kälbern bewegte. Sein Leib und seine Augen leuchteten dunkel wie Blätter aufgeblühter blauer Lotosblumen, und die Locke ‚Glückskalb‘ zeichnete seine Brust. Seine Arme reichten lang herab, die Brust war breit und hochgewölbt, und seine Nase ragte frei auf. Sein Gesicht war wie eine Lotosblume, und um seine Lippen lag ein spielendes Lächeln. Seine Nägel waren gewölbt und rosig, mit beiden Füßen stand er fest auf dem Boden. Er trug gelbes Gewand und war mit Waldblumen geschmückt; seine Hände waren wie saftige dunkle Schlingpflanzen, und weiße Lotosblüten waren sein Ohrgehänge. Neben ihm schaute er Balabhadra, der war licht wie ein Schwan, licht wie der Mond, licht wie Jasmin und trug dunkelblaues Gewand. Hochgewachsen, mit gipfelgleich ragenden Armen und breitstrahlendem Lotosgesicht war er wie ein zweiter Berg Kailasa anzuschauen, dessen Schneegipfel ein Kranz dunkler Wolken umgibt.

Als Akrura die beiden erblickte, blühte des Großgemuten Lotosgesicht weit auf, und am ganzen Leibe sträubten sich ihm die Härchen in freudigem Erschauern: ‚Der höchste Kraft ist und höchste Stätte, hat sich entzweigeteilt und steht vor mir; möge es meinen Augen Frucht bringen, daß ich den Erhalter aller Welt als Paar anschau, und hohes Frohlocken! Nun wird er mich berühren und mir seine Lotoshand reichen, des Gestalt die herrliche Welt schlange ‚Endlos‘ ist, des Finger mit ihrer bloßen Berührung alle Sünde an den Menschen vernichten und sie zu höchster Vollendung verklären. In eben diese Hand reichen ihm die Götter freudig den herrlichen Wurfring, mit dem er den Herrscher der Dämonen erschlägt, daß sich die Dämonenfrauen die Augen ausweinen. In diese Hand goß Bali das Wasser, bei dem er seine Schenkung beschwore, und erhielt sinnbeglückende Freuden, und Indra erhielt eine Weltzeit lang die Obergewalt über die dreimal zehn Götter. — Nun wird er mich, den Schuldlosen, der durch Gemeinschaft mit Kamsa schuldhaft ward, seiner Achtung unwert meinen — weh mir, daß die Gutgesinnten mich von sich fernhalten! Aber: sein Wesen ist Erkenntnis, Häufung aller Klarheit und Güte ist er, makellos ewig klar ist er — was bliebe ihm in aller Welt hier unerkannt, der allen Menschen im Herzen weilt? Darum will ich, den Leib in gläubiger Hingabe neigend, hintreten vor das Stück des

höchsten Wesens, das zur Erde herabstieg.‘ So bedachte sich Akrura über Govinda, trat auf ihn zu und sprach: „Ich bin Akrura“ und neigte sein Haupt zu Haris Füßen, der aber berührte ihn mit seiner Hand, die mit Fahne, Blitzkeil und Lotosblume gezeichnet war, zog ihn an sich und umschlang ihn zärtlich und eng.

Als Bala und der Lockige mit ihm Begrüßungsworte getauscht hatten, gingen sie mit ihm alsbald in ihre Hütte, da ward Akrura gastlich geehrt. Als er mit ihnen das Mahl eingenommen hatte, berichtete er ihnen, wie Vasudeva und Devaki von Kamsa, dem schlimmen Dämon, geschmäht wurden, wie Kamsa mit Ugrasena umgehe, und zu welchem Behuf er selber abgesandt sei. Der Erhabene vernahm das alles und sprach: „Das ist mir ja alles bekannt, du Gabenfreudiger; ich werde tun, was hier Abhilfe dünkt, Gesegneter! Denke nicht anders hierüber: Wisse, Kamsa ist von mir erschlagen. Ich und Rama werden morgen mit dir gen Mathura ziehen, und die Ältesten der Hirten werden mit vielen Geschenken hingehen. Verweile hier die Nacht, o Held, und mach‘ dir keine Sorgen; ehe drei Nächte vergehen, werde ich Kamsa samt seinen Leuten erschlagen.“ Darauf wies Akrura die Hirten an und ging mit den beiden ins Haus des Hirten Nanda und schlief dort zur Nacht. Als drauf die reine Frühe tagte, rüsteten sich Rama und Krischna, mit ihm nach Mathura zu ziehen.

Die Hirtinnen sahen es mit Trauern, schlaff fielen die Reifen an ihren Armen herab, sie seufzten und sprachen, von über großem Leid erfüllt, zueinander: „Wenn Govinda in Mathura angekommen ist, wie wird er dann zu den Hirten zurückkehren? Sein Ohr wird den Honig zarter Rede der Stadtfrauen trinken; faßt sein Sinn erst Fuß in ihren spielend gewandten Redeweisen — wie wird er wieder zu den dörfischen Hirtinnen kehren? Raubt das Schicksal Hari, dann raubt es erbarmungslos und bös den Hirtenfrauen den Lebenssaft des ganzen Pferchs. Die Rede der Stadtfrauen mit liebträchtigem Lächeln, ihr Gang voll lockenden Spiels und gar ihr Blick aus den Augenwinkeln — wenn unser dörfischer Hari in Ketten ihres lockenden Spiels gefesselt ist, dank welchem Wundermittel käme er wohl wieder an eure Seite, Freundinnen? — Da steigt der Lockige auf den Wagen und zieht nach Mathura, entführt von dem unseligen Akrura! Weiß der Elende denn nicht, daß wir ganz Liebe sind, daß er ihn, unsere unvergängliche Lust, Hari

uns anderswohin entführt? Da fährt Govinda mit Rama auf dem Wagen von dannen, der ganz Erbarmungslose — eilt, ihn aufzuhalten! Was sprichst du nicht zu uns ein Wort, das du uns im Angesicht von Vater und Gatten sagen darfst? Was werden unsere Väter und Gatten tun, wenn uns die Glut des Trennungswehs verbrennt? Hier rüsten sich Hirten unter Nanda zum Gehen, kein einziger müht sich, Govinda aufzuhalten! Hell erleuchtet ist jetzt die Nacht der Bürgerfrauen von Mathura, ihre bienengleichen Augen können sich laben am lotoskelchgleichen Angesicht des Unerschütterlichen! Glücklich sind, die nichts zurückhält, daß sie Krischna, der von hinten zieht, auf seinem Pfade schauen dürfen und ihren Leib ihm entgegentragen, von Wonne schauern überrieselt! Jetzt wird es ein großes Fest geben für die Frauen von Mathura, wo sie Govindas Antlitz schauen werden; wie bekämen die Glücklichen den Schlaf zu sehen, die ihn ungehindert mit weit geöffneten schönen Augen betrachten werden? Ach, uns Hirtinnen hier, die den herrlichen Schatz schauten, werden jetzt die Augen ausgerissen vom erbarmungslosen Schicksal; da Hari mit seiner Neigung zu uns erschlafft, hangen bald auch die Armreifen an unseren Handgelenken schlaff. Akrura treibt grausamen Herzens die Pferde an — wen faßte nicht Mitleid mit den Frauen, die solcher Schmerz erfüllt? He, he, Krischna, sieh den Staub der Räder, den dein Wagen aufwirbelt — ach, auch der Staub, der uns Hari entführt, ist schon nicht mehr zu sehen!'

So geleiteten die Hirtinnen in übergroßer Liebe den Lockigen mit den Augen, und mit Rama verließ er den Erdenfleck des Pferches.

Sie fuhren im Wagen, den schnelle Renner zogen, dahin und kamen zur Mitternacht ans Ufer der Yamuna. Da sprach Akrura zu Krischna: „Bleibt ihr beiden sitzen, derweil ich im Wasser des Stromes meine Andacht verrichte.“ Sie sagten „ja“; darauf wusch sich der Großgesinnte und spülte sich den Mund. Er tauchte ins Wasser der Yamuna hinab und sammelte sein inneres Gesicht auf das höchste Brahman. Da sah er Balabhadra herrlich umkränzt mit tausend Schlangenhauben, sein Leib war weiß wie Jasmin, und seine Augen langgeschweift wie Blütenblätter aufgewachter Lotosblumen. Große Scharen junger Schlangen umwanden ihn, den Schlangenhaften, und priesen ihn. Er war mit Kränzen duftender

Waldblumen geschmückt, trug ein weißes Gewand und zierliche Ohrgehänge und Armreifen. So sah Akrura den Trunkenen im Innern der Wasser stehen. Auf seinem Schoße sah er Krischna, dunkelblau wie eine Wolke, mit hellrot schimmernden langgeschweiften Augen, mit vier Armen und erhabenen Gliedmaßen, im Schmucke seiner Waffen. Er trug gelbes Gewand und bunte Blumenketten: so war er wie eine blauschwarze Regenwolke anzuschauen, die von Regenbogen und Blitzen bunt erhellt ist. Heilige samt Söhnen und Gefolge, die fleckenlos in Yoga Verklärung gefunden hatten, betrachteten ihn in ihrem Geiste, die Augen auf ihre Nasenspitze gerichtet.

Voll Wunderns erkannte Akrura Bala und Krischna wieder und dachte: „Wie sind die so schnell hier ins Wasser gekommen?“ — Er wollte sprechen, aber Krischna ließ ihm die Sprache erstarren. Da entstieg er dem Wasser, kehrte zum Wagen und sah die beiden, die auf ihm saßen: Rama und Krischna in ihrer vertrauten Tracht und in Menschengestalt. Da tauchte er wieder ins Wasser und schaute sie, wie er sie eben geschaut hatte: gefeiert von Himmelsgeistern, Heiligen, Verklärten und großen Schlangen. Da erkannte der „Gabentheure“, wie es in Wahrheit stand, und pries den Unerstößlichen, der eitel Erkenntnis ist.

Akrura sprach: „Dem allerhöchsten Wesen, dessen Form übersinnlich-feine, reine Das-heit des sinnlich Wahrnehmbaren ist, dessen Größe unausdenkbar ist, dem Allerfüllenden, vielfach und einfach Gestalteten, Anbetung! Erkennender Geist ist deine Gestalt, jenseits des Stoffes bist du, Herr, Wesen der Werdegeschöpfe und Wesen der Sinneskräfte und ebenso Wesen des Urstoffs bist du, fünffältig in den Elementen weilend. Sei gnädig, du Vergänglich-Unvergänglicher, der du in Brahma, Vischnu, Schiva und anderen Gestalten dich spielend entfaltest und gefeiert wirst. O Unaussagbarer in deines Wesens Eigenform, Unaussagbarer in deinen Zielen! Woran sich Name und Art und andere Gebilde, Herr, nicht finden, das höchste Brahman, ewig und unwandelbar, bist du, Ungeborener! Weil man um kein Ding wissen mag, es habe denn Gestalt an sich selbst, darum wirst du Unbegrenzter unter dem Namen Vischnu verehrt. Allwesen bist du mit solchen Bildungen; die Götter bist du; alles, was sich regt, bist du; du allein bist das Ganze! Wesen des Ganzen bist du, jenseits allen Wandels, spalten-

der Unterschiede bar. Denn in allem findet sich kein anderes, von dir verschiedenes. Du bist Brahma und Schiva, bist der Totenherrscher Yama; ordnender Weltentfalter bist du und tragender Welterhalter; du bist Indra, Wind und Feuer, und bist Varuna, der Herrscher der Flut, und Kubera, der Herr der Schätze, und der Endebringer Tod — alles bist du allein; zerteilten Wesens schirmst du alles Lebendige mit deinen göttlichen Teilkräften. Das Ganze strömst du aus dir hervor, und Gestalt der Sonne annehmend vernichtest du das Ganze; vor dir neige ich mich: Erkenntnis ist dein Wesen, du Seiender und Nichtseiender! Om! Anbetung dem Kinde Vasudevas und Verneigung dem Pflüger Balarama!“

So pries Akrura, unter Wasser getaucht, Krischna und brachte dem Herrn des Alls in seinem Geiste Opfergaben dar: Räucherwerk und Blumen. Er zog den Geist von anderem Gehalt ab und senkte ihn ganz in ihn ein — er ward Brahma und verharrte so lange. Dann endete er seine Sammlung in innerer Schau. Wie einer, der vollbracht hat, was zu vollbringen ist, dünkte er sich, als er den Wassern entstieg und wieder zum Wagen kam. Da sah er Rama und Krischna, die wie vordem dort weilten, und Krischna sagte zu Akrura, dessen Augen sich verwunderten: „Was Wunderbares hast du im Wasser der Yamuna erschaut, daß deine Augen vor Wundern wie aufgeblüht erscheinen?“

Akrura sprach: „Das Wunderbare, das ich dort im Wasser schaute, Uner schütterlicher, das seh' ich eben hier leibhaft gestaltet vor mir; das Große Wesen, des wunderbare Gestalt die ganze Welt hier ist: diesem höchsten Wunder, dir, Krischna, bin ich begegnet. — Wollen wir denn gen Mathura fahren, du Töter des Madhu! Ich habe Furcht, Kamsas wegen — verflucht sei seine Geburt! —, wegen dieses Sklaven, der sich von anderes Gnaden nährt.“

Sprach's und trieb die windschnellen Pferde an; und als der Tag zum Abend ward, kam Akrura nach der Stadt.“

Akrura — das heißt der „Ungrausame“ — trägt seinen Namen zu Recht: er ist ein aus der Art geschlagener Sproß des wilden Kriegeradels, dessen Geschlechter untereinander mit Fehden und gegen sich selbst mit Morden wüten; wie Jubel und Bali unter den Dämonen ist er der milde Vischnugläubige. Sein Verlangen, Vischnu zu schauen, findet wunderbare Erfüllung, als er andächtig

ins Wasser taucht und seinen Sinn auf das höchste Göttliche, das Brahman, sammelt. Das Geheiß Vischnus an den Heiligen Narada: „Tauche dich unter ins Wasser, so wirst du um meine Maya wissen“, erfüllt sich bei ihm auf beglückendere Weise: nach der irdischen Mayagestalt der beiden Gottmenschen auf seinem Wagen erblickt er die verehrungswürdigen Göttergestalten der beiden Avatars des Urwesens in der Flut.

Die Wasser sind die Gegenwelt zur trockenen Sphäre des wachen Tages, in die das Auge nach außen blickt, in ihnen spiegelt das verborgene Wesen der Erscheinungen sich vor der gesammelten inneren Schau; so gibt der Traum das Geheimnis zu sehen, das sich dem Tagesbewußtsein verschweigt, und seine Deutung holt das Verborgene am Wirklichen aus seinem klaren Dunkel. Hinab ins Wasser meint hinab ins Wissen. Die alterslosen Wasser, in allen Gestalten der Natur als ihr Leben kreisend, wissen alles, sie waren von Anfang an dabei und bewahren in ihrer kühlen Lebendigkeit alles — nichts wird vergessen. Darum sind sie für Indien seit alters das Element des Eides und werden bei jedem Gelöbnis, jeder Schenkung als Zeugen ihrer Unwiderruflichkeit ausgegossen. In ihnen webt die eidhütende Gottheit Varuna: allgegenwärtig und schlummerlos schaut er, was die Menschen wachend und träumend tun, und ob sie von der Wahrheit weichen, der sie sich durch Eide angelobten.

Akruras Gesicht im Wasser offenbart das Geheimnis Balaramas: er ist ein menschgewordenes Stück der Weltschlange Schescha, die das All trägt als Tiergestalt der Urwasser, auf denen Vischnu, ihre Menschgestalt, ruht. In der Einheit Vischnus, des arischen Gottes, der die Welträume ausschreitend ermißt, mit dem großen Schlangenwesen, dem vorarischen „Träger der Welt“, sind zwei hohe Wesen der beiden Sphären zusammengeflossen — so schmelzen vorarisch-indische und vedisch-brahmanische Elemente im Laufe indischer Kulturgeschichte ineinander. — Akrura nennt den Gott „vergänglich-unvergänglich“: das aber ist das Leben, seine Unvergänglichkeit besteht im unablässigen Vergehen all seiner Gestalten, und sein Sinnbild ist die Schlange, die sich in sich zum Kreise schließt, die aus der alten Haut schlüpft und im Wechsel dieses Kleids unsterblich scheint. Akrura ruft Krischna mit den Namen aller Götter; der Gott, der sich im All von Welt und Leben

offenbart, muß so viele Gesichter zeigen, wie das Leben selbst vom Schrei und Schmelz des Neugeborenen bis zum letzten Hauch des dürren Alters, so viele Gesichter wie alle Geschöpfe in Luft und Meer und auf der Erde.

Akrura ist nicht erstaunt, daß ihm das göttlich-höchste Wesen, auf das er seine Andacht richtet, das Brahman, in Gestalt der beiden Gottmenschen erscheint, wenn es aus seiner Gestaltlosigkeit in die Mayaphäre innerer Schau tritt; die beiden sind ihm innen wie außen so gegenwärtig, daß ihr Bild sich fast unausweichlich einstellen muß, wenn er seine innere Schau darauf richtet — ihn wundert nur, daß sie, die eben noch menschenhaft neben ihm auf dem Wagen saßen, fast zugleich ihm gothaft in den Wassern entgegensehen. Sind sie ihm so schnell voraufgeeilt in die göttliche Tiefe und haben sich verwandelt und sind nicht mehr in der menschlichen Oberwelt, wo er sie eben verließ? — Er taucht empor: am Wagen ist alles unverändert, da sitzen die beiden Helden und warten — nichts ist geschehen. Er taucht wieder unter: augenblicks sieht er sie wieder in ihrer göttlichen Glorie. Das Göttliche offenbart sich überall: vielfältig und zugleich — was besagt es, daß es leibhaft in Menschengestalt als Heilbringer sich greifen läßt? Das Überweltliche ist leibhaft in die Welt getreten, aber diese Wirklichkeit ist auch nur eine Phantasmagorie, aufblitzender Reflex im Spiegel der Welt: Krischna und Rama auf dem Wagen, die greifbaren lebensvollen Helden, deren Nähe Akrura überwältigend erfüllt, sind nicht wirklicher als das ungreifbare Bild ihrer göttlichen Natur in den Wassern, sie lassen sich geschehen als aufblühendes herrliches Leben, vollbringen unvergleichliche Taten, und doch geschieht das alles wie ein schnell hinwehendes Spiel von Wolkenschatten, wie diese innere Vision, die sich auftut und entzieht; es schneidet nicht ein mit jener schmerzhaften Schärfe einmaliger Verwirklichung, wie wenn der Gott des Alten und Neuen Testaments seinen einzigen Sohn aus der Reinheit der Himmel in Schlamm und Blut der Welt hineinopfert, daß er die Sünder entsühne und mit den Verbrechern gehenkt werde. Der indische Heilbringer ist Wunder höchster Ordnung, aber sein Hineinsteigen in die Welt ist nicht etwas Ungeheuerliches, eigentlich Unannehmbares, so unerbittlich und unwiederholbar in seiner Gnade, daß die davon Betroffenen

schaudern muß vor diesem Geschenk, das sie tiefer verpflichtet, als sie zu tragen vermögen — eine Gnade, die gläubig hinzunehmen und auf sich zu beziehen es des Wunders einer zweiten Gnade bedarf, die unermeßlich läuternd den Glauben an die erste schenkt und ihr die Schärfe nimmt. In Indien dagegen nur Herrlichkeit und Wunder: daß Gott sich als Mensch offenbart, ist nicht Opfer, aber gelassenes Spiel seiner Fülle; die Welt ist wohl das Dumpfe, aber nicht das Ärgste, Fürchterlichste, denn wie sie ist mit ihren Dämonen und sich selbst zerfleischenden Gewalten, ist sie unmittelbar aus Gott; er greift in ihr wildes Wirrsal: das ist eine Wundergebärde des wunderbaren Wesens, aber nicht der unheimliche Griff, der allen Zeitlauf in ein Vor- und Nachher zerreißt wie den Vorhang des Allerheiligsten.

„Als Akrura Mathura erblickte, sagte er zu Krischna und Rama: „Geht zu Fuß, ihr beiden Helden, ich will allein zu Wagen hineinfahren, so dürft ihr nicht in Vasudevas Haus gehen. Denn wegen euch beiden wird der Alte von Kamsa verworfen.“

So sprach er und fuhr in die Stadt, Rama und Krischna gingen zu Fuß auf der Königsstraße hinein. Von Frauen und Männern freudigen Blickes betrachtet, schritten die Helden in lässiger Anmut einher, wie zwei junge Elefanten ihres Weges gehen. Umherstreifend gewahrten sie einen Wäscher, der Farben bereitete, und baten ihn um leuchtend gefärbte Gewänder. Der aber — es war Kamsas Wäscher und Färber — ward durch ihr freundliches Gebaren zu Dünkel gereizt und überschüttete beide mit lauten Schmähungen. Da hieb Krischna ihm mit einem Schlage der flachen Hand den Kopf herunter, daß er zu Boden flog. Dann nahmen die beiden sich gelbe und blaue Gewänder und gingen fröhlich zum Hause eines Kranzwinders.

Mit weit aufgerissenen Augen blickte der Kranzwinder staunend die beiden an: „Zu wem gehören die? Woher kommen sie?“ dachte er, als er die Reizenden in gelbes und blaues Gewand gekleidet sah, und kam zu dem Schluß: „Zwei Götter sind es, die auf die Erde gekommen sind.“ Wie Lotoskelche, die sich auftun, strahlten ihre Gesichter, als sie ihn um Blumen baten — da legte er die Hände auf den Boden und berührte mit dem Kopfe die Erde: „Mit gnädig heiterem Gesicht betretet ihr schützenden Herren mein Haus!“

Gesegnet bin ich, ehrfürchtig will ich euch willkommen heißen!‘ Dann schenkte er ihnen strahlenden Gesichts vielerlei schöne Blumen nach ihrem Wunsch und drängte ihnen mehr auf. Immer wieder verneigte sich der Treffliche und beschenkte sie mit duftenden, makellosen Blumen; voll Huld gab Krischna ihm einen Segen: „Die Göttin des Glücks, deren Stätte bei mir ist, soll dich nie verlassen, du Guter! Nicht soll dir Kraft noch Besitz schwinden, du Gütiger! Solange Erde und Sonne bestehen, soll dein Geschlecht mit Söhnen und Enkeln dauern! Wenn du Freuden in Fülle gekostet hast, sollst du am Ende dank meiner Gnade Erinnerung und Erkenntnis meiner finden und in die himmlische Welt gelangen! In frommer Pflichterfüllung soll dein Sinn alle Zeit feststehen, und wer deinem Geschlechte entstammt, soll ein langes Leben haben!“

So sprach Krischna und verließ mit Rama das Haus des Kranzwinders, der ihnen seine Verehrung darbrachte. Da sah Krischna auf der Königsstraße ein buckliges Mädchen in der Jugendblüte, das mit Salbgefäßen des Weges kam. Er fragte freundlich: „Holde, wem bringst du diese Salbe? Sag die Wahrheit, du Lotosäugige.“ Als er sie so voll Liebe ansprach, antwortete die Bucklige voll Neigung zu ihm und blickte ihn an, ohne daß sie es wollte: „Lieber, woher weißt du nicht, daß ich von Kamsa angestellt bin, Salbe zu bereiten, und daß ich ‚Doppelgesicht‘ genannt werde? Kamsa mag nämlich keine Salbe, die von anderen gerieben ist, und ich bin ein besonderes Gefäß seiner Gunst und Gaben.“ — Krischna sprach: „Wohlriechend ist diese Salbe, eines Königs würdig und lieblich, du liebliches Antlitz! Gut paßt sie zu unser beider Leib, gib uns die Salbe!“ — Sie hörte es und sagte ehrerbietig: „Nimm!“ und gab ihnen Salbe, die zu ihren Leibern paßte. Da zeichneten sich die beiden Stiergleichen ihre Leiber mit Salbenstrichen und schimmerten wie Indras Regenbogen und strahlten wie eine weiße und eine dunkle Lotosblume. Dann faßte Balarama, der sich aufs Zärtlichsein verstand, das Mädchen zärtlich am Kinn und schaukelte es auf zwei Fingerspitzen hin und her, indes zog Krischna es an beiden Füßen: da machte er die Krumme gerade. Als die Bucklige gerade ward, war sie die schönste aller Frauen.

Lieblich mit lockendem Gebaren und schwer von der Last aufkeimender Liebe faßte sie Govinda am Kleide: „Komm mit mir

nach Haus!“ — „Ich werde in dein Haus kommen“, gab ihr der Lockige zur Antwort und schickte sie fort — lachte hell auf und blickte Rama ins Gesicht.

Mit bunten Salbenstrichen am Leibe, in blauem und gelbem Gewand betraten sie die Halle des Bogens, die mit Malereien und Blumengewinden geschmückt war. Sie drangen ein und fragten die Wächter nach dem herrlichen Bogen; die gaben Auskunft, und schnell hatte Krischna den Bogen ergriffen und füllte, ihn spannend, sein Rund. Er spannte ihn ganz, da brach der Bogen und machte ein Getöse, das ganz Mathura erfüllte. Als er zerbrochen lag, drangen die Wächter mit Fragen in die beiden, sie aber entledigten sich ihrer und verließen die Halle.

Als Kamsa vernahm, Akrura sei gekommen und der Bogen sei zerbrochen, sprach er zu Tschanura und Fäustling: „Zwei Hirtenjungen sind gekommen, die sollt ihr vor meinen Augen im Faustkampfe erschlagen, denn die beiden trachten mir nach dem Leben. Bringt ihr sie im Kampfe um, bin ich zufrieden und gebe euch, was ihr euch wünscht — so soll es sein, ihr Starken! Nach der Regel oder gegen die Regel sollt ihr die beiden, die mir nichts Gutes bringen, erschlagen; tötet ihr sie, sollt ihr die Königsmacht mit mir teilen.“

So wies er die beiden Athleten an, dann rief er den Elefantenwärter und sagte laut zu ihm: „Bring den brunsttollen Elefanten, Blaulotoskranz“ ans Tor der Halle, er soll die beiden Hirtenjungen erschlagen, wenn sie zum Kampfring kommen.“ Er sah darauf, daß allerwärts erhöhte Sitze herbeigebracht waren; dann erwartete Kamsa, dem der Tod genaht war, den Sonnenaufgang.

Auf allen Sitzen versammelte sich das Volk der Stadt und auf Thronsitzen die Herrscher der Erde samt ihrem Gefolge, und Kamsa versammelte in der Mitte des Ringes die Kampfrichter um sich. Er setzte sich auf einen hohen Thron, da waren Sitze für die Haremsfrauen bereitet und Sitze für die schönsten Hetären, wieder andere für die Frauen der Stadt, und auf anderen fanden Nanda und die Hirten Platz; Akrura und Vasudeva setzten sich an eine Ecke. Mitten unter den Frauen der Stadt saß Devaki, voll Verlangen nach ihrem Sohn: „Wenn auch in seiner Todesstunde, ich werde das Antlitz meines Sohnes schauen!“

Musik erscholl, Tschanura tat gewaltige Sprünge: „Ha, ha!“ rief hingerissen das Volk, und Fäustling schlug sich klatschend auf die Arme; da traten Baladeva und der ‚Quäler der Menschen‘ in den riesigen Ring, wie Löwen unter eine Gazellenherde. Sie hatten ‚Blaulotoskranz‘, den sein Lenker angestachelt hatte, erschlagen, und ihre Leiber waren mit seinem Brustschweiß und Blut gesalbt, sie schwangen die herrlichen Zähne des Elefanten als Waffen und blickten stolz und reizend drein. Großes Geschrei erhob sich auf allen Bänken: „Das ist Krischna! Das ist Balabhadra!“ rief das Volk bewundernd, „er ist es, der die schreckliche Putana, die nächtliche Unholdin, erschlagen hat, der den Lastwagen umwarf und das Paar der Arjunabäume zerbrach. Er ist es, der — noch ein Knabe — auf den Schlangendämon Kaliya trat und auf ihm tanzte, der sieben Nächte lang den großen Berg Govardhana gehalten hat, der Arischta, Dhenuka und den bösen Keschin spielend erschlug — der Unerschütterliche ist hier zu sehen! Und hier schreitet Baladeva, sein älterer Bruder, vor ihm her in lässiger Anmut, Sinn und Augen der Frauen erfreuend. Von ihm erzählen die Weisen, die den Sinn alter Mären betrachten: der Hirt wird das versunkene Geschlecht der Yadavas wieder in die Höhe heben; er ist ein Teil des allwesenden Vischnu, der auf die Erde herabgestiegen ist, um der Erde ihre Last zu nehmen.“

So pries das Stadtvolk Rama und Krischna, und alsbald ward es Devaki heiß um die Brust, und vor zärtlicher Liebe tropften ihr die Brüste. Wie ein großes Festgepränge betrachtete Vasudeva seine beiden Söhne, sein Alter fiel von ihm ab, und er fühlte sich wie ein Jüngling. Mit weitoffenen Augenpaaren blickten die Frauen des Harems und die Bürgerfrauen die beiden an und mochten nicht aufhören. Die Frauen sprachen: „Freundinnen, schaut Krischnas Gesicht mit den Lotosaugen, wie es mit Schweißtröpfchen geschmückt ist von der Kraftleistung im Kampfe mit dem Elefanten: es ist wie ein aufblühender Lotos, der mit Tautropfchen besät ist, und macht alle Worte zuschanden; Frucht tragen soll die Geburt dem, der ihn schaut! — Sieh, Liebe, diese Brust des Knaben, mit der Locke ‚Glückskalb‘ gezeichnet, strahlende Kraft und Hort der Welt ist sie: Vernichtung der Feinde — und sieh das Paar seiner Arme! Sieh, wie Fäustling mit seinen Sprüngen, Tschanura und die anderen Balabhadra ein leichtes Lachen ent-

locken! Freundinnen, schaut Tschanura, da schreitet Hari, jugendlicher Kraft entgegenreifend, mit seinem zarten Leibe gegen den großen Widergott an, dessen Leibesfülle hart wie Demant ist! Da schreiten die beiden Lieblichen voll Jugendschmelz im Ringe, und die dämonischen Ringer unter Tschanura sind überfürchterlich! Arg verletzen die Kampfrichter die Ordnung, daß sie gleichmütig die Mitte während dem Kampf der Jugendlichen mit den Starken zuschauen!“ Während das Frauenvolk so sprach, regnete der erhabene Hari, die Erde erschütternd, Freudenschauer im Übermaß auf das Volk; auch Balabhadra setzte, sich auf die Arme klatschend, in spielenden Sprüngen einher — da war es ein Wunder, daß nicht bei jedem seiner Schritte die Erde barst.

Dann kämpfte Krischna voll unermessener Heldenkraft mit Tschanura, und Fäustling, der kampfgewandte Dämon, mit Baladeva. Ein großer Kampf erhob sich zwischen Hari und Tschanura, sie sprangen aufeinander und schüttelten sich ab, sie warfen einander beiseite und arbeiteten mit Faustschlägen, mit ‚Spaltkeil-‘ und ‚Wurfkeilhieben‘, mit Fußtritten und ‚wischenden‘ Streichen. Der waffenlose Kampf der beiden war schrecklich und erbarmungslos, sie entfalteten ihre Leibeskräfte und Lebenshaube zum Kampfe angesichts der Festversammlung. Immer länger kämpfte Tschanura mit Hari, immer mehr schwanden die Kräfte, und er fand keinen, der ihm beistand, Krischna aber, der die ganze Welt ist, kämpfte mit ihm in bloßem Spiel. Erschöpft winkte Tschanura mit der Hand, über Kamsa erzürnt, daß er ihm einen Ausweg schüfe; und Kamsa, da er sah, wie seine Kräfte schwanden und Krischnas Kräfte wuchsen, gebot zornig der Musik, zu schweigen. Als sie verstummte, erklang im selben Augenblick vielfältig Musik der Götter in der Luft. ‚Siege, Govinda! Lockiger, erschlag Tschanura, den Dämon!‘ So preissang die Götter jubelnd im Unsichtbaren.

Lange hatte der ‚Töter des Madhu‘ mit Tschanura gespielt, jetzt entwurzelte er ihn von der Erde, wirbelte ihn durch die Luft und setzte seine Kraft darein, ihn zu töten. Hundertfältig wirbelte er den Dämonringer umher und, als ihm in der Luft das Leben ausgegangen war, ließ er ihn klatschend auf die Erde prallen. Auf die Erde geprellt, ging Tschanura in hundert Stücke, er deckte die Erde als ein Schlamm von Blutgerinnsel. Gleichzeitig kämpfte

Baladeva mit Fäustling; er traf ihn mit der Faust an den Kopf und mit dem Knie vor die Brust, streckte ihn auf die Erde und zermalmte den Leblosen. Krischna streckte danach Toschalaka, den starken König der Ringer, mit einem Streich der linken Faust zu Boden. Da stürmten alle Ringer heran, aber Krischna und Samkarschana sprangen beide im Ringe umher und zogen fröhlich mit Gewalt die gleichaltrigen Hirten in den Ring.

Kamsa aber rief mit zornroten Augen seinen kampfgeübten Männern: „Die beiden Hirten sollen hinaus — braucht Gewalt! Fangt auch den schlimmen Nanda und fesselt ihn! Auch Vasudeva soll eines Todes sterben, der seines Alters nicht wert ist, ebenso die Hirten, die hier mit Krischna herumspringen! Nehmt ihnen die Kühe und was sie sonst besitzen!“ Als er solches befahl, lachte ihm Krischna ins Gesicht, er machte einen Satz und sprang zu seinem Thron hinauf, packte Kamsa im Sprunge und riß ihn an den Haaren herab, daß sein Diadem zu Boden rollte, und warf ihn zu Boden und sich selbst über ihn. Als er sich — mit der Schwere des Trägers der ganzen Welt — auf ihn warf, entwichen ihm die Lebenskräfte. Da packte Krischna den Leib des toten Kamsa bei den Haaren und schleifte ihn in die Mitte des Ringes, und mit seiner gewaltigen Last machte der Leib, den er mächtig daherschleifte, eine tiefe Furche.

Da brachen alle Zuschauer ringsum in Rufe der Bewunderung aus, als sie sahen, wie Krischna so geringschätzig den König von Mathura erschlug. Er selbst mit Baladeva faßte geschwind die Füße Vasudevas und Devakis; diese beiden aber hoben den ‚Quäler der Menschen‘ auf und gedachten der Worte, die bei seiner Geburt gesprochen waren.

Vasudeva sagte: „Sei uns gnädig, Herrscher der Götter, ältester, höchster Gott, wie du uns mit deiner Gnade aus der Not gehoben hast, Lockiger! Daß du, Erhabener, gnädig in mein Haus herniederstiegst, um Wesen bösen Wandels ein Ende zu bereiten, davon ward unser Geschlecht heilig und rein. Voll Leugnen ist mein Sinn, daß dies alles wirklich an dir geschieht, und daß du aus Liebe Devakis Sohn seist, ist unendliche Betörung; du bist der Schöpfer aller Wesen und ihr anfangsloser Untergang, Erhabener! Wo soll da meine Menschenzunge ‚Sohn‘ zu dir sagen? Herr der Welt, dem diese ganze Welt entworden ist, dank welchem Wunder-

griff wärest du ohne Maya aus uns erstanden? In dem alle lebendige Welt festgegründet steht, wie wird der innen im Schoße ruhend von Menschen geboren? Sei du uns gnädig, höchster Herr, schirme das All, indem du immer wieder niedersteigst mit einem Stück von dir; mein Sohn bist du nicht. Alle Welt, von Brahma bis zum Grashalm, betörst du, Herr der Welt — warum, du höchstes Selbst? Da deine Maya meinen Blick betörte: „dies ist mein Sohn“, und mich heiße Furcht vor Kamsa befiehl, kamst du durch mich zum Volk der Kühe und wuchsest auf zum Gedeihen für mich, den Feindesfurcht verstörte, und zu der Kühe Gedeihen. Taten, die alle Götter nicht vollbringen, haben wir geschaut: da bist du, Herr, um aller lebendigen Welt zu helfen, zu uns gekommen, und vollkommene Betörung hat uns umfangen.“

Als Hari sah, wie in Devaki und Vasudeva Erkenntnis sich entfaltete, da sie seine Werke gesehen hatten, breitete er wieder, um den Kreis der Yadus zu betören, seine vischnuhafte Maya aus und sprach: „O Mutter und Vater, nun sehe ich euch, nach denen ich mich, in Furcht vor Kamsa, lange Zeit mit Rama gesehnt habe. Die Zeit, die verstreicht, ohne daß man Vater und Mutter verehrt, gilt den Guten als verloren und bringt ihnen Leid. Wer Lehrer, Götter, Brahmanen und Vater und Mutter verehrt, dem trägt seine Geburt Frucht. Darum verzeih’ uns all das, was wir deiner nicht achtend taten, Vater, vor Kamsas Kraft und Zornesglut waren wir fremdem Willen untertan.“

So sprachen sie und verneigten sich vor beiden, dann neigten sie sich der Reihe nach vor den Alten der Yadus; so erfüllten sie den Sinn des Stadtvolks mit Zärtlichkeit.

Dann umringten Kamsas Frauen den Toten, der am Boden lag, und salbten ihn schmerzüberflutet. Auf vielenlei Art tröstete Hari die Fassungslosen, die dem Toten nachtrauerten; ihm selbst standen die Augen voll Tränen. Darauf befreite er Ugrasena aus dem Kerker und weihte ihn neu zum König, und Ugrasena übte die Totenbräuche an seinem Sohne und den anderen, die erschlagen waren.“

Glückhafte und erhabene Wunder sind das Element, das Krischnas Geschichte trägt, wie immer schwerere, groß bewältigte Prüfungen die Sage von Rama dem Monde in ihrem Grundzuge be-

stimmen. Die Vorsehung in Gestalt der Maya, die den Neugeborenen beschirmt, die Wunderkraft, die den Knaben zum Überwinder der Dämonen macht, kann nicht von ihm weichen, die Göttin des Glücks — Schri-Lakschmi — ist Krischna im großen und kleinen hold, sie ist ja Vischnus Gemahlin. So ist die Bewältigung der Aufgaben, die dem vollendeten Gottmenschen zufallen, im Grunde ein spannungsloser Verlauf, wie der Aufgang der Sonne zu immer strahlenderer Kraft und Herrschaft; diesem Siegeszuge folgt das gläubige Auge, seine Andacht erbaut sich an den spielenden Variationen der allbezwingenden, alles meisternden Gebärde.

Die beiden jungen Hirten brauchen für die Hauptstadt und das Fest angemessene Gewänder: schon läuft ihnen der Färber des Königs selbst in den Weg und muß sie ihnen lassen. Daß er dem Zauber der beiden nicht erliegt, sondern widerstrebt, büßt er mit einem nahezu schmerzlos überraschenden Ende durch eine fast beiläufige Handbewegung des Helden; wie diese auslöschende Geste ohne Belang für Krischna ist, bleibt sie ohne Aufsehen und Folgen. Was sie brauchen, finden die Helden auf ihrem Wege: die Blumenkränze, die Salben, und es sind eben für den Todfeind, den Dämonen, bestimmte Gewande und Salben, mit denen ihre Keckheit sich schmückt. Was sie drohend erwartet und noch auf Fallen für sie sinnt, liegt in ihrem übermütigen Einherschreiten schon bezwungen zu ihren Füßen. Wenn Halbgötter unerkannt in ihrem Wesen durch die Menge der Menschen wie ihresgleichen gehen, liegt das Wunderbare nicht so sehr bei ihnen — es ist die Luft, die sie atmen — als etwa bei dem einen oder anderen, der sie gewahrt und jählings das Göttliche in ihnen ahnt, wie der Kranzwinder, oder einfach in Liebe ihrem Zauber verfällt, wie das bucklige Mädchen. Erleuchtet werden trotz der verschleiernden Maya, dem Göttlichen entgegenblühen und sich öffnen, ist hier das Wunder; Unangerührbleiben ist das Selbstgericht, das der in sich Verstockte an sich selbst vollzieht.

Die auferlegten Heldenproben, bei denen der Dämon die Gottmenschen zu fällen hofft, sind nur ein Spiel, die weltbefreiende Tat, ihm den Garaus zu machen, wird zum Kraftstück mit urwüchsigen possehaften Zügen, die Bogenprobe, das ritterliche Hauptstück, an dem sich der indische Held erweist, fällt ganz aus: Krischna spannt und bricht den gewaltigen Bogen wie Rama, aber nicht in

feierlichem Wettkampf vor den bewundernden Blicken aller und um des schönsten Preises willen — vielmehr beiläufig und im vorhinein, wie um das Zeremoniell des Festes und seines Heldenlebens um die feierliche Durchführung dieses Rituals zu kürzen. Im Gegensatz zu Rama, dem seine Aufgabe zeitweilig als kaum zu lösen gegenübersteht, spricht der vollendete Gottmensch Krischna von den Taten, die er vollbringen wird, gern als vollzogen und vergangen: „Wisse: Kamsa ist von mir erschlagen“, sagt er zu Akrura, als sie noch bei den Hirten sind. So spricht sonst nur der Allgott im Milchmeer, wenn er den Göttern seine Hilfe verheißt, aber Krischna ist wie er in Maya verleibt, jenseits der Maya des Geschehenden und jenseits der Mayadimensionen von Raum und Zeit; Vergangenes und Künftiges ist ihm gleich nah, liegt gleicherweise unter seinen Füßen. Darum bewältigt er es spielend und hält die Maya des Lebensernstes spielend aufrecht: in der Art, wie er sich in das allgemeine Zeremoniell der Trauer um die Toten einfügt, und wie er das wissende Wort des Vaters, das den Schleier seiner Maya lüftet, durch die vollkommen konventionelle Unterwürfigkeit des Kindes für die zuhörende Welt auslöscht und übergeht.

Krischna kehrt in den Schoß seiner Familie heim: so verschmilzt der Mythos des Gottmenschen mit geschichtlichen Erinnerungen an Kämpfe und Siege, letzten Aufstieg und Untergang des Yadugeschlechtes, das durch seinen geschichtlichen Helden Krischna zu neuer Größe kommt und mit seinem Tode hinschwindet. Mythos und Heldenepos durchdringen sich; Arjuna, der Freund Krischnas, gibt die Verbindung zum geschichtlichen Sagenkreise des Mahabharata, das Erlöschen seiner Herrlichkeit mit Krischnas Ende bildet den Epilog zu seinem Mythos und zum Heldenzeitalter indischer Kriegerfürsten: die Erde ist nun wirklich von der Last ihrer Maßlosigkeit befreit.

Krischna setzt den Ältervater Ugrasena wieder auf den Thron und spricht zu ihm das stolze Wort: „Wenn ich deinem Throne zur Seite stehe, magst du den Göttern Befehle erteilen — von Menschenkönigen zu schweigen.“ So heißtt er den Windgott Indra ausrichten: „Du hast an deiner Hoheit genug, schenke Ugrasena deine Thronhalle der Götter ‚Sudharma‘ — es ziemt sich, daß die Yadus in ihr tagen!“ — und Indra erfüllt seinen Wunsch. Aber

neben der Gebärde, die den Göttern groß gebietet, bleibt die Unterwerfung des menschgewordenen Gottes an die Maya seiner irdischen Erscheinung vollkommen: wie er nicht selbst die Königherrschaft ausübt, sondern sie dem Ältesten des Geschlechtes überläßt, beugt er sich mit Rama dem allgemeinen Lebensritual: die Allwissenden werden Schüler und lernen alle Wissenszweige, die ihrem Stande gemäß sind, vor allem die Kunst des ritterlichen Bogenschießens. Nur in Wundertaten, die unwillkürlich als spießende Äußerungen ihres Wesens aufblitzen, verrät sich ihre wahre Art: ihr Lehrer in der Schießkunst wünscht als Lohn für ihre Unterweisung, daß sie ihm seinen Sohn wiederbringen, der am heiligen Badeplatz Prabhasa im Meere umgekommen ist, ein Dämon in Muschelgestalt, Pantschajana, „Fünfmann“ genannt, hat ihn in die Tiefe entführt. Krischna steigt ins Meer hinab und befreit den Knaben, der in Martern lag, und bringt ihn leibhaft, wie er im Leben war, dem Vater zurück. Aus den Knochen des Dämons, den er erschlägt, stammt seine Muschel Pantschajanya: wenn er sie bläst, entweicht vor ihrem Schall den Dämonen ihre Stärke, den Göttern wächst die strahlende Kraft, und aller Frevel gegen die göttliche Weltsatzung wird zunichte.

Auf Kamsas Tod folgt eine Zeit schwerer Kämpfe für die Yadavas. Um den Erschlagenen zu rächen, zieht sein Schwiegervater, der König von Magadha, am Unterlauf der Ganga, den Strom von Osten herauf gen Mathura. Gegen seine Übermacht rufen die beiden Helden ihre göttlichen Waffen sich vom Himmel herab, Krischna Wurfring und Keule und seinen Bogen mit den unver sieglichen Köchern, Rama die Pflugschar und den Reisstampfer. Sie wehren den Feind ab, aber er kehrt achtzehnmal mit immer neuen Heeren wieder, aufs neue zurückgeschlagen entrinnt er allemal dem Untergang. Ist der unentschiedene Ausgang der zähen Kämpfe nicht ein Einwand gegen die Götterstärke der beiden Helden? Oder ist die augenscheinliche Endlichkeit ihrer Kraft ein Spiel ihrer Maya? Der Mythos schließt den Bericht dieser Kämpfe mit der Betrachtung: „Das ist das Spiel des Herrn der Welt, der sein Wesen menschlicher Ordnung bequemt, daß er Geschosse von vielerlei Gestalt auf die Widersacher losläßt. Der rein mit seinem Geist die Welt aus sich hervortreibt und wieder in sich einrafft, entfaltete der wohl große Kraft, wenn er der Feinde

Schar vernichtet? Dennoch gilt ihm menschliche Ordnung und er wandelt in ihrer Bahn: mit den Starken schließt er Vergleich, die Schwächeren kämpft er nieder, Verhandeln in Güte und Dreingeben, aber auch Entzweiung der Gegner stellt er dar, übt Strafvollzug am Feinde und hie und da sogar Flucht vor ihm — so bequemt er sich dem Gebaren sterblicher Menschen; das Spiel des Herrn der Welt entfaltet sich, wie es ihm gefällt.“

Eine andere Gefahr hat Krischna selbst in seinem Übermut heraufbeschworen, er hat den Brahmanen Gargya beschimpft, und die Yadavas haben ihn verlacht. Gargya geht wütend in die Einsamkeit und glüht in Askese, um einen Sohn zu erlangen, der die Yadus in Not bringen soll. Um Schivas Gnade zu gewinnen, schlingt er zermahlenes Erz, und nach zwölf Jahren Askese gewährt ihm Schiva seinen Wunsch. Ein König der Yavanas ließ, da er selbst von seinen Frauen keine Kinder bekam, den Asketen ihnen beiwohnen, damit sie ihm einen Sohn schenkten: so entstand „Schwarz-Yavana“, der dunkel wie Bienen schimmerte, seine Brust war hart wie ein Demantkeil. Sein Vater weihte ihn zum König und zog sich selbst in die Waldeinsamkeit zurück, der Sohn aber, trunken vom Rausche seiner Kraft, fragte nach starken Königen auf Erden, die er besiegen könne, und der Heilige Narada nannte ihm die Yadavas.

„Yavana“, die indische Wiedergabe des Namens der Ionier, ist für Indien seit der Berührung mit Alexander dem Großen die allgemeine Bezeichnung für die Barbarenvölker, die aus dem Nordwesten über den Kyberpaß das Land mit ihren Kriegszügen bedrohen: mit einem riesigen Heer, einer Völkerwanderung, bedroht „Schwarz-Yavana“ das Land von Mathura. Krischna sichert die Seinen, indem er eine neue Stadt gründet: Dvaraka am Ufer des Westmeers — der Ozean gibt ihm zwölf Meilen Raum für die uneinnehmbare Feste, deren Ruinen noch heute ein Wallfahrtsort der Krischnagläubigen sind. Dann schreitet er dem Feinde unbewehrt entgegen und lockt ihn, indem er vor ihm zu fliehen scheint, in die Höhle des vorzeitlichen Mutschukunda. „Schwarz-Yavana“ stört den Schläfer auf und wird durch den ersten Blick des Erwachten zu Asche verbrannt, sein führerloses Heer wird vernichtet.

Nach diesen Kämpfen, die den Bestand der Yadus sichern, zieht es Rama, den ländlichen Heros, aus der städtischen Pracht fürstlichen Lebens heim zu den ländlichen Freuden der Hirten:

„Als aller Kampf erloschen war, begab sich Baladeva zu Nandas Kuhpferch, voll Sehnsucht, die Verwandten wiederzusehen. Der Feindebezwingen grüßte Hirten und Hirtinnen verehrungsvoll und mit Liebe wie in alter Zeit. Manche umschlangen ihn, andere umschlang er, mit Hirten und Hirtinnen lachte er zumal. Vielerlei Liebes sagten ihm die Hirten, manche Hirtinnen führten, von Liebe erheitert, eifersüchtige Rede, andere fragten:

„Geht es Krischna, dem Liebling der Stadtfrauen, gut, der vom Saftre kraftvoller Zärtlichkeit überströmt? Lacht er nicht etwa über unser Gebaren und tut den Reizen der Stadtfrauen allzuviel Ehre an — er mit seiner Augenblicksliebe? Gedenkt er wohl noch, wie wir seinem Sange nachwandeln? Wird er auch wenigstens einmal herkommen, seine Mutter wiederzusehen? — Aber genug solcher Reden; von anderen Dingen wollen wir sprechen: Was wird aus uns ohne ihn werden? Und was aus ihm ohne uns? Vater und Mutter, Bruder und Gatten, alle Verwandten haben wir um seinetwillen verlassen — aber gedankenlos undankbar ist er! Und doch: wird Krischna wohl sich wenden, selbst hierher zu kommen? — Sprich du das Wort, das unsterblich Leben uns verleiht! Er, der ‚Strickbauch‘, der ‚Herrscher der Hirten‘ hat seinen Sinn an die Stadtfrauen gehängt, seine Liebe zu uns entfloß, so dünkst uns — schwer werden wir ihn wiedersehen!“ Als die Hirtinnen ihn so mit ‚Krischna‘ und gar mit ‚Strickbauch‘ herbeiriefen, lachten sie hell auf, von Hari in ihren Gedanken hingerissen. Mit zarten und süßen Botenworten von Krischna, die voller Liebe und ohne Hochmut waren, tröstete Rama die Frauen — sie klangen überlieblich. Und mit den Hirten, die in Scherz und Lachen entzückend waren, tauschte er auf den Weiden liebevoll wie früher Reden.

Als er hohen Wesens mit ihnen in der Waldwildnis weilte — er: Schescha, der Träger der Erde, in Menschengestalt sich bergend —, sprach Varuna, der Gott des Meeres, zu Varuni, der Göttin berauschenen Trankes, um ihn zu erquicken, nachdem er Taten weit entfaltet hatte — er, der durch Tat in die Welt hineinstiegt; Varuna sprach: „Immer bist du, Berauschende, Rama erwünscht in

seiner großen Stärke. Zur Erquickung und Freude des ‚Endlosen‘ geh, du Strahlende!‘ Auf sein Wort ging Varuni in die Höhlung eines Kadambabaumes ein, der am Ufer des Vrindawaldes stand. Und Baladeva witterte umherstreifend des Rauschtrankes schwer aufsteigenden Duft und spürte uralte Lust danach. Da sah der ‚Held mit dem Pfluge‘ aus dem Kadambabaume jählings einen Strahl berauschen Saftes springen und freudig trank er, indes Hirten und Hirtinnen ihn, kundig in Gesang und Saitenspiel, lieblich umsangen.

Vor Mattigkeit funkeln mit Perlen, kleinen Schweißtropfen ohne Zahl, sprach er taumelnd: ‚Komm her, Yamuna, ich will baden!‘ — Aber der Strom achtete seine Rede gering als Wort eines Trunkenen und kam nicht. Da langte der Pflugträger ergrimmt nach seinem Pfluge, packte ihn und zog die Yamuna samt dem Ufer, im Rausche schwankend, einher. ‚Du Böse, du kommst nicht? — Geh einen anderen Weg nach meinem Willen!‘ Jählings von ihm geschleift, verließ der im Tiefen strömende Fluß seinen Pfad und schwemmte über den Wald hin, wo Baladeva weilte. Leibhaft gestaltet trat alsdann die Yamuna vor ihn hin, und ihre Augen schwankten vor Angst hin und her, als sie zu Rama sprach: ‚Sei gnädig! Gib mich frei, du Held mit der Mörserkeule!‘ — Er sagte: ‚Achtest du Heldentum und Kraft an mir gering, werd’ ich dich mit meinem Pfluge in tausend Stücke zerschmettern.‘

Da besänftigte die Flüßgöttin ihn, der furchtbar zitterte, und auf dem überschwemmten Lande gab Bala die Yamuna frei. Als er danach gebadet hatte, kam Liebreiz über ihn im hohen Walde. Einen blauen Lotos nahm er sich zum Schmuck des Ohres und einen schönen Ohrring dazu, und einen Kranz von unverwelklichen Lotosblumen, von Varuna geschenkt, nahm er für den Hals; dunkelblaues Gewand, des Meergottes würdig, schenkte ihm die Göttin der Schönheit. So geschmückt trieb Rama Liebesspiele im Pferche, und nach zwei Monden kehrte er nach Mathura zurück.“

Balarama reißt mit seinem Pfluge die Fluten des Stroms, der dem Fruchtland vorbeifließt, auf den Boden hinauf, daß er ihn tränke, wo der Held es will. In seiner trunkenen Tat — durch seine Lust zu baden in ihrem ursprünglichen Sinne verschleiert — spiegelt sich augenscheinlich Erinnerung an die mythische Tat des

„Pflugträgers“ als Kulturheros, der die Wasser der Flüsse zwingt, durch die Kanäle, die er furcht, die Reisfelder zu überschwemmen. Die Waffen, die der mythische Schöpfer vorderindischer Reiskultur führt, bezeichnen Anfang und Ende an ihr: der Pflug bereitet den Boden, der Reisstampfer enthüllt das geerntete Korn. Balarama, der den Fluß aufs Land furcht, bedeutet für das vorarische Altertum Indiens das gleiche, was der mythische Yü unter den Kulturheroen der Frühzeit Chinas ist. Yü dämmt die wilden Wasser des Gelben Flusses ein und zieht als erster Kanäle; er rettet das Volk vor Überschwemmungsnot, die der Strom, durch Schneeschmelze in den Bergen geschwelt, alljährlich mit sich bringt, und bändigt seinen Überschwang zum Nutzen des Feldbaus. Freilich im Wesen der beiden Kulturheroen — welch Unterschied! — bezeichnend für beide Kulturen. Dort der heilig-nüchterne Patriarch konfuzianischer Idealzeit, der weitblickende getreue Vertraute des mythischen Kaisers — hier der ländliche Kraftkerl, der Liebe und des Rausches froh. Yü schafft angesichts der Wassersnot das große Werk, sichert menschliches Dasein und hebt es auf eine höhere Stufe; Rama fordert übermütig den friedvollen großen Strom heraus und überwältigt ihn mit rauschgesteigerter Kraft. Sein Baden ist ein jüngerer Anlaß seines wunderbaren Tuns, sein Rausch ist eine alttümliche Voraussetzung mythischer Großtaten. So wird auch der Indra der Veden durch Rauschtrank in seinem heldisch-sieghaften Wesen geschwelt, daß er die Dämonen erschlägt. Wenn er auch der königliche Krieger der Götter ist und den Blitzkeil des Himmels als Waffe schwingt, bedarf er doch, wie Helden alter Zeiten, einer Trunkenheit, um angesichts weltbewegender Kämpfe der eigenen Kraft recht unwiderstehlich inne zu werden. Rauschtrank zum Morgen, Mittag und Abend ist das Opfer, das er von den Menschen heischt, die in sein Wesen eingeweih sind; immer berauscht ist er immer in die Fülle seiner gewaltigen Natur hinaufgesteigert: toll an Mut, Gewalttätigkeit und Gebefreude. Der besonnene Held kühlen Blutes gehört, wie Rama der Mond, einer anderen Sphäre an, ist das Wunschbild einer späteren Epoche, kein Ideal dämonischer Frühzeit voll Drang und Grauen. In dieser Frühzeit liegt Balaramas mythischer Ursprung.

Der bäuerliche Kulturheros spendet dem Boden die Feuchte, deren die Reissaat bedarf. Der Flur die Feuchte zu spenden ist das

segensreiche Amt der Schlangenwesen, die in den Gewässern der Erde walten. Balarama ist zwiefach zu Recht der berufene Schutzpatron des Reisbaus, da sich ein Schlangenwesen in ihm verlarvt. Steinbilder von Schlangengottheiten (Naga), die noch heute vom Landvolk bei Mathura und Brindaban verehrt werden, heißen nach Krischnas Bruder „Dau-ji“, das ist „der ältere Bruder“, oder „Baldeo“: Baladeva.

Den Mythos überschattet Familiengeschichte und regnet ihre Namen, ihre Episoden in ihn: die Namen der Lieblingsfrauen Krischnas: Rukmini, Satyabhama und sechs andere, zu schweigen von der namenlosen Schar der Schönen in seinem Harem: sechzehntausend, und den vielen Namen seiner Kinder und Enkel und der Menschen, die sie in ihr Leben verstrickten. Von Rukmini allein hat Krischna zehn Söhne und eine Tochter, unter ihnen den Helden Pradyumna, in dem ein Stück des Liebesgottes menschliche Gestalt gewann. Von ihm stammt Aniruddha, sein Sohn wieder ist Vajra, der Urenkel Krischnas, der als einziger — noch ein Kind — die blutige Selbstvernichtung des ganzen Yadugeschlechtes überlebt und seinen Stamm ins letzte, heldenlose Weltalter hinüberpflanzt. Als Ramas Gemahlin wird Revati genannt, sie gilt als die Tochter eines Königs Raivata; aber sein Name ist deutlich aus dem ihren abgeleitet, seine Figur scheint ihr entsprungen, nicht die Tochter dem Vater ihr mythisches Leben zu verdanken. Revati ist ein geläufiger Name der Yamuna, die Rama mit seinem Pfluge bezwingt und aufreißt, an ihren Ufern wird er als segenspendendes Schlangenwesen verehrt. Der Naga und die Flußgöttin sind ein mythisches Paar lokaler Wassergenien, das in seiner fürstlichen Standesehe menschliche Masken trägt.

Krischnas erhabenes Spiel auf Erden feiert das zwiespältige Wesen alles Lebendigen: daß es in die Maya irdischer Erscheinung eingebettet ist und Anteil hat an der Überwelt in und jenseits ihrer Grenzen. Seine menschliche Gebärde erfüllt noch einmal großartig den Stil der kriegerisch-fürstlichen Epoche, der er den Untergang bringt, und langt zugleich immer wieder in Götter- und Dämonensphären, die seine übermenschliche Kraft anrufen oder herausfordern.

Das Leben altindischer Kriegerfürsten ist ein ständiger Kampf um Vorrang und Macht; Ehen verbünden die Familien und sind

Anlaß immer erneuten Zwists, Brautraub von der Hochzeit weg ist eine Form ritterlichen Streits um Geltung. Nach Art „menschenfressender Unholde“ raubt Krischna sich Rukmini, die ihn liebt, die der Wille des Vaters und Bruders aber einem anderen bestimmen, ihr Bräutigam fällt auf dem Rachezug gegen den Entführer. Gattenwahl und Hochzeit sind adlig-gesellschaftliche Ereignisse, Feste, die fröhlich-blutigen Ausgang versprechen; kein Held, der etwas gelten will, wird dabei fernbleiben. Wie Hirsche kämpfen sie um die Frauen, und der Stärkere fühlt sich groß im erkämpften Besitz des reizendsten, adligsten Rudels. So will sich das fürstliche Blut in der Auslese der Stärksten erhalten, und so rottet es sich selber aus in Verschwendung seiner Kräfte, in spielenden Fehden ohne Maß. Tod im Kampfe ist das einzig gemäße Ende adligen Heldenlebens, Gefahr von seinesgleichen ist sein Element. Stolz, Übermut und Händelsucht schaffen immer neue Gefahr, man sucht Gelegenheiten, die den unbedenklichen Einsatz von Person und Besitz fordern, ständiges Wagnis aus Trotz und Gleichmut ist dem Krieger, der „vom Schwerte lebt“, gemäß, aus langer Völkerwanderung und siegreicher Landnahme trägt er den Rausch der Gefahr mit jähem Wechsel des Geschicks, Preisgabe des Errungenen und glückhaftem Drang ins Unbekannte in seinem Blute.

Samba, ein Sohn Krischnas, raubt eine Tochter Duryodhanas, der Arjunas großer Gegenspieler im Kampf der Bharatas ist, von ihrer Gattenwahl weg, aber er wird besiegt und gefangen. Bala-rama fordert seine Freigabe, aber der häuerliche Held mit dem Reissstampfer als Waffe wird höhnisch abgewiesen. Da schlägt er seine Pflugschar in die Ringmauer der feindlichen Stadt und reißt zornig an ihr, daß die ganze Stadt zu wanken beginnt. Eilig bittet man um Schonung und gibt ihm den Gefangenen und das Mädchen frei.

Zum Kampf um Reiche und Weiber gehören die Würfel — Glücksspiel mit Kälte, List und Schnelligkeit, in dessen Rausch Länder und Frauen verspielt werden. Mit Betrug, der zum Gewinn führt, und Spott, der den Verlierenden übergießt, mündet das Würfelspiel unweigerlich in die erwünschten Händel, Herausforderungen und blutigen Feindschaften, die das Um und Auf des ritterlichen Alltags sind. Ein Würfelspiel schürzt den Knoten der alle vernichtenden Feindschaft im Mahabharata, über lange Jahre

des Hasses wird es zum Vorspiel seiner Vernichtungsschlacht. Wen man im Kampfe nicht bestehen mag, will man im Spiel zugrund richten; Rama, der starke, rauschfrohe Held, ist Spielertücken nicht gewachsen, er ist der Bauer bei Hofe, aber er rächt sich für Spott und Betrug, indem er den Spieler, der ihn zu prellen suchte, mit dem Spielbrett erschlägt und dem Spötter die Zähne ausbricht, die er lachend blitzen ließ, und beider Freunde mit einem goldenen Pfeiler der Spielhalle niedermacht.

Dämonen- und Göttergeschichten schlingen ihre Maya in die irdische: wo immer sich das Göttliche verleibt, zieht es die Spannungen aller Sphären auf sich. Sechs Tage, nachdem Rukmini Pradyumna zur Welt gebracht hat, wird er vom Dämon Schambara entführt; der wußte: „Pradyumna wird mich töten.“ Er warf das kleine Kind ins Meer, in den grausigen Schoß der Meerungeheuer. Ein Fisch verschlang es, aber davon starb es nicht; es war eine Wiedergeburt des Liebesgottes, dessen Leib Schiva mit einem Zornblick seines Stirnauges zu Asche verbrannte, und blieb wunderbar im Bauche des Fisches bewahrt. Der Fisch ward gefangen, die Fischer brachten ihn, wohl weil er besonders stattlich war, König Schambara dar. Seine Frau war Mayavati, die „Zaubertrugkundige“, sie waltete untadelig über sein ganzes Haus und seine Küche. Der Fisch ward aufgeschlitzt, sie sah den lieblichen Kna ben. „Wer ist das? Wie ist er in den Bauch des Fisches gekommen?“ fragte sie sich, und der Heilige Narada, der wie die Stimme des intuitiven Wissens in diesen Mythen auftritt, erzählte ihr des Kindes Herkunft und Schicksal und sagte: „Hüte getrost dies Kleinod von Mann!“

Das zarte Kind in seiner unvergleichlichen Schönheit entzückte sie; sie zog es auf; und als Pradyumna groß war, hatte sie Verlangen nach ihm. Sie war ihm mit Herz und Auge verfallen und schenkte ihm alle ihre Zauberkräfte. Als sie sich an ihn hängte, fragte er: „Warum bist du nicht mehr wie eine Mutter zu mir?“ Und sie gestand ihm: „Du bist nicht mein Sohn; Vischnus Sohn bist du, Schambara hat dich entführt, aus dem Bauch des Fisches bekam ich dich, aber deine liebe Mutter trauert und weint noch jetzt um dich.“ Da nahm er ihre sieben Zaubermächte an sich und verschmolz mit der achten, durch sie erschlug er Schambara und sein Dämonenheer und flog mit Mayavati durch die Luft zur Stadt

seines Vaters. Als er sich dort ins Frauenhaus niederschwang, freuten sich Krischnas Frauen bei seinem Anblick, Rukmini konnte die Augen nicht von ihm wenden und sprach: „Selig die Mutter, die diesen reizenden Sohn hat; so groß wäre jetzt mein Sohn Pradyumna, wenn er lebte; irgendeine Mutter machst du glücklich, mein Kind — aber nein: meine Liebe zu dir ist wie deine schöne Gestalt, gewiß bist du Haris Sohn.“

Derweil kam Narada mit Krischna daher und sprach voll Freude: „Dies ist dein Sohn, er hat Schambara erschlagen, der ihn vorzeiten entführte, und dies ist Mayavati, deines Sohnes Frau; Schambaras Gattin war sie nie — höre, wie das geschah! Als der Liebesgott zugrunde ging, betörte sie mit ihren berauschenenden Blicken Schambara durch eine Maya-Truggestalt. In den Freuden der Hochzeit und später spiegelte sie dem Dämon eine schöne, aus Maya gefertigte Gestalt vor. Der Liebesgott aber nahm Erden-gestalt an in deinem Sohne, und sie ist seine Gattin, die Göttin „Lust“.“ Da freuten sich Rukmini und Krischna und die ganze Stadt über die Heimkehr des langverlorenen Sohnes.

Ein Mythos vom unabwendbaren Schicksal, wie Ödipus' Geschichte und die Anekdote von Kambyses: was Schambara von sich fernhalten will, zieht er mit seiner abwehrenden Gebärde an sich, was er dem Meer zum Fraße hinwarf, bringt ihm das Tier des Meeres im Bauche verborgen in sein Haus. Der Fisch, das Requisit der Polykratesanekdote, ist das Tier des Liebesgottes, er führt den Fisch im Banner. Die Göttin der Lust aber ist wirklich vor allen Götterkräften die „mayavati“, die „mit Maya Begabte“, die Zaubertrugkundige mit vielen Kräften: Lust gießt ihren verklärenden Schimmer über die Erscheinungen, daß sie reizend und begehrenswert werden, die Lust rettet den Liebesgott Kama, das Verlangen, aus dem Rachen des Todes in ein neues Dasein, hilft ihm aus Unsichtbarkeit in neue Verleiblichung. Lust als Gattin und Kraft, als „schakti“ des Liebesgottes, ist die weltschaffende Phantasie, die dem Ich ins Grau die leuchtend-lockende Welt malt, der es am innigsten verfallen ist.

„Danach kam Indra zu Krischna, und sein Elefant Airavata schritt brunsttrunken hinter ihm drein; er berichtete Hari von den Untaten des Dämons Naraka und sprach: „Schirmherr der Götter,

du hast, wiewohl in menschlichem Wesen weilend, alles Unheil zur Ruhe gebracht; da der Wink deines stabgleichen Arms die Dreiwelt schirmt, essen die himmelbewohnenden Götter beim Opfer die Spenden und werden davon satt. Vernimm, weshalb ich jetzt zu dir komme, und mühe dich, etwas dagegen zu tun: Ein Sohn der Erde, Naraka—,Hölle‘—genannt, tut allen Wesen Abbruch. Göttern und anderen Wesen raubte dieser Widergott die Mädelchen und schloß sie bei sich ein, den königlichen Sonnenschirm Varunas, der triefend Wasser spendet, den Juwelengipfel des Mandarabergs hat er geraubt, die Ohrringe, die den Trank ‚Todlos‘ träufen, hat er meiner Mutter Aditi genommen, und jetzt verlangt er nach meinem Elefanten.’ — Als Krischna das vernahm, lächelte er, nahm Indra bei der Hand und erhob sich von seinem Thron. Er bestieg den Garuda, den sein bloßes Gedenken herbeirief, hob seine Gattin Satyabhama zu sich hinauf und flog zur Stadt Narakas. Sie war hundert Meilen im Umkreis mit furchtbaren Schlingen versponnen, um Feindesheere fernzuhalten, aber Vischnus Wurfring zerschnitt sie, seine feurige Schneide verbrannte den Dämon Mura, der sich mit siebentausend Söhnen wider ihn erhob, wie Heuschrecken. Er bezwang die Dämonen ‚Pferdehals‘ und ‚Fünfmann‘, dann trat ihm Naraka mit seinem großen Dämonenheer entgegen. Der Sohn der Erde regnete Messer und Pfeile gegen ihn, aber Krischna schleuderte seinen Wurfring und schnitt Naraka mitten durch und erschlug seine Heere.

Als Naraka erschlagen lag, wartete die Erde Krischna ehrfürchtig mit den beiden Ohrringen auf und sprach: ‚Herr, als du in Ebergestalt mich aus dem Weltmeer hobst, entstand aus der Be-rührung mit dir in meinem Leibe dieser Sohn. Du warst es, der ihn mir gegeben hat, du bist es, der ihn zerfällt hat. Nimm die beiden Ohrringe hier, und nimm sein Geschlecht in deinen gnädigen Schutz! Um mich von meiner Last zu befreien, bist du gnädig mit einem Stück von dir in diese Welt gekommen; Herr, du schaffst und entschaffst, raffst vernichtend in dich zusammen und bist der unvergängliche Ursprung! Die ganze Welt ist deine Gestalt — was preise ich dich da, du Unerschütterlicher! Allerfüllend und Allerfüllter bist du, Werk, Wirkender und Erwirkbares bist du, alles Gewordenen Wesens-Wesen — was soll ich dich preisen? Sei gnädig und verzeih, was Naraka tat; um ihn von Schuld zu reinigen, hast du meinem Sohn gefällt.‘

„So sei es‘, sprach der Erhabene und nahm die Schätze aus Narakas Haus. Die Mädchen, Elefanten und Pferde ließ er nach Dvaraka schaffen, den königlichen Sonnenschirm Varunas und den Juwelenberg lud er auf den Garuda und flog mit Satyabhama zur Stätte der Götter, um Aditi die Ohrringe zu geben. Vorm Tor der Himmelwelt blies er sein Muschelhorn, da warteten die Götter ihm mit Gastgeschenken in Schalen auf. Von Schakra geleitet trat Krischna ins Haus der Göttermutter, das einem weißen Wolken-gipfel glich; er neigte sich vor Aditi, schenkte ihr die herrlichen Ohrringe und verkündete ihr den Untergang Narakas. Da pries die Mutter der Welten freudig den Erhalter der Welten und sammelte andächtig ihren Sinn auf ihn. Sie sprach: ,Anbetung dir, Lotos-äugiger, der von Furcht befreit, wer sich ihm ergibt! Mit den Gestalten deines Wesens, die Brahma, Vischnu und Schiva heißen und Maya sind, ist die ganze Welt erfüllt; im Wesenlosen Wesen zu sehen, das ist deine Maya, du Wesenbedränger! Von ihr her sagen Geschöpfe ,ich‘ und ,mein‘, das ist das Gebaren deiner Maya im Samsara. Aber Menschen, die ganz in Erfüllung ihrer frommen Pflichten aufgehen und dich verehren, die überqueren diese ganze Maya und gelangen zur Erlösung ihres Wesens. Alle Götter von Brahma an, Menschen und Tiere sind im Strudel der Maya Vischnus vom blinden Dunkel des Wahns befangen; dich verehren sie und erlangen Erfüllung ihrer Wünsche, daß ihr ewiges Werden ein Ende finde. Die Menschen sind durch deine Maya, Erhabener, in ihrer Fußspur gebunden, und ich verehrte dich, um einen Sohn zu erlangen, der die Feinde vernichtet, aber nicht um der Erlösung willen — denn solches ist das Spiel deiner Maya. Auch daß vom Götterbaum, der himmlische Gewebe und die Erfüllung aller Wünsche an seinen Zweigen trägt, von den Frommen meist nur ein Lappen begehrte wird, ihre Blöße zu decken — solches Fehl-greifen röhrt von ihrem eigenen Ermangeln her. Darum sei gnädig, du Wahnschaffer der Maya aller Welt, vernichte das Nichterken-nen, du, des Wesen Erkenntnis ist! Ich schaue deine Gestalt, mit sinnlich greifbaren Zeichen geschmückt — nicht weiß ich um das an dir, was jenseits von ihr ist, sei mir gnädig!‘

Als Aditi ihn mit solchen Worten pries, lachte Vischnu auf und sprach zu ihr, deren Schoß die Götter wie Funken dem Reibholz entsprungen sind: ,Mutter bist du uns, Göttin! Sei uns hold und

gewähre einen Wunsch! — Aditi sprach: ,Es soll sein, wie du wünschst: Göttern und Widergöttern wirst du allzumal unüberwindlich sein in der Welt der Sterblichen!‘ Und Aditi segnete auch Satyabhama, die sich vor ihr und allen Göttinnen anbetend neigte, und schenkte ihr ewige Jugend.

Danach besahen sich Krischna und Satyabhama den Götterhain ,Freude‘ und andere Lusthaine. Als aber Satyabhama, deren Name meint: ,ihre strahlende Leidenschaft ist wahr‘, den Götterbaum erblickte, der beim Quirlen des Göttertranks aus dem Milchmeer kam, sprach sie zu Krischna: ,Warum nimmst du diesen Baum nicht mit nach Dvaraka, Krischna? Wenn wahr ist, was du mir sagtest: ,Ich habe Satya über die Maßen lieb‘, so nimm den Baum, daß er bei meinem Haus im Garten stehe! ,Ich habe Rukmini nicht so lieb wie dich, Satya‘, dies liebe Wort hast du mir manches Mal gesagt; wenn es wahr ist und du’s nicht bloß, um mir zu schmeicheln, sagtest, soll dieser Parijatabaum meines Hauses Zierde sein! Ein Blütenbüschel von ihm im Haar will ich unter meinen Mitgemahlinnen strahlen — das wünsch’ ich mir!‘

Da lachte Hari hell auf und hob den Baum auf den Garuda, aber die Wächter des Haines sagten: ,Ehrwürdiger, Schatschi ist die Hauptgemahlin des Götterkönigs Schakra, der Baum ist ihr eigen, du darfst ihn nicht wegnehmen! Er kam beim Quirlen des Tranks ,Todlos‘ hervor, auf daß Schatschi sich mit ihm schmücke; nimmst du ihn, kommst du nicht heil davon! Unweigerlich schreitet Schakra zu deiner Vernichtung, den Blitzkeil in erhobener Hand, und hinter ihm die Unsterblichen. Laß ab vom Kampf mit allen Göttern, nicht preisen Kluge die Tat, die bitter schmeckt, wenn sie gar wird.‘

Da sprach Satyabhama in großem Zorn: ,Was geht den Parijatabaum Schatschi an oder Schakra? Aller Welt gehört er, wenn er vorzeiten beim Quirlen des Milchmeers entstand, wie Rauschtrank und Mond und die Göttin des Glücks — woher nimmt Indra ihn für sich allein? Eilt und kündet Schatschi mein Wort: Solche Rede führt Satyabhama im Stolz auf ihren Gatten: Bist du deinem Gatten lieb, dann laß ihn meinen hindern, den Baum zu rauben! Ich weiß, dein Gemahl ist Indra; ich weiß um den Herrscher der Götter — dennoch laß ich, ein sterblich Weib, den Götterbaum dir rauben!‘

Die Wächter vermeldeten ihr Wort, und Schatschi reizte Indra, mit Krischna um den Götterbaum zu kämpfen; wirklich kam es zu einer furchtbaren Schlacht, in der alle Götter mit ihren vielfältigen Waffen sich an den menschgewordenen Allgott wagten. Umsonst! Schließlich stand Indra mit dem Blitzkeil in der Faust Krischna allein gegenüber, der den Wurfring gegen ihn schwang. Da schrien alle Welten vor Entsetzen Wehe, aber Krischna hielt den Wurfring fest und fing den Blitzkeil, der ihn treffen sollte, mit der Hand. Da wandte sich Indra zur Flucht, aber Satyabhama rief ihm bei diesem Anblick reuig nach: „Flieh nicht, Herr der drei Welten! Was wäre dir deine Königsherrlichkeit, wenn du nicht wie vormals Schatschi schaustest: schimmernd von Blumengewinden des Götterbaumes in Liebe dir genaht? Genug des Ringens, du brauchst dich nicht zu schämen — hier nimm den Baum, die Götter sollen ruhig sein! In ihrem Stolz hat Schatschi mich keines Blicks gewürdigt, als ich verehrungsvoll ihr nahte; ich bin ein Menschenweib und nicht verehrungswürdig, meines Gatten Ruhm ist mir das Höchste, darum fing ich Streit mit dir an. Genug vom Parijatabaum, ob er anderen gehört oder entführt wird — welche Frau hätte nicht ihren Stolz an ihrem Reiz und Ruhm?“

Da kehrte der Götterkönig um und sprach zu ihr: „Genug des Drängens, du Wilde! Freundin! Ich schäme mich nicht mehr, daß ich besiegt ward vom Allgestaltigen — wie brächte es Schande, von ihm überwunden zu sein? Alle Wesen sind seine Gestalt, aber seine kleinste, ungreifbar feine erkennt nur, wer alle Veden weiß — kein anderer. Den Ungeschaffenen, der nach seinem Willen seiner Welt zu helfen kommt, den Uranfänglichen — wer könnte ihn besiegen?“ — So gepriesen lachte Hari und sprach mit gerührter dunkel-tiefer Stimme: „Du bist Indra, der König der Götter; wir sind Sterbliche, Herr der Welt! Übe Geduld, wenn ich mich gegen dich verging. Nimm hier den Parijatabaum und setz ihn wieder an seine Statt. Ich nahm ihn, weil ein Wort mich dazu trieb, dessen Wahrheit ich erweisen mußte. Und hier nimm deinen Blitzkeil: Opfergabe ist, was du entsandtest. Dein ist ja diese Waffe, die Feinde zermalmt.“

Indra sprach: „Du verwirrst mich, Herr — was sagst du, „ich bin ein Sterblicher“? Wir kennen dich aus unserm Wissen um das selige Glück des Erhabenen-Unendlichen. Du bist der du bist: bei

der Entfaltung der Welt als ihr Schirmherr bestellt und ziehst der Welt die Wundpfeile aus, Töter der Widergötter! Nimm hier den Parijatabaum nach Dvaraka; er wird nicht auf Erden bleiben, wenn du die Welt der Sterblichen verläßt.' — Da sagte Hari, 'Ja' und kehrte unter Preisliedern der Himmelsbewohner zur Erde zurück.

Jäh zog er dahin, stieß ins Muschelhorn und hielt über Dvaraka; er pflanzte den Götterbaum in den Garten: vor ihm erinnert sich jeder Mensch seiner früheren Leben, von seinem Duft ist die Erde drei Meilen weit durchduftet. Da sahen die Yadus übermenschliche Wesen, die wie Götter dufteten, ihre Gesichter im Baume zeigen.

Danach nahm Krischna die Beute aus Narakas Besitz sich zu eigen; zu glückverheißender Zeit vermählte er sich mit den Mädchen aus Narakas Palast, die von überallher zusammengeraubt waren. Er faßte, wie der Hochzeitsbrauch es heischt, ihre Hände: alle Hände zumal in gesonderter Gestalt, wie es seiner Art gemäß ist. Sechzehntausend und einhundert waren die Frauen, ebenso viele Gestalten schuf sich der Madhutöter, und eines wie das andere meinten die Mädchen: 'Meine Hand hat Govinda gefaßt.' Und in den Nächten weilte der Entfalter der Welt in ihren Häusern: in aller Häuser weilte der Allgestaltige zumal."

Der Dämon „Hölle“, ein Kind der Erde unten, hat den Himmelschen oben geraubt, woran ihre Unsterblichkeit hängt: den königlichen Sonnenschirm des Wassergottes Varuna, der den Saft des Lebens trieft, die Ohrringe der Göttermutter, die den Trank Todlos triefen, den Gipfel des Juwelenberges, auf dem ihre Herrschaft festgegründet stand. Er hat die Mädchen aller Sphären entführt und hält sie gefangen: die Jugend und wandelnde Unsterblichkeit aller Wesen, aus deren Schoß ihr Leben neu hervorgehen kann. Es fehlt ihm noch der Airavata des Götterkönigs, ein magischer Lebenspender wie alle Elefanten: wo sie weilen, fällt Regen. Elefanten sind den Königen gesellt zu Prunk, Krieg und Regenzauber, und dieser Höchste ist das Sinnbild des göttlichen Weltregiments. Raubt der Dämon ihn, sind Indra und die Götter entthront, zugleich ist die ganze Welt der Vernichtung geweiht, denn was ihr magisch Leben spendet, ist dann im unterirdischen Verliese eingeschlossen. „Hölle“ (Naraka) meint nicht einen Ort der Strafen, aber den höchsten Schrecken nach dem Tode: den Ab-

grund der Vernichtung, den Schoß des Nichtseins (Nirriti) als Gegenpol zum Schoß der Göttermutter Aditi, der „Ungebundenen“, aus dem das Leben in Göttergestalten sich entbunden hat. Der menschhafte Allgott rettet den Weltlauf vor völligem Stocken und Versiegen, indem er die Kleinodien des Lebens und die Mädchen, aus deren Schoß es neu erstehen wird, dem unterirdischen Verliese entreißt.

Die hohen Götterfrauen, die Erde und Aditi, wissen um Vischnus Maya; in der Gestalt, die sie ihnen gibt, beugen sie sich vor ihrer Allmacht; ihre Selbstbefangenheit strahlt von demütiger Erkenntnis und ist doch außerstand, sich aufzulösen und das Geschöpf vom Bann der Maya freizugeben, die es in sich selbst befängt. Das ist das „Ermangeln“ der Kreatur, daß sie sich wünschen muß, was innerhalb der Maya liegt, und ihr Jenseits nicht ergreifen mag, darin sie sich auflösen würde.

Auch Krischna — so scheint es — erliegt auf Augenblicke fast der Maya, die er spielend durchwaltet: Satyabhamas Rangstreit mit Indras Frau reißt ihn in die selbstbefangene Unbesonnenheit hinein, daß er, der Allgott, seine Waffe gegen Indra schwingt und das Geschöpf seiner Maya mit seiner grenzenlosen Übergewalt zu vernichten droht. Ein rechter Weiberstreit bringt die Welt durcheinander, aber alles endet gut, da Vischnu selbst in ihn verwickelt ist und die Götter nicht so verblendet ichbesessen sind wie die Dämonen: Indra begreift die eigene und die allgemeine Maya, in der das Allwesen sich gefällt. Die Götterkönigin hat die Gattin des rettenden Helden, das Menschenweib, gar nicht angeschaut, als Satyabhamha ihr verehrend nahte: das reizt Krischnas Liebling, ihr zu zeigen, wessen Gemahl herrlicher ist. Aber sie läßt es sich an seiner allmächtigen Herrlichkeit genügen, und wenn Krischna den Götterbaum schließlich doch auf Zeit zur Erde verpflanzt, ist das kein kränkender Raub mehr. Der alle Wünsche gewährende Baum, der dem Meer der Lebensmilch entstammt, ist unter den Bäumen, was Indras Wunschkuh unter den Rindern ist; der Baumkult vorarischer Volksreligion feiert sich selbst in ihm, wie der rindzüchtende arische Einwanderer in jener Wunschkuh vergöttert, was ihm Nahrung und Dasein gibt. Es gehört zur immer volleren Entfaltung des ganz gottmenschlichen Daseins auf Erden, daß immer mehr göttliche Dinge der irdischen Verleibung des hohen Wesens

zuströmen: nach der Halle Sudharma und den Wunderwaffen Vischnus jetzt die Beute der Unterwelt und die Zier des Götterhimmels: prunkender Schein um die sieghafte Scheingestalt, der sich mit ihr entrücken wird.

Der Untergang des Dämons „Hölle“ hat ein Nachspiel: ein mächtiger Affe, Dvivida, war der Freund des Dämons und wollte ihn rächen. Er wüstete in der Menschenwelt, störte die Opfer und verbrannte das Land. Er zermalmt Dörfer und Flecken zu Staub, entwurzelte Felsen und warf sie ins Meer, dann wieder trat er mitten hinein und regte das Weltmeer auf, daß es überschwemmend aus seinen Grenzen stieg. Er schuf sich Gestalt, wie die Lust ihn ankam: in Riesengestalt plünderte er die Saaten, tobte in ihnen und zerstampfte sie. Alle Welt geriet in Wirrsal; ohne Vedalehre, ohne Opfersegensruf ward sie in Leid versenkt. Rama zechte seinen Rauschtrank am Ufer der Revati, bei ihm war seine Gattin Revati und andere Frauen, die ihn mit ihren Liedern feierten. Da kam der Affe herbei, packte Pflug und Reisstampfer und verspottete Baladeva, indem er ihn nachahmte. Er lachte den Frauen ins Gesicht, bedrohte Rama und warf die Krüge voll Rauschtranks um, daß sie zerbrachen. Da erhob sich Rama voll Zorn und langte nach dem Reisstampfer, aber der mächtige Springer warf einen Fels gegen ihn. Rama zerspaltete ihn in der Luft mit dem Reisstampfer, da sprang der Affe hoch auf und stürzte sich auf ihn, aber Rama traf ihn mit der Faust an den Kopf, da stürzte er blutspeisend zu Boden und gab sein Leben auf. Die Götter regneten Blumen vom Himmel auf Rama herab und priesen ihn, daß er die Welt von diesem Plagegeist befreit hatte.

Der bäuerliche Kulturheros ist der Schutzpatron von Dorf und Feldflur; die Wildnis, die ins Menschenwesen einbricht, verkörpert sich in den großen Menschenaffen altindischer Frühzeit: in ihnen wird die Dämonie des Dschungels leibhaft. Von ihrer zerstörischen Bosheit befreit der Genius, der die Menschen lehrt, dem Dschungel das Fruchtland abzuringen, das Werk, das er geschaffen hat.

Die Heiligen sprachen: „Wie kam es zwischen Schiva und Krischna zum Streit um Uscha, die Tochter des tausendarmigen Bana, und wie vernichtete Hari Banas Arme?“

Vyasa erzählte: „Uscha, die Tochter Banas, sah einmal Schiva und Parvati in ihrem Liebesspiel vereint, da empfand sie selbst hohes Verlangen danach. Da sprach Parvati, die alle Gedanken weiß, zu der Leidenschaftglühenden: „Genug der Glutenqual, auch dich wird dein Gatte glücklich machen.“ — So sprach sie, und „Wann?“ dachte jene, und „Wer wird wohl mein Gatte sein?“ Und wieder sprach Parvati zu ihr: „Der dich in der zwölften Nacht des zunehmenden Mondes im Lenzmond Vaischakha im Traume überkommt, wird dein Gatte sein.“ — In jener Nacht überkam sie ein Mann im Traum, wie es die Göttin verkündet hatte, und sie ward voll Leidenschaft für ihn. Als sie erwachte und ihn nicht sah, sprach sie voll Verlangen: „Wo bist du hin?“ — Ohne sich zu schämen, sagte sie es zu ihrer Freundin. Bana hat einen Rat Kumbhanda, des Tochter war die „Bildermalende“, sie war Uschas Freundin und fragte sie: „Von welchem Mann sprichst du?“ Da wollte sie schamerfüllt nicht mit der Sprache heraus, aber die Freundin gewann ihr Vertrauen und erkundete alles von ihr, und Uscha sagte: „Ganz wie es die Göttin sagte, ist es eingetroffen; hilf mir jetzt, wie du kannst.“

Da malte die Bildermalende Götter, Dämonen und Himmelsgeister auf ein Stück Stoff und Menschen danach und zeigte sie ihr. Uscha aber überging Himmelsgeister und Schlangenwesen, Götter und Widergötter und heftete ihren Blick auf die Menschen und unter diesen auf die Yadus. Als sie Krischna und Rama sah, wurden ihre Augen weit vor Schämen, als sie Pradyumna erblickte, schaute sie verwirrt, aber als sie seinen Sohn Aniruddha sah, tat sie ihre Scham beiseit und rief: „Der hier ist der meine!“ Die Freundin sprach ihr Mut zu und begab sich mit Yogazaubermacht nach Dvaraka.

Bana aber fiel indes vor Schiva nieder und sprach: „Gott, mein Tausend Arme ist mir leid ohne Schlacht. Wird einmal ein Kampf kommen, der meinen Armen Frucht zu bringen verleiht? Was fang' ich mit ihnen an, ohne Kampf sind sie mir eine Last.“ — Schiva sprach: „Wenn dein Pfauenbanner zerbricht, wirst du eine Schlacht bekommen, die den fleischfressenden Dämonen Lust sein wird!“ — Da verneigte sich Bana froh, und heimkehrend sah er sein Banner vom Hause herabgebrochen, da erschauerte er vor Lust.

Zur selben Zeit brachte die ‚Bildermalende‘ mit Wunderkraft ihres Yogawissens Aniruddha herbei. Wie er sich mit Uscha in den Mädchengemächern der Liebe freute, überraschten ihn die Wächter und zeigten es dem Dämonenkönige an. Aber Aniruddha erschlug die Trabanten, die der Gewaltige entsandte, mit einem eisernen Türriegel. Da kam Bana selbst, ihn zu töten, ward aber vom Helden aus dem Felde geschlagen, doch, durch Zaubersprüche neugestärkt, überwand er ihn und band ihn mit der Schlangenzauberwaffe.

In Dvaraka vermißten die Yadus Aniruddha; Narada verriet ihnen, wo er gefangen lag, da verschworen sie sich gegen Bana, und Hari bestieg mit Rama und Pradyumna den Garuda, der auf sein bloßes Gedenken herbeikam, und zog gegen Banas Stadt. Sie überwanden ein Heer von Quirlgeistern, die Schivas Gefolge sind, dann trat ihnen dreiköpfig, dreiäugig der Dämon Fieberbrand entgegen, der Schiva entstammt; die sehrende Glut, die von der Aschenschminke seines Leibes strahlte, als er Krischna zu Leibe ging, traf Rama, daß er die Augen schloß. Aber aus Krischnas Leib trat ihm der Vischnu-Fieberbrand entgegen und überwältigte ihn. Als der weltwaltende Brahma sah, wie er, vom Schlag Vischnus gequetscht, ins Straucheln kam, rief er: ‚Verschon‘ ihn!‘ — Da sagte der Madhutöter: ‚Er sei verschont!‘ und schmolz den Vischnu-Fieberbrand wieder in seinen Leib zurück. Und der Schiva-Fieberbrand sprach zu ihm: ‚Die Menschen, die meines Kampfes mit dir gedenken, sollen des Fiebers ledig werden!‘ und ging von dannen. Dann besiegte der Erhabene die ‚Fünf Feuer‘ und zermalmt das Heer der Dämonen zu Staub — es war ihm ein Spiel. Da traten Bana und Schiva selbst und sein Sohn, der Kriegsgott, gegen ihn zum Kampfe an.

Haris Kampf mit Schiva war furchtbar, alle Welten wankten, von ihren Waffen vielfältig verwundet. ‚Der Untergang aller lebendigen Welt ist hereingebrochen‘, dachten die Götter, da verhängte Govinda mit der Zauberwaffe des Gähnens über Schiva den Gähnkrampf, da gingen Dämonen und Quirlgeister rings zugrund, indes Schiva in Gähnen gebannt in seinem Wagen niedersaß, unfähig mit Krischna zu kämpfen. Und vom Garuda am Arm verwundet, von Pradyumnas Geschoß getroffen, durch ein zornschnaubendes Brummen Krischnas seiner Kraft beraubt, zog der Kriegsgott

davon. Da entbrannte der Kampf Banas mit Krischna Mann gegen Mann, sie zerspalteten einander die flammenden Rüstungen, Krischna zerschnitt die Pfeile, die Bana gegen ihn sandte, mit den seinen und indes Bana den ‚Lockigen‘ verwundete, durchbohrte ihn Krischna. Als alle Waffen zerschlagen und verschossen waren, langte Hari nach seinem Wurfring, der leuchtete, als wäre in ihm die Glut von hundert Sonnen zusammengeflossen. Als er ihn entsandte, Bana zu vernichten, erstand vor ihm die magische Zauberwissenskraft der Dämonen: ein nacktes Weib. Er sah sie vor sich stehen und schloß die Augen, so entsandte er den Wurfring, daß er dem Feinde den Wald seiner Arme abschneide, und schnell hieb er die Arme Banas ringsherum ab, geschwinder als ein Pfeil fliegt.

Schiva erkannte, daß Krischna den Wurfring aufs neue entsenden wollte, um Bana den Garaus zu machen, da sprang er auf und sprach sänftigend zu ihm, als er Bana aus den Stümpfen seiner Arme, die wie Stöcke waren, Blutströme regnen sah: ‚Krischna, Schirmherr der Welt! Ich erkenne dich als höchstes Urwesen ohne Beginn und Ende; dein Gebaren, das aussieht, als brächtest du den Dämonen Tod, ist dein göttliches Spiel, des Wesen ist, Leiber von Göttern, Tieren und Menschen anzunehmen. Darum übe Gnade: Ich schenkte Bana als eine Wahlgabe meinen Schutz; du darfst mein Wort nicht unwahr machen. In gläubiger Ergebenheit zu mir wuchs der Dämon zu seiner Größe und hat nicht gegen dich gefehlt — darum begütige ich dich.‘

Da heiterte Govinda sein Antlitz auf und sprach voll Erbarmen mit dem Widergott zu Schiva: ‚Da du ihm diese Wahlgabe gewährtest, soll Bana leben, aus Ehrfurcht vor deinem Wort laß ich meinen Wurfring umkehren. Den Schutz, den du ihm schenktest, schenke ich ihm. Erschau' dein eigen Wesen: von meinem ist es nicht verschieden. Der du bist, der bin ich und diese ganze Welt samt Göttern, Widergöttern und Menschen — nur wer von Nichtwissen betört ist, sieht Unterschied.‘

Dann begab sich Krischna zu Aniruddhas Gefängnis; die Schlangen, die seine Fesseln waren, verdornten vor dem Gluthauch des Sonnenvogels Garuda. Er hob Aniruddha mit seiner Gattin auf den Garuda und kehrte mit den Seinen heim nach Dvaraka.“

Abseits vom Weltgewirr mit Göttern und Dämonen, das Vischnu Mal um Mal vor dem Äußersten bewahrt, sitzt Schiva, der Asket, in sich versunken. Er ist den Dämonen näher als den Göttern: ihnen gab er das „Wissen, das Tote belebt“, und die Götter mußten sich zum Ausgleich den Trank „Todlos“ quirlen; er trank das dämonische Weltgift. So ist er der Schutzpatron des Dämons Bana mit den tausend Armen. Der Wald seiner Arme ist Bana eine Last, da er nicht weiß, woran ihre Kräfte wenden. In Bana verkörpert sich die Schwermut maßloser Leibeskraft, die in sich dumpf, keines geistigen Lichts und keiner Ziele fähig, unwillkürlich nach dem eigenen Untergang verlangt, weil er den Rausch verheißt, sich kämpfend endlich einmal maßlos auszuströmen. Bana begrüßt das unheilkündende Zeichen, daß sein Pfauenbanner gebrochen ist: es kann ja nur das nahe Ende seiner Herrlichkeit bedeuten, aber er wünscht sich nicht ruhigen Bestand in Grenzen, sondern grenzenlose Entladung von der Überfülle seiner Kräfte; so zieht er den Gegenspieler auf sich, der sie ihm einzig schenken kann. Wenn ihm sein Blut aus tausend Armstümpfen schießt, muß dieser Schmerz für ihn von einer Wollust sein, wie bei den Liebenden.

Banas Tochter erschaut im Traum das Liebesspiel Schivas und Parvatis: das höchste Weltgeheimnis im Licht des Schivaglaubens; es ist das Spiel des überweltlich Einen mit seiner Kraft oder „Schakti“, die als Maya Entfaltung der Welt, Bestand und Untergang wirkt: die selig zweieinige Umschlingung des überweltlich ruhenden Gottes und seiner die Scheinwelt wirkenden magischen Yogakraft, deren Abbild auf Erden die Gemeinschaft der Gatten sein soll. Daran entzündet sich der Wunsch des Mädchens nach einem Manne.

Schivas Kräfte stehen seinem Schützling bei: die Quirlgeister, die sein Gefolge sind, der Fieberbrand, dreiäugig und mit der Asche von Scheiterhaufen gesalbt, wie der Gott selbst, und sein Sohn, der Kriegsgott. Der Zauber des Gähnkrampfs senkt Schiva in hypnotische Starre, und Banas letzte Rettung bleibt, daß er seine Kraft, seine eigene Maya als nacktes Weib aus sich hervortreten läßt: der Held Krischna darf seine Waffe nicht gegen ein Weib richten und die Nackte nicht anblicken, da sendet er geschlossenen Augen den Wurfring, und die göttliche Waffe vollzieht

ihr Werk. Aber Versöhnung ist das Ende: die beiden größten Götter, die Herren der Maya, können nicht aneinander irre werden und meinen, die Zweiheit und der Widerstreit ihrer Erscheinungen sei mehr als Mayaschein. So finden sie sich scheidend in der geheimen Einheit ihrer zwei Gestalten: der zwei Gesichter des Erhalters und Vernichters, die das Eine Wesen dem mayabefangenen Auge als gegensätzlich zeigt.

Das Groteske, die unfreiwillige Karikatur ist der leichte Schlagschatten, den das göttliche Wunder auf seinem Erdengange hinter sich wirft. Paundraka, der König von Benares, dünkt sich selbst das höchste Allwesen in menschlicher Verleibung, und sein Volk spricht zu ihm, von Nichterkennen betört: „Du bist Gott, auf die Erde herabgestiegen.“ Da fertigt er sich verblendet alle göttlichen Zeichen und Waffen Vischnus und sendet einen Boten an Krischna: „Laß fahren deinen Wurfring und die anderen Zeichen! Mein sind sie und sollen nicht dein sein; tu sie ab, wenn du dein Leben retten willst, komm und neige dich gläubig vor mir.“ Da lachte Krischna und sprach: „Mein angeborenes Zeichen, den Wurfring werde ich auf dich fahren lassen!“ und verhieß ihm, zu kommen. Der König von Benares zog ihm mit seinem Heere vor die Stadt entgegen, Hari sah ihn von fern, wie er auf herrlichem Wagen stand, mit Wurfring, Muschelhorn und Keule in Händen, auch einen Lotos hielt er in der Hand. Sein Banner zeigte den Garuda. Hari sah, daß er sich die Lockenzeichnung „Glückskalb“ auf die Brust gesetzt hatte — da lachte er aus Herzensgrund tief auf. Das Heer des Königs war bald vernichtet, da sprach Krischna zum verblendeten Paundraka, der seine eigenen Zeichen trug: „Dein Wort: „Laß fahren deine Zeichen“, erfülle ich dir jetzt! Hier laß ich meinen Wurfring fahren, hier entsende ich meine Keule, und meinem Garuda befehl’ ich, er soll sich auf dein Banner setzen.“ Da ward Paundraka vom Wurfring zerrissen, von der Keule zermalmt und sein Garudabanner vom Garuda zerbrochen. Krischna schnitt ihm mit Pfeilen das Haupt ab und warf es nach Benares hinein. Der Sohn des Toten wollte ihn rächen und gewann durch seinen Hauspriester Schivas Gunst; der gewährte ihm, daß sich auf seinem Opferplatze aus der Feuerstelle, die den Mächten der Vernichtung geweiht ist, ein dämonisches Zauberweib erhob, das Entsetzen verbreitend mitflammendem Antlitz und lohendem Haar Krischna

nachzog, ihn zu morden. Aber Krischna verscheuchte es durch seinen flammenden Wurfring, es floh zurück nach Benares, aber die Waffe elte ihr nach und verbrannte die heilige Stadt.

Zum Ende aller dämonischen Könige, von deren Last Krischna die Erde befreit, kommt der Untergang des indischen Kriegeradels in der brudermörderischen Schlacht der Bharatas, die nach achtzehntägigem Ringen mit dem Siege Arjunas und der Seinen über die feindlichen Vetttern endet. Ein sinnbildliches Ende der zügellosen Herrlichkeit aller: ein großes Morden unter Blutsverwandten und die Entfesselung aller Dämonen der Rachsucht und des Siegeswillens um jeden Preis; nur durch immer erneuten Verrat an Heldenbrauch und ritterlichen Kampfregeln kommt Arjuna zum Siege, und Krischna heißt jede List gut. Vom Heer der Feinde, das unbesieglich schien mit seinen Helden und Scharen, entrinnen nur drei; sie rasten auf der Flucht unter einem Feigenbaum, da sieht der eine, indes die beiden anderen schlafen, über sich im Luftwurzelgezelt des Baums eine riesige Eule mit lautlos schnellem Morden fürchterlich unter ihren Feinden hausen: unter den Krähen, die dort oben zu Tausenden schlafend im Gezweig hocken. Er begreift das Zeichen: die großen Toten, die durch Hinterlist gefallen sind, durch ein nächtliches Blutbad im Lager der Sieger zu rächen. Die schauerliche Tat gelingt, nur Arjuna und seine Brüder entgehen dem Tode, da sie nicht im Lager sind; aber was nutzt es ihnen, daß sie am Leben bleiben, ja daß sie überhaupt gesiegt haben, alle ihre Nachkommen liegen tot, wer wird die Herrschaft, die Frucht des bluttriefenden Sieges ernten? Einzig ein ungeborener Enkel im Mutterleib wird ihr Geschlecht in die heldenlose Zeit weiterpflanzen. Krischna hat dieses Ende angestiftet: als Arjuna angesichts des feindlichen Heeres vor der Schlacht verzagen wollte, in der er gegen das heilige Haupt des verehrten Großoheims und gegen den eigenen Lehrer in den Reihen der Verwandten drüben die Waffe erheben sollte, verkündete er ihm die „Lehre des Erhabenen“ (Bhagavad-gita): Alle Gestalt und Person ist nur Gewand, das der Unvergängliche Gott, mit seiner Maya vielfältig sich teilend, anlegt und spielend wechselt, wenn es verschlissen ist. Er tötet nicht und wird nicht getötet, wenn Leiber und Menschen vergehen. Wie Gott sich der Maya der Welt fügt und sie am Laufen erhält: ziellos zweckfrei, ein vollkommenes

Spiel, so gilt es für den Helden, unbeteiligten Herzens die angeborene Pflicht zu erfüllen, kämpfend und sterbend seine Krieger ehre, seinen Heldenruhm zu wahren. So genügt er der Maya, indes er sie durchschaut.

So leitet Vischnu das letzte große Morden unter den Krieger fürsten ein und führt es, als Wagenlenker an Arjunas Seite, mit seinen Einflüsterungen zu dem blutigen Ende, in dem das dritte Weltalter versinkt; aber Schiva, der Herr des kommenden letzten Kali-Alters, wirkt das große Aufräumen im nächtlichen Mord der Schlafenden: der Held, der es vollbringt, begreift, daß es ihm nur gelingen kann, wenn er sich selbst zuvor Schiva, dem Herrn aller Todeskräfte, als Opfer darbringt. Er stürzt sich, ihn anbetend, ins Feuer, da nimmt Schiva ihn gnädig an, schenkt ihm das Schwert für sein Mordwerk und geht selber in ihn ein, daß er sein Würgengelamt vollziehen kann. Bislang hat Schiva die sieghaften Helden unter Krischnas Huld beschützt, jetzt weiß er ihre Zeit gekommen: der Wandel der Zeit macht ein Ende mit ihnen, und ihr Mörder, der sich ihm weiht mit dem Preis des eigenen Lebens, ist ihm so lieb wie Krischna — leibhaftig schreitet er mit dem Würger durchs Lager der Schlafenden und wandelt es in eine Leichenstätte.

Vyasa sprach: „So richtete Krischna mit Rama zum Heile der Welt das Morden der Dämonen und der schlechten Könige aus. Und im Morden aller Heere befreite er, mit Arjuna, die Erde von ihrer Last. Dann raffte er sein eigenes entfaltetes Geschlecht in Untergang vernichtend zusammen — unter dem Schein eines Fluches, den Heilige darüber sprachen. Krischna ließ Dvaraka fahren, der Wesenhafte legte sein Menschtum ab und ging wieder zur angestammten Stätte ein, die Vischnu ist.“

Die Heiligen sprachen: „Wie raffte er sein eigen Geschlecht in Untergang vernichtend zusammen unter dem Scheine eines Fluchs, den Heilige darüber sprachen? Und wie verließ der ‚Quäler der Menschen‘ den menschlichen Leib?“

Vyasa sprach: „Am großen heiligen Badeplatze Pindaraka sahen die Knaben des Yadugeschlechts die großen Heiligen Vischvamitra, Kanva und Narada. Da verkleideten sie, von Jugend trunken und angetrieben von künftig sich erfüllendem Geschick, einen von sich, Samba, als Frau. Sie fielen vor den Heiligen nieder

und sprachen: „Diese Frau wünscht sich einen Sohn. Was wird sie gebären?“

Die gelübdestrengen Heiligen voll göttlicher Erkenntnis, die das Verborgene durchdringt, sprachen, durch ihren Spott erzürnt, einen Fluch über die Knaben, der ihnen Verderben brachte. „Eine Mörserkeule wird er gebären, die dem ganzen Geschlecht der Yadavas den Untergang bringen wird.“

Die Knaben berichteten Ugrasena alles was sich zugetragen hatte, und aus Sambas Bauche ward eine Mörserkeule geboren. Ugrasena ließ sie zu Erzstaub zermahlen und den Staub ins Meer streuen, daraus ging ein Schilfgras „Eraka“ auf. Als aber die Keule zermahlen ward, konnten sie ein Stück davon, das die Form eines Spießes hatte, nicht zermahlen, das ward auch ins Meer geworfen, und ein Fisch schnappte es. Und als Netzfischer ihn zerlegten, nahm der Jäger „Altern“ es sich. Der Erhabene, der das verborgene wesenhafte Geschehen in alledem erkannte, wollte selbst nichts an dem ändern, was da vom Schicksal zusammengeballt ward.

Und von den Göttern gesandt kam ein Bote, fiel vor ihm nieder und sprach zu ihm im geheimen: „Ich komme als Bote der Götter, Erhabener; sie sprechen zu dir: „Die Erde von ihrer Last zu befreien, bist du, als wir deine Gnade fanden, auf über hundert Herbste zu ihr hinabgestiegen. Die Dämonen sind erschlagen, die Erde ist von ihrer Last befreit, die Götter mögen unter deinem Schutz zur Himmelsherrschaft aufsteigen. So ist mehr als ein Hundert Herbste vergangen, Schirmherr der Welt! Geh jetzt zum Himmel ein, wenn es dir gefällt. Zwar lassen die Götter solches den Gott wissen, aber wenn du Lust am Erdenleben hast, magst du solange verweilen, wie die deinen von dir verlangen.“

Der Herrlich-Erhabene sprach: „Alles was du sagst, Bote, weiß auch ich bereits. Denn schon begonnen ist von mir auch der Untergang der Yadavas. Eine allzugroße Last trägt die Erde an ihnen, wenn sie nicht zu Boden geschmettert werden. Ehe sieben Nächte vergehen, werde ich die Erde von dieser Last befreien. Wie ich Dvaraka aus dem Meere hob, werde ich die Stadt wieder entrücken; die Yadavas raff' ich in Untergang vernichtend zusammen und werde zur Stätte der Götter gehen. Menschlichen Leib tat ich von mir ab, und mit Rama vereint bin ich schon bei ihnen angelangt — so sollen die Götter von mir denken! — Die Last aller

Könige, die erschlagen wurden, ging auf die Yadus über, darum will ich diese gewaltige Last der Erde abnehmen und aufsteigen, die Welt der Unsterblichen zu schirmen — das sage ihnen!'

So sprach er zum Götterboten, der sich vor ihm verneigte und sich auf dem Himmelspfade zum Götterkönig begab.

Der Erhabene aber schaute bei Tag und bei Nacht drohende Vorzeichen am Himmel, auf Erden und in der Luftwelt, die den Untergang von Dvaraka verkündeten. Er sprach zu den Yadavas: „Seht diese fürchterlichen Unheilzeichen — um sie zu versöhnen, wollen wir unverweilt nach dem heiligen Orte Prabhosa wallfahren.“

Da fiel der große Gläubige des Krischnaglaubens, Uddhava, Hari zu Füßen und sprach zu ihm: „Erhabener, was ich tun soll, laß mich wissen! Denn ich glaube, der Erhabene wird dieses ganze Geschlecht in Untergang zusammenraffen; ich sehe, daß die Zeichen dem Geschlecht Vernichtung bedeuten.“

Der Herrlich-Erhabene sprach: „Geh auf dem Himmelspfade, den meine Gnade dir entriegelt, zur heilig-reinen Einsiedelei der Gangaquelle, nach Badari am Berge „Duftberauscher“, zur Stätte meiner Urgestalt, die der Erde heilige Reinheit schenkt. Mein gedenkend wirst du dort dank meiner Gnade Vollendung erlangen. Ich werde in den Himmel gehen, wenn ich das Geschlecht vernichtend in Untergang zusammengerafft habe, und das Meer wird Dvaraka überfluten, wenn ich die Stadt verließ.“ — Da fiel Uddhava vor ihm nieder und ging hinweg, wie er geheißen war.

Da bestiegen die Yadavas ihre schnellen Wagen und zogen mit Krischna nach Prabhosa. Dort feierten sie mit Eifer und Lust ein Rauschgelage, und Vasudevas Sohn hieß es gut. Wie sie da tranken, gerieten sie aneinander, das Feuer der Zwietracht flammte unter ihnen auf und brachte ihnen den Untergang. Mit Waffen, die Schicksalsgewalt schuf, schossen sie aufeinander und töteten sich, und als ihnen die Waffen ausgingen, langten sie nach dem Erakagrass, das dort nahebei wuchs. Als sie die Halme ergriffen, schienen sie in ihren Händen zu Wurfkeilen zu werden, und unter erbarungslosen Streichen erschlugen sie einander damit. Krischna wollte sie aufhalten, und die Yadavas hielten ihn auf, alle meinten, er wolle den anderen beispringen — so erschlugen sie einander. Da ergrimmte auch Krischna über sie und nahm eine Handvoll

Erakagras: zu ihrem Tode ward diese Faustvoll eine Keule mit ehemaligem Griff. Mit ihr erschlug er mörderisch die Yadavas bis auf den letzten; so erschlugen auch andere sich gegenseitig, jählings gegeneinander angehend.

Dann ward, vor den Augen des Wagenlenkers Daruka, in Meeres Mitten der Wagen des Wurfringtragenden Gottes geschwind entrückt samt seinen Rossen; Wurfring und Keule, der gehörnte Bogen und die beiden Köcher, Muschelhorn und Schwert, die göttlichen Waffen, umkreisten Krischna ehrfürchtig, Abschied von ihm nehmend, und gingen davon auf dem Pfade der Sonne. In einem Nu war da der Untergang der Yadavas geschehen, nur Krischna, der Großbarmige, und Daruka, sein Wagenlenker, waren übrig.

Wie beide hin und wider schritten, sahen sie Rama; er saß an der Wurzel eines Baumes, eine große Schlange kroch ihm aus dem Munde. Mit Riesenwindungen kam das Schlangenwesen aus seinem Munde und wandte sich, von Verklärten und Schlangen gepriesen, dem Meere zu. Da kam das Meer dem Schlangenwesen entgegen- geschritten, ein Gastgeschenk in Händen, und die Schlange ging in seine Flut ein, von herrlichen Schlangen ehrfürchtig begrüßt.

Als der Lockige Balas Heimgang gesehen hatte, sprach er zu Daruka: „Dieses alles verkünde du Vasudeva und Ugrasena: Baladevas Heimgang und den Untergang der Yadavas. In Yoga verharrend werde auch ich diesen Leichnam von mir tun. Und allem Volke, das in Dvaraka wohnt, verkünde: „Das Meer wird die Stadt überfluten, darum erwartet mit angeschrirrten Wagen die Ankunft Arjunas. Bleibt nicht in Dvaraka, wenn Arjuna die Stadt verlassen hat, zieht mit ihm fort, wohin er geht.“ Und geh und sag Arjuna mein Wort: „Schirme mit deiner Kraft mein Volk und die Schar meiner Frauen.“ Mit Arjuna vereint nimm das Volk von Dvaraka und zieh von dannen. Und Vajra wird König der Yadus sein.“ So sprach Krischna zu ihm; Daruka fiel ihm immer wieder zu Füßen und umschritt ihn ehrfürchtig zum Abschied viele Male. Dann ging er hin und tat wie er geheißen war. Er richtete alles in Dvaraka aus, holte Arjuna herbei und machte Krischnas Urenkel Vajra zum König.

Und der erhabene Govinda erhob seine höchste Gottwesenheit in das Brahmanwesen und ließ sie fest in alle Geschöpfe eingehen.

Das Brahmanenwort ehrend, das einst der Heilige Durvasas sprach, verharrte er in Yogahaltung angespannt, die Füße kreuzweise mit den Knien verschränkt. Da kam dorthin der Jäger mit Namen ‚Altern‘, er trug den unvergleichlichen Wurfspieß aus dem Erze, das von dem Mörserstößel übriggeblieben war. Er sah einen Fuß Krischnas, der wie ein Gazellenleib aussah, da traf er ihn mit seinem Spieß. Und trat herzu und sah einen Mann mit vier Armen. Und fiel vor ihm nieder und sagte immer wieder: ‚Sei mir gnädig! Ohne zu wissen tat ich das; ich dachte, es sei eine Gazelle. Verzeih‘ mir und verbrenne mich nicht mit dem flammenden Fluchstrahl deines Zornes — mich, den der Brand der eigenen Schuld verzehrt.‘ Da sagte der Erhabene zu ihm: ‚Du hast nichts zu fürchten; vielmehr folge mir nach, kraft meiner Gnade, zur Stätte himmlischer Herrschaft, Jäger!‘ Kaum hatte er sein Wort geendet, da senkte sich ein Götterwagen aus der Luft hernieder, der Jäger bestieg ihn und fuhr kraft seiner Gnade gen Himmel.

Als er von dannen war, vereinte der Erhabene sein Wesen mit dem höchsten Wesen, dem brahmahaften Unverweslichen, dem unausdenklichen Allgotthaften, das ohne Flecken, Geburt und Alter ist, unvergänglich, unermessen: mit dem Wesen des Alls. Und tat seinen menschlichen Leib von sich ab und ging zum Himmel ein.

Da suchte Arjuna die Leichen Krischnas und Ramas und vollzog an ihnen die Totenbräuche, wie sie bei anderen üblich sind. Von acht Hauptgemahlinnen wird erzählt, die sich seinem Leib gesellten und ins Feuer des Scheiterhaufens eingingen. Revati umschlang Ramas Leib — die vollkommenen Frauen! — und ging in die entfachte Glut, sie war ihr kühl in der Freude, mit ihm vereint zu sein. Auch Ugrasena, als er es vernahm, und Vasudeva, Devaki und Rohini bestiegen den Scheiterhaufen. Als sie die Totenbräuche nach der Ordnung geübt hatten, zog Arjuna mit allem Volk von dannen und nahm Vajra mit; da verließen die Frauen Krischnas Dvaraka zu Tausenden; die Halle Sudharma, die Krischna in die Welt der Sterblichen herabgeholt hatte, stieg wieder zum Himmel auf, so auch der Parijatawunderbaum. Am selben Tage, da Vischnu die Erde verließ und in den Himmel ging, stieg Kali, das letzte Weltalter, schwarzen Leibes zur Erde hernieder. Und der Ozean überflutete die leere Stadt Dvaraka;

einzig den Palast der Yadus überflutete das Meer nicht. Auch heute übersteigt das Meer ihn noch nicht, denn immer ist dort der erhabene Lockige Gott zugegen. Wer diese heilige Stätte, die alle Todsünde zunichte macht, von Vischnus Spiel erfüllt schaut, wird alles Bösen ledig.

Im Fünfstromlande, reich an Korn und Schätzen, schuf Arjuna allem Volke Wohnung. Da erstand Gier unter den Dasyus — den nichttarischen Unterworfenen —, als sie sahen, wie er als einziger Bogenheld all die Frauen dahinführte, deren Gatte tot war. Gierverblendet kamen die Abhiras, ein wilder Hirtenstamm unreinen Wandels, zusammen und berieten sich, trunken von Übermut: „Da führt der Bogenheld Arjuna ganz allein das Frauenvolk, dessen Herr tot ist, dahin und schreitet stolz über uns weg — verflucht! Wir wollen ihm Gewalt antun! Von Stolz geschwelt, weil er so viele Helden erschlug, achtet er die Kraft der Dörfler nicht. Andere Männer, die Stärksten, besonders aber Dörfler, alle, alle verachtet er — wieviel mehr euch!“

Da stürmten diese Wilden mit Knütteln und Erdklumpen zu Tausenden gegen das Volk, dessen Herrscher tot war. Arjuna kehrte sich um und sprach zu den Abhiras — es war, als lache er: „Kehrt um, die ihr um gottgesetzte Menschenordnung nicht wißt, wenn ihr nicht auf der Stelle sterben wollt!“ Sie achteten nicht auf sein Wort und langten nach den Schätzen und dem Frauenvolk. Da wollte Arjuna an seinem göttlichen Bogen Gandiva die Sehne aufziehen — der starke Held vermochte es nicht. Mühsam gelang es ihm schließlich die Sehne aufzuziehen — da ward der Bogen wieder schlaff. Er entsann sich auch nicht der Pfeile, ob er gleich seinen Sinn auf sie richtete.

Er sandte seine Pfeile bis auf den letzten freudig gegen jene, aber sie rissen keine Wunden; das war das Ende der unvergänglichen Pfeile, die ihm der Feuergott geschenkt hatte — das war das Ende Arjunas, als er mit den Kuhhirten kämpfte. Da bedachte er sich, „Krischnas Kraft war es allein, mit der ich unter Pfeilschauern die mächtigen Könige besiegte“.

Da wurden die herrlichen Frauen von den Abhiras weggeschleppt, und manche gingen verlangend freiwillig zu ihnen — Arjuna konnte nur mit den Lidern dazu blinzeln. Als er mit seinen Pfeilen zu Ende war, hieb er mit der Bogenspitze auf die Wilden ein, aber

die lachten über seine Streiche. Vor seinen Augen nahmen sie die herrlichen Frauen und zogen mit ihnen ab. Da sprach der ‚Siegreiche‘ leiderfüllt: ‚Jammer! Weh, der Erhabene hat mich verlassen!‘ und weinte.

Arjuna sprach: ‚Mein Bogen hier und diese Pfeile, der Wagen hier und meine Pferde — alles ist auf einmal wertlos und dahin, wie eine Gabe, die man einem Brahmanen gibt, der nicht in das heilige Wissen eingeweiht ist. Ach und übergewaltig ist das Schicksal ohne Ihn, den Wesenhaften, daß ich der Ohnmacht verfallen von Niedrigen überwältigt bin. Hier sind meine beiden Arme und dies ist meine Faust, hier meine Kraft und hier bin ich: Arjuna — wie ohne Reinheit ist ohne Ihn alles kraftlos, wertlos. Daß ich Arjuna bin und mein Bruder Bhima der Held Bhima ist, darum ist es wahrlich geschehen, da ich ohne Ihn von Wilden besiegt worden bin. Wie könnte es anders sein?‘ So sprach der ‚Siegreiche‘ und zog nach Haus und machte Vajra zum König.

Dann suchte er Vyasa auf, der im Walde wohnte. Wie er sich zu seinen Füßen verneigte, blickte der Heilige ihn eindringlich an und sagte: ‚Warum bist du so völlig des Glanzes bar? Hast du mit einer Ziege Unzucht getrieben oder einen Brahmanen erschlagen? Bist du voll Leids, daß Hoffnung auf Sieg dir zerbrach, daß dein Glanz von dir wich? Oder hast du Brahmanen, die heiraten wollen nur um der Nachkommenschaft willen, und andere, die eine Gabe von dir heischten, abgewiesen statt ihnen zu geben, wessen sie bedurften? Oder bist du in Lust einer Frau verfallen, der du nicht nahen darfst, daß dein Glanz von dir wich? Hast du Brahmanen ein Mahl geboten und dabei auserlesene Speise für dich allein verzehrt? Oder hast du Bedürftigen ihre Habe weggenommen, Arjuna? Hat dich der Sonnenwind angeweht? Bist du vom bösen Blicke getroffen — wie wärest du sonst so glanzlos? Oder bist du von Wasser mit Nägelschnitzeln darin berührt worden oder von Wasser aus irdener Wasserauhr und hast davon allen Schimmer eingebüßt? Oder bist du von Niedrigen im Kampfe besiegt worden?‘ — Da seufzte Arjuna: ‚Vernimm, Erhabener!‘ und berichtete seine Niederlage.

Arjuna sprach: ‚Was unsere Stärke war und unser Glanz, was unsere Heldenkraft und unser Mut und was der Schimmer unserer Herrlichkeit war: Er, Vischnu, hat uns verlassen und ging von uns.

Wie von einem anderen großen Ich, das lächelnd zu uns sprach, sind wir von ihm verlassen worden, Heiliger — das macht uns schwach wie Gras. Die leibhaftige Kraft meiner Waffen und Pfeile und des Bogens Gandiva: Er, das höchste Mannwesen, ging von hinnen. Solange sein Blick auf uns ruhte, wichen Glanz und Sieg, Glück und Aufstieg nicht von uns; er, Govinda, verließ uns, der Erhabene ging von hinnen. Durch seine Gewalt sind alle unsere Feinde in der großen Schlacht wie von Feuer verzehrt worden; er, Krischna, hat die Erde verlassen. Der Jugend bar, des Glanzes beraubt, als sei ihr Strahlenschimmer abgestreift, dünkt mich die Erde, Vater — nicht bin ich allein in diesem Verlassensein von ihm, der die Wurfscheibe trägt. Dank seiner Macht kamen unsere Feinde durch mich um wie Heuschrecken im Feuer — ohne Krischna ward ich jetzt von Hirten besiegt. Dank seiner Macht ward mein Bogen in allen drei Welten berühmt, aber ohne ihn ward er von den Abhiras mit ihren Knütteln beiseite geschlagen. Viele Tausende herrenlose Frauen sind, trotzdem ich kämpfte, von den Wilden entführt worden, die Knüttel als Waffen hatten. Daß ich glanzlos bin, dünkt mich nicht seltsam — daß ich lebe, ist ein Wunder. Schmutz der Verachtung Niedriger klebt an mir, schamlos bin ich, o Ältervater!‘

Vyasa sprach: „Als ich solche Rede von ihm vernahm, sprach ich zum leidvollen und niedergeschlagenen Arjuna: „Hör auf, dich zu schämen und betrübe dich nicht. Begreife: Solches ist der Gang der Zeit bei allen Werdewesen. Die Zeit bringt Werden der Werdewesen und ihr Entwerden. Wisse, alles dies hier hat seine Wurzel in der Zeit, daher mach' dich fest in deinem Wesen, Arjuna! Ströme, Meere und Berge und die schätzetragende Erde, Götter, Menschen und Tiere, Bäume und kriechende Schlangen sind aus der Zeit hervorgebracht, durch die Zeit gehen sie wieder zugrunde. Erkenne: Zeit ist der Wesenskern von allem hier, und erlange Frieden! Wie du vom Geheimnis der Wundergröße Krischnas sagtest, so ist es darum bestellt — um die Erde von ihrer Last zu befreien, stieg er zu ihr hernieder, er richtete aus, was ihm zu tun oblag: die anderen Könige wurden erschlagen und sein eigenes Geschlecht vernichtend zusammengerafft. Nichts weiter blieb dem Unvergänglichen auf Erden zu tun, da ging er von dannen, wie es ihm gefiel.“

Hervorbringen übt der Gott der Götter in der Hervorbringung der Welt, Bestand in ihrem Bestehen, am Ende ist er der Meister von Glut, Leid und Tod, in deren Flammen alles vergeht — wie er eben jetzt sie geübt hat. Darum quäle dich nicht, daß du überwältigt warst; in Zeiten aufsteigenden Werdens geschehen Helden-taten der Männer, so erschlugst du ganz allein so viele Helden in der Schlacht. Dein Sieg über sie entwuchs der Zeit, darum ist er nicht geringer. Wie du sie dank Vischnus Kraft überwandest, entspringt auch deine schließliche Niederlage durch die Wilden aus seiner Kraft. Der Gott geht in andere Leiber ein und schafft Bestand der Welt, und am Ende schafft der Herr der Welt Vernichtung aller Werdewesen. Im aufsteigenden Werden war der ‚Quäler der Menschen‘ dir Gefährte, am Ende der Werdensbewegung schaut der Lockige gnädig auf deine Widersacher. Wer möchte es glauben, daß du alle deine Feinde erschlagen hast — und wer möchte es glauben, daß du von den Abhiras überwältigt worden bist! Das ist das spielende Gebaren Vischnus in allen Werdewesen, daß jene vor dir in Nichts zerstoben und du von Wilden besiegt worden bist. Und daß die Frauen, die du beschützttest, von den Wilden geraubt wurden, auch das will ich dir erklären, wieso das geschah.

Vorzeiten lebte der Heilige Aschtavakra, der ‚achtfach Krumme‘; er war durch einen Fluch seines Vaters im Mutterleibe verwünscht, achtfach krumm zu bleiben, wie er im Mutterleib zusammengekrümmt gelegen hatte. Ihm war es das Höchste, asketisch im Wasser zu weilen; dort pries er das ewige Brahman viele Jahre lang. Als die Widergötter besiegt waren, fand auf dem Weltberg ein großes Fest statt, und Götterfrauen, die sich dorthin begaben, sahen den Heiligen auf ihrem Wege und priesen ihn. Sie neigten sich vor ihm, der, von der Last geflochtenen Haares gekrönt, bis an den Hals unter Wasser war. Sie priesen und priesen den hohen Brahmanen, daß er ihnen gnädig und immer gnädiger war und schließlich sagte: ‚Ich bin euch gnädig, ihr Gesegneten, wünscht euch alles von mir, wonach euch verlangt, ich werde es euch schenken, auch wenn es schwer zu erlangen ist.‘

Die Himmelsfrauen sprachen: ‚Wenn du uns gnädig bist, was hätten wir dann nicht erlangt?‘ — Andere aber sagten: ‚Wenn du uns gnädig bist, dann wünschen wir uns, Vischnu zum Gatten

zu bekommen!‘ — „So wird es geschehen‘, sprach der Heilige und entstieg dem Wasser. Da sahen die Frauen, daß er mißgestalt war, achtfach verkrümmt, sie kämpften mit dem Lachen, und manche brach in Gelächter aus. Die verfluchte der Brahmane zornübermannt: „Weil ihr mich mißgestalten Leibes findet und mit Lachen höhnt, verfluche ich euch: dank meiner Gnade habt ihr Vischnu zum Gatten erlangt — mit meinem Fluch geschlagen werdet ihr alle in die Hände von Wilden fallen.‘ Als sie den Heiligen so sprechen hörten, besänftigten sie ihn, und wieder sprach er: „Und danach sollt ihr in die Welt des Götterkönigs heimkehren!‘ — So kamen die herrlichen Frauen, nachdem sie den Lockigen Gott zum Gatten erlangt hatten, durch den Fluch des Heiligen Aschtavakra in die Hände der Wilden.

Darum betrübe dich darüber kein bißchen, Arjuna; all das hat der Schirmer des Alls zum Untergange vernichtend in sich eingerafft. Von ihm, der euren Untergang bereitet, ist Kraft und Strahlenglanz an euch, Heldentum und Wunderwesensgröße vernichtend in ihn eingerafft.

Allem Geborenen ist der Tod bestimmt und Fall der Erhebung, der Trennung Ende aber ist Vereinigung, und aus Fülle wird Versiegen — mit solcher Erkenntnis verfallen Weise nicht in Kummer, nicht in Jubel; von ihnen lernen andere ihr Gebaren und sind ihresgleichen. Darum, du herrlicher Mann, laß, wenn du das erkannt hast, mit deinen Brüdern die Königsmacht fahren und geh in die Waldeinsamkeit, Glut in Askese zu sammeln. Geh und verkünde deinem älteren Bruder, dem ‚König göttlichen Rechtes‘, mein Wort: mach’ dich übermorgen mit deinen Brüdern auf den Weg, du Held!‘

Als Arjuna solches vernommen hatte, ging er hin zum Könige göttlichen Rechtes, sagte es ihm und erzählte ihm alles, was er gesehen und erlebt hatte. Und alle seine Brüder hörten Vyosas Wort, das Arjuna ihnen kündete, setzten Arjunas Enkel Parikschit zum Könige ein und gingen in die Waldeinsamkeit.

So hab’ ich euch, ihr hohen Heiligen, in Breite erzählt, was Vischnu tat, als er im Yadugeschlechte geboren ward.“

Es ist die Gebärde des göttlichen Menschen, die Herrlichkeit, die er heraufgeführt hat, selbst aufzulösen und zu enden. Er

spricht kein „Verweile doch, du bist so schön!“ zur Gipfelung der eigenen Bahn, alle Erfüllung ist ein Schon-Vorüber, nur der Krampf der Mayabefangenen kann wähnen, dem hohen Augenblicke ihres Ich und seiner Welt Dauer leihen zu können. Die Götter, die sein Niedersteigen in die Welt erflehten, senden ihm den Boten, sein Werk sei vollbracht, aber er antwortet ihm: „Alles was du sagst, weiß ich schon selbst“. Er weiß um das schon angesponnene Verhängnis und wehrt ihm nicht, er segnet insgeheim den Untergang und hilft ihn mit eigener Hand vollenden. Indiens gotthaft idealer Mensch ist ganz dem kreisenden Laufe des Welteleibs hingegeben, wie das ungeborene Kind dem mütterlichen Kreislauf; er staut ihn nicht, um dem eignen Vergehen Halt zu gebieten, sich Dauer anzukämpfen, vielmehr er löst den dämonischen Krampf, der das Fließende stockt, und geht im Fließenden dahin. Er gibt sich dem eignen Untergange vertrauend hin, wie einer sich bewußt in den Schlaf gibt, der ihm Ich und Welt in den Wassern traumloser Tiefe zeröst.

Krischna, der Gottmensch, ist die Gestalt des Mythos, die den indischen Menschen sinnbildlich über sich selbst erleuchtet. Er wandelt als Mensch durch die Welt und birgt in seiner Brust das Geheimnis seines überweltlichen Wesens. In Wundertaten blitzt es aus ihm auf, aber er sorgt, daß es die Welt nicht zerreißt, die er zu erhalten kam. Er weiß sich in der bodenlosen Tiefe der Weltwasser geborgen, die sein überweltlicher Leib sind, indes er die Lotosblüte, die auf ihnen schwimmt, die Welt, durchzieht und aus dem Krampfe löst, der ihren Leib mit verfrühtem Untergange bedroht. Er stellt das Doppelwesen der Kreatur dar: ein selbstbefangenes Ich, in Raum und Zeit gebunden, über einem alterslosen wissenden Grunde. Überweltlich und innerweltlich zugleich ist er das Mütterliche der nährenden Wasser, der weltumfangende Leib des Gottes in seinem jenseitigen Ruhen und Träumen als „der All“, und ist zugleich ein Kern der Frucht, die sich im Mütterlichen nährt, ein Geschöpf der Lotosblüte, die an der Nabelschnur ihres Stengels blüht. Aus dieser innigen Verbindung des Mütterlichen mit der Frucht, aus dem Wissen um die Einheit beider in ihrem Kreislauf, quillt seine furchtlose Gelassenheit: die Ruhe des indischen Menschen inmitten des furchtbaren Umschwunges allen Lebens, die Weisheit, nicht sich selbst zu wollen in Allmacht

und Verewigung des Ich, aber, vom Spiel des Ganzen getragen und es tragend, aufzusteigen und unterzugehen.

Auch den Helden des Abendlandes, Achill, mahnt eine Götterstimme an das nahe Ende seiner Bahn. Als Achill seinem Zorn entsagt hat und den Streitwagen wieder in die Schlacht lenkt, die ihm den selbstgewählten frühen Tod bringen muß, sprechen seine Götterrosse zu ihm vom unausweichlichen nahen Ende. Aber der Held erwidert „in großem Zorn“: „Xanthos, was weissagst du mir den Tod? — das brauchst du nicht. Wohl weiß ich es selbst, daß es mein Schicksal ist, hier umzukommen, fern vom lieben Vater und der Mutter . . . dennoch werd' ich nicht ablassen, ehe ich die Troer mit Kampf in den Hades gesandt habe.“ Der Sohn der Thetis ist ein halber Göttersohn, aber die Unsterblichkeit der göttlichen Mutter ward ihm versagt, weil der sterbliche Peleus statt des Göttervaters selbst sie zur Gattin nahm; da erkaufte er sich um den selbstgewählten frühen Tod statt langen Lebens den „Ruhm, der nie erlischt“ — die Unsterblichkeit unter den Menschen, da ihm das Schicksal den Platz an der Tafel der Götter verweigert. Eben um das Fortleben der Person, wenn nicht im Götterhimmel, so am Sternenzelt des Ruhms, um das Fortleben im „großen Namen“, diesem Schatten des Ich im Reiche des Schalls, kreist Achills übermenschliche Seele. — Ironie: Thersites ist so unsterblich wie er. — Daß Achill dem unauslöschlichen Ruhme die natürliche Lebensfülle opfert, seine Dauer mit der ihren erkaufst, macht ihn in seiner heroischen Selbstbesessenheit zum Sinnbild europäischen Heldentums. Er haßt den Tod, wie alle Griechen des tragischen Zeitalters, aber er will ihn — das ist die großartige Spannung seiner Seele. Dagegen lebt Krischna weltordnend und weltliebend aus gelassener Ironie zu Person und Menschenwelt, und grenzenlos gleichgültig zu dem, was diese beiden über den Tod hinaus miteinander verbindet: zum „Ruhm, der nicht erlischt“.

Die Stimme indischer Gelassenheit ist die Ausnahme im Westen. Brünhild in der „Götterdämmerung“ durchdringt sich zwar mit ihrer Weisheit,

„Alles, Alles,
Alles weiß ich . . .“

— aber sie steht an Siegfrieds Bahre und sieht die Herrlichkeit der Götter in Flammen vergehen, Weltuntergangsstimmung er-

hebt die Stimme in ihr, Brünhild spricht nur aus, was rings um sie als Weltstunde schon geschieht — weil es überwältigend allsichtbar ward, erfaßt es ihr Gemüt, aber dem Inder der Mythen wird es in allem Sichtbaren zu jeder Stunde unsichtbar allgegenwärtig. Aus Brünhild bricht es als tragischer Sang, aber das Allgegenwärtige sollte leidlos erklingen — etwa wie in Georges seltener Erhebung über sich selbst und den kreisenden Gang der Zeit:

„Ich sah die nun jahrtausendalten Augen
der Könige aus Stein, von unsren Träumen,
von unsren Tränen schwer . . . sie wie wir wußten:
mit Wüsten wechseln Gärten, Frost mit Glut,
Nacht kommt für Helle — Buße für das Glück.
Und schlingt das Dunkel uns und unsre Trauer:
Eins, das von je war (keiner kennt es), währet,
Und Blum' und Jugend lacht und Sang erklingt.“

Die Verleibungen Vischnus in Tier- und Menschengestalten, die „Herabstiege“ (Avataras) des überweltlichen Allgotts ins Weltinnere, durchwalten die Weltalter bis ins dritte: mit Krischnas Ende bricht das letzte an, die Kalizeit steigt schwarzen Leibes zur Erde hernieder: abgleitend sinkt die Welt in ihren späten Nachmittag, der dunkle Schatten Schivas fällt wachsend über ihr Gesicht. Seinen Mythos wiederum überwächst die Gestalt der Großen Göttin, seiner Gattin. In ihr wirft das Göttlich-Mütterliche, dem Indien sich verbunden und verfallen fühlt, die Maske des Männlichen ab, die es vom vedischen „Herrn der Ausgeburten“ her an sich trägt bis zum Vischnu, der, riesig in den eignen Fluten träumend, mütterlich die Welt in seinem Leide trägt und ihren Lotos aus dem Nabel treibt.

FÜNTES KAPITEL

Im etruskischen Museum zu Volterra befindet sich eine merkwürdige Kleinbronze aus den Gräberfunden der alten Stadt; sie hält den Blick fest, wenn sie ihn einmal gefangen hat. Es ist eine Figur von übertriebener Länge und Schlankheit; ein Traumgebilde: unwahrscheinlich und nicht fremd. Sie überragt die anderen Gegenstände, die der Wandschrank in Regalen schichtet, Spiegel und Kleinbronzen, alle um ein Vielfaches, sie überschneidet Regal um Regal; wie eine schlanke Rauchfahne hebt sich ihre unsinnliche Nacktheit aus schmalsten Füßen in einem Wachsen, das nicht enden will. — „L'ombra dell'uomo nella sera“, antwortet der grauhaarige kleine Kustode auf den fragenden Blick — „Der Schatten des Menschen am Abend“. Der Schatten des Menschen ist seine Seele; am Abend seines Lebenstages, wenn die Sonne ihm sinkt und alle Schatten länger fallen, erhebt sich sein Schatten überlang aus ihm und wächst immer weiter in die Dämmerung hinaus, die Dämmerung umwächst ihn, überwächst ihn, und, mit ihr verschwimmend, verschmilzt er in die Nacht des Todes, aus der er einst in seinen Lebensmorgen trat: die Mütterliche nimmt den Dunklen heim in ihren dunklen Schoß.

Mit Krischnas Hingang wachsen die Schatten der Dämmerung über den Himmel des indischen Mythos; Schiva, der Asket mit der Schädelsschale als Trinkgefäß, im Knochenschmuck, den nackten Leib mit der Asche von Scheiterhaufen bepudert, beherrscht das End-Weltalter: der Friedebringer und Erlöser mit den Zeichen des Todes. In seinem vieldeutigen Zwielicht wächst der Mythos aus seiner gestaltigen Kraft ins konturlos Verblassende, er verschwimmt im Dunkel, das ihn riesenhaft überwächst — das er, im Riesenhaften ermattend, ergreifen will, und als dessen Grenzenlosigkeit er sich begreift.

1. Die Entstehung des Linga

Der erhabene Vischnu sprach: „Es war ein all-eines Meer, furchtbar und unzerteilt, aus Dunkel gebildet. Mitten darin lag ich, das ewige Wesen, mit meinen Waffen in Händen, mit tausend Köpfen

und Augen, tausend Füßen und Armen. Da sah ich in der Ferne gewaltig leuchtend, wie Myriaden Sonnen strahlend, den Gott, den die Veden als Herrn preisen: Brahma, von großem Yoga voll, mit vier Gesichtern: die gestaltende Ursache der Welt. In einem Nu war er bei mir, der Höchste der Yogakundigen sagte voll großen Glanzes lächelnd zu mir: ,Wer bist du? Woher bist du? Was weilst du hier? Das sag mir, denn ich bin der Schöpfer der Welten, der Ältervater, der aus sich selbst entstanden ist.‘

Als Brahma so zu mir sprach, sagte ich: ,Ich bin der Schöpfer der Welten und ihr Vernichter Mal um Mal‘ — so breitete sich Hader zwischen uns beiden dank der Maya des Allerhöchsten. Um uns beide zur Erkenntnis zu wecken, erschien ein unvergleichliches Linga: Schiva ist sein Wesen. Es sah wie das Feuer des Weltuntergangs aus und lohte rings von Flammenkränzen, es ward nicht kleiner und nicht größer, es hatte keinen Anfang, keine Mitte und kein Ende. Da sprach Brahma zu mir: ,Geh du geschwind abwärts, ich will aufwärts gehen, wir wollen ausfinden, wo sein Ende ist‘ — so sprach der Ungeborene, und so wurden wir schnell einig und gingen: der eine aufwärts, der andere abwärts. Aber wir konnten beide ein Ende nicht ausfinden, und so trafen wir uns wieder. Wundern überfiel uns, und wir fürchteten uns vor Schiva. Von seiner Maya verbendet, sammelten wir uns in innere Schau auf den Herrn, den All, und riefen feierlich den großen Ruf, die Silbe OM, das höchste Wort, legten unsere Hände betend zusammen und priesen den Höchsten, den Friedebringer:

,Anbetung dem Friedebringer, dem Arzt für das Leiden des kriessend sich immer erneuernden Lebens, des Wurzel ohne Anfang ist: Schiva dem Friedevollen, dem Brahman, dessen Gestalt das Linga ist! Anbetung ihm, der im Meere der Weltauflösung weilt, der das Entstehen der Auflösung bewirkt, der einem Flammenkranze gleicht und die Gestalt einer Feuersäule hat. Anbetung ihm, der ohne Anfang, Mitte und Ende ist, fleckenloser Glanz, stoffliches Urwesen der Welt, dessen Gestalt der unendliche Raum ist. Anbetung dem Wandellosen, Wahren voll unvergleichlicher strahlender Kraft, dessen Gestalt die Zeit ist: Schiva, dem Friedevollen, dem Brahman, dessen Gestalt das Linga ist!‘

Als wir den Großen Herrn priesen, offenbarte er sich, der große Yogi strahlte, er leuchtete wie Myriaden Sonnen, es war, als

schlänge er den Himmelsraum mit seinen Myriaden Mündern. Er hatte tausend Hände und Füße, Sonne und Mond waren seine beiden Augen; ins Antilopenfell, den Schurz des Yogin gewandet, hielt der Erhabene den Bogen in Händen und führte den Dreizack, eine Schlange war die Opferschnur, die ihm um Schulter und Hüfte lief, und seine Stimme war wie Wolkenpauken. Er sprach: „Ich bin erfreut, ihr beiden Besten der Götter! Schaut mich, den Großen Gott, an und laßt alle Furcht fahren! Vorzeiten seid ihr aus meinen Gliedern erzeugt worden, ihr Ewigen: Brahma, der Ältervater der Welten, in meiner rechten Seite, und in meiner linken Vischnu, der Erhalter, in meinem Herzen aber Hara, der die Welt vernichtend zusammenrafft. Ich freue mich wahrhaft an euch beiden und schenke euch, was ihr euch wünscht.“

So sprach der Große Gott, und Schiva selbst umarmte mich und Brahma, und war voll großer Gnade. Da fielen Vischnu und Brahma frohen Sinnes vor ihm nieder und sprachen, in sein Antlitz blickend: „Wenn du uns eine Gabe schenken willst, so wollen wir ewig dir, dem Großen Gott, ergeben sein.“ — Da lachte der erhabene Herr auf und sprach freundlich zu mir: „Du, Herr der Erde, vollziehst Auflösung, Bestand und Entfaltung der Welten — Kind, Kind, Hari, schirme alles umher, was geht und steht. Ich bin zweimal gespalten durch die unterschiedlichen Kräfte der Weltentfaltung, Welterhaltung und Weltauflösung unter die Namen Brahma, Vischnu und Hara, und bin dabei doch unterschiedslos, aller schminkenden Färbung bar. Laß fahren deinen Wahn, o Vischnu, und gewähre dem Ältervater Brahma deinen Schutz, denn er wird dein ewiger Sohn sein, und ich werde, Gestalt eines Gottes tragend, zu Weltalters Beginn aus deinem Munde geboren werden. Mit dem Spieß in Händen werde ich, aus deinem Zorn geboren, dein Sohn sein.“

So sprach der Große Gott und bezeigte Brahma und mir seine Güte und verschwand daselbst. Seit jener Zeit ist die Verehrung des Linga in allen Welten wohl begründet. Das Linga ist das Brahman, ist höchster Leib des Brahman, das eben ist das göttlich-große Wunderwesen am Linga, davon wissen yogakundige Götter und Dämonen nichts. Denn das ist die höchste Erkenntnis, unentfaltet, nach Schiva benannt; mit ihr schaut, wer das Auge der Erkenntnis besitzt, das unwahrnehmbar Feinste, das Unausdenkbare.“

Sulpiz Boisserée erzählt, wie Goethe ihm auf ihrer gemeinsamen Reise 1815 in Darmstadt, als er ihn mittags zu Hofe begleitete, im Gehen die „Entstehung des Lingam“ erzählte: es sei unendlicher Geist und Weisheit in den indischen Sagen, er verehre sie sehr hoch. — Aus seiner Abneigung gegen die indische Kunst fügte er freilich hinzu: Aber nur müßte er ihre Bilder nicht dabei sehen, die verdürben gleich die Phantasie bis zum Verfluchen! Die Erscheinung des kosmischen Linga ist ein geläufiges Thema südindischer Plastik, und diese macht die erstaunliche Selbstoffenbarung Schivas in dem riesigen Gebilde, das unergründlich aus der Tiefe ins Grenzenlose aufwächst, anschaulicher, als der etwas kahle Bericht des Mythos: als eine flammenumkränzte Säule ragt es mächtig auf, indes die beiden Götter sich vergeblich tummeln, seine Wurzel in der Tiefe des Weltmeers drunten, sein Ende droben im Weltraum auszufinden: Brahma schwingt sich als Schwan in die Höhe, während Vischnu als Eber sich in die vertraute Tiefe stürzt — umsonst, sie erreichen die Enden nicht. Indessen birst die Haut des gewaltigen Dinges, und Schiva offenbart sich als sein Kern.

Der handgreiflichste Zweck dieses Mythos ist die Einführung des Lingakultes aus vorarisch-alter Tradition in die brahmanisch-hinduistische Überlieferung: Vischnu selbst wird bestellt, was die Veden und ganze Zeitalter nach ihnen bekämpften, endlich heilig-zusprechen und das Linga als geheimnisvollste Offenbarung des höchsten Gottes zu lehren. Das Linga „ist das Brahman“, es ist sein „höchster Leib“. Das ist das „göttlich-große Wunderwesen“ am Linga, davon wissen freilich selbst yogakundige Götter nichts: Vischnu und Brahma selbst sind der Offenbarung bedürftig. Die phallische Erscheinung in kosmischer Größe und reiner Materialität ist der höchste Leib der stofflos lautersten Kraft, des Brahman, die als Inbrunst und Ziel alles Aufschwungs nach Erkenntnis des Innersten erfahren wird. Es ist das All-in-Eins der Kräfte, die im Weltspiel weben, der entfaltenden, erhaltenden und wegaffgenden Dreiheit Brahma, Vischnu und Schiva als Hara, der „Wegraffer“. Am Weltriesen Vischnu war Brahma in der Lotosblüte seines Nabels die demiurgische Gebärde und Schiva die furchtbare Maske, unter der er die müdgewordene Welt in sich zurücknahm — jetzt offenbart sich Schiva als der Allumgreifende: Brahma entsprang

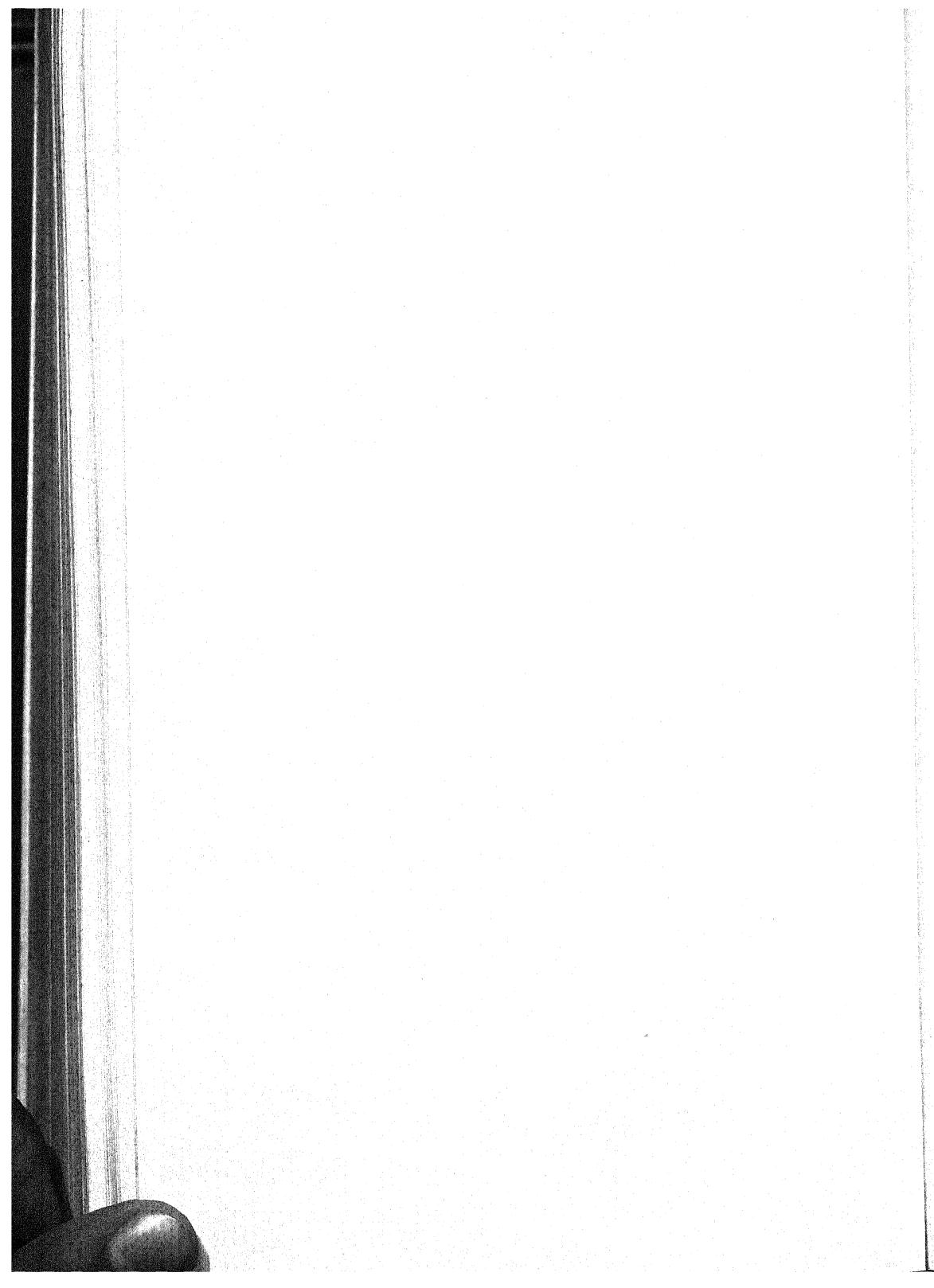
seiner einen, Vischnu der anderen Seite, aber sein Herz, seine Mitte, ist der wegraffende Tod. Das Wissen des letzten Weltalters ist: Entstehen und Bestand sind Facetten des Todes; das Zeichen aber, unter dem sich die Einheit der drei offenbart, ist das Symbol der Zeugung.

Die weltentfaltende und die welterhaltende Kraft begegnen sich im Urmeer und prahlen gegeneinander, wer die höhere, die frühere Kraft sei; trunken von der eigenen strahlenden Herrlichkeit wähnt jede aus sich selbst zu stammen und in sich selbst zu beruhen — das eben ist ihr Verfallensein an die eigene Mayanatur; da wächst jählings das Ungeheuerliche herauf, aus dem Unergründlichen in die grenzenlose Weltnacht, es loht umkränzt vom Flammenfeuer der Vernichtung, es trägt die Gestalt des Zeugenden und ist die Offenbarung des Wegräffend-Tödlichen. Die zerreißende Einheit zwischen Zeugen und darin Versterben, jenes Münden in eine allerfüllende Auflösung, ein Zerspringen der Maya von Ich und Du jenseits des Gegensatzpaars von Lust und Schmerz, aus dem alle Maya der Empfindungssphäre gewoben ist, dieses blitzende In-Eins der Gegensätze, aus denen der Ring des Lebens zusammenschießt: schlichtes Erlebnis der Liebenden, aber in Indien dröhnend und feierlich als Mysterium geformt, ist der naturhaft-weltweite Grund dieses Symbols; es nimmt seine dunkel vielsagende Tönung aus dem Erlebnis, wie der Tod ins Lebendige des Lebens verschlungen ist, wenn sich das Leben des Lebens wahrhaft begibt: wie er als leidlos tiefer Atemzug aus dem elementarsten Rausche des Leben haucht.

Die religions- und kultgeschichtliche Leistung des Mythos: daß er neue Rangordnungen unter Göttern wirkt, ihre Plätze vertauscht und neue oder uralte Erscheinungen und Kulte heiligspricht, die auf Anerkennung harren, ist in den Schivamythen besonders greifbar. Es hat augenscheinlich eines langen Ringens bedurft, all die unheimliche Substanz, die sich von je an Schiva hängt, erträglich, ja heilbringend notwendig zu empfinden und mit ihm in die gültig-heilige Welt des Brahmanismus hineinzunehmen. Was die arischen Veden mit ihm aus dem inneren Bezirk ihres Göttlichen ausgrenzten, konnte erst nach vielen wechselnden Zeitläufen sich mählich Duldung und Geltung, schließlich Macht und Vorherrschaft erringen.



Schiva im Linga



Schiva trägt die blauschwarze Farbe der Verwesung und die rote des vergossenen Blutes, sein Gefolge sind Geister, Gespenster und Leichendämonen, die sich auf Schlachtfeldern und Richtstätten und, wo die Toten verbrannt werden, am Blut und Fett der Leichen mästen, ihr Fleisch fressen und ihnen das Mark aus den Knochen saugen. Seit alters ist er der wilde Jäger des Dschungels, er führt den festen Bogen und die schnellen Pfeile, er sendet das Fieber und tötet Mensch und Tier, er heißt der „Herr der Tiere“ und ist der dämonische Herrscher der Wildnis und ihrer Geschöpfe. Die springende Gazelle auf der Linken ist ein Zeichen seiner Kultfiguren, verknotete Schlangen bilden seine Opferschnur um Schulter und Hüfte, er hat das Tigerfell zu Schurz und Sitz als göttliches Vorbild den irdischen Asketen gegeben: es bezeichnet ihn als Bezwinger des furchtbarsten Tiers des Dschungels. Er ist die göttlich verkörperte Wildnis mit all ihren Schrecken, wie sie, in sich selbst versteckt, rings die den freundlichen Göttern unterstellte Dorfflur der Menschen unheimlich belauert und umleckt. Sein alter Name ist „Rudra“, der „Brüller“, er wird „Schiva“ der „Gütige“ genannt, weil er so schrecklich ist — begütigend wendet man sich an seine Gnade.

Die vedisch-brahmanische Religion gewährt ihm keinen ebenbürtigen Platz im Kulte Seite an Seite mit den anderen Göttern; an der Grenze ihres Schutzbereiches, außen an der Dorfmark, wird ihm geopfert: der Unheimliche wird nicht hineingelassen ins götterbeschirmte Menschendorf, geschweige denn feierlich herbeigerufen und eingeladen wie die anderen Götter, im Opferbezirk unsichtbar Platz zu nehmen. Draußen an der Schwelle wird er abgefunden wie ein nicht geheurer Fremdling, ein unwillkommener Bettler, den man nicht ins Haus lässt, nicht zum Mahle bittet.

Der Mythos erzählt — über die Zeiten hin in wechselnder Form —, wie er vom eigentlichen Götteropfer ausgeschlossen, gewaltsam in die Feier einbrach: er verfolgte das Opfer, das in Gazellengestalt vor dem Jäger floh, und der Schütze traf es mit seinem Pfeil; der vedische Gott Savitar soll seine goldenen Hände, mit denen er unvergänglich alle Welt antreibt, ihre Bahnen zu ziehen, nicht, wie es eigentlich gemeint war, als Zeichen seiner alterslosen Kraft besitzen, vielmehr: Schiva hieb dem Bevorzugten, zum Opferfest Geladenen die Hände ab, als er ins Opfer einbrach, darum trägt Sav-

tar goldgefertigte zum Ersatz. Der zahnlose Puschan, ein alter Gott der Wege und Herden, in Namen und Wesen der indische Bruder des griechischen Pan, ward angeblich erst zahnlos, weil Schiva ihm die Zähne ausschlug, als er sich am Mahl des Opfers wohl sein ließ.

Aber der Grausame ist auch der Rächer gestörter Ordnung, der Erbarmungslose kann vollbringen, wovor den übrigen Göttern schaudert: der „Herr der Ausgeburten“, der Ältervater und Schöpfer aller Wesen, verführt im vedischen Mythos die eigene Tochter, das Mädchen Morgenröte; da rufen die Götter Schiva, den Frevel des Inzests zu strafen, und er trifft den Vater aller mit seinem Pfeil. Die Rolle des „Herrn der Ausgeburten“ fällt im späteren Mythos verschiedenen Gestalten zu, vor allem Brahma und Vischnu, und die Schivamythen erzählen gern, wie beide, von Schivas Maya verblendet, sich wahrhaftig für den Ursprung aller Welt nehmen und miteinander streiten. Um seine Erhabenheit über alle Welt kundzutun, treibt Brahma über seine vier Gesichter, die in alle Weltrichtungen blicken, ein fünftes, überweltliches hervor: der große Demiurg und innerweltliche Walter maßt sich selbst-befangen Jenseitigkeit von der Maya an, deren reinste Kraft er ist. Aber wie einst am „Herrn der Ausgeburten“ ahndet Schiva mit einem blutigen Streiche seinen Frevel an der ewigen Ordnung. Damit ist der Abseitige unter den Göttern der größte Verbrecher; er schlägt Brahma das Haupt ab: er verwundet den Brahmanen unter den Göttern und lädt die Blutschuld auf sich, die unter Menschen und Göttern als schwerste, unsühnbare gilt: das Blut eines Brahmanen zu vergießen.

2. Brahma's fünftes Haupt

Vorzeiten neigten sich die großen Seher auf dem Gipfel des Weltbergs vor dem göttlichen Ältervater Brahma und sprachen zu ihm: „Was ist das Eine, Unvergängliche, Wirkliche?“ Und Brahma nannte, von der Maya Schivas, des Großen Herrn, verblendet, höchste Wirklichkeit nicht erkennend, sich selbst im Übermut: „Ich bin der Schöpfer, der Schoß der Welt, bin aus dem eigenen Wesen er worden, bin der einzige Herr, bin anfangsloses höchstes

Brahma. Wer mich als solches verehrt, wird erlöst. Ich bringe alle Götter ins Werden und Wirken, lasse sie entwerden und ende ihr Wirken, und nicht findet sich irgendwer in den Welten, der mich überragte.“

Als er so von sich dachte, erhob sich aus dem ruhenden Allwesen die Erscheinung Vischnus und sprach, mit zornroten Augen hell auflachend: „Was ist die Ursach, Brahma, daß solch ein Gedanke dich jetzt befällt? Du übst den Yoga des Nichterkennens: der gleichen findet sich doch nicht an dir! Ich bin der Schöpfer der anfänglichen Welten im Opfer, vom ruhenden Urwesen her, ohne mich ist nirgendwo Leben in dieser Welt, ich allein bin höchstes Licht, höchster Weg — von mir empfingst du den Antrieb und schufst das Weltrund.“

So stritten sie in Verblendung miteinander und wollten einer den anderen besiegen; da kamen die vier heiligen Veden herzu, betrachteten die beiden und verkündeten zitternden Herzens die wahre Wesenheit des Gottes, der an höchster Stätte steht. Der Veda der heiligen Strophen sprach: „In wes Innerem alle gewordenen Wesen sind, von wem her alles sich bewegt, was sie das höchste Wirkliche nennen: das ist der Gott Schiva, der Große Herr.“ — Der Veda der heiligen Sprüche sprach: „Der durch alle Opfer und durch Yoga als Herr verehrt wird, den sie den göttlichen Herrscher nennen: das ist der Gott, der den Bogen führt.“ — Der Veda der heiligen Sangesweisen sprach: „Von dem alles im Wirbel des Scheines umgetrieben wird, was glückhaft im Raume befangen ist, über den die Yigin als das Wirkliche sinnen: das ist der Große Gott, der Friedebringer.“ — Der Veda der Zauberworte sprach: „Den die Asketen als Herrn der Götter erschauen und mit Opfern ehren, der Große Herr, das Urwesen, Rudra: dieser Gott ist der erhabene ‚Sein-und-Werden‘.“

Als Brahma diese herrlichen Worte von den Veden vernahm, lachte er und sagte verblendet: „Wie kommt es, daß dieses höchste Brahma, das alles Haftens bar ist, mit seiner Gattin in Lust spielt und von Quirlgeistern mächtig erhoben wird?“ — Als er so sprach, nahm der erhabene Urlaut OM, der Leiblose, Leib an und sprach: „Niemals spielt der erhabene Herr in Lust mit irgendeiner Gattin, die von seinem Wesen verschieden wäre, denn solches: Gatte und Gattin in einem, ist er. Er ist aus sich selber, ist Himmelslicht aus

sich in Ewigkeit; es heißt: aus seiner Lust an sich selbst entstand die Göttin — sie ist Schivas zum Spiel gewollte Form.“

So sprach er, aber auch da zerging noch nicht die Blindheit Brahmias und Vischnus, eben weil Schivas Maya sie umfing. Da erblickte Brahma einen wundersamen himmlischen Lichtschein, der rings das Firmament erfüllte, und in seiner Mitte, in einem Ring von Licht, funkeln von Strahlenglanz, schwebte Schiva. Als Brahma das himmlische Antlitz in der Höhe sah und das flammenstrahlende furchtbare, makellose Rund, flammte sein fünftes Haupt, das er über die vier Gesichter, die alle Weltgegenden durchdringen, erhob, in übergewaltigem Zorne auf. Da erschien alsbald ein großer Mann, blauschwarz und rot, einen Dreizack in der Hand, eine Opferschnur von Schlangen um Schulter und Hüfte gegürtet — es war Schiva. Und Brahma sprach zu ihm: „Ich weiß, vorzeiten entsprangst du meiner Stirn; beuge dich zufluchtsuchend vor mir!“

Der Herr vernahm das hochmutsvolle Wort des Lotosgeborenen, da sandte er einen furchtbaren schwarzen Mann: „Zeit“, der die Welten verbrannte. Der fürchterliche Gesell hub gewaltig mit Brahma zu kämpfen an: da hieb er dem weltentfaltenden Gottes sein fünftes Haupt ab. Da starb Gott Brahma, als ihm vom friedewesenden Gottes das Haupt abgeschlagen ward, aber dank Schivas Yogakraft gelangte der Allschöpfer wieder zum Leben. Da sah er wieder inmitten des Strahlenrundes den ewigen Großen Gott, vereint sitzend mit der Großen Göttin. Schlangenkönige umwanden ihn als Armbänder, die Mondsichel war sein Schmuck, er strahlte wie Myriaden Sonnen, er leuchtete unter der Fülle geflochtenen Haars. Er trug ein Tigerfell als Kleid, war mit Ketten himmlischer Blumen geschmückt und hielt den Dreizack in der Hand, sein Leib war mit Asche bestreut.

Brahma betrachtete den Ewigen, der mit der Großen Göttin vereint auf herrlichem Throne saß, und Erinnerung an höchstes Wissen befiehl ihn. Er stürzte wie ein Stock zu Boden und feierte den großen Yigin, der schwer zu erschauen ist, mit Anrufungen, die ihn priesen und mit der Litanei seiner hundert Namen. Der Große Gott, der „Wegraffer“, der Betrübten, die sich vor ihm neigen, ihre Trübsal wegrafft, hob ihn gnädig auf und schenkte ihm Yoga höchster Erkenntnis und Herrscherkraft, der nichts die Waage

hält. Er sprach zu Rudra, dem Blauroten: „Brahma ist aller Welt verehrungswürdig, er steht an erster Stelle. Du sollst ihn hüten wie dich selbst; ehrwürdiger als du an entfalteten Kräften, soll er dir wie ein Vater gelten. Ihn, das vorzeitliche Urwesen, darfst du, Reiner, nicht töten. Vischnu ist das ‚Opfer‘, Brahma ist der ‚Stolz‘; über den Stolzen sollst du, Reiner, immerdar gebieten, und das Haupt Brahma's sollst du tragen: zeige der Welt ein Gelübde, um die Sünde des Brahmamordes abzutun, wandere fort und fort, Almosen bettelnd, und bringe Götter und Brahmanen auf den rechten Weg!“

So sprach der Höchste Herr und ging zur himmlischen Stätte seines innersten Wesens ein: zur höchsten Stätte. Darauf hieß der schwarzblaue Gott mit geflochtenem Haar, den fürchterlichen Mann „totbringende Zeit“ das abgeschlagene Haupt Brahma's aufnehmen und sprach zu ihm: „Wandle du, Sünde zu vernichten, durch die Welt mit deinem Gelübde, das der Welt Heil bringt: mit der Schädelsschale in Händen sollst du, Erhabener, allerwärts Almosen empfangen.“ — Sprach's und sandte ein Mädchen aus, „Sünde des Brahmamordes geheißen“, mit gräßlich zähnebleckendem Munde und mit Flammenkränzen geschmückt: „Folge dem Dreizackträger mit deiner schrecklichen Gestalt, bis er nach Benares, der göttlichen Stadt gelangt!“ und wandte sich zu „Zeit“, dem Großen Herrn der Welt, der flammend alles verzehrt: „Wandere durch alle Welten, Almosen bettelnd auf mein Geheiß! Wenn du zu Vischnu, dem Herrn der Götter gelangst, wird er dir ein Mittel sagen, das dich von deiner Schuld reinigt.“

Der erhabene Wegraffer vernahm das Wort der Gottheit über den Göttern, und das Wesen des Alls wanderte durch alle drei Welten mit der Schädelsschale in der Hand. Verstellte Erscheinung nahm er an, im eigenen Glanze flammend, herrlich und entsühnend war er. Er hatte drei Augen und strahlte wie tausend Sonnen, Verklärte und stiergleiche Quirlgeister umgaben ihn, des Auge das Todesfeuer der Zeit blitzt. Er trank den Göttertrank „Todlos“, die Seligkeit des Herrn an höchster Stätte, und spielend in mannigfachem Gebaren zog der Herr durch die Welten einher. Das Frauenvolk zog ihm nach, als es den Friedebringer mit dem todunklen Antlitz, „Zeit-Tod“, den Furchtbaren, erblickte, wie er voll Schönheit und Reiz war; sie besangen ihn mit vielerlei Liedern und

tanzten vor dem Herrn einher, blickten ihm lächelnd ins Antlitz und verzogen verführerisch die Brauen.

Der Dreizackträger wanderte zu den Stätten der Götter und Dämonen und aller anderen Wesen, endlich kam er zu Vischnus Stadt, wo das Höchste Wesen wohnte. Als er, der der Welt den Frieden bringt, mit seinem Geistergefolge nahte, die göttliche Behausung zu betreten, verwehrte ein starker Türhüter, der das göttliche Wesen des Höchsten Herrn nicht erkannte, ihm den Eintritt. Vischvaksena, „Heer nach allen Seiten“, war er genannt; aus einem Stück Vischnus entstanden, hielt er Muschelhorn, Wurfring und Keule in Händen. Auf Geheiß des Friedebringers kämpfte seine fürchterliche Schar, „Kalavega“ geheißen, das ist: „reißend wie Tod und Zeit“, mit dem Vischnu-Entsprungenen, aber er besiegte sie und lief mit zornroten Augen gegen Rudra an und schleuderte die Wurfscheibe auf ihn. Der Große Gott maß die Waffe, wie sie auf ihn zusauste, nur mit einem verächtlichen Blick, indes durchstach er jenem, der ins Riesige wuchs und wie Weltuntergangsfeuer lohte, mit seinem Spieße die Brust, daß er zu Boden stürzte. Den Gefallenen verließ seine gewaltige Kraft ganz und gar, das Leben verließ ihn, wie es Kranke verläßt, die den Tod geschaut haben.

Als er Vischnus Mann erschlagen hatte, nahm er den Leichnam und trat mit den stiergleichen Anführern der Quirlgeister ins Innere des Hauses. Als Vischnu ihn, den Grund der Welt, erblickte, riß er sich eine Ader aus der Stirn und ließ ihr einen Blutstrom entfließen: „Nimm, Erhabener, mein Almosen, unermeßlich Strahlender! Kein anderes gibt es, das dir geziemt!“ Die Schädelschale Brahma in der Hand des Höchsten Gottes füllte sich nicht, obwohl der Strom eintausend Götterjahre lang in sie schoß. Da sprach Vischnu zum todbringenden Rudra, nachdem er ihn vielfältig geopriesen hatte, voll großer Ehrfurcht: „Wozuträgst du diesen Schädel Brahma?“ — Der Große Herr verkündete ihm alles, was sich begeben hatte. Da rief Vischnu die „Sünde des Brahmamordes“ herzu und bat sie: „Laß den Träger des Dreizacks los!“ — aber sie wich nicht von seiner Seite. Da versank der Allwissende lange in innere Schau, dann sprach er zum Friedebringer: „Erhabener, geh zur göttlichen Stadt Benares, der heilbringenden, wo der Höchste Herr die Sünden aller Welt geschwind zunichte macht.“

Da zog der Gott, im Wunsche, aller Welt Heil zu bringen, spieldend zu allen geheimnisvollen Wallfahrtsorten und Stätten, wo Götter wohnen, allerwärts gepriesen von yogastarken Quirlgeistern. Tanzend schritt der große Yigin dahin und trug den Leichnam in der Hand. Vischnu aber, das Urwesen, nahm seine höchste Gestalt an und lief neben ihm her, voll Verlangen, seinen Tanz zu schauen. Und er, der den Stier im Banner führt und dessen Wesen unendlicher Yoga ist, lächelte, als er Vischnu erblickte, und tanzte und tanzte. Auf allen Wegen folgte ihm Vischnu, sein Gefährt war die ewige Ordnung; so gelangten sie in die Stadt des Großen Gottes, die Benares heißt. Kaum war der Herr des Alls, der geflochtenes Haar trägt, in sie eingetreten, da rief die „Sünde des Brahmanermordes“: „Wehe! Wehe!“ und fuhr mit Geschrei unselig zur tiefsten Hölle.

Als der Wegraffer die heilige Stätte betrat, legte er den Schädel Brahmas nieder, gab den Leichnam dazu, und der Hort des Mitleids sagte zu Vischnu: „Er soll leben! Und wer immer meiner höchsten Erscheinung mit dem Schädel gedenkt, dessen Sündenschuld wird schnell in dieser und jener Welt zunichte. Wer hierher wallfahrtet und am höchsten aller Badeplätze, wie es die Ordnung will, sich abwäscht und Ahnen und Götter durch Opfer satt macht, wird der Sünde des Brahmanermordes ledig. Erkennt die Vergänglichkeit der Welt und wallt nach der heiligsten Stadt; sie schenkt, wenn der Leib zu Ende geht, höchstes Wissen, höchste Stätte.“

So sprach der Erhabene, umarmte Vischnu und entschwand samt den Herrschern der Quirlgeister im Augenblick. Vischnu aber nahm den toten Vischvakse und kehrte in seiner höchsten Gestalt schweigend an seine Stätte zurück.

Zum Vordergründlichen an diesem Mythos gehört die Begründung der Heiligkeit von Benares; der Wallfahrtsort an den Wassern der göttlichen Ganga erweist seine höchste sündentilgende Wirkung an dem mythischen Ereignis, daß er die schwerste, eigentlich unsühnbare Schuld des Brahmanermordes abwäscht, und daß Schiva selbst zu ihm gewallfahrtet ist, um ihrer ledig zu werden. Ein vordergründliches Element ist auch der Rangstreit der drei großen Götter, der Schiva über Brahma und Vischnu erhebt. Er ist durch den vierstimmigen Spruch des heiligen Wissens vorab

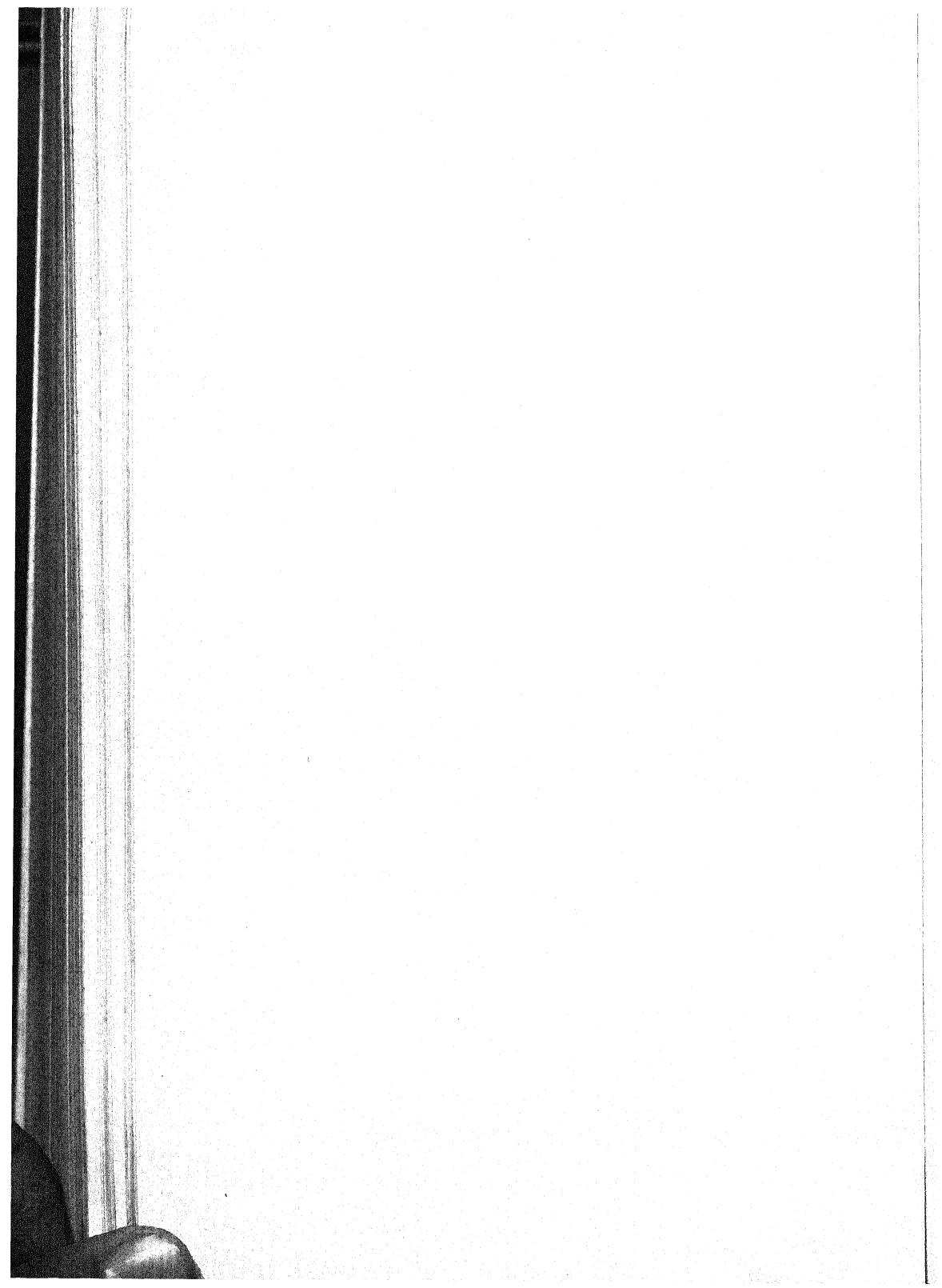
entschieden, und die Quintessenz der Veden, der heilige OM-Laut, bestätigt ihn.

Aber es ist die Gewalt der Maya Schivas, die Brahma und Vischnu als seine höchsten Entfaltungen in sich selbst befangen hält. Begreiflich, daß sie sich selbst — wie alle Geschöpfe — letzte Wirklichkeit dünken in ihrem Wesen, das nichts Geringeres ist, als das Weltspiel zu entfalten und zu tragen. Sie sind sich letzter Ernst, höchste Größe, über die nichts hinausragt, wie könnte die Welt sonst aus ihnen und in ihnen kreisen? Und doch ist es „höchstes Licht“, es anders zu wissen, und der „höchste Weg“ ist, sich von dieser Selbstbefangenheit zu befreien. Die Einheit dieses Widerspruchs ist die Umarmung, in der Schiva und die Göttin sich zeitlos umschlungen halten, und die Verwirrung, die dieser Widerspruch dem Selbstgefühl der Geschöpfe auferlegt, daß sie mayabefangen sie selbst sein sollen, indes ihr ihnen Greifbares der Schein ist, der ihr Wesen vor sich selbst verhüllt — diese Verwirrung tobt im Spiel der Quirlgeister, die Schiva preisen, indes Brahma an solchem Gefolge des Gottes Anstoß nimmt.

Auch die großen Götter müssen erlöst werden, sie sind selbstbefangene Walter des Scheins. Aber die stumm leuchtende Selbstoffenbarung des höchsten Wesens am Himmel offenbart erst ganz die Gewalt der Maya, mit der es sein erlauchtes Geschöpf Brahma befängt: anmaßend hebt er sein fünftes Haupt über sich selbst empor. Da naht ihm Schiva wie seinesgleichen, als ein Mann, ihm ebenbürtig und von ihm verschieden wie jener Vischnu, mit dem Brahma sich um den Vorrang zankte. Redend befragt er ihn, aber Brahma weist ihn mit einer Anspielung auf einen alten Mythos ab, daß Schiva seiner Stirn entsprungen sei. Da sendet ihm Schiva, um ihn zu strafen, die Verkörperung seiner dunklen Todesgewalt, den Gott „Zeit“ (kala), den flammend alles verzehrenden Untergang, der ihm das Haupt abschlägt, daß er stirbt. Die Yogawundermacht des Großen Gottes erweckt Brahma alsbald wieder zum Leben, und Schiva gibt sich ihm aufs neue in seinem Strahlenglanze zu sehen: mit der Göttin vereint. Jetzt erkennt Brahma ihn als den Höchsten, und der Größere Gott versöhnt ihn mit seiner eigenen furchtbaren Erscheinung. Zum Zeichen der Sühne und um die Welt auf den rechten Weg zu bringen, wird der Brahmamörder auf die Pilgerschaft gesandt.



Schiva die tote Sati tragend



Brahma scheint von seinem demiurgischen Wesen, die Welt zu entfalten, Leben in allen Formen aus sich hervorzutreiben, so völlig besessen, daß er keine Kraft außer der seinen gewahrt und sich für das Wesen des Ganzen nehmen muß. Vergeblich offenbart sich ihm der höchste Schiva als Einheit aller Gegensätze, vergeblich naht er sich ihm als seinesgleichen; als Brahma sich anmaßt, ihn für sein Geschöpf zu erklären, muß er ihm schließlich in Gestalt der feindlichen Kraft nahen, die Brahma's Weltspiel endet. Sie raubt ihm das Gefühl seiner Einzigkeit und das Zeichen dafür: das fünfte Haupt, das er einsam über seine vier weltwaltenden Gesichter zu erheben wagte. Er lernt sich als Teil des höheren Ganzen begreifen und nimmt den Platz ein, der ihm darin zukommt, und in der Vereinigung Schivas mit der Göttin sieht er das innige Spiel der Gegensätze als völlige Einheit, das in sich spielende göttliche Paar ist zwei in eins.

Vischnu — hier als der Welterhaltende gesehen — steht mitten-inne zwischen dem weltentfaltenden Brahma und dem „wegräffenden“ Schiva, der Bestand der Welt ist die ständige Verschlingung von Geburt und Tod; Vischnu streitet mit Brahma um den Vorrang, aber er fühlt die Größe des dunklen anderen: er kämpft nicht mit ihm, wie der Türhüter, als jener in sein Haus einbricht, er speist die Almosenschale des wandelnden Todes mit seinem Blute, er weist ihm den Weg und folgt entzückt seinem rauschenden Pilgertanze.

Lust und Grauen umgibt die Gestalt des tanzenden Pilgers, die Frauen singen ihm zu und folgen ihm nach, wie die Mänaden dem Dionysos; gebannt folgt ihm Vischnu: so schaut das Leben in das Gesicht des Todes und wird seiner nicht satt, wenn es die Angst der Fremdheit vor ihm überwunden hat und sich selbst mit ihm als eins begreift, mit ihm verschlungen zu einem Höheren, das die Welt mit ihrer Sprache nicht sagen kann.

Schivas mythischer Pilgergang mit der Schädelsschale ist die Weihe, die der Mythos den unheimlichen Asketen gibt, die als Doppelgänger Schivas Indien durchwandern; ihr zeit- und zielloses Schweifen, ihr lange verfemter Orden, das Grauen ihres Gebarens wird durch ihn heiliggesprochen. Wie jener rasende Pilger, durch die Welten aller Götter und Wesen wandernd, zu Vischnu kommt, tritt der Asket mit der Schädelsschale an jedes Haus als Bote der

alles verzehrenden tödlichen Zeit, als Bote des „Wegraffenden“ und zugleich des „Friedebringers“, der alles Leid wegrafft, schließlich als Bote des höchstens Gottes, der jenseits seiner dunklen und lichteren Erscheinungen als Schiva, Vischnu oder Brahma, zeitlos von der Göttin umschlungen, Welt und Jenseits, ruhendes Sein und rasendes Werden, Stille und Spiel in einem ist. Der Asket mit der Schädelsschale ist mit seiner stummen Gebärde der Seelengeleiter zum Tode und zu dem Wissen, das ihn tröstlich, ja gegenstandslos macht. Der unbehauste Pilger will von denen gespeist sein, die in Häusern wohnen; sein mahnender Schatten fällt über den Tisch des Lebens, aber er weist über das Grauen hinaus, das er ausströmt, wie die tanzende Erscheinung des Gottes Zeit-Tod zu jener höheren hinweist, aus deren Aura ihr Grauen hervortrat und den Auftrag der Pilgerschaft empfing — aus deren Aura die unlösbliche Einheit der Gegensätze als befreende Erkenntnis im Bilde des in sich verschlungenen göttlichen Paars sich offenbarte.

Schiva, der Asket, den queren, berauschten Blick in die innere Leere gerichtet, mit dem Stirnauge in die Leere des Weltraums starrend, trunken nicht nur von Yoga, auch von Hanf, Opium und anderen Drogen, die Entrückung fördern, ist der Abseitige, Ungeheure im Kreis der Götterfamilie. Volkstümlich in seinem Grauen, da alles Unaussagbare, Unheimliche sich an ihn hängt, erhaben in seiner Gleichgültigkeit, anziehend als der Fremdling, der Befremden und Spannung aus sich strömt, erscheint der Einsame in der Volksphantasie, für die das Familienleben die naturhafte Form des Gemeinschaftsdaseins bildet, unter der Maske des Fremden in der Familie: als der Schwiegersohn. Es gibt einen indischen Spottvers:

„Gäste, Kinder, Weiber und der König,
was Geld und Gut ist, wissen sie wenig,
und als fünfter hintendran
kommt dazu der Tochtermann“

— ein Stoßseufzer des Familienvaters: Gäste wollen bewirtet und Kinder aufgebracht sein, Weiber haben keine eigene Habe, außer Schmuck und Kleidern, der Despotismus der Könige schont Geld und Gut der Untertanen nur insoweit es seinem wohlverstandenen Egoismus frommt — der Schwiegersohn aber will dafür bezahlt und beschenkt sein, daß er dem Vater die Tochter abnimmt, denn

eine unverheiratete Tochter wäre für die indische Familie ein unerträglicher Schandfleck. Der Vater muß es sich etwas kosten lassen, sie rechtzeitig an den Mann zu bringen; die Opfer, die er sich dafür abringt, spiegeln sich in den mißvergnügten Gesichtern der Brüder der Braut, deren Anteil am Ganzen sich zum Vorteil des blutsfremden Kömmlings vermindert. Man fremdelt vor ihm, den man nicht von kleinauf kennt, man hat Sorgen, ihn zu beschaffen und festzumachen, Kummer, ihm nachzuwerfen, was die anderen für sich erarbeitet haben. Aber ist er nicht gegen alle Mißgunst gerechtfertigt, wenn er das Herz des Mädchens anrühren kann, das ihm in den Arm gelegt wird, verdient er nicht seinen Anteil am Ganzen, wenn er sie zum Weibe macht, für sie der Einzige und Herrliche wird, ihr Gott auf Erden, „Geber des Unermessenen“, wie Savitri sagt? wenn er mit ihr eins wird, daß sie für ihn in den Tod geht?

Schiva ist Schwiegersohn eines Ältervaters Dakscha, der, selbst eine Art „Herr der Ausgeburten“ und Schöpfer wie Brahma, einer der zehn Söhne Brahmas ist, aus seinem rechten Daumen geboren. Dakscha hat eine Menge Töchter zu vergeben: siebenundzwanzig heiratet der Mond, es sind die Sternhäuser auf seiner Bahn, zu denen er reihum Nacht für Nacht eingeht; dreizehn andere verheiratet Dakscha an das Urwesen Kaschyapa, den „Schildkrötenmann“, der auch ein „Herr der Ausgeburten“ ist, denn er bringt mit ihnen alle dreizehn Arten von Wesen hervor: Götter und Dämonen, Menschen und Tiere und was daneben an wunderbaren und unheimlichen Geschöpfen west. Seine jüngste Tochter aber, Sati, wird Schivas Frau. „Sati“ bedeutet „die rechte, ideale“, und Sati ist das Vorbild jeder Hindufrau. Als Dakscha sein großes Opferfest ausrichtete, zu dem alle Götter und Heiligen geladen wurden — also die ganze Weltfamilie zu einem großen Familienfest —, bedachte er einzig Schiva nicht. Sati nahm sich die Kränkung ihres Mannes so zu Herzen, daß sie, um ihren Vater dafür zu strafen und mit Schuld zu beladen, in den Tod ging — mit dem Wunsche, wiedergeboren und wieder mit Schiva vereinigt zu werden. So ward sie wiedergeboren als „Parvati“, die „Tochter des Berges“: als Uma, die Tochter des Himalaya, und gewann durch glühende Askese den Asketen Schiva zum Gemahl; Schiva aber rächte ihren Tod, indem er Dakschas Opferfest störte. Er rech-

fertigte ihre Erkenntnis seiner Größe, die sie glühend todbereit bezeugte, indem er auf das Flehen der Götter Einsamkeit und Askese fahren ließ, um als Umars Gemahl den Kriegsgott zu zeugen, der die Götter aus tiefer Ohnmacht und von der Herrschaft der Dämonen erlösen sollte.

3. Die Entstehung des Kriegsgottes

Der Dämon Taraka sprach: „Ihr Widergötter, hört mein Wort, sinnt auf unser Heil! Was liegt uns ob, zu tun? Die Götter rotten alle Dämonengeschlechter aus; ewige Ordnung unserer Art ist blühende unvergängliche Feindschaft mit jenen. Wir wollen gehen, die Götter zu bezwingen; an unserer Arme Kraft wollen wir uns halten. Aber nicht ohne Glut der Askese, denk' ich, begegnen wir den Göttern; darum will ich zuvor furchtbare Glut in Askese sammeln, dann wollen wir die Götter besiegen und uns im Besitze aller drei Welten freuen! Nur wer fest in seinem Plan ist, wird fest in seinem Glück sein; wer unstät ist, vermag das unstäte Glück nicht festzuhalten.“

Die Dämonen vernahmen seine Rede und riefen bewundernd: „Gut, gut!“ Er aber stieg zur höchsten Schlucht des Pariyatramberges hinauf und trieb mächtige Askese, um Glut zu sammeln. Er fastete und saß zwischen vier Feuern, zu denen die Sonne als fünftes glühte, Blätter waren seine Nahrung, Wasser sein Trunk. Hunderte von Jahrhunderten übte er solche glutvolle Kasteiung, danach schnitt er sich Streifen um Streifen vom eigenen Leibe und opferte von seinem Fleisch im Feuer, bis er ganz fleischlos war. Als er ganz ohne Fleisch, ganz zu einem Haufen Glut geworden war, flammten alle Wesen rings um ihn von seinem strahlenden Glanze, und alle Götter erbebten in Furcht vor seiner Glutgewalt. Da ward Brahma hochzufrieden und ging, ihm eine Wahlgabe zu gewähren. Er kam und sprach zu Taraka mit holder Stimme: „Mein Sohn, laß es dir genug sein an Glut der Askese, nichts bleibt dir weiter zu vollbringen; wähle einen Wunsch, der deinem Sinn gefällt.“

Da neigte sich Taraka, legte die hohlen Hände aneinander und sprach: „Der du in Göttern und Wesen wohnst, weißt, worum

deine Geschöpfe ringen: nach Vergeltung für Angetanes verlangen sie zumeist, Sieg wollen sie! Nach ewiger Ordnung unserer Art pflegen wir Feindschaft mit den Göttern; die Grausamen haben uns Dämonen um alles gebracht, nur die Pflicht der Feindschaft ließen sie uns. Ich will ihr Entwurzler werden, das ist mein Wille: unverwundbar für alle Wesen und Waffen und voll großer Kraft will ich sein — das ist der höchste Wunsch in meinem Herzen. Das schenke mir, Herrscher der Götter, kein anderer Wunsch gefällt mir.“

Da sprach der Herr der Götter, der die Welt entfaltend aus sich leert: „Höchster Dämon, leibliche Wesen ohne Tod sind nicht möglich; darum wähle dir den Tod von der Hand eines, den du nicht fürchtest.“ Da besann sich der Dämonenfürst und wählte sich, von Hochmut verblendet, den Tod von der Hand eines Kindes, das sieben Tage alt wäre.

Als der Dämon aus seiner Askese wieder emportauchte, umringten ihn die Dämonenfürsten wie die Götterscharen im Himmel den tausendäugigen Indra. In gewaltiger Königsmacht stand Taraka, der Dämonensproß: leibhaft warteten ihm die Jahreszeiten auf, jede geschwelt von den Reizen ihrer Frist, samt den Welthütern; Anmut und Glanz, Stärke, Weisheit und Glück blickten auf ihn und scharten sich, von vielen Tugenden besät, um ihn in lückenlosem Kranze. Den Leib dunkel besalbt, unter hohem Diadem, die Glieder von schimmernden Reifen umwunden, saß er auf hohem Löwenthrone, die schönsten Himmelsfrauen fächelten ihm und wichen nicht von seiner Seite. Sonne und Mond dienten ihm als Lampen und der Wind als Fächer, der Totengott mit seinem Richterstab in der Hand schritt ihm als Trabant vorauf.

So verging lange Zeit, da sprach Taraka, übermütig dank der gewaltigen Wahlgabe, zu seinen Räten: „Was soll mir meine Königsmacht, solange ich den Himmel der Götter nicht unter meinen Fuß getreten habe? Wie soll Frieden in mein Herz einziehen, solange ich nicht meinen Haß gegen die Götter gelöscht habe? Noch verzehren die Unsterblichen in Himmelshöhen ihren Anteil an den Opfern, und Vischnu hält noch die Göttin des Glücks und steht ohne zu zittern. Die Gattinnen der Unsterblichen, von glücklichen Himmelsfrauen im Spiel der Eifersucht gequält, halten noch Lotosblumen in Händen und strömen berauschen Wohl-

geruch im Himmel auf ihren Lustpfaden. Wer, zur Geburt gelangt, als Mann nicht Heldentum bewährt, dem ward Geburt umsonst — da ist Nichtgeborensein besser. Wer nicht den Willen von Vater und Mutter tut und die Verwandten nicht von Harm befreit, oder wer sich nicht Ruhm erwirbt, der fleckenlos leuchtet wie Schnee, der dünkt mich tot, auch wenn er ins Leben geboren ist. Darum schirrt geschwind meinen achträdrigen Wagen an: zum Siege über die Stiere unter den Göttern und um die Göttin des Herrscher-glücks über alle drei Welten an uns zu reißen! Rüstet das Heer, die Schar der unbesieglichen Dämonen, und mein Banner, mit Gold-stoff bezogen, und meinen mit Perlennetzen umbundenen Sonnen-schirm.“

Tarakas Reden enthalten ganz schlicht die Psychologie des Krieges, die den Kriegsgott unweigerlich zur Entstehung im Reiche der Erscheinungen bringen muß — das ganze Bündel geläufiger Motive: eingewurzelte Feindschaft, Drang nach Vergeltung, Wie-dergewinnung verlorener Macht, Ausweitung errungener Größe ins Unbegrenzte mit wirklicher Demütigung der Feinde, schließ-lich die Anerkennung eines heldischen Daseins als Sinn des Lebens.

Der Dämon Grasana — „verschlingender Rachen“ — röhrt die Kriegspauke, und alles, was Welten und Überwelten an Kraft und prahlendem Prunk enthalten, tritt zum Weltkriege um die Macht an. Zehn mal zehn Millionen Dämonen unter den Feldzeichen ihrer Führer: der schwarzen ehernen Krähe Schumbhas, dem goldenen Ochsenfrosch des Büffelstiers Mahischa, unter Krokodils- und Eselsbanner, dazu die Wagen der Führer, von hundert Löwen, hundert goldbekränzten Tigern gezogen, mit Panthern und brunst-tollen Elefanten bespannt. Ihnen entgegen sammelt sich das Heer der Götter und Himmelgeister mit den Scharen der Kobolde, Un-holde und Nachtgänger; Yama reitet auf einem Büffelstier, der Feuergott auf einem Ziegenbock, Varuna, der Herr der Wasser, auf der Weltschlange Schescha, Kubera, der Herr der Schätze, fährt durch die Luft einher auf einem Wagen, den menschgestaltige Kobolde ziehen. Varuna führte einen silbernen Schwan, mit Perlennetzen behängt, als Feldzeichen, der Feuergott eine Rauch-säule, Yama einen Wolf aus Gold und Kupfer, goldene Löwen waren die Zeichen von Sonnen- und Mondgott, und Indra führte

einen goldenen Elefanten, mit Juwelen bunt besetzt und mit Yak-schweifwedeln geschmückt. In Einzelkämpfen und Massenschlachten ohne Maß bedrängen sich die feindlichen Heere; unter der heldischen Wut und den Zauberwaffen der Großen schmelzen die namenlosen Scharen der Kleinen, die ihren Heerbann bilden, dahin wie Butter in Feuer, wie Menschenmassen und Völker in Visionen möglicher Zukunftskriege entfesselter Chemie und Technik. Nacheinander werden Yama und Kubera, Sonnen- und Mondgott und die reitenden Zwillingsgötter kampfunfähig, schon ist Indra selbst bedroht, und das Weltall gerät aus Angst um ihn in Aufruhr — da entrafft sich Vischnu, als er diesen Stand der Dinge sieht, seinem magischen Yogaschlummer auf der Weltschlange und eilt den Göttern zu Hilfe.

Sein strahlender Glanz lenkt die Dämonen von Indra ab; Vischnu bekämpft ihre heldischen Führer mit wechselndem Glück, aber er vermag die meisten nicht zu erschlagen und weiß um diese Grenze seiner Kraft. Zwar fällt er Grasana mit seinem Wurfring, der ihm den Hals durchschneidet; dem Stierdämon Mahischa stopft er den weitaufgerissenen Rachen mit Pfeilen, aber als er davon zu Boden stürzt, spricht Vischnu zu ihm: „Du bist toll, du verdienst nicht durch meine Pfeile zu sterben. Vorzeiten hat dir Brahma verkündet, ‚ein Weib wird dich fällen‘ — mach‘ dich fort aus diesem Gemetzel!“ — So mahnt er den Dämon Schumbha, als er ihm Haupt und Arme mit seinen Pfeilen durchbohrt hat, daß ihn das gleiche Schicksal erwartet: von Parvatis Hand zu fallen, „ein Mädchen wird dich fällen“; aber er selbst kann ihn nicht bezwingen: „Verlaß die Schlacht, nicht verdienst du, Toller, hier zu sterben, — was verlangst du Verblendeter umsonst nach Kampf?“ — Zwei anderen Dämonen ist schließlich Vischnus Kraft nicht gewachsen: der Widergott Nimi trifft Vischnus Reittier Garuda mit der Keule aufs Haupt, und der Dämon Jambha schlägt Vischnu selbst mit einem Eisenriegel, der bunt wie eine Flut geschliffener Edelsteine glitzert, auf den Kopf; wie zwei mächtige Blitze stürzen die beiden von den grimmen Streichen getroffen zu Boden. Unterm Siegesjubel des Dämonenheeres entraffen sie sich ihrer Betäubung und fliehen abgewandten Gesichts aus dem Schlachtgetümmel.

Indra eilt dem Enteilenden nach und stellt ihn: „Was spielst du Gott mit diesen schlimmen Dämonen? Woher bei dir das Tun eines

Mannes, dessen Schwäche böse Menschen zu nutzen wissen? Ein Gemeiner, den der Starke übersieht, mißt sich selber Kraft bei, darum wird ein Kluger den Gemeinen nicht gefahrlos gewähren lassen, vielmehr: dank der Herrlichkeit ihrer Vorkämpfer mögen Wagenhelden den Sieg erringen. Wer war dir in Urzeiten Kampfgefährte, als du den Dämon, Goldaug' erschlugst, Gewaltiger? „Goldgewand“ prahlte mit seiner Kraft und blähte sich trunkenen Mutes — da geriet er an dich und erfuhr schmerzliche Verwirrung seines Bewußtseins. Auch die mächtigen Dämonenfürsten früherer Zeiten, die Götterfeinde, fielen alle dem Untergange anheim, wie Heuschrecken, die ins Feuer fallen; und Weltalter um Weltalter bist du ja der todbringende Endbereiter der Dämonen! So sei auch jetzt Schirm der Götter, die ertrinken!“ — Aber Vischnu weist ihm die Grenze der Götterkräfte: „Die Dämonen können ein jeder nur seines eigenen Todes sterben, unbesieglich ist Taraka, allein ein Knäblein von sieben Tagen kann ihn töten. Einer hat erlangt, daß er von der Hand einer Frau stirbt, einem anderen wird ein Mädchen den Tod bringen. Jambha freilich ist reif zum Tode, darum erschlag dieses Fieber der Welt mit deiner göttlichen Heldenkraft! Kein Wesen kann ihn töten außer dir, darum reiß der Welt diesen Dorn heraus!“

Aber auch dieser Sieg, dem Götterkönig verheißen, gelingt ihm nur nach wechselvollem Kampfe und unter Aufgebot vieler Zauberwaffen. Göttliche und dämonische Maya streiten wider einander: Indra gebraucht den Zauber der Seligen Himmelsgeister, die Gandharvenwaffe: da ist der Raum rings erfüllt von strahlendem Glanz, von wunderbar gestalteten Burgen der Gandharven mit vielen Wällen und Toren, die nach allen Seiten Geschosse regnen; aber der Dämon entsendet die Zauberwaffe „Keulenhafft“: da ist die Welt im Nu mit ehernen Keulen erfüllt, die unwiderstehlich rings mit einem einzigen Schlage wirken und die Gandharvenstadt samt ihren Götterheeren zermalmen. Da gebraucht Indra die Waffe des „göttlichen Werkmeisters“, sie schafft Gerüste rings mit schützenden Dächern, an denen die Wucht der keulenregnenden Waffe erlischt. Aber Jambha schleudert die Felsblockwaffe: ein Regen klapfergrößer Steinblöcke bricht los und zerschlägt die zauberischen Gerüste der Werkmeisterwaffe. Eine magische Blitzkeilwaffe aus Indras Hand zerreißt wiederum den Platzregen der

Steinblöcke, aber schon ist Jambha mit einer Schilfrohrwaffe zur Stelle, die das Heer der Feinde wie dürres Schilf in Flammen aufgehen läßt. Indra entsendet dagegen eine Feuerwaffe, um die Dämonen zu verbrennen, aber in flinker Geistesheile gebraucht Jambha die Varunawaffe, die Flammen zu löschen: rings füllt sich der Himmel mit Gewitterwolken voll zuckender Blitze und tiefem Paukenrollen, dick wie Elefantenrüssel schießen die Wasserstrahlen herab — da schafft Indra die Windgottwaffe, deren Atem die Wolken zerweht, daß der Himmel wieder fleckenlos wird wie das Blütenblatt eines blauen Lotos. Um die Dämonen vor dem furchtbaren Sausen dieses Windes zu decken, wandelt sich Jambha in einen riesigen Berg, aber Indra sendet einen demantenen Donnerstein auf diese Mayagestalt herab, daß rings die Schluchten und Wasserstürze am Bergleib des Dämons zerstieben.

Die Verwandlungskraft unbändigen Lebens in Gott und Dämon bleibt unerschöpflieh: Jambha verwandelt sich in einen riesigen Elefanten, der die Heere der Götter zerstampft, Indra gebraucht die Waffe des Löwenmannes: Löwen zu Tausenden wimmeln aus ihr hervor, mit Pranken wie Sägen, und zeigen in wieherndem Lachen die schwarzen Zähne. Sie zerreißen den Elefanten, da wird der Dämon zur Giftschlange mit hundert Hauben, ihr Gifthaut verbrennt die Götter, aber Indra greift zur Garudawaffe, tausend Garudas fliegen aus ihr auf, diese Sonnenvögel, Todfeinde der Schlangen, zerfetzen das vielköpfige Ungeheuer. Wieder entgeht Jambha seinem Untergang: er verwandelt sich in Rahu, den Dämon, der Sonne und Mond bei ihren Verfinsterungen verschlingt, und das Heer der Götter strömt mit seinen Streitwagen und Elefanten in seinen Rachen, dessen Gaumen sich dehnt wie der Abgrund der Tiefe. Indra ist ratlos: „Was bleibt uns übrig, das flugs getan werden müßte? Woran sollen wir uns halten, wenn wir mit diesem Dämon kämpfen wollen?“ Aber Vischnu spricht ihm zu: „Steh jetzt nicht kleinmütig und verzagt vom Kampfe ab, wachse schnell auf zu großer Maya gegen den Feind! Er ist von mir gezeichnet, meine Kraft ist der seinen gewachsen, gib dich keinem Wahn anheim, gedenke schnell meiner Waffe, o Fürst!“ Da trifft Indra den Dämon mit der Narayananawaffe, die Vischnus Kraft als Urwesen enthält, ins Herz; ein Schwall von Blut, der das Schlacht-

gefild erfüllt, strömt aus dem Dämon, und seine Mayagestalt löst sich ins Unsichtbare auf.

Aber aus dem leeren Raume regnet er einen Schauer von Waffen, der die Götterscharen verstümmelt und erschlägt. Der Boden wird schlammig von Fleisch und Blut, zu Teichen staut sich das Blut mit wirbelnden Fluten, Leichenhaufen türmen sich bergehoch, Leichname tanzen ohne Kopf, Schakale und Geier mästen sich an den Toten, Leichendämonen berauschen sich am Blut und feiern ihr Festmahl auf dem Schlachtfelde. Umsonst zielen die Götter mit wunderbaren Waffen in den Luftraum, den unsichtbaren Dämon zu treffen, schließlich wendet Vischnus Rat ihre Not: „König der Götter, sinne auf die Brahmawaffe, die todbringende, der keiner entfliehen mag!“ Da richtet Indra sein Sinnen auf diese Waffe, er verehrt den ewigen feindvernichtenden Pfeil und sammelt seinen Geist auf ihn, er legt ihn auf den unbezwinglichen Bogen, senkt seinen Geist in eins mit dem Zauberspruch, der die Kraft der Brahmawaffe in den Pfeil bannt, er richtet seine innere Schaukraft auf den Tod des Dämons und bringt, sein Innerstes anspannend, den Zauberspruch über seine Lippen. Er zieht den Pfeil auf der Sehne bis zum Ohr an und schießt ihn ab, mit aufwärts gerichtetem Blick folgt er seinem Pfad durch den Raum. Da verläßt der Widergott, als er die große Waffe auf sich gerichtet sieht, seine Maya und tritt auf die Erde: zitternden Gesichts, mit versiegender Kraft, den Leib von Beben erfüllt, empfängt er den tödlichen Schuß.

Sein Tod jagt die Dämonen in die Flucht: sie fliehen zu Taraka, aber nur um ihren Herrscher in die Schlacht zu ziehen. Der Unüberwindliche bringt die Entscheidung — das sieben Tage alte Kind, das ihn fällen könnte, ist ja noch nicht geboren. Vischnus unwiderstehlicher Wurfring zerschmettert an seinem Leibe wie eine Lotosblüte an einem Stein, Indras ehrfürchtig langgehegter Blitzkeil, auf dem seine Siegeshoffnung steht, zerburst an seiner Brust strahlensprühend in hundert Stücke, der Stab des Todesgottes saust auf das Haupt des Dämons nieder, aber er spürt es nicht. Taraka springt von seinem Streitwagen und erschlägt die Götter zu Myriaden mit seinen Händen und Sohlen; von seinen Pfeilen kampfunfähig, werden ihre Fürsten seine Gefangenen. Er fesselt Indra, Vischnu und die anderen Welthüter wie ein Viehschlächter seine Opfer. Gepriesen von den Dämonen, aufgeheiterter von Himmels-

frauen kehrt er heim in seine Stadt: Glück und Glanz der drei Welten ist bei ihm. Er setzt sich auf seinen Rubinenthron, auf einen Wink seines Hauptes meldet ihm der Türhüter: „Die gefesselten Götter stehen am Tor — was soll mit ihnen geschehen?“ Er gibt zur Antwort: „Wo es ihnen gefällt, mögen sie bleiben. Alle drei Welten sind mein Haus. Nur soll man ihnen unverweilt die Fesseln abnehmen.“

Die kosmische Oper martialischen Ringens ist verrauscht; was menschliche Vernichtungswut an grauenhaften Wirkungen, haarräubenden Überraschungen in einer Kultur ohne Technik und Chemie ersinnen kann, den Feind zu überwältigen, hat in ihr getobt — ohnmächtig wandern die Entthronten durch ihr Herrschaftsbereich, das ihr allumspannendes Gefängnis ward. Sie nehmen ihre Zuflucht zu Brahma und preisen ihn; der Weltentfaltende, dem Streit der Welt entrückt, hört die Klage der Götter und setzt sie auf die Fährte künftiger Wendung ihres bitteren Loses: „Nicht zu erschlagen von allen Göttern und Widergöttern ist Taraka; wer ihn erschlagen wird, ist noch nicht geboren in allen Welten. Durch Gewährung der Wahlgabe ihm schmeichelnd wandte ich ihn ab von asketischer Glut, die alle Welten zu verbrennen kräftig war, und er wünschte sich den Tod von der Hand eines sieben Tage alten Knaben. Dies Kind von sieben Tagen wird dem Friedebringer entstammen, sonnengleich wird es leuchten, noch aber ist Schiva ohne ein Gemahl. Mein altes Wort: „Die Göttin, die immer mit offen ausgestreckten Händen steht — offen ausgestreckt und Gabe verleihend ist immerdar ihre Hand“ — diese Göttin wird die Tochter des Himalaya werden, aus ihr wird Schiva, wie der Feuergott aus dem Reibholz den Funken, den Knaben erzeugen, der Taraka angreifen wird. Ich schuf den Weg, denn so wird es seinen Lauf nehmen. Und was der Dämon sonst an Macht entfaltet hat, wird ihm in den Untergang folgen — nur einen Tropfen Zeit noch sehet ihm unbesorgten Sinnes zu!“

So sprach der Lotosgeborene zu den Göttern; sie fielen zu seinen Füßen nieder und machten sich auf zu Schiva. Als sie gegangen waren, gedachte der Ältervater der Welten in seinem Geiste der Nacht, seiner erstgeborenen Tochter: da trat die erhabene Nacht aufwartend vor ihn hin, er schaute sie an und sprach abseits in der Stille zu ihr:

„O Nacht, ein großes Werk steht den Göttern bevor; du mußt es wirken, Göttin, vernimm des Werkes Plan! Der Dämonenherrscher Taraka, ein feindliches Gestirn für die Götter, ist unbesiegt. Ihn zu vernichten, wird Schiva einen Sohn erzeugen, der wird ihm das Ende bringen. Aber die Tochter Dakschas, die Reine, die seine Gattin war, starb aus Zorn in einem früheren Geschehen. Sie, die Weltenfrau, wird die Tochter des Himalaya werden. Von ihr verlassen fand Schiva alle drei Welten leer, Glut in Askese sammelnd haust er in einer Schlucht des Himalaya und erwartet ihre Wiedergeburt. Aus beiden, die in voller Glutkraft glühen, wird der Starke kommen, der Taraka Vernichtung bringen wird.“

Eben geboren, wird die Göttin klein an Einsicht sein und ein leidenschaftliches junges Weib. In ihrer Verlassenheit hebt sie sehnüchtig die Kehle und verlangt inbrünstig mit Hara vereint zu sein. Wenn beide in voller Glut der Askese geglüht sind, werden sie sich vereinen, du Strahlenantlitz! Dann aber wird zwischen beiden sich ein kleiner Wortstreit erheben, und ungewiß scheint, was mit Taraka geschehen wird. Darum, wenn beide von Verlangen nach Liebeslust ganz voll sind, vernimm, wie du Störung zwischen ihnen schaffen sollst: während die Göttin noch im Leibe ihrer Mutter wohnt, färb' sie mit deinem Dunkel! Darob wird Schiva im Scherze von ihr ablassen, darüber erzürnt, wird die Reine ihn schelten und verlassen, um sich asketischem Glühen zu weihen. Der Sohn in unermessenem Glanze schön, den sie aus solcher Glut Schiva gebären wird, wird wahrlich der Töter der Götterfeinde sein.

Auch du wirkst mit am Tode der Dämonen, die aller Welt kaum besiegbare sind; solange aber die Reine nicht Fülle alles Schönen an ihrem Leibe vereinigt hat, solange wirst du, ihr vereint, die Dämonen nicht erschlagen können. Ist's so vollbracht, hat die Weltentfaltende und Welteinraffende in Glut geglüht und ihr Gelübde erfüllt, dann wird sie ihre eingeborene Farbe erlangen. Und dein eingeborener Leib wird sie sein: einig und teillos, du aber wirst mit einem Teile deiner Gestalt in Uma sein. Als einig und teillos wird die Welt dich, Gabenschenkende, verehren! Vielgestaltig zerspalten allerwärts wandelnd bist du Wunscherfüllerin: als heilige Weise Gayatri, deren Angesicht der OM-Laut ist, verehren dich die Kinder der heiligen Wissens, als sieghaft überwältigende Kraft die langarmigen Könige. „Du bist die Erde“, sagt der Bauer und nennt dich

seine Mutter, als Schivas Frau verehren dich die Unterworfenen. Unerschütterliche Ruhe bist du den Heiligen, all-liebendes Gefühl den Selbstbezwinger, Weltklugheit, in die alle Mittel und Wege zusammengemolken sind, bist du den schlängelhaft Klug-Gewandten. Du bist klare Sonderung des Sinns, bist Sehnen, das Atmenden im Herzen liegt; du bist Erlösung allen Wesen, bist der Gang aller Körperhaften, Ruhm der Ruhmreichen, Gestalt aller leibhaften Wesen. Du bist die Lust der in Liebe Entbrannten, bist Freude in denen, die beglückt ihr Liebstes schauen, bist Liebreiz der Geschmückten, bist Frieden der schwer Ringenden. Du bist schwindelnde Betörung All-erkennender, bist der Gang der Opferfeiernden, bist der Weltmeere große Dünung und die Anmut der in ihren Reizen Spielenden. Du bist Ursprung aller benannten Dinge, bist Bestand, der die Welten schirmt, und bist die Dunkelnacht des Todes, die alle Welten und Wesen vernichtet. Du schenkst, o Nacht, die Seligkeit der Umhalsung Liebender: so wirst du mit zahllosen Gestalten in der Welt verehrt. Die dich preisen, Gaben-schenkende, oder dir Verehrung bezeigten, erlangen alles, was sie wünschen, das ist gewiß.“

So sprach Brahma zur Göttin Nacht, und sie antwortete ihm „Ja“ mit ehrfürchtig vereinten hohlen Händen. Sie eilte ins herrliche Haus des Himalaya und fand dort an einer juwelenen Wand Mena, die Gattin des Himalaya, sitzen. Ihre Haut spielte ins Weiße, sie saß ein wenig geneigt unter der Last ihrer steilen Brüste mit blau-dunklen Spitzen. Könige unter Zaubersprüchen, von starken Heil-kräutern umringt, warteten ihr auf, als Leibwache bäumten sich große Schlangen empor. Juwelenlampen in Scharen erhellten mit ihrem Blitzen den Palast, Verklärte und geistgeborener Hofstaat erfüllten ihn rings. Als mählich der Tag entschwunden war, breitete die Nacht sich weit in Menas Palaste; die Männer schliefen zumeist, die Frauen des Gefolges überkam der Schlummer. Hell schien der Mond, Nachtvögel schwirrten, an Kreuzwegen sammelten sich nächtlich streifende Unholde, in enger Umhalsung hingen Liebende an der Geliebten: da drang die Nacht in Menas Mund hinein, und Menas Augen zitterten ein wenig. Überlang dehnte sich die Vereinigung der Nacht mit der künftigen Mutter der Weltenmutter, mählich drang die Nacht in die Tiefe ihres Leibes, und ihr war dabei, als ginge sie einer neuen Geburt entgegen: so

färbte die Nacht die Haut der ungeborenen Göttin im Mutterleibe dunkel.

Sie ward geboren, und die Wesen aller Welten, was immer ruht und sich regt, wurden von Glück erfüllt. Auch Wesen in Höllenwelten empfanden hohe Freude, wie selige Welten sie kennen, und der Sinn grausamer Geschöpfe ward friedestill. Die Himmelslichter strahlten, die Gewächse der Wildnis standen vor Lust gereckt, Früchte füllten sich mit Süße, Blütenranken dufteten, und das Himmelszelt war fleckenlos klar. Lind strich der Wind, lieblich waren die Fernen, schimmernd in Fülle fruchtreicher Ernten, die Erde prangte reisbekränzt. Es war eine Zeit, wo langgehäufte Glüten selbstbezwungener Asketen endlich Frucht trugen, vergessene heilige Lehren wieder ans Licht traten, und die Wunderkraft bedeutender Wallfahrtsorte höchst heiligend wirkte. Im Luftraum schwebten Götter zu Tausenden in ihren Wagenpalästen einher und sandten einen Blumenregen auf den Himalaya hernieder, hohe Selige sangen, und Scharen von Himmelsfrauen tanzten. Leibhaft kamen von allen Seiten die gewaltigen Berge, der Weltberg Meru ihnen voran, und Ströme und Meere zum hohen Freudenfest mit Weihgaben in Händen.

Mählich wuchs die Göttin als Tochter des Himalaya heran; sie glich der Göttin der Schönheit und vereinte die Eigenschaften der Götter, Himmelsgeister und Schlangen mit den Kräften der Erde. Götter lenkten ohn' Ermüden ihr Reifen, ihr eigenes Wesen schritt ihnen voran.

Indes gedachte Indra in seinem Geiste Naradas, des göttergeliebten Heiligen, der Aufträge schnell vollzieht; der nahm sein Gedenken wahr und kam zu ihm. Indra sagte ihm: „Da ein Halm des Wohlergehens in der Dreiwelt erkeimt ist, sei unverdrossen, Heiliger, zu wirken, daß er Frucht trage. Zwar weißt du alles, doch macht es den Planenden hochzufrieden, wenn er, was ihn bewegt, den Freunden vertraut. Alle, die auf unserer Seite sind, sollten sich bemühen, die berggeborene Göttin und Schiva zu vereinen.“

Narada begab sich zum Himalaya, und der Berg empfing ihn gebührend. Auch Mena kam, im Wunsche, den hohen Heiligen zu sehen, mit ihrer Tochter und nur wenigen Begleiterinnen. Schamhaft und ehrerbietig neigte sie sich vor dem willensgewaltigen

Heiligen und empfing seinen Segen; die göttliche Tochter schaute staunenden Sinnes den großmächtigen Seher, und „Komm näher, Kind“, sprach Narada zu ihr mit weicher Stimme, — sie aber schlang den Arm um ihres Vaters Hals und barg sich auf seinem Schoße. Die Mutter verwies sie: „Tochter, verehre den Ehrwürdigen, davon wirst du einen Gatten erlangen, wie er dir lieb ist!“ Aber Uma bedeckte schamhaft ihr Gesicht mit dem Saum ihres Kleides, neigte ein wenig das Haupt und sprach kein Wort. Da sagte die Mutter: „Kind, verehre den göttlichen Seher, dann schenk' ich dir etwas Schönes, ein Spielzeug aus Juwelen, das ich schon lange für dich aufgehoben habe“ — da ergriff die Tochter geschwind die beiden Füße des Heiligen und verehrte sie stumm, ihre Hände wie einen Lotoskelch zum Haupte führend.

Als sie den Heiligen verehrt hatte, drängte die Mutter sacht, durch den Mund einer Freundin vom Heiligen glückverheißende Zeichen am Leibe ihrer Tochter zu erfragen, aus Wißbegier und weil sie um ihrer Websnatur willen vorsorgende Gedanken um die Tochter im Herzen trug. Der Berg erkannte, was seine Gattin insgeheim bewegte, und meinte, dies füge sich erwünscht; und von der Freundin nach dem künftigen Gatten des Mädchens befragt, gab der Heilige lächelnd zur Antwort: „Nicht geboren ist ihr Gemahl, und dieses Mädchen, aller Zeichen bar, wird immerdar die Hände ausgestreckt halten und wird mit Strahlen, die ihre Füße umspielen, in ihrem eigenen Spiegelschimmer stehen — was ist da sonst viel zu sagen?“ —

Diese Worte versetzten den Himalaya in große Bestürzung: „Du hast mir eine Fülle von Fehlern am Leibe meiner Tochter gesagt — oh, ich komme von Sinnen, ich verdarre, ich verwelke und gehe zu grunde, Narada! Du hast gesagt, ‚nicht geboren ist ihr Gemahl‘ — dieses Unglück ist unwägbar, untragbar! Du sagst, ‚sie wird die Hände ausgebreitet halten‘; aber das gilt doch für Hilfesuchende, nirgendwann aber für Schenkende, die in Herrlichkeit aufgestiegen und mit Gut gesegnet sind. Du sagtest, ‚ihre Füße werden von ihrem eigenen Spiegelschimmer umspielt sein‘ — auch daraus glänzt mir keine Hoffnung auf Glück entgegen. Und was so andere Zeichen am Leibe sind, die im einzelnen Früchte des Lebens verheißen: Glück, Reichtum und Söhne, und die von der Länge des Lebens und dem Erlangen eines Gatten sprechen — aller dieser ist

sie bar, sagtest du! Darum komme ich von Sinnen, und das Herz will mir zerreißen.“

Aber Narada tröstete ihn lächelnden Mundes: „Nicht geboren ist ihr Gatte, denn er ist Urstand alles Erstandenen, Wesenden und künftig Erstehenden, er ist Zuflucht, Lehrer und höchster Herr. Brahma, Vischnu, Indra und die Heiligen sind, mit Geburt, Alter und Tod geschlagen, allesamt Spielzeuge dieses Höchsten; seinem Willen entworden west Brahma als Walter der Welten, ersteht Vischnu Weltalter um Weltalter riesigen Leibes in mancherlei Geburt. Was von Brahma zuhöchst hinab bis zu Halm und Stein ewiger Kreislauf des Lebens genannt wird, dreht sich willenlos um sich selbst, von Geburt, Tod und Leid beklommen; der Große Gott aber, unerschütterlich und starr, wird nicht geboren, noch zeugt er, alterslos: er, der fleckenlose Beschirmer der Welt, wird ihr Gemahl sein. Ich sagte, ‚die Göttin ist der Zeichen bar‘ — vernimm die gültige Deutung meines Wortes! Ein Zeichen ist ein Mal vom Schicksal her, das an des Leibes Teilen haftet, es offenbart die Lebensdauer und das Maß von Gut und Glück. Für dieses Glück ohne Ende und Maß gibt es kein Mal am Leibe, das sein Zeichen wäre — darum findet sich keines an ihr. — Ich sagte, ‚immerdar werden ihre Hände ausgebreitet sein‘: ausgebreitet, Gaben gewährend ist jàllzeit die Hand dieser Göttin; Göttern, Widergöttern und Heiligen wird sie Gaben nach Wahl gewähren. Wenn ich weiter sagte, ‚ihre Füße werden von ihrem eigenen Spiegelschimmer umspielt sein‘ — vernimm was das meint: ihre Füße, die wie Lotosblüten schimmern und mit durchsichtig-hellen Nägeln strahlen, werden von den Juwelendiademen der Götter und Widergötter, die sich vor ihnen neigen, in vielerlei Farben glänzen, widergespiegelt im eigenen Schimmer, denn sie ist die Gattin des Höchsten in aller Welt. Gebärerin der Ordnung aller Welt, die alles Gewordene werden macht, erstand sie in deinem Reiche, um es zu heiligen. Darum richte du es gebührend, daß sie alsbald mit dem Gotte vereint wird, der den Bogen führt — Großes, Unermeßliches ist den Göttern daran gelegen!“

Als der Himalaya all das von Narada vernommen hatte, wähnte er sich neugeboren, er dankte dem Heiligen und pries ihn; Narada aber nahm Abschied von ihm, eilte zu Indra, berichtete ihm alles und gab ihm den Wink: „Nun ist der Augenblick für den Liebesgott gekommen.“

Widerwillig vernahm der Liebesgott Indras Befehl, das Herz Schivas mit seinem Blumenpfeile zu rühren; er ahnte, daß dieser Auftrag über seine Kräfte ging. Aber er mußte gehorchen; er nahm sich „Honigrausch“, den Lenz, und seine Gattin Rati, die „Liebeslust“, zu Gefährten und brach zum Gipfelande des Himalaya auf. Er kam zur Einsiedelei des Herrn aller Wesen, die, Lebenssaft aller Erde, von schlanken Fichten eingehetzt war. Friedvoll ergingen sich dort die Geschöpfe, Tiere der Berge tummelten sich, Schlingpflanzen mit vielerlei Blüten spannen ihre Netze, ruhevoll weideten Stiere auf blaugrünen Hängen.

Der Liebesgott erblickte einen strahlenden, schönen Mann, der war wie ein Zwilling des dreiäugigen Schiva, es war Viraka, der „Heldenhafte“. Seine Mähne geflochtenen Haars war rotgelb wie Blütenfäden von Safran, als Torhüter hielt er gesammelten Sinnes ein Bambusrohr in Händen, grimme Schlangen umwanden ihn als Schmuck. Schritt um Schritt sich nähernd, erblickte der Liebesgott dann Schiva selbst. Er hielt die Lider gesenkt über seinen schlummerlosen Augen, die wie dunkelblaue Lotosblütenblätter schimmerten, und blickte starr auf seine Nasenspitze. Er strahlte rötlich unterm Feuer des Atems, der aus den Schlangen schnob, die sein Ohrschmuck waren. Die Fülle geflochtenen Haars hing ihm rings wie Flaschengurken um den vibrierenden Schädel, er saß in der Mitte der Ringe, zu denen sich der Schlangenkönig Vasuki zusammengerollt hat, um ihm einen Yogasitz zu bieten. Schlangenwesen waren sein Schmuck, sie standen aufrecht auf ihren Schwanzspitzen und hielten die Hände verehrend erhoben.

Da ging der Liebesgott ins Summen der Bienen ein und drang mit diesem wunderbaren Geschoß durchs Tor des Ohres in Schivas Sinn. Als der Friedebringer den süßen Laut vernahm, in dem der Liebesgott sich barg, gedachte er liebeentzündeten Sinnes der Tochter Dakshas. Da zog sich die fleckenlose Sammlung völligen Versunkenseins mählich von ihm ab, seine Sammlung nahm die augenfällige Gestalt seines Wunschziels an; dann ward er ganz zu diesem Wunschbild: er bestand aus ihm, und sein Inneres war von Störung bedeckt. Aber dank der Willensgewalt, mit der er sich selbst besaß, ward er sich dieses Wandels bewußt, in dem der Liebesgott wirkte. Leis erfüllte ihn Zorn. Er hielt sich an seine Stetigkeit, hüllte sich ganz und gar in die Maya seines Yoga, um

die Gegenwart des Liebesgottes zu vertreiben. Da faßte den Liebesgott flammendes Feuer, als Schivas Maya ihn durchdrang, aber er rettete sich: er floh aus Schiva hinaus und nahm draußen seinen Stand, sein herzlieber Freund „Honigrausch“ trat ihm zur Seite. Er sah ein liebliches Blütenbüschel vom Mangobaum, das ein linder Wind herabwehte, das schoß er als betörenden Pfeil auf Haras Brust. Vom Blumenbogen fuhr der große Pfeil, scharf, schlank und betörend, in Schivas reines Herz. Ins Herz getroffen ward Schiva wirr an seinem Leibe, und, wenn auch stät wie ein Berg, ward er der Liebe geneigt. Aber Herr seiner Gefühle, geriet er nicht in Erregung. Er wandte sich der äußereren Vielfalt zu, aus der die Störung kam, drohend ging von seinem Munde ein Murren, das dem Feuer seines Zorns entquoll, und sein drittes Auge, das fürchterlich die Welt im Weltbrand-Ende zusammenrafft, schwoll Glut. Weit riß er das Auge gegen den Liebesgott auf, der vor ihm stand, und — die himmelthronenden Götter schrien vor Entsetzen auf! — traf ihn mit einem Strahl seines Auges: da verbrannte der Gott, der die Liebenden keck macht, in einem Augenblick zu Asche.

Das Feuer, das aus Schivas Auge sprühte, drohte die ganze Welt zu verzehren, aber um der Welt willen verteilte er es auf Mango, Honig und Mond und andere freundliche Gottheiten, auf die Bienen und die Gesichter der Kokilvögel. Dies scharfe Feuer, das den Liebesgott suchte und ihn verbrannte und das Schiva durchdrang, verteilt sich aufwühlend in aller Welt und breitet sich un widerstehlich aus, innerlich strömend, von Leidenschaft und Neigung entflammt. Wenn es das Herz der Liebenden erreicht, das Zärtlichkeit durchtränkt, flammt es furchtbar Tag und Nacht: unheilbar, ganz zehrender Mund.

Als die „Liebeslust“ den Liebesgott zu Asche verwandelt sah, klagte sie bitter um ihn mit „Honigrausch“. Sie bestäubte sich den Leib mit seiner herzlieben Asche und fiel anbetend vor Schiva in die Knie, pries ihn und beschwore ihn: „Schenke mir Ruhmesfülle des Liebesgottes, wieder leben soll der Gott der Liebe! Wen Liebenvollen unter allen, denen Leben lieb ist, gibt es außer dir in allen Welten? Herr der geliebten Frau, Ursprung alles Lieben, der Fernstes und Nächstes in kreisendem Wandelspiel führt — du ganz allein bist der Beschützer der lebendigen Welt; mitleidsvoll entwurzelst du die Angst deiner Gläubigen!“

Da blickte Schiva sie mild an und verhieß ihr: „Und er wird wieder da sein, dein Liebesgott — es wird nicht lange währen; leiblos wird er wieder erstehen und als der ‚Leiblose‘ in allen Welten berühmt sein.“ Auf diese Worte neigte die Liebste des Liebesgottes ihr Haupt verehrend, dann ging sie in ein liebliches Wäldchen des Himalaya; an lieblicher Stätte weinte die trauernde Rati viel, aber ihr Entschluß, zu sterben, war durch Schivas Verheißung ausgelöscht.

Indes schmückte der Himalaya, angetrieben durch Naradas Worte, seine Tochter bräutlich und machte sich auf mit ihr, sie dem ‚Berggelagerten Gott‘ zu bringen. Er schritt mit ihr durch Wälder und Haine, da fand er an einem Hange eine weinende Frau von unglaublicher strahlender Gewalt, kein Weib war ihr an Schönheit gleich: es war Rati. Auf seine Frage nach ihrem Kummer erzählte sie ihm vom flammenden Zorn des göttlichen Asketen, da wandte sich der Berg angstschreckt, nahm seine Tochter bei der Hand und wollte umkehren. Aber seine Tochter riß sich los und rief: „Was tu‘ ich mit meinem unglückseligen Leibe? Wie wird solch ein Glück erlangt, daß er mein Gatte wird? Durch Glutgewalten erlangt sich Ersehntes, nichts ist unerlangbar für den Glühenden. Unnütz gibt sich die Welt mit Unglücklichsein ab, es gibt ja den Weg des Vollbringens. Besser als das unselige Leben eines, der keine Glut in Askese schafft, ist es zu sterben. Ich aber werde leben — da ist kein Zagen —, mit Entsaugungen laß ich meinen Leib dorren. Hier will ich Glut in Askese schaffen — hab‘ ich sie erreicht, bin ich schwer zu erlangen!“

Der König der Berge ward von Zärtlichkeit beklommen und sprach mit zitternder Stimme zu ihr: „O nicht! — u ma — du ungestümes Kind, dein Leib hält asketische Gluten nicht aus; künftige Dinge muß man reiflich erwägen, wir wollen nach Hause gehen, dort will ich nachdenken.“ — Sie wollte ihm nicht folgen, und er drang in sie — da erscholl eine Stimme vom Himmel: „Weil du zu deiner Tochter sprachst: ‚O nicht — u ma —‘ soll ihr Name Uma sein. Und die Vollendung, auf die sie sinnt, wird sie leibhaft an sich vollenden.“

Auf dieses Wort vom Himmel ward der Berg blaß wie hellweißes Riedgras, ließ der Tochter ihren Willen und begab sich nach Hause. Sie aber ging zu einem Berg, der selbst Göttern unzugänglich war,

von vielen Gesteinen und Erzen geschmückt, dort sah sie einen breitästigen Baum mit grünem Laube, der zu allen Jahreszeiten blühte und wie hundert Wunschbäume strahlte. Unter ihm legte sie Gewand und Schmuck ab, hüllte sich in ein Bastkleid und flocht sich einen Gürtel von Gräsern. Dreimal des Tages badend, nur vom wilden Reis der Regenzeit sich nährend, brachte sie dort einhundert Herbste zu, hundert Herbste lebte sie nur von einem dünnen Blatt, hundert blieb sie ohne Nahrung: so ward sie ein Hort aller asketischen Glutgewalten.

Da gerieten alle atmenden Wesen außer sich vor dem Feuer ihrer Glutkraft. Indra aber gedachte der Sieben Heiligen, da kamen sie und fragten nach seinem Begehr; er gab ihnen den Auftrag: „In furchtbarer Askese glüht die Tochter des Himalaya; ihr sollt den Wunsch, den sie im Herzen hegt, erfüllen.“ Da flogen die Sieben Heiligen zur Göttin und fragten sie: „Tochter, Lotosäugige, hast du einen Wunsch bei dir beschlossen?“ — Parvati schwieg, aus Ehrfurcht erst, dann aus Scham, schließlich bekannte sie: „Erhabene, Ihr erkennt, was geistig in atmenden Wesen liegt. Ich verlange das Unmögliche, ich habe mich darauf gesammelt, Schiva zum Gatten zu bekommen, der, schon von seinem Wesen her unnahbar, jetzt noch in glühende Askese versunken ist. Götter und Dämonen können ihn nicht ergründen, und jetzt hat der Verlangenslose auch noch den Liebesgott zu Asche verbrannt — wie könnte meinesgleichen Gunst finden bei seinesgleichen: bei Schiva dem Herrn?“

Die Heiligen antworteten ihr: „Zweierlei Seligkeit nur, o Tochter, wird in den Welten erfahren, dank der Freuden dieses Leibes und in erlösender Ruhe des Geistes; Schiva aber — so ist sein Wesen — ist in den leeren Raum gewandet und furchtbar. Er schläft auf Leichenplätzen, die Schädelsschale in der Hand geht er bettelnd und nackt, er ist mißschaffen mit seinen drei Augen und ist starren Tuns. Er gleicht einem Trunkenen und Tollen, alles Abstoßende vereint er in sich. Welchen Nutzen erhoffst du dir von diesem Asketen, dem leibhaften Unnutzen? Verlangt dich nach Freuden deines Leibes? — Wie kämen sie dir von dem Fürchterlichen, der Ekel schafft? Er schmückt sich mit Schädeln, die von Blut und Hirn triefen, grausig ist sein Schmuck aus grimmen, schnaubenden Schlangen, und fürchterliche Quirlgeister sind sein Gefolge.“

Die Heiligen priesen ihr Vischnu und Indra, Wind und Feuer oder den Gott der Schätze als Gatten, sie aber sprach mit zornroten Augen und sprühenden Lippen: „Welch Gefallen liegt im Ergreifen des Wesenlos-Unwirklichen? Wer sandte die zum Verkehrten raten auf den Pfad des Guten? Meint Ihr, ich sei so arm an Einsicht, so töricht, das Wesenlose zu ergreifen und hinzutreten, wo kein Stand ist? Ihr seid allschauend, wißt Ihr nicht um den ewigen Gott: ungeboren, unentfaltet, unermessen im Aufgang seiner Größe? Ich will nicht rühren an die wunderbare Verkündung des wahren Wesens seiner Eigenschaften, auch die Herrscher der Götter, Vischnu und Brahma, wissen nicht um sie. Was aber aus seiner Kraftentfaltung von selbst erstand, zu Wesen und Welten sich auftat, allen Wesen offenbar — wißt Ihr auch darum nicht? Wessen Leib ist das Himmelsgewölbe, das Feuer und der Wind? Wessen die Erde und das Weltmeer, wessen Augen sind Sonne und Mond? Wessen Linga verehren Götter und Widergötter voll gläubiger Hingabe in ihren Welten, wen nennen Brahma und Indra, Götter und Seher den ‚Herrn‘? Fürwahr, ihr Gesegneten, mich verlangt nicht nach der himmelbewohnenden Götter einen, die allesamt nicht lauter sind und recht arm an Fülle des Seins — es sei denn nach dem bogentragenden Schiva. Zu ihm habe ich meine Zuflucht genommen, und dieser mein Entschluß gilt auf lange und ist jenseits seines Widerspiels. Geht von hinten oder bleibt nun hier, ihr Heiligen, und verfügt über mich.“

Als sie so sprach, füllten sich die Augen der Heiligen mit Tränen des Glücks, sie schlossen die Glühende in ihre Arme und priesen sie dankerfüllt: „Um die Festigkeit deines Entschlusses zu prüfen, sind wir gekommen; nicht lange mehr, und dein Wunsch wird sich erfüllen. Wie wäre die Sonne ohne Strahlenkraft, Juwelen ohne Schimmer — wie wärest du ohne den ‚Berggelagerten Gott‘? Wir gehen, ihn auf vielfältigem Wege zu bitten, denn auch uns webt dieses Ziel mächtig im Herzen. Du allein aber hast es erkannt und weisest den Weg, darum wird auch der ‚Friedebringer‘ gewiß vollziehen, was geschehen muß.“

So sprachen sie und eilten zu Schiva. Sie durften ihm nahen, als er am Abend seine Versenkung beendete und zur Ganga baden ging; sie priesen ihn und sprachen: „Jetzt sind wir wirklich am Ziel, nun wird der Götterherrscher der Freier sein; ein Mädchen

wird seinem Gatten übergeben werden, die Frucht seiner Glutgewalt ward vom lauteren Wasser deiner Gnade getränkt! Heil dem Himalaya um seines Kindes willen! Taraka, der alle Götter Entwurzelte, erlebt seine Ernte; wenn er den Sohn erblickt, der von dir kommen wird, muß er aus seinem Leibe scheiden! Du wirst wirken am Haupt der lebendigen Welt mit der Kraft, die lebendige Wesen wirkt: du wirst zeugen — davon wandeln wir stolz wie Indra einher!“

Schiva lauschte ihren verehrenden Worten und gab ihnen lächelnd zur Antwort: „Ich weiß, was wahrhaft in der Not der Welt getan sein will, weiß, was mit der Tochter des Himalaya geschah, und weiß um ihren Willen. Wahrhaftig alle recken sehnsuchtsvoll die Hälse, die um die Sache der Götter sich mühen, eilends regt sich ihr Sinn — aber es gilt zur Tat zu machen, was Wunsch ist. Die hohen Weltüberschauenden aber sind es, die den gängigen Wandel der Welt befolgen sollen; weil sie der geltenden Ordnung dienen, wandeln die anderen ihrem Beispiele nach.“

Da eilten die Heiligen zum Himalaya und meldeten ihm: „Leibhaftig verlangt der Dreizacktragende Gott deine Tochter zur Frau, heilige dich selbst, indem du sie ihm schenkst! Daß dies geschehe, beschäftigt die Götter schon lange; um die Welt aus ihrer Not zu reißen, geschehe das große Beginnen!“

Als sie so zu ihm sprachen, befiehl den Berg ein Freudenschauer, und er brachte kein Wort hervor. Aber Mena, liebevoll um ihr Kind besorgt, sprach beklommen: „Eben weswegen man sich die Geburt einer Tochter nicht wünscht, mag sie gleich große Frucht bringen, das steht uns nach dem Gange der Dinge jetzt bevor. Einen Freier aus gutem Hause, jung und schön, reich und glückhaft, soll man zu sich rufen und ihm die Tochter geben, ohne daß er zuvor darum bat, so heißt es — wie soll da die Tochter zu dem Fürchterlichen gehen, der alle Art von Askese auf sich häuft?“ — Aber die Heiligen, voll erhabenen Sinnes, besänftigten ihr Weibsgemüt: „Erkenne die höchste Herrschergewalt des ‚Friedebringers‘ daran, daß Götter und Widergötter höchstes Genügen darin finden, seine Füße zu verehren. Eben wie es ihm angemessen ist, glüht dein Kind, um ihn zu erlangen, lange schon in furchtbarer Askese, und eben auf diese Weise wird sie selige Erfüllung finden.“

So sprachen sie und holten Uma ins Haus ihres Vaters. Dort meinte die Reine, von betörender Sehnsucht nach Schivas Anblick verzehrt, die Nacht währe zehntausend Jahre. Der nächste Morgen schon sah die Hochzeit der beiden, sie setzte Götter und Wesen in freudigen Aufruhr. Indes die Götterfrauen mit glückhaften Bräuchen, Schmuck und Geschenken um die Braut bemüht waren, warteten Götter und Heilige, Kobolde, selige Geister und Schlangen Schiva auf dem Berge „Duftberauscher“ auf; Brahma knüpfte ihm mit eigner Hand die Mondsichel ins geflochtene Haar, Indra reichte ihm ein Elefantenfell mit brunstschiweißbedecktem Lotosgesicht und schmertriefenden baumelnden Füßen, der Windgott schmückte seinen milchweißen Bullen Nandin, indes Yama dem Gotte silberhelle Asche von Scheiterhaufen als Schminke bot. Die sieben Weltmeere traten als Spiegel vor ihn hin, und Vischnu kniete vor ihm nieder und sprach: „Schön bist du in deiner Gestalt, die alle Welt mit Seligkeit beschenkt!“ Die Muttergöttinnen sandten die Göttin „Liebeslust“ zu ihm, die des Wittums Zeichen trug, und da sie an den Zurüstungen sahen, „die Zeit ist da“, sprachen sie voll Eifer mit lachendem Antlitz: „Rati, die Liebeslust, steht vor dir, nicht scheint sie vom sinneberauschenden Liebesgottes verlassen.“

Aber Schiva wehrte sie von sich ab und gab mit den Fingern der Linken ungeduldig das Zeichen zum Aufbruch: ihn verlangte, das Angesicht der Bergstochter zu schauen. Dann trieb er den großen Bullen, der weiß wie die Schluchten des Himalaya war, mit sanften Peitschenschlägen an, das laute Gewimmel seiner Scharen hing gebannten Blickes an ihm, und die Berge erbebten unter ihm, wie von Blitzen getroffen. Vischnu zog ihm schnellen Schrittes vorauf, Götter und Wesen folgten ihm rauschenden Zuges zum Palast des Himalaya. Als die Stadt des Herrschers der Berge des einziehenden Schiva ansichtig ward, geriet die festlich geschmückte in Aufruhr, ihre Straßen wimmelten von Volk, die Fenster der Häuser waren von Augen der Götterfrauen erfüllt wie von Ketten dunkelblauer Lotosblüten, alle wollten Schiva sehen, und als sie ihn erblickten, sprachen sie: „Herrlichste Frucht trägt ihre Geburt der Bergesstochter, daß der ‚Friedebringer‘ sich ihr naht!“

Der König der Berge neigte sich ehrfürchtig vor Brahma und begrüßte die Götter, die mit ihm kamen; dann vollzog Brahma

selbst ohne Fehl vor dem Feuergotte als Zeugen mit den üblichen heiligen Sprüchen und Bräuchen die Feier des „Handergreifens“, in der Schiva die Hand der Göttin nahm. Der König der Berge war der ‚Gebende‘, der die Braut dem Gatten übergab, Brahma mit den vier Gesichtern war der Priester, Freier war Schiva, Braut war die Göttin: das Quirlholz, aus dessen Schoß das Feuer des Alls quirlend erzeugt wird. Und alle Wesen gaben das Hochzeitsgeleit.

Danach erhob sich Schiva, der Allverzehrer, langsam und vollzog mit seiner Gattin das Zeremoniell der Heimführung, wie es Brauch ist: vom Himalaya mit der Gastgabe beschenkt, von den Götterscharen unterhalten, verbrachte er daselbst mit seiner Gemahlin die Nacht; am anderen Morgen weckten ihn die Götter mit Preisliedern, Gesang der Himmelsgeister und Tanz der Himmelsfrauen. Im Morgenlichte nahm er mit Uma Abschied vom Könige der Schneegipfel und begab sich mit seiner Gattin auf seinem windschnellen Stier zum Berge Mandara. Als er aber von dannen zog, fanden der Berg und die Seinen keine Freude — denn wo in der Welt wäre wohl ein Brautvater nicht sorgenvollen Sinnes?

Auf dem Berge Mandara entließ Schiva die Unsterblichen, die ihn geleitet hatten, und betrat seine Stadt, die — lang nach seinem Sinn entworfen — mit Toren aus Bergkristall, von Gold und Juwelen prangte. Dort weilte er mit Uma in lieblichen Lusthainen und abseits gelegenen Wäldern, das Herz hochrot von Lust, mit der Göttin vereint; der Liebesgott, der den Delphin im Banner führt, schritt ihnen vorauf. So verging viel Zeit, da verlangte die Bergstochter nach Söhnen. Im Kreis ihrer Freundinnen trieb sie ihr Spiel mit Kinderpuppen; einmal, als sie den Leib mit duftendem Öl eingerieben und, um ihn zu reinigen, mit Puder bestreut hatte, nahm sie, was beim Abreiben der Glieder entstand, und formte ein Männlein mit einem Elefantenkopf daraus. Zum Spiel legte sie die Puppe ins Wasser der Ganga, die Schivas Gefährtin ist — da wuchs der kleine Mann und erfüllte die Welt mit seinem riesigen Leibe. „Sohn“ sagte die Göttin zu ihm, und „Sohn“ sagte die Ganga, und als „Kind der Ganga“ ward der Elefantenköpfige Gott von den Göttern verehrt. Und Brahma machte ihn zum Herrn über alle Widrigkeiten und Hindernisse.

Abermals trieb die schöne Göttin ihr Spiel, um einen Sohn zu bekommen, sie pflanzte einen lieblichen Aschokasproß und zog ihn

auf unter glückbringenden Bräuchen. Da kamen Brihaspati und Indra mit Göttern und Heiligen und wollten ihr dieses Spiel verweisen: „Hohe Herrin, zum Glück der Welt erstanden! Die selige Himmelswelt, welche die Frucht eines Sohnes ist, wird zumeist dank Söhnen und Enkeln erlangt, und wenn jemand ohne Söhne bleibt, scheint das meist vom Schicksal so verhängt. Jetzt solltest du auf deinem Wege eine Grenze setzen, — was werden dir Bäume als künstliche Söhne frommen?“ Aber lusterfüllten Sinnes gab Uma ihnen die eigensinnige Antwort: „So ist es: schafft ein Kluger an wasserloser Stätte einen Brunnen, wird er für Tropfen um Tropfen seines Wassers ein Jahr im Himmel wohnen; zehn Brunnen gleich ist ein Teich, zehn Teichen gleich ein See, zehn Seen gleich ist ein Sohn — das hab' ich als meine Grenze bestimmt, die der Welten Werden in sich birgt.“ So sprach sie, da nahmen Götter und Heilige ehrfürchtig von ihr Abschied und kehrten zu ihren Behausungen heim.

Schiva aber nahm die Bergestochter bei der Hand und führte sie sacht durch das perlenkettenbekränzte Tor ins Innere seines Palastes, dort setzten sich die beiden zum Würfelspiele nieder; am Spielbrett aus lauterem Saphir saßen sie glücklich in Lust am Zeitvertreib, weil sie das Beieinander ihrer Leiber gefunden hatten. Indes sie spielten, erhob sich ein großes Geräusch im Bauche des Hauses, verwundert und voll Wißbegier fragte die Göttin: „Was ist das?“ — und Schiva gab ihr zur Antwort: „Das hast du noch nie gesehen, das sind meine lieben ‚Herren der Scharen‘, die immer hier auf dem Berge spielen. Wer vormals in Glut des Askese, mit Wandel im Brahman, durch Gelübde oder Pilgerschaft vor mir Gnade fand, zählt zu den höchsten Menschen, und solche gelangen in meine Nähe und sind meinem Herzen lieb. Gestalt nach Wunsch, große Gewalt und Schönheit sind ihnen eigen, ich selbst verwundere mich über die Werke der Kraftprahlenden. Sie sind imstand, die Welt zu entfalten und einzuraffen; von ihnen immer umringt bin ich froh, nie bin ich von ihnen getrennt. Sie sind meinem Herzen lieb, die auf dem Berge spielen.“

Da trat die Göttin verwundert an eines der runden Fenster und blickte staunend hinaus: wieviele waren sie! Hagere und lange, kurze, stämmige und großbäuchige, mit Tier- und Elefanten gesichtern die einen, andere widder- und bocksgestaltig. Mit Flam-

mengesichtern, schwarz und rotgelb, in Seide und Leder gewandet die einen, nackt und mißgeschaffen die andern, mit Kuh- und Elefantenohren, mit vielen Gesichtern, Augen und Bäuchen, vielen Beinen und Armen. Sie trugen göttliche Waffen, Blumenketten und vielerlei Panzer. Da fragte die Göttin: „Wieviele ‚Herren der Scharen‘ lassen sich zählen, wie sind ihre Namen, wie ist ihr Wesen? Nenne sie mir nacheinander!“

Schiva gab ihr zur Antwort: „Myriaden zählen sie, ungezählt sind sie, von deren Heldenkraft viel erzählt wird. Die Welt ist voll von ihnen. Auf den Gefilden der Verklärten, an Kreuzwegen, in verfallenen Hainen und Häusern wohnen sie, in Leibern von Dämonen und bei Blöden und Tollen nehmen sie Hausung und leben von vielerlei Nahrung. Sie trinken Glut und trinken Schaum, trinken Rauch, Honig und Blut und essen alles, trinken Wind und nähren sich von Wasser; Gesang und Tanz ist ihre Speise, sie lieben den Klang vieler Musikinstrumente — da sie unendlich sind, kann man ihre Eigenschaften nicht aussagen.“ — Die Göttin fragte weiter: „Wie heißt jener dort, der immer wieder den Gesängen der Scharen sein Ohr leih? Auf seinem reinen Leibe trägt er ein Gazellenfell mit einem Gürtel von Gras, mit Mennig hat er sein Gesicht rot bemalt und sich mit Lotosblumen bekränzt — der Liebe mit seiner süßen Gestalt! Er spielt mit Steinklötzchen und aufgestülpten Messingglöckchen.“ — Schiva sagte: „Das ist Viraka, allzeit meinem Herzen lieb und geehrt von den Scharen, ein Gefäß vieler wunderbarer Eigenschaften.“ — Da sagte die Göttin: „Solch einen Sohn möchte ich haben — wann werd' ich einen solchen, Seligkeit schenkenden Sohn erschauen?“ — Schiva gab ihr zur Antwort: „Er soll dein Sohn sein, der deinen Augen Seligkeit schenkt, und durch dich als Mutter soll Viraka glücklich sein.“ — Da ließ die Göttin Viraka holen, nahm ihn auf ihren Schoß, herzte und küßte ihn und behängte ihn mit ihrem Schmuck und schickte ihn wieder hinaus zu seinen Gespielen.

Leise tat dann das Dunkel der Nacht gähnend über der Welt sich auf, wie Schwärze im Herzen eines Bösen, die seinen Sinn verdunkelt. Das Lager der beiden schimmerte wie Mondschein und täuschte im Glanz vieler Juwelen Indras Regenbogen vor, Perlengehänge, breit wie Pfauenschweife, flossen an ihm herab, rings war es von einem schwebend-bewegten Baldachin umfaßt. Schiva

stand, indes die Bergestochter ihre Lianenarme um seinen Nacken schlang, und füllte rings den dunklen Raum mit dem Schein der Mondsichel, die seinen Scheitel schmückte. Uma aber, mit dunklen Augenwinkeln, die Haut dunkel wie blaue Lotosblüten und mit der Göttin Nacht verschmolzen, war wie aus tiefstem Dunkel gebildet. Da sprach zu ihr der Gott in Scherz und Necken: „An meinem weißen Leibe schimmerst du Schlanke dunkel, wie eine schwarze Schlange, die einen weißen Sandelbaum umschlingt. Wie die Nacht, dem Licht des abnehmenden Mondes verschmolzen, tust du meinen Augen weh . . .“ so sprach er und lachte laut. Da färbten sich die Augen der Göttin rot vor Zorn, ihr Gesicht verzog sich unter gerunzelten Brauen, und sie sprach: „Jedermann läßt sich von der Stumpfheit überwältigen, die er sich selbst gewirkt hat. Wer bedürftig ist und sich beklagt, geht unweigerlich unter den Leuten zu Bruch; wo ich durch lange glühende Askese mein Ziel erreicht habe, ist mir solche Geringschätzung auf Schritt und Tritt beschieden. Ich bin ja nicht krumm, Schiva, ich bin ja nicht uneben, und du wardst gerühmt, daß dir die Sinnenwelt etwas Wirkliches sei, und offbare Fehler hängen dir an in Menge. Ich bin nicht Puschans Zähne, noch Bhagas Augen, die du ausschlugst, und der erhabene Sonnengott weiß wohl Bescheid! Wie ein Spieß sticht es mich durch den Kopf, wenn du mich mit deinen eigenen Mängeln schmähst und mich „schwarz“ nennst, der du selbst als ‚Maha-Kala‘, als der ‚Große Schwarze‘ weitbekannt bist! Ich will zum Berge gehen und mich in glühender Askese von mir selber abtun. Was hab‘ ich zu schaffen, daß ich am Leben bleibe, wo ich von einem Schelm betrogen bin!“

Als Schiva ihre Worte vernahm, deren Silben der Zorn schärfte, sprach er — und Liebe schwang in seiner Stimme, in die sich ein Erschrecken drängte: „Du kennst dein eigen Wesen nicht, Bergestochter; nicht bin ich darauf aus, dich zu schmähen. Wenn du erzürnt bist, will ich nicht wieder in Worten mit dir Scherz treiben, laß deinen Zorn fahren! Ich neige mein Haupt vor dir und hebe meine hohlen Hände zu dir auf; wer in Zärtlichkeit Geringschätzung und Tadel erfährt, wandelt darum nicht seinen Sinn; deshalb soll einer, den Scherz anröhrt, sich nicht erbosen.“

Aber tödlich verwundet, ließ die Reine in ihrem scharfen Zorne sich nicht beschwichtigen. Sie riß ihr Gewand, das Schivas Hände

hielten, an sich, schüttelte ihre Locken und wollte davonstürmen — da sprach er abermals zu ihr: „Wahrlich, an allen Teilen bist du die Tochter, die ihrem Vater gleicht! Dein Geist gleicht den Gipfelhörnern des Schneebergs, von Wolken eingesponnen und erfüllt — so ist auch dein Herz unergründlich wie seine Schlüffte. Die Härte hast du von seinem Fels, von seinen Wäldern das Vielhin-Schweifende, den krummen Sinn von seinen Pfaden und die ungesellige Kälte von seinem Schnee. In allem und jedem geht der König der Schneeberge mir dir zusammen!“

So sprach er, da zitterte der Bergstochter der Kopf vor Zorn, und ihre Lippen zuckten, als sie ihm zur Antwort gab: „Schmäh' du nicht alle anderen Tugendreichen, indem du ihnen Fehler leihst; auch auf dich ist, da du mit Schlimmem dich bemengst, alles Schlimme davon übergegangen: von den Schlangen die Doppelzüngigkeit, von der Asche, mit der du dich beschmierst, daß du an Weichem, Hingebendem klebst, die dunklen Flecken deines Herzens hast du vom Monde, die Störrigkeit von deinem Bullen — wozu da viele Worte? Genug der Rede und der Plage! — Weil du auf Leichenplätzen haust, bist du ohne Furcht, weil du nackt gehst, ohne Scham, weil du die Schädelsschale trägst, ohne Erbarmen, — Mitleid flieht dich seit langem!“

Damit stürmte die Göttin davon. Da erhoben Schivas Scharen ein Klagegeschrei: „Wo gehst du hin, Mutter, und läßt uns allein?“ — So weinten sie und liefen ihr nach. Viraka umschlang ihre Füße und stammelte unter Tränen: „Mutter, was ist das? Wo gehst du hin, Zorn im Herzen? Ich will dich begleiten, und leidest du es nicht, stürz' ich mich vom Berg herab, wenn du, auf Glutgewalt erpicht, mich verläßt!“ — Die Göttin hob sein Gesicht mit der Rechten auf, die Mutter sprach zu Viraka: „Sei nicht traurig, mein kleiner Sohn! Du darfst dich nicht vom Berge stürzen, aber du kannst mich auch nicht begleiten — ich will dir sagen, warum. Schiva hat mich die ‚Schwarze‘ genannt und die Untadlige getadelt. Ich will Glut in Askese sammeln, daß ich davon erlange, ‚Gauri‘, die ‚Lichte‘, zu werden. — Aber der Gott ist weibslüstern; solange ich fort bin, mußt du den Türhüter spielen und immer durch einen Spalt hineinspähen, daß keine Frau zu ihm eingeht. Wenn du eine andere Frau bei ihm siehst, sag' es mir, mein kleiner Sohn! Ich aber will schnell an mein Werk — unverweilt, wie es geboten ist.“

Auf ihrem Wege begegnete Uma einer Göttin, die eine Freundin ihrer Mutter war und die Schutzgottheit des Berges. Sie erzählte ihr alles und bat sie: „Gib fein acht, daß keine andere Frau das Haus betritt, wache geheim unablässig über den Berg! Kommt eine zum ‚Dreizackträger‘ hinein, mußt du mir es ansagen, dann werde ich unverweilt tun, was geschehen muß!“

So sprach sie, und jene sagte es ihr zu. Uma aber fuhr in den Himmelsraum auf, wie ein Lichtstrahl in eine Wolkenkette fährt, und eilte zum Lusthain des Vaters. Dort legte sie ihren Schmuck ab und kleidete sich in Baumrinde. Im heißen Sommer glühte sie zwischen Feuer und in Sonnenglut, zur Regenzeit stand sie im Wasser, und in den Winternächten lag sie auf nacktem Boden: so harrte sie in asketischer Glut ihrer Vollendung entgegen.

Indes bemerkte ein willensgewaltiger Dämon, daß die Göttin fern von ihrem Gatten weilte — es war Adi, ein kühner Sohn des Dämon Blindling, den Schiva vorzeiten erschlagen hatte. Er gedachte an seines Vaters Tod und lauerte, allen Göttern furchtbar, unablässig auf eine Gelegenheit, Schiva zu nahen. Er kam zu seiner Burg, sah aber Viraka das Tor bewachen; da dachte er an die Wahlgabe, die Brahma ihm vorzeiten gewährt hatte: als sein Vater Blindling erschlagen lag, sammelte Adi in tiefer Askese fürchterliche Glutgewalt, und Brahma nahte ihm und gewährte ihm einen Wunsch. Da wünschte er sich Todlosigkeit, aber Brahma sprach: „Kein Wesen findet sich, das des Todes ledig wäre, alles Leibhafte muß den Tod erleiden.“ Da gab ihm der löwenhafte Dämon zur Antwort: „Wenn ich meine Gestalt vertausche, soll es Tod für mich geben — anderwegen will ich unsterblich sein.“ Damit war Brahma zufrieden und gewährte ihm: „Wenn du zum zweiten Male deine Gestalt vertauschst, wird es den Tod für dich geben — anderwegen nicht!“ — Dieses Umstands entsann er sich jetzt, dann nahm er, um Virakas Blickpfad zu meiden, die Gestalt einer Schlange an und kroch durch einen Spalt ins Haus. Unbe merkt vom „Herrn der Scharen“ gelangte er hinein, da streifte er seine Schlangengestalt ab und nahm, verbblendeten Sinnes, zum zweiten Male die Gestalt tauschend, um Schiva zu täuschen, Umas Gestalt an. Mit seiner Maya schuf er sich die unausdenkbar sinnberückende Gestalt der Göttin, vollkommen an allen Teilen, mit allen Zeichen, an denen Uma zu erkennen war, dazu schuf er sich

demantgleiche Zähne mit scharfen Spitzen — in seiner Verblendung war er gewillt, den „Berggelagerten“ zu töten.

In Umas Gestalt trat er vor Schiva hin; als der ihn erblickte, umschlang er freudig den großen Widergott. An allen Gliedern dünkte es ihm die Bergstochter zu sein, und er fragte: „Bist du das wirklich, Bergstochter, ist es kein täuschendes Trugbild? Hast du mein Herz erkannt und bist wiedergekommen? Ohne dich dünkten mich alle drei Welten leer — da bist du wieder, heiteren Angesichts, das sieht dir gleich!“

So sprach er; lächelnd und zögernd sagte der Dämon — er wußte nicht die Zeichen, an denen Schiva vor allen Uma kannte: „Ich ging, unvergleichliche Glut in Askese zu sammeln, um dir lieb zu werden, aber ich fand keine Lust daran; darum bin ich wieder zu dir gekommen.“ — Dies Wort weckte in Schiva leisen Verdacht, und er ging ihm nach, sein Herz spannte sich in Sammlung. Lachenden Gesichtes bedachte der Gott: „Zornig auf mich war die Schlanke, ihr Wesen ist Treue zu den Gelübden, die sie auf sich nahm. Ohne ihren Wunsch erlangt zu haben, wäre sie wieder zu mir gelangt? — Was ist das? Das macht mich wundern.“ Er wollte ein Zeichen, daran er sie kannte, finden, aber er sah an ihrem Leibe nicht das Lotosmal auf der linken Seite, statt seiner fand er einen Haarwirbel. Da merkte der Gott den dämonischen Trug. Und er schlang die Gestalt in seine Umarmung, legte die Waffe des demantenen Blitzkeils in sein steiles Geschlecht und zerriß den Dämon.

Viraka begriff freilich nicht, daß es der Dämon war, der zerrissen ward, und auch die Göttin des Berges schälte nicht den Kern Wahrheit aus dem trügerischen Geschehen, sondern gab durch den Wind, den schnell eilenden Boten, der Göttin Kunde. Uma vernahm sie aus dem Munde des Windes, ihre Augen wurden rot vor Zorn, und sie verfluchte Viraka: „Weil du deine liebevolle Mutter verrietst und insgeheim anderen Frauen Gelegenheit bei Schiva schafftest, soll rauher, herzensbarer und salzgleicher Stein deine Mutter sein.“ Als ein Zeichen ward das Viraka kund, als ein Stein vor ihm aus der Erde aufwuchs, und mählich begriff er das seltsame Geschehen.

Kaum war Uma dieser Fluch entflohen, da trat aus ihrem Munde gewaltiger Zorn in Gestalt eines Löwen hervor: zähnebleckenden Rachens, mähnewallenden Nackens hob er peitschend den Schwef. Mit lechzender Zunge und hageren Flanken begehrte er Fraß, die

Göttin sann, womit sie ihn sättige — da eilte Brahma, der ihren Gedanken erkannte, zu ihrer Einsiedelstätte und sprach mit klarer Stimme: „Tochter, was wünschst du dir? Was Unerlangbares schenke ich dir? Steh ab auf mein Geheiß von dieser beschwerlichen Glut!“ — Da sagte die Göttin: „Dank schwer vollendbarer Askese habe ich den ‚Friedebringer‘ zum Gemahl erlangt; er hat mich die ‚Schwarze‘ genannt — von goldener Erscheinung will ich sein und mit meinem Liebreiz ihm gefallen! In den Leib meines Gatten will ich eingehen, wie ein Glied an ihm will ich eins mit ihm sein!“ — „Sei wie du begehrst“, gab Brahma ihr zur Antwort, „und nimm hinfort den halben Leib deines Gatten ein!“

Da tat sie den dunklen Leib, der wie dunkelblauer Lotos war, von sich ab und ward strahlend hell an ihrer Haut. Danach sprach Brahma zu der anderen, lotosdunklen Gestalt: „O Nacht, du hast verrichtet, was dir aufgegeben war durch mein Geheiß, da du dich mit dem Leib der Bergestochter verquicktest — allein und ohne Teil an ihr wirst du nun sein. Der Löwe hier, der dem Zorn der Göttin entsprang, soll dein Reittier sein und in deinem Banner stehen! Geh hin zum Vindhyagebirge, dort wirst du Gutes wirken!“

So sprach er, und die Eulen-Göttin „Nacht“ ging zum Vindhya-gebirge, Uma aber kehrte zu Schiva heim. Als sie aber zu ihm hineinwollte, wehrte ihr Viraka, den goldenen Rohrstab in der Hand, den Eintritt. Zornig sprach er zu ihr, die ihm wie ein Weib, das Abenteuer sucht, erschien: „Du hast hier nichts verloren, geh weg, sonst wirst du zerschlitzt. Ein Dämon, der die Gestalt der Göttin trug, drang ungesehen hier ein — den hat der Gott getötet. — Meine Mutter ist die Bergestochter, die ihre Kinder zärtlich liebt, keine Frau gelangt hier hinein!“

Da erkannte die Göttin ihren Irrtum, daß sie Viraka in ihrem Zorn verflucht hatte; beschämt gab sie sich ihm zu erkennen und tröstete ihn: „Ein Fluch läßt sich nicht umkehren, aber bald wirst du von ihm erlöst sein.“ Dann trat sie ins Gemach des Gatten, und Schiva erblickte „Gauri“, die „Lichte“, die mit ihrer sinnbetörenden Gestalt wie ein brunstrunkener Elefant einherschritt. Ihr Gesicht war wie der volle Mond, sie war schlank, aber fest und schwer an Hüften, Schenkeln und Brüsten; schmächtig um die Leibesmitte troff sie vom Nektar ungeschmälerten Reizes, voll Schmuck am ganzen Leibe wirkte sie wie Rausch und Wahnsinn. Verlangensvoll

zweifelte der „Grauenhafte“ an ihr, der furchtbar Heldenhafte zagte; Mitleid, Lachen und Ekel, von allen Gefühlen ein wenig, verriet er. Willens sie zu töten, schuf er sich einen furchtbaren Leib — aber auch sie ward, dem Gotte gleich, furchtbar an Gestalt; tausend Gestalten sah Schiva an ihr. Die tausend verschlangen eine die andere, dann ließ sie die Gestalt der Strahlend-Rettenden an sich sehen: da ward der „Friedebringer“ des Zweifels bar. Als er sie aber als die erblickte, die aus der ganzen Welt besteht: als seine höchste Maya — da vereinte er sich mit ihr in Liebeslust. Da war ihm das Liebesspiel lieb, als er die Tochter des Schnees wiedererlangt hatte, die Gattin, die in Sehnsuchtsschmerz die Kehle aufbog. Da währte das Liebesspiel der beiden, die im Verborgenen weilten, fort und fort: eintausend Jahre lang in mannigfachem Gebaren.

Am Tor stand Viraka und sandte ehrerbietig die Götter heim, die Schiva zu sehen verlangten: „Keine Möglichkeit, ihn zu sehen, ihr Götter — mit der Göttin spielt der ‚Stier-Affe‘.“ — Als aber eintausend Jahre um waren, trieben die Götter voreilig den Feuergott, zu erkunden, was Schiva treibe. Der gelangte in Papageien-
gestalt durch einen Fensterspalt hinein und sah auf dem Lager Schiva in Liebe der Bergstochter vereint. Der Große Gott sah ihn auch in Papageiengestalt und, leise von Zorn bewegt, sprach er zu ihm: „Zur Hälfte ist mein Same in die Gattin ergossen, Papageien-
gestaltiger — aus Scham hat die Göttin aufgehört — trinke du die andere Hälfte, Feuer! Weil du uns gestört hast, gebürt sich das für dich.“

Da trank der Feuergott, demütig die hohlen Hände aneinander legend, die dargebotene Kraft; mit ihr, wie mit den Opferspenden, die er ihnen zuträgt, füllte er die Götter an: einzeln Leib für Leib. Da zerriß die Kraft des Großen Gottes den Göttern den Bauch, brach leuchtend heraus wie glühendes Gold und breitete sich in der Einsiedelei des Friedebringers aus: es entstand in ihr ein großer lauterer Teich, viele Meilen lang, von goldenen Lotosblüten bestanden.

Als die Göttin davon hörte, ging sie neugierig zum Teich mit den goldenen Lotosblüten, wo goldene Bäume die weite Flut umstanden. Sie badete und spielte in der Flut und setzte sich einen Kranz von Lotosblüten aufs Haupt, dann ließ sie sich mit ihren Gespie-

linnen am Ufer nieder und verlangte seine süße Flut mit den Lotosblüten zu trinken. Da sah sie die sechs Göttinnen des Siebengestirns, die sich darin gebadet hatten und wie sechs Sonnen strahlten, sie hatten das Wasser in einem Lotosblatt gefangen und wandten sich nach Haus. Vor Lust erschauernd sprach sie: „Ich sehe die Flut in dem Lotosblatte stehen.“ Da antworteten ihr die Sterngöttinnen: „Wir wollen sie dir geben, wenn die Frucht, die daraus in deinem Leibe entstehen wird, auch unser Sohn sein und unseren Namen tragen soll! In allen Welten soll er gepriesen sein!“ Da sprach die Bergstochter: „Wie könnte er, aus meinem Leibe entsprossen und vollkommen an allen Gliedern, euer Sohn sein?“ Die Sterngöttinnen sagten: „Wir werden ihm herrliche Häupter schaffen!“ Da gab ihnen die Berggeborene zur Antwort: „So sei es“ — und jene gaben ihr freudig die Flut, die im Blatt stand, und sie schlürfte sie langsam.

Als sie die Flut getrunken hatte, den herrlichen Teich, durchbrach ein wunderbares Kind die rechte Flanke der Göttin und trat, alle Welten weit erhellend, aus ihrem Leibe hervor. Von lichthafter Erscheinung wie die Sonne, leuchtend wie Glanzgold, hielt es Speer und Spieß mit funkelnnd erhobener Spitze in Händen: mit sechs Gesichtern erstand „Kumara“, der Gott „Königsknabe“ — goldhäutig, flammend, den Dämonen Tod zu bringen. Und die linke Flanke der Göttin spaltend, trat abermals ein Sohn ans Licht: ein kleines Kind. Weil der Same in den Mund des Feuergottes sprang, ward es „Skanda“, der „Springer“, genannt, und weil die Göttinnen des Siebengestirns — sechs Zweige eines Stammes — sich verbunden hatten und an ihm zu sechs Gesichtern sich verzweigten, ward er mit seinen sechs Gesichtern „Vischakha“, der „Verzweigte“, genannt und als „Sechsgesicht“ und „Kind des Siebengestirns“ berühmt.

In der Neumondnacht des Frühlingsmondes Tschaitra kamen die beiden starken, sonnengleichen Knaben im weiten Schilfröhricht zusammen, in der fünften Nacht des zunehmenden Mondes machte Indra aus den beiden einen einzigen Knaben — zum Heile der Götter hatte er sich bedacht. In der sechsten Nacht des Tschaitra empfing der Knabe die Königsweihe von allen Göttern, sie brachten ihm Blumen, Wohlgerüche und Räucherwerk dar, Spielzeug, Yakschweifwedel, Sonnenschirme, Schmuck und Salben.

Brahma vollzog, mit Wasser ihn besprengend, die Königsweihe am „Sechsköpfigen“, Indra gab ihm seine Tochter mit Namen „Götterheer“ zur Frau, Vischnu gab ihm seine Waffe zur Gattin, der „Herr der Schätze“ schenkte ihm zehnmal hunderttausend Kobolde, strahlende Kraft schenkte ihm der Feuergott, sein Reittier, den Pfau, schenkte ihm der Wind, und der „alle Werke kundige göttliche Werkmeister“ schenkte ihm als Spielzeug einen Hahn, der Gestalten nach Wunsch annehmen konnte. Und alle Götter schenkten dem sonnengleich Strahlenden einen unvergleichlichen Hofstaat und priesen ihn auf den Knien. Er blickte sie mit klaren Augen an und sprach: „Ich werde die Feinde erschlagen, seid frei vom Fieber der Furcht! Sprecht frei: welchen Wunsch soll ich euch gewähren, wenn euer Herzenswunsch auch unerfüllbar ist!“

Da neigten die Götter ihre Diademe und sprachen, ihren Sinn auf ihn richtend, allzumal: „Der Herrscher der Dämonen, Taraka, bringt allen Göttergeschlechtern den Tod, stark und böse ist er, schwer zu besiegen und unmäßig zornwütig — töte ihn! Das ist das Ding, das uns im Herzen liegt, du Furchtvernichter!“

Auf diese Worte sprach der „Königsknabe“: „Ja“, und von allen Göttern gefolgt und gepriesen, zog er aus, Taraka zu erschlagen, der ein Dorn im Fleische der Welt war. Da er Hilfe gefunden hatte, sandte Indra einen Boten zum Löwen der Dämonen, der barsche Worte sprach: „Indra, der Herrscher der Götter, der Herr des Himmels, spricht zu dir, Bannerträger der Dämonen, — hast du sein Wort vernommen, dann müh'dich mit deiner Kraft, wie es dir gefällt —, Indra spricht: die Schuld, die du, die Welt in Splitter schlagend, auf dich ludest, werde ich jetzt an dir strafen, denn König aller drei Welten bin ich.“ — Als Taraka das Botenwort vernahm, wurden seine Augen rot vor Zorn, und, indes seine Macht schon fast zunichte war, sagte er zu dem Boten: „Ich wies dir meine Heldenkraft, Indra, in Schlachten hundertfach — da Ehrfurcht dir fehlt, kennst du keine Scham, du Narr!“ So sprach er, und der Bote ging; der Dämon aber besann sich: „Nicht ohne daß er Hilfe gefunden hätte, wagt Indra so zu reden, und nicht von ungefähr hat der Besiegte Hilfe gefunden.“

Da erblickte der Schlimme Vorzeichen, die schlimm waren: es regnete Staub, Blut fiel vom Himmel, Arm und Auge zuckten ihm unheilbedeutend, der Mund trocknete ihm aus, der Sinn schwin-

delte ihm, er sah die lotosgleichen Angesichter seiner Lieblingsfrauen welken und schaute fürchterliche Wesen, die ihn bedrohten. Aber er achtete aller Zeichen nicht und entschlug sich augenblicks aller Sorge, bis er, auf der Terrasse seines Palastes stehend, das Heer der Götter anrücken sah: im Glockenlärm der Elefantscharen, in gelbroten Staubwolken der Pferdehufe, überfunkelt von ragenden Bannern auf schwanken Streitwagen, von Schmuck überblitzt, von Gesang durchtönt, blinkend von Waffen und Panzern. Da sorgte er sich, ein wenig erschüttert in seinem Sinn: „Wer könnte dieser Kämpe — nie zuvor erschienen — sein, den ich noch nicht besiegt habe?“ Da hörte er aus dem Gesang des Heeres, was ihm das Herz zerriß:

„Siege, Goldener du, im Glanze unvergleichlicher Kraft! Du Stürmischer in wilder Schlacht mit bambusfesten Armen! Du Mond, unter dessen Strahlen der Lotosblütenhain der Göttergesichter aufblüht! Siege, du Königsknabe, du zehrendes Feuer der Tiefe im Meer des Dämonengeschlechts! Sechsköpfiger, der auf dem süß schreienden Pfau einherfährt, an deinem Throne schleifen die Götterdiademe die Nägelsprossen deiner Füße! Siege, aller Welten Erretter, Feldherr des Götterheers, Kind der ‚Lichten Göttin‘, der spielend alle Feinde mäht, du Endebringer Tarakas, des großen Dämons, siege, du Kind von sieben Tagen, du machst das Leid aller Welten zunichte!“

Als der Dämon diese beschwörenden Strophen aus dem Munde der Göttersänger vernahm, entsann er sich Brahma's Wort: Tod drohe ihm von einem Kinde; heiße Feuchte brach ihm aus allen Gliedern, schnell trat er kummerverzehrten Sinnes aus seinem Palast. Die Dämonen erschraken vor seinem Ungestüm, ein jeder rief überrascht seinen Heerbann: „Eilt, ihr Krieger, greift zu den Waffen und sammelt euch!“

Als Taraka den „Königsknaben“ erblickte, sprach er, fürchterlich anzuschauen: „Du Kind willst kämpfen? Spiele Ball! Da du noch keine Dämonen sahst, wie furchtbar sie in Schlachten sind, ahnt dein Kindsverstand nicht, was wirklich ist.“

Der „Königsknabe“, der den Seinen voraufzog, antwortete ihm und erweckte den Jubel der Götter: „Hör, Taraka, auch dir wird jetzt das Wirkliche gelehrt; Krieger, furchtlos in der Schlacht, erkennen nicht das Wirkliche, das in den Lehren lebt: verachte nicht

meine Kindhaftigkeit, kindhaft ist auch die todbringende Schlange Zeit, schwer anzuschauen ist die kindhafte Sonne im morgenlichen Aufgang — so bin ich Kind schwer zu besiegen. O Dämon, funkelt nicht auch ein Zauberspruch von wenig Silben blitzend.“

Als der „Königsknabe“ solches gesprochen hatte, warf der Dämon einen Hammer gegen ihn, aber der Gott zerspaltete ihn mit seinem Wurfkeil voll nie fehlender Kraft. Einen ehenen Wurfspieß, den der Dämon schleuderte, ergriff das „Kind des Siebengestirns“ mit der Hand; der Sechsköpfige wirbelte eine Keule gegen den Dämon, von ihr getroffen wankte der Dämon, es war, als wanke der König der Berge. Da begriff der Dämon, der Gott sei schwer zu besiegen, und sorgte bei sich: „Die Todesstunde ist gekommen, das ist gewiß.“

Indes stürmten die übrigen Dämonenfürsten gegen den zornigen „Königsknaben“ an, er aber blieb von ihren Streichen unberührt. So vergeblich sie sich an ihm plagten, so todbringend ward den übrigen Göttern die Dämonenschlacht. Als der „Königsknabe“ sie bedrängt sah, wehrte er das Heer der Dämonen ab mit seinen Geschossen, gegen die keine Wehr half, daß es sein Antlitz vom Kampfe wandte, nach allen Seiten auseinanderließ und erschlagen ward. Da trieb Taraka mit pfauenfedernbeschwingten Pfeilen die Götter aus der Schlacht und traf den Pfau, auf dem der „Königsknabe“ ritt, mit halbmondspitzigen Pfeilen. Als der „Sechsköpfige“ die Götter fliehen und sein Reittier bluten sah, griff er zum funkeln den, goldgeschmückten Speer und sagte geschwind die beschworenen Worte zu Taraka: „Steh, Verblendeter! Sieh rings die Welt der Lebenden — erschlagen bist du jetzt von mir mit diesem Speer! Sei gewahr der Waffe, die ich zu führen lernte!“

Sprach's und entsandte den Speer gegen den Dämon; vom Klange seines Armgeschmeides begleitet, entfuhr er seiner Hand und zerspaltete das demanharte Herz des Dämons. Taraka stürzte leblos zu Boden wie ein Berg im Weltuntergang, sein Diadem und Scheitelschmuck verstreuten sich, rings löste sich sein Schmuck von ihm.

Als er erschlagen lag, feierten die Götter ein Freudenfest: da war kein Geschöpf traurig, auch kein Verdammter in Höllenwelten. Den „Königsknaben“ preisend und mit den Götterfrauen spielend, zogen die Götter zu ihren Palästen in großer Herrlichkeit und voll Verlangen.

Der Kriegsgott „Königsknabe“, dessen Entstehung so mühselig und vielbedroht ist, wie unentbehrlich für den Weltlauf, ist dem brahmanischen Mythos der Veden fremd; seine sechsköpfige Figur entstammt der vorarisch-altindischen Formenwelt, sein Zeichen und Reittier, der Pfau, ist eingeboren indische Pracht, und die elefantenköpfige Gestalt seines Halbbruders Ganescha, des „Herrn der Hindernisse“, ist, wie die Menschenaffen der Ramasage und die Papageiengestalt des Feuergottes, eine Ausgeburt des zeitlosen alt-indischen Dschungels.

Ein Mythos reich an Dunkel in seinem verwickelten Geschehen: die wunderbare Empfängnis des Gottes, die nach so viel Schwierigkeiten schließlich mißrät und endlich doch gelingt, die Göttinnen des Siebengestirns als hegende Muttergenien neben der lichten Weltmutter, die den Keim empfing, dem Ungeborenen sechs Häupter und beziehungsvolle Namen schenkend; dazu das Schilf-röhricht, der fruchtbare Sumpfschoß vermischter Geburten, der die beiden Knaben zum siegenden Heldenkind verschmilzt — all das wird erzählt, ohne eigentlich dabei zu verweilen: es ist untilgbare heilige Überlieferung, sinnbeladen, aber sich selbst schon so selbstverständlich wie anderen altersdunkel geworden, aus seinem Ursprungstraum in eine jüngere Sphäre gegliitten, eigentlich nicht mehr dazu bestimmt, weiter bedacht und mit neuem Sinn aufgeleuchtet zu werden.

Einprägsam deutlich bleibt, daß dieser vorarisch alte Götterknabe berufen ist, von Schiva ins Leben gebracht, die großen Götter des vedischen Pantheons aus ihrer Ohnmacht zu erlösen: von Schiva geführt, steigen die alteingeborenen Gewalten des indischen Lebensraumes im letzten Weltalter sieghaft auf; die vom vedischen Kulte entthronnten und weltalterlang beschwiegenen sind mählich wieder zu Waltern des indischen Schicksals geworden.

Es ist der alte, sich immer wiederholende Krampf des Weltleibs, daß ein Machtwillen nach dem Ganzen langt und ein Sicherungstrieb das Gewonnene gegen den Fluß der Zeit, der Wandel schaffen muß, vermauern will, aber diesmal reicht keine spielende Maya-gebärde Vischnus aus, den dämonischen Weltkampf zu lösen, der abseitige große Asket muß ins Spiel. Seine maßlose Kraft, in glühender Selbstversenkung verdichtet, muß sich der Glut der Göttin einen, die an Eigensinn und der Lust, um der eigenen Größe willen

sich selber Gewalt anzutun, dem Großen Gotte ebenbürtig ist. Die Ironie, daß der weitblickend Gesicherte sich in der Schlinge seiner winzigen Bedingtheit fängt, ist selbstverständlicher Hintergrund: ausgebreitet im Schicksal Tarakas, episodisch zugespitzt mit erotischem Witz im Untergange des Dämon Adi, wie ein Listiger überlistet wird: Umarmung, die sich mit lustgewährendem Scheine schenkt, verbirgt die demandscharfen Zähne, die den ermattenden Liebhaber zerfleischen wollen, aber aus dem Lustschenkenden, das zu innigster Verschmelzung drängt, fährt zerreißend der tödliche Blitzkeil. Das eigentliche Thema ist nicht so sehr die komplizierte Entstehung des Kriegsgottes und der schließlich selbstverständliche Untergang des Dämons — es ist die Größe der Göttin, die sich Schiva unverlierbar erringt und mit ihm zur beherrschenden Gestalt des Pantheons aufsteigt. Im Krischnamythos erschien sie als hilfreich dienende Kraft Vischnus: als seine Schakti und Maya; der Gott verhieß ihr, als er sie zum Truge des Kindertausches beschwore, die künftige Größe, die sie jetzt mit allbezwingernder Glutgewalt an sich verwirklicht. Vom Großen Gotte unzertrennlich und nur durch ihre eigene Unbedingtheit immer wieder auf Zeit von ihm getrennt — daß sie um ihn gekränkt in den Tod gegangen war, und daß ein scheinbar absprechendes Scherzwort aus seinem Munde ihre Einheit mit ihm in Frage zu stellen vermag —, erlangt sie durch die Glut, die sie um seinetwillen glüht, auf immer leibhaft unzertrennlich von ihm zu sein: sie verschmilzt mit ihm zur halbweiblichen Doppelgestalt (Ardhanari), deren linke Hälfte sie einnimmt. In dieser zweigeschlechtigen Gestalt des Göttlichen, die Brahma im Mythos von seinem fünften Haupt als Hüter und Verkörperung vedisch-arischer Gottesvorstellungen nicht wahrhaben wollte, bricht das geheim Weibliche des Allwesens, das die Welt in seinem Bauche trägt und aus sich treibt, mit dem späten Triumphe der vorarischen Weltmutter und dem Kult der Muttergöttinnen, in sieghafter Selbstoffenbarung an den Tag.

Anfangs ist die Göttin nur die Tochter des Himalaya, auf der eine große Verheißung ruht und die eine pathetische Vergangenheit umspielt, aber Brahma's Mayakraft — ein dunkles Double von ihr —, seine Schakti und Tochter, die Göttin Nacht, geht in sie ein zu wunderbarem, schwerverständlichem Wirken, und sie selbst offenbart ihr ungeheures Wesen in ihren großen Entschlüssen und der

Unbedingtheit, mit der sie zu ihnen steht. Das mythische Farbenspiel, das die Tochter des Schneegipfels, die firnweiß strahlen sollte, dunkel färbt, wird durch ihre asketische Glut in zwei Gestalten aufgelöst: in die „lichte Göttin“ (Gauri) und die dunkle Herrin des Vindhyagebirges (Vindhayasini), in die helle Herrin des schneeglänzenden Himalaya im Norden und die dunkle Göttin des anderen, schneefreien Hochgebirges im indischen Süden; beide sind zwei ortsgebundene alte Göttinnen, die als Erscheinungen derselben Weltmutter und der weiblichen Seite des Großen Gottes begriﬀen sein wollen. Sie sind spielende Facetten der allerhöchsten Kraft, und der Mythos geleitet die vorarisch-alten Gestalten als deren Verleiblichungen auf Ehrenplätze im hinduistischen Pantheon. Schiva selbst erkennt Gauri staunend und beglückt als seine eigene Schakti, als sie heimkehrend die begrenzte Mayakraft des Dämons mit dem Trugbild ihres bloßen Liebreizes weit hinter sich lässt und wie Rausch und Wahnsinn die Allheit göttlicher Kräfte und Gebärden vor ihm entfaltet: Schivas eigene Allheit.

Schiva, mit der Göttin in einen Leib zusammengeschmolzen, offenbart die Einheit der Gegensätze, die das Wesen des Göttlichen und der Wirklichkeit bildet; so spricht er als Lehrer durch Paradoxe. Mit ihnen führt er die Menschen, die sich verbissen und glühend ans Gegensätzliche im Einen-und-Anderen halten, über das Widerspiel der Gegensätze hinaus und erlöst sie von den Grenzen der Erscheinungen und des Denkens.

4. Schiva im Wald der Götterbäume

Vorzeiten hausten im Walde der Götterbäume, den Götter und Verklärte besuchten, große Heilige mit ihren Söhnen und Frauen und sammelten Glutgewalt in Askese. Mancherlei frommes Werk, das gedeihlichem Werden gilt, übten sie, opferten Opfer und glühten in Askese.

Da begab sich Schiva in den Wald der Götterbäume und klärte den ewigen Irrtum, in dem ihr Denken sich bewegte, da es auf Gedeihen und Werden gerichtet war. Der „Große Herr“ nahm sich Vischnu, den Älteren und Lehrer des Alls, an seine Seite; so kam der Friedebringer, um die Erkenntnis des Entwerdens aufzurichten.

Er nahm die schwelende Gestalt eines Zwanzigjährigen an, träge von Liebeslust, mit großen Armen, fleischigen Gliedern und weichen Augen. Sein Leib war goldfarben, und sein Antlitz war wie der volle Mond. Wie ein brunsttrunkener Elefant schritt der Herr der Welt einher; er war ganz nackt, der Himmelsraum war sein Gewand.

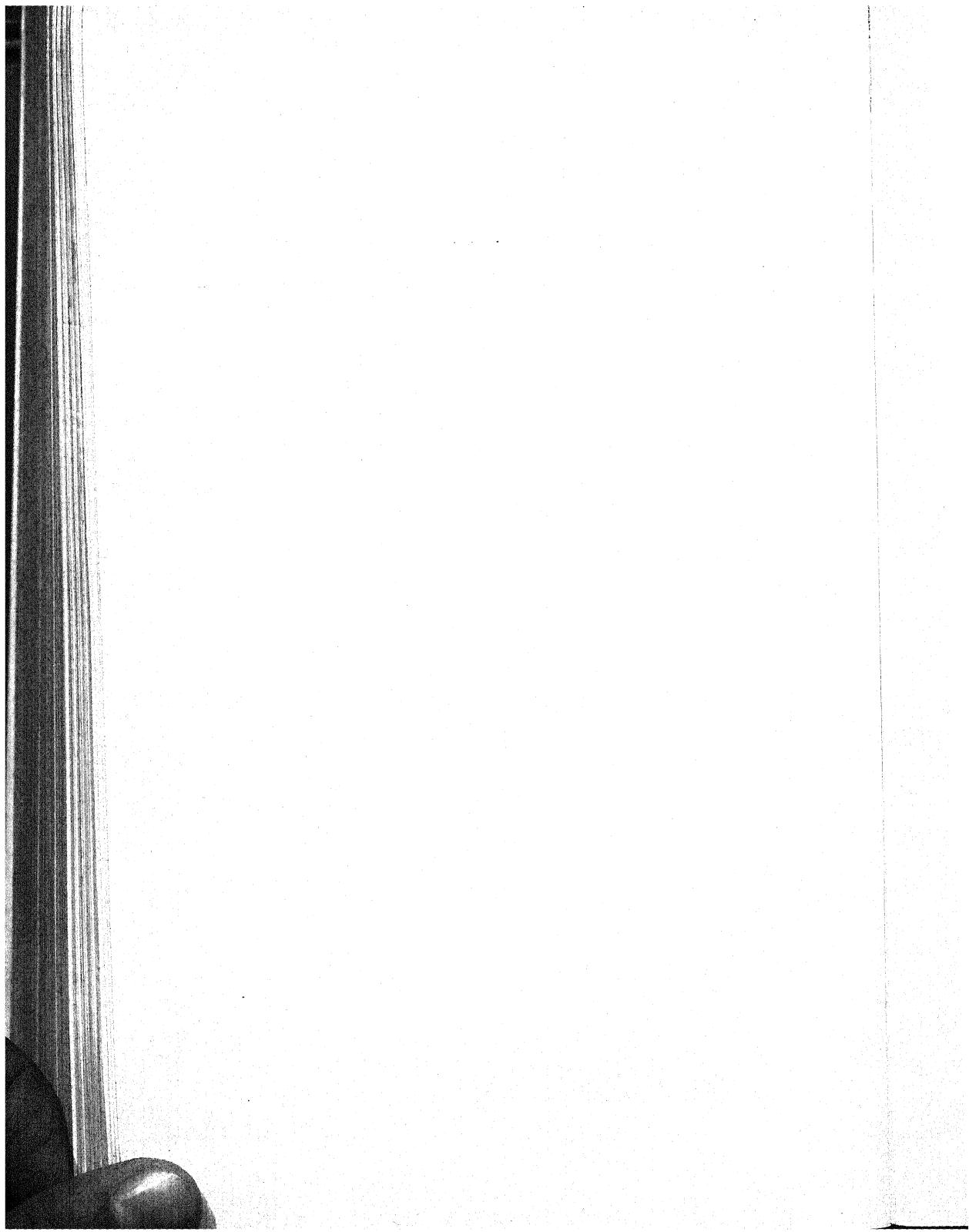
Vischnu, der ihn lächelnd begleitete, trug eine aus Gold gefertigte Blumenkette, mit Juwelen geziert. Er, Urwesen und Schoß der Welt, nahm Frauengestalt an; so folgte Vischnu dem Spießträger. Sein Gesicht war wie der volle Mond, voll und steil standen die Brüste, sein Lächeln strahlte. Er war heiter, paarweis klingelten seine Knöchelringe, leuchtend gelb war das Gewand des Dunkelfarbigens mit den weichen Augen; er schritt mit dem edlen Gang eines Schwans daher. In seinen Reizen spielend, berückte er die Sinne, mit seiner Maya betörte er die Welt.

Wo immer die Frauen Schiva einherschreiten sahen, wurden sie von seiner Maya betört und folgten ihm nach. Alles Gewand, das sie trugen, sank von ihnen ab, sie vergaßen alle Scham; die gatten-treuen Frauen zogen, von Liebe gequält, mit ihm dahin. Aber die Söhne der Seher, die jungen Männer voll gebändigten Wesens, folgten alle Vischnu, dem Herrn der Sinne, nach, von Liebes-verlangen gepeinigt. Die Scharen der Frauen sangen und tanzten in verlockendem Spiel um ihn, der sie führte, den Einzigen Herrn. Die Söhne der hohen Weisen fielen lächelnd vor ihm nieder, als sie ihn mit dem Weibe sahen, und umarmten den Überlieblichen, Er-schnten und sangen Lieder, andere winkten Vischnu mit den Brauen, als sie ihn erblickten. Der mayagewaltige Vischnu ging in ihren einzigen Wunsch ein, er ging in ihren Geist ein und schuf ihnen Wonnen, die in ihrem Geiste spielten: sie erlebten sie, dank seiner Maya, als ob sie wirklich wären. Als Schiva, von Vischnu und den Frauen umgeben, mit allen Frauen umging, sah es aus, wie wenn er mit seiner alleinen göttlichen Kraft und Gattin umginge, die sich spielend mit ihm zu zahllosen Paaren vervielfachte.

Die Heiligen sahen, wie Schiva das Frauenvolk und der lockige Vischnu ihre Söhne betörte und gerieten in gewaltigen Zorn, sie gaben dem Götter harte Worte und fluchten ihm in vielen Reden, von seiner Maya betört. Aber all ihre Glutgewalt, in Askese gesammelt, in Flüchen über ihn entladen, prallte ohnmächtig am Friede-



Schiva, und die Göttin als Einheit



bringer ab, wie der Sternenglanz des Himmels am Schein der Sonne. Asketen und Vedakundige kamen zuhauf und schmähten ihn: „Wer bist du?“ fragten sie, von ihm betört, und der Erhabene gab zur Antwort: „Um in Askese zu glühen, bin ich mit meiner Gattin in dies Land gekommen — um euretwillen, ihr Frommen!“

Als Bhrigu und andere Stiere unter den Weisen seine Rede hörten, sagten sie: „Erst zieh ein Gewand an und verstöß deine Frau — dann glühe in Askese!“ — Da betrachtete er Vischnu, der ihm zur Seite stand, und sprach auflachend zu ihnen: „Ihr härmst euch doch selbst, eure Frauen zu ernähren, warum sagt ihr: „Verstoß deine Frau!“ — Ihr Wisser ewiger Ordnung, die ihr friedvollen Geistes seid?“ — Die Heiligen sprachen: „Frauen, die vom Wege weichen, soll der Gatte verstoßen, aber unsere treu ergebenen guten Frauen haben es nicht verdient, daß wir sie wegsschicken.“ — Der Große Gott sprach: „Niemals, ihr Weisen, begehrt meine Frau auch nur im Geiste einen anderen, und ich lasse sie auch niemals von mir.“ — Die Seher sprachen: „Wir haben gesehen, wie sie sich verging, verworfener Mensch! Du sprichst die Unwahrheit, mach' dich schleunigst fort von hier.“ Da antwortete der Große Gott: „Ich redete wahr, eure Einbildung ist sie“ — und verließ die Seher und schritt von dannen.

Er kam mit Vischnu in die Einsiedelei Vasischthas, des hohen Asketen voll großen Wesens, und bat um Essen. Als dessen geliebte Gattin, Arundhati, den Gott bettelnd nahen sah, schritt sie ihm hingebungsvoll entgegen und neigte sich vor ihm. Sie wusch ihm die Füße und bot ihm einen Sitz. Sie sah, daß sein zarter Leib von den Schlägen der Brahmanen verwundet war; da pflegte ihn die Reine bekümmerten Gesichts, bezeigte ihm tiefe Verehrung und fragte ihn: „Wer bist du, Verehrter? Woher kommst du mit deiner Gattin? Was ist dein Wandel? Sag an!“ — Der Erhabene sprach: „Ich bin der höchste der Verklärten; was dort als strahlendes Rund, von Brahma geschaffen, immerdar als Sonne glänzt: eben die Gottheit bin ich und trage mich immerdar mir.“ — So sprach der Strahlende und schritt, der gattentreuen Frau seine Huld bezeigend, von dannen.

Aber die Brahmanen schlugen ihn mit Stöcken, warfen nach ihm mit Erdklumpen und trafen ihn mit ihren Fäusten, als sie den Herrscher vom Berge nackend in verwandelter Erscheinung dahin-

schreiten sahen; sie riefen: „Reiß dein Linga ab, Verruchter!“, und der große Yigin sprach zu ihnen: „Ich will es tun, wenn ihr mein Linga nicht leiden mögt!“ Der Erhabene sprach es und riß sich sein Linga aus, aber im selben Augenblick sahen sie ihn selber nicht mehr, auch nicht den lockigen Vischnu, noch das Linga. Dann geschahen Zeichen, die aller Welt Gefahr verkündeten: die Sonne schien nicht mehr, die Erde erbebte, alle Wandelsterne verloren ihren Glanz, und das Weltmeer wallte auf. Die gattentreue Frau des Heiligen Atri schaute ein Traumgesicht und erzählte es furchterfüllt den vedakundigen Brahmanen. „Alles mit blendender Glut erhellt, sah ich Schiva mit Vischnu als Gefährten in unseren Häusern betteln gehen.“

Als die Seher ihr Wort vernahmen, befiehl sie Furcht, und alle gingen zum yogagroßen Brahma, dem Ursprung des Alls. Der saß auf einem von vielen Wundern gezierten Sitz, der, von tausendfältigem Schein erfüllt, Erkenntnis, Allgewalt und andere Kräfte in sich barg; die vier Veden und das heilige Weihegebet Savitri umstanden ihn leibhaft. Er lächelte, seine Augen glänzten, und gnädig fragte er die Heiligen nach dem Grund ihres Kommens. Da taten sie ihm alles kund, was sich begeben hatte, und fragten: „Wer ist dieser Mann? Wir sind voll Furcht und suchen bei dir Schutz, du Unerschütterlicher! Du weißt alles, was in der Welt geschieht, darum hilf uns gnädig!“ Da versenkte sich der Lotosentsprossene in innere Schau und erschaute den Gott, der den Dreispieß als Zeichen führt, und sprach mit andächtig zusammengelegten Händen: „Wehe, Unheil erstand euch da, das all euren Gewinn zunichte macht. Fluch eurer Kraft, Fluch eurem Wandel in asketischer Glut, fruchtlos sind sie euch jetzt geworden! Den höchsten Schatz aller Schätze, die in Heiligkeit wurzeln, habt ihr erlangt, aber falschen Wesens und betört, habt ihr ihn übersehen. Den Schatz, nach dem Yigin in Ewigkeit verlangen, und um den Asketen in Glut sich mühen, habt ihr bekommen und — weh: ihn übersehen! Ihn zu erlangen opfert der Vedenkundige mit vielerlei Opfern, aus seiner Verehrung stammt meine Allherrschaft, ihn übersaht ihr — und sah doch den Schatz, ihr Glückverlassenen! Dieser Gott soll als der ‚Große Herr‘ erkannt werden, nichts läßt sich als sein fernster Schritt begreifen. Wenn die Götter und alle leibhafte Welt am Ende von tausend Weltaltern sich auflösen,

reißt Er, zum Todbringer Zeit geworden, sie in sich zusammen; Er bringt alle Geschöpfe aus sich hervor durch seine Glutgewalt: dann trägt er die Zeichen Vischnus und herrscht rings über die Welt. Im ersten vollkommenen Weltalter ist er der Yigin, im drei-viertel vollkommenen ist er das Opferritual, im halb vollkommenen Weltalter wird der Erhabene zum Todbringer Zeit, im letzten Kali-Weltalter führt er die ewige Ordnung als sein Zeichen.

Drei sind die Formen des Gottes, mit denen das All ausgespannt ist: dumpfe Trübe, das ist der Feuergott; schöpferischer Wirbel der Leidenschaft, das ist Brahma; und lichte Klarheit, das ist Vischnu. Noch eine andere Gestalt wird von ihm gelehrt: die Luft ist ihr Gewand, gütig ist sie und fest in Ewigkeit, in ihr befindet sich dieses Brahma vom Yoga getragen. Die Frau aber an seiner Seite, die ihr als seine Gattin anspricht, ist Vischnu, das höchste ewige Wesen. Aus ihm ist alles geboren, und in ihm wird es sich wieder auflösen; er kann alles erlösen, er ist der höchste Pfad. Der Urkeim der Welt ist sein Same, der Erhabene ist die Wasser, Maya ist der Leib des Herrn. Am Ende einer Weltzeit reißt das höchste Wesen das All in sich zusammen, trinkt den Unsterblichkeitstrank des Yoga und schlummert ein: das ist Vischnus höchster Schritt. Nicht wird er geboren, noch stirbt er, noch wächst der Allschauende, den Ungeborenen besingen die Vedawisser als unentfalteten Urstoff. Wenn dann die Nacht zu Ende geht und es ihn verlangt, die ganze Welt aus sich herauszulassen, dann wirft Schiva den Keim in den Nabel des Ungeborenen Vischnu — wißt: der Keim bin ich, Brahma, der sein Gesicht allerwärts hat. Aber das große Urwesen, den All, den höchsten Keim in den Urwassern, erkennt ihr nicht, den Erzeuger, die ihr betört von seiner Maya seid: den Gott der Götter, den Herrn der Geister, Hara, den Wegraffer. Der Große Gott, der anfangslose Hara, schafft und entschafft mit Vischnu vereint, bei ihm findet sich nicht Not noch Zweck, nicht findet sich, was über ihn hinausliegt. Sein Leib ist Maya, in Yoga geschaffen, er gab mir vorzeiten die heiligen Veden, der Mayahafte schafft und entschafft alles mit seiner Maya. Erkennt ihn um eurer Erlösung willen und nehmt eure Zuflucht zu Schiva.“

Als der Erhabene so sprach, neigten sich die Heiligen und fragten gesammelten Geistes: „Wie können wir den Gott mit dem Dreizack wieder schauen?“ — Brahma sprach: „Weil ihr sein Linga saht,

das zur Erde fiel, fertigt ein herrliches Linga, das dem seinen gleicht. Verehrt es andächtig mit euren Frauen und Söhnen und wandelt dabei in Keuschheit unter Gelübden, die in den Veden gelehrt sind. Richtet das Linga auf unter Sprüchen an den Friedebringer, die allen Veden entstammen, übt strengste Askese und sagt seine hundert Namen auf. Verehrt ihn gesammelten Geistes und fällt vor ihm nieder, dann werdet ihr den Herrn der Götter schauen, der schwer zu schauen ist für alle, die nicht an ihres Wesens Kern geschaffen haben, und des Anblick allen Erkenntnismangel und alle Schuld vernichtet.“

Da zogen die Seher erfreut wieder in den Wald der Götterbäume und warben um die Gunst des Gottes, wie Brahma sie gelehrt, unkundig seiner höchsten Form, aber frei von Leidenschaften und Ichsucht. Auf nackter Erde, in Berghöhlen und auf einsamen Sandbänken der Flüsse saßen sie, manche aßen nur Wasserschlingkraut, andere lagen immer im Wasser, manche, die Wolken über sich als Dach, standen auf einer Zehe, andere brauchten ihre Zähne als Mörser, um die rohen Reiskörner zu zermahlen, die ihre einzige Kost waren, andere nahmen nur Steine dazu, manche aßen nur rohes Kraut und Blätter, sie ergaben sich Waschungen, tranken Lichtstrahlen, hausten unter Baumwurzeln und schliefen auf Steinplatten. So brachten sie die Zeit in Askese hin und verehrten den „Großen Herrn“.

Da entschloß sich Hara, der die ihm Ergebenen von Leid erlöst, sie zu begnaden und zur Erkenntnis zu erwecken. Gnädig kam er zum Wald der Götterbäume, sein Leib war weiß mit Asche beschmiert, er war nackt; in gewandelter Erscheinung hielt er einen Feuerbrand in Händen, er hatte rotgelbe Augen. Manchmal lachte er furchtbar auf, manchmal sang er wunderbar entrückt, dann wieder tanzte er zärtlich-sinnlich, und dazwischen brüllte er immer wieder. Durch die ganze Einsiedelei zog er als Asket und bettelte sich fort: diese mayahafte Gestalt gab sich der Gott und kam in den Wald.

Er gesellte sich seine Gattin Gauri, die Tochter des Himalaya, die Herrin der Götter kam in der gleichen Gestalt wie vormals Vischnu in den Hain. Als die Heiligen den Gott samt der Göttin genaht sahen, neigten sie sich und feierten ihn mit Sprüchen der Veden und schönen Preisliedern: „Anbetung dem Gott über Götter,

dem Dreiaugigen mit dem Dreispieß! Luft ist dein Gewand, Verwandler du, vor dem sich alle Götter neigen, der sich selbst vor keinem neigt. Du bringst dem Endebringer Tod das Ende und reißt alles vernichtend in dich hinein. Deine Art ist es zu tanzen: Anbetung dir in deiner Schreckensform! In deinem Leibe vereinst du Mann und Weib, du Yigin und Lehrer! Selbstbezwungen ruhevoll bist du und schreckend als Rudra im Gazellenfell; schreckenlos, schreckenvoll ist deine Erscheinung! Die Ganga trägst du auf deinem Haupte, dein Leib ist mit Asche beschmiert, du schlugst Brahma das Haupt ab und erscheinst als todbringende Zeit. Dein Kommen kennen wir nicht, noch dein Gehen, Gütiger, der beim großen Ende alles in sich schmilzt, Herr der Quirlgeister, Schenker von Glück und Fülle, der die Schädelsschale trägt, Meistgeliebter! Dein Linga ist Wasser und Feuer, Sonne und Erkenntnis, du bist der Tod des Todes. Vergib, was wir in Verblendung taten; wunderbar ist dein Wandel, allen, selbst Brahma, schwer zu erkennen. Was immer Menschen aus Erkenntnismangel oder Erkenntnis tun, all das tut der Erhabene selbst mit der Maya seines Yoga.“ So priesen sie den Großen Gott — in ihrem Herzen von ihm durchdrungen — und baten: „Wir wollen dich sehen in deiner früheren Gestalt.“

Da zeigte der mondmilde Friedebringer, der die Mondsichel im Haar trägt, ihnen seine frühere Gestalt, und sie erschauderten den dreizacktragenden Gott mit der Göttin wie vormals und neigten sich vor ihm. Sie fragten ihn, mit welchem Yoga sie ihm nahen sollten: mit Askese oder Erkenntnis? Er lehrte sie sein Geheimnis: „Nicht durch Yoga-askese allein wird das höchste Wesen erschaut, nur die wahre Erkenntnis schenkt Erlösung. Ihr mühtet euch ganz in Askese ab, darum kam ich hierher, um die Menschen, die ganz der Werkfreudigkeit verfallen sind, ihren Wahn erkennen zu lassen. Vernehmt die fleckenlose Erkenntnis, die Vollendung in Entrücktsein schafft: Eines und allerwärts ist das Wesen, entrückt und reiner Geist; Seligkeit ist es, fleckenlos und ewig. Wer sich an dieses Höchste hält, einzig in ihm steht und geht, der mächtige Asket schaut mich, den Herrn, den All. Dieses ist meine freundliche Gestalt. Es werden viele Wege zur Vollendung gelehrt; Erkenntnis, die auf mich zielt, ist ihnen überlegen. Vorzeiten schuf ich das Gelübde des Glaubens an den ‚Herrn der Tiere‘: friedvoll,

gebändigten Sinnes, den Leib mit Asche bestäubt, keusch und nackt wandle der Mensch! Oder nur mit einem Lappen um die Lenden oder in einem einzigen Gewand, den Leib mit Asche beschmiert und der Lüste bar, pflege der Asket das Wissen der Veden und weihe sich dem ‚Herrn der Tiere‘ in inneren Gesichten! Ohne Verlangen, Furcht oder Zorn, in ihrem Stoff mir gleich geworden, sind viele durch diesen Yoga rein geworden und zu mir eingegangen. Es gibt noch andere Lehren in der Welt, die verwirren und den Veden widerstreiten — auch diese habe ich verkündet. Folgt diesem Pfad, dann wird euch die höchste Erkenntnis aufgehen, und glaubt an mich: ich schenke mich nur innerer Schau!“

So sprach der Mondhafte und verschwand allda. Die Heiligen blieben im Hain der Götterbäume und wandelten nach seinen Worten. Sie kamen zusammen und fragten sich: „Was ist die Wurzel der Welt und ist unser eigenes Wesen? Wer ist wohl der Grund aller Formen des Seins und ihr Herr?“ Als sie sich so bedachten und festhielten am Wege innerer Schau, ward die Große Göttin offenbar. Von einem Flammenkranz umringt strahlte sie wie tausend Sonnen und füllte mit fleckenlosem Scheine das Firmament. Da neigten sich die Heiligen vor der einzigen Gattin des Herrn über alles und erkannten: „Dies ist sein höchster Keim. Sie, unsere Zuflucht, ist die Gattin des Höchsten und ist auch unser eignes Wesen: ‚All-Raum‘ ist ihr Name.“ So schauten sie freudig ihr eigenes Wesen und rings das All in ihr.

Die Gattin des Höchsten betrachtete sie; da schauten sie auch den Gott, den Grund aller Dinge, den friedewesenden weisen Herrn, schauten beide und fühlten letzte Seligkeit. Überwältigende Erkenntnis der Wahrheit offenbarte sich strahlend und erlöste sie von aller Wiedergeburt: „SIE ist der Schoß aller Welt, ihr Wesen ist das Wesen aller, sie meistert alles: die Kraft des Großen Gottes, anfangslos vollendet. ‚All-Raum‘ ist ihr Name, strahlend erfüllt sie den Weltraum. In ihr ist der Große, der weltjenseits an höchster Stätte weilt: Schiva, der Einzige. Er schuf das All, das in seiner Kraft wurzelt, seiner Maya waltend. Der mayahafte Gott, in allen Wesen verborgen, vollzeitig teillos: Er eben ist die Göttin und nichts ist von ihm verschieden. Wer das erkannt hat, ist unsterblich.“

Die Geschichte vom verführerischen Asketen und seiner Begleiterin im Walde der Deodarbäume — in den „Alten Überlieferungen“ mehrfach erzählt — dient, wie sie hier berichtet wird, handgreiflich der Heiligung des vorarischen Lingakultes und der besonderen Verehrung Schivas als „Herrn der Tiere“ (Paschupati) im hinduistischen Brahmanismus. In dieser Verehrung soll der Mensch die Grenzen des Endlichen durch asketischen Wandel im Yogaerkenntnisweg überwinden unter Verzicht auf weltliche und überweltliche Macht- und Glücksziele, die dem Reiche der Maya angehören und durch asketische Werkfrömmigkeit erlangt werden können, wie die Heiligen sie üben, die Schiva nicht erkennen wollen.

Der heimatlos schweifende, bettelnde Pilger in völliger Blöße tritt den Einsiedlern gegenüber, die zwar auf die Welt verzichtet haben, auch auf weltliches Ehe- und Familienleben, aber noch mit Weibern und Söhnen befaßt sind. Der lauten, engen Menschenwelt abgedankt, weihen sie sich, jeder für sich, aber einmütig in ihrem Bemühen, dem Ziel überweltlich-gotthafter Macht, magischer Fülle und Seligkeit; sie sind zwar in den Wald gegangen, aber sie hängen an diesem Höhlen- und Laubendyll der Wildnis wie an seiner asketischen Besitz- und Tugendordnung als der Ebene verfeinerter Maya. Der Übergang zu völliger Entblößtheit und einem verwirrenden Jenseits und In-Eins aller Gegensätze, zu dem der laszive Asket und seine Begleiterin zu führen scheinen, dünkt ihnen Verführung. Diese beiden brauchen nur aufzutauchen, um den Selbstbetrug dieser Askese offenbar zu machen: die Unvollkommenheit der Entzagung, mit der diese verbissen Tugendhaften, glühend Selbstgerechten sich selber blenden, daß sie nicht sehen, wie sehr ihre asketischen Frauen und Söhne, ja sie selbst der Welt und ihren Trieben noch verfallen sind. Ironie: das fremde Asketenpaar wirkt unter den Heiligen Verführung zu Sinnenlust und Eifersucht, sein Anblick stört die Weltverfallenheit auf, die unter Opfern und Observanzen, asketischer Glut und Gehorsam mächtig ist: der Anblick der Söhne, die das fremde Mädchen anschmachten, versetzt die Alten in Raserei, der mänadische Jubel der Frauen bringt die heiligen Männer, die geschlechtlos leben, außer sich. Sie sehen in Schivas Nacktheit schamlose Welthingabe, unterschiedslose Lustbereitschaft wie bei seiner verlockenden Freundin, ihr

Beieinander dünkt ihnen der Gipfel des Hohns auf seinen Anspruch, Asket zu sein. Schiva kommt wie Dionysos — als diesen empfanden ihn die Griechen — als der paradoxe, ironische Fremdling: unerkannt geht er vorüber, er ist der Gott, der sich verkennen, verfluchen und mißhandeln läßt, ohne zu widerstreben; schließlich verschwindet er lautlos. Das In-Eins der Gegensätze ist dem auf Ziele ausgerichteten, notwendig einseitigen Menschen anstoßig: der phallische Asket, der Weltabgedankte, der zur Lust verlockt, der kein Weib anblicken sollte und die verkörperte Lust als Weibsgestalt mit sich führt, ist in bestürzender, empörender Weise der „Ganze“, alles Gegensätzliche in sich Umfassende.

Vischnu heißt auch der „Ganze“, der „All“, und ist es in kosmisch umfassenden Sinne: er ist der Schoß aller vielfältigen Ausgeburt an Kräften und Gestalten; Götter und Dämonen, Menschen und Ungeheuer. Lichtes und Trübes gehen aus ihm hervor, der die Welt in seinem Bauche beschließt; Schiva aber, der „Jagadguru“, der „Lehrer der Welt“ stellt die Einheit des sich Widersprechenden sinnfällig an sich dar als Essenz der Wirklichkeit. Rätselhaft rafft er weg, was als sein Wesen erscheinen könnte: der Jubel der Götter geleitet den großen Asketen zur Hochzeit, daß er der große Liebende und Zeugende sei, und sein Sohn, der die Welt errettet, ist der Gott gewaltsam vervielfachten Todesgrauens. Im paradoxen Bilde des phallischen Asketen offenbart sich sein Geheimnis: der Asket meint das Göttliche in seiner ewig form- und tatenlosen Ruhe, in der leeren Stille seiner Weltentrücktheit: ein Meerespiegel ohne Kräuseln; das Linga aber meint das zeugende Spiel des Göttlichen, sein sich Hinschießen- und Geschehenlassen zum Werden der Welt; lustvoll und zweckfrei geht die Maya der Welt aus seiner Stille hervor als die sichtbare Seite Gottes und der Wirklichkeit, als das Teil, an dem der Mensch sich selber greifen kann — der bewegte, schimmernde Schleier, der von der Stille zeugt, die er verhüllt.

Zwei Seiten des Göttlichen, zwei Seiten alles Wesens: werden sie auseinandergerissen, wird dem Asketen sein Linga genommen, so schwinden beide ins Unfaßbare, und nach den Zeichen, die geschehen, scheint der Bestand der Welt bedroht für den, der diese Trennung erzwang. Erst die Verehrung des Linga und die Erkenntnis, die sie in sich schließt, bringt die Versöhnung des Gottes und

sein Wiedererscheinen. Das Linga verehren, meint hier: das Un-
greifbare in der Form verehren, die seine greifbare Erscheinung
hervorbringt und alle Vielfalt greifbarer Ausgeburten als ihr Quell
in sich begreift: das Entrückte, dem der Mensch sich nahen will in
Verzicht auf die sichtbare Welt, will eben im Sichtbaren, in seiner
Maya verehrt werden: nur so erfüllt sich das Erlebnis des Gött-
lichen und Wirklichen als des Ineinander sich feindlicher Gegen-
sätze, gewinnt sich die Erfahrung der höheren Einheit, die den
Menschen von seiner Besessenheit, zu unterscheiden, von seiner
Bindung an das Ein-oder-Andere erlöst.

Die Brahmanen werfen dem wandernden Asketen vor, seine Be-
gleiterin buhle mit anderen; er leugnet es, daß sie je ohne ihn sei,
je von ihm getrennt — er ruft ihnen zu: „Eure Einbildung ist sie.“
Sie ist die weltschaffende, welterhaltende Maya und Schakti, die
bewegende Kraft, die bewegte Seite der Stille jenseits, sie ist die
Einbildung der Geschöpfe der Maya, die, in ihrem Banne, ihre
eigene, ihnen greifbare Bewegtheit für ihr ganzes Wesen nehmen.
Darum zeigt die sich steigernde Selbstoffenbarung des Gottes
schließlich die Göttin statt seiner und ihn selbst unlöslich mit ihr
verschmolzen als zweideutige Einheit, die das Wesen des Wirk-
lichen ist und deren Erkenntnis erlöst.

Das verborgene Weibliche an Vischnus kosmogonischer Gestalt
entschleiert sich im letzten Weltalter des indischen Mythos, wenn
die große vorarische Weltmutter endlich ihren Einzug ins hindu-
istische Pantheon hält: nun ist Vischnu eine Erscheinung von ihr
geworden und begleitet ihren Gatten als Weib. Wenn er als Ur-
mann mütterlich die Welt in seinem Leibe trug, deutete er in einer
etwas wunderlichen Weise auf das Geheimnis ewiger Selbstbegat-
tung des Göttlichen im Spiele des ruhenden Schiva mit seiner be-
wogenen Schakti, das den Heiligen des alten Brahmanismus an-
stößig dünkte, bis sie es als die Einheit von Welt und Überwelt,
Greifbarem und Ungreifbarem erkannten.

Wenn Schiva zum zweiten Male den Wald der Deodarbäume
betritt, ist er grauenhaft und entzückend zugleich, verlockend und
befremdend: ein Rätsel, das gelöst sein will — so wie das Unge-
löste in uns, das wir uns nicht zueignen mögen, indem wir es durch-
dringen, diesen zweideutigen Zug an sich trägt. Krischna ist der
Benzaubernde, Schiva der Befremdende: anstößig und verlockend,

dabei belehrend, er ist auch der Geduldige, der keiner Zumutung widerstrebt und eben darum unbezwungen bleibt. Der wandernde Fremde ist der Seelengeleiter, der hinwegführt, der am Menschen die Schale zerbricht, die er sich festzuhalten müht und gegen den Fremdling verteidigt. Unter den Verführungen, die an ihm aufblitzen, fehlt die Versuchung zur Lust am ehesten, sie ist ein Schein — fühlbar ist die Versuchung zum Tode als einem Aufbruch aus dem Ein-und-Anderen. Nach Erfüllung und Genuß des Lebensrituals in Heim und Wald muß als viertes Lebensstadium ein letztes kommen, das all dies auflöst; der Mystagog und Verwandler zu diesem Ziel ist der Gott des vierten Weltalters, der aus Verwurzelung in Welt und Einsiedelei hinwegführt in die Heimatlosigkeit, ins ganz entblößte, zielfreie Pilgern. Was ausgegrenzt und unvollzogen blieb, fasziniert, das Leben wird des Geleisteten müde, das Fremde lockt, das Ungelebte winkt verführerisch, denn es verlangt, gelebt zu werden: so will das Ungeborene gezeugt und ausgetragen sein, das Halbe rund werden und das Ganze zerfallen. Indien hat mit seinen vier Lebensstadien im Widerspiel zu den beiden aufbauenden voller Bindungen zwei gegensätzliche, abbauende: Einsiedeltum und Pilgerschaft heiliggesprochen — im Spiel des Widerspruchs soll das Leben ganz werden. Sein mythisches Bewußtsein trägt die Einheit der Gegensätze: Aufbau und Abbau, Tag und Nacht als Gleichgewicht des Lebens in sich und gibt ihr Spiel dem Menschen als Weg; schon Zarathustras chiliasmisches Weltbild enthält mit seinem moralisch-kosmischen Schwarz-Weiß-Schema eine einseitige Lebensdynamik, die solche naturhafte Weisheit nicht mehr verträgt, die christliche und moderne Welt bauen darauf weiter und strecken die Haltung aufsteigenden Lebens kramphaft über den absteigenden Ast.

Der Asket, der aufzulösen kommt, was, in sich selbst verkrampt, sich zu verhärten droht, ist unheimlich: aus dem Vertrauten weist er ins Weglose. Aber das Befremdende zieht an, denn insgeheim will das Leben ganz werden. Die Gegensätze fordern einander: die schweifende Verführerin Venus-Lilith ist als Begegnung und Einweihung so wesenhaft, als Hieroglyphe für die Gebärde des Lebens und des Weibes so bedeutend, wie die Hieroglyphe der Mutter: Maria, Anna, Kybele. Aber wenn der Mann das Weib ganz zur Mutter und Hausfrau macht, sein Mannsein etwa gleich mit diesem

Typus anfing — Erziehung, Familie, Moral drängen ihn dazu —, dann erhält der unerlebte Lilithtyp etwas romantisch Dämonisches, faszinierend Fremdes. Der Vagabund, der Unbehauste und die frei schweifende Venus — Schiva und seine Gefährtin — sind beide so ursprünglich, lebenssymbolisch und urbildhaft wie Hausvater und Kindsmutter. Aber Gesellschaftserfahrung und Elternweisheit, Besitztrieb und Sicherheitsbedürfnis scheiden zwischen Ordnung und Abenteuer; die Urbilder, die Erhaltung meinen, treten als Idealfiguren in den Vordergrund, der Wanderer, die Verführerin werden in Schatten gedrängt, aus der umpflügten Dorfgemarkung geregelten Lebens in die Wildnis verbannt. Vertrieben und ungeehrt werden sie fremd, geheimnisvoll und faszinierend. Sie nehmen rachsüchtige, gefährliche Züge an; Dionysos trägt ein grausames Rätsellächeln, wenn er seine rauschhafte Verwirrung in die Menschen wirft und sie mit seiner Wut befällt, daß sie Tiere und Menschen mänadisch zerreißen müssen, um sich wie reißende Tiere zu lassen, weil sie die dunkle Gewalt des Gottes nicht als Wesen ihrer selbst ehren mochten. Verführerische Urbilder wie er sind so verlockend und unwahrscheinlich, in „smaragdenem Goldglanz“ schimmernd, weil alles Ungelebte glühend sie umwebt. Sie wären etwas Wirkliches, wie vieles andere, imponierend wohl, aber nicht faszinierend und ins Ungeheuerliche verschwimmend, wenn der Mensch sie erfüllt hätte. Sie gehören in den Reigen der Urbilder des Lebens, die über seinen Wegstrecken schweben, um sich nacheinander einweihend auf den Wanderer niederzulassen.

Der Mythos bewahrt diese Urbilder der Lebensgebärden als natürliche Sakramente, durch deren Aura der Mensch schreiten soll, um von ihnen durchtränkt zu werden und auf einen Augenblick unbewußt ihre Gebärde zu sein, um so nacheinander an ihnen ganz zu werden. Indem der indische Mythos in seinem letzten Weltalter den „Herrn der Tiere“, den abseitig fluchbeladenen Meister aller Schrecken, Geister und Dämonen, an sich nimmt und als den „Großen Gott“ feiert, löst er den Bann der ausgrenzenden Haltung, der ihn selbst gegenüber dem Ungeheuren befangen hielt, wie der pilgernde Asket die Beschränktheit und Verkrampfung der Waldeinsiedler löst — so wird er ganz und kann enden.

5. Die Göttin als Maya

Vorzeiten lebte ein König Suratha, dem Geschlechte des Tschaitra entsprossen, der herrschte über den ganzen Erdkreis. Er beschirmte seine Untertanen, wie es recht ist, als wären es seine leiblichen Kinder. Da erhoben sich Vasallenkönige wider ihn, die sich mit den Unterworfenen aus fremdem Blute verbündet hatten, und es gab Krieg. Zwar waren sie minder und sein Heerbann war großmächtig, doch der König ward von ihnen im Bunde mit den Unterworfenen besiegt. Da ging er in seine Stadt und war König über sein angestammtes Land, aber die starken Feinde, denen das Glück hold war, griffen ihn an, und seine eigenen Minister, bestochen und schlimm, raubten ihm Schatz und Heer — da stieg er, der Herrschaft bar, zu Pferd, als wolle er auf die Jagd und ritt einsam in die Wildnis.

Dort fand er die Einsiedelei eines edlen Brahmanen, der hieß Medhas, „Weisheit“; friedlich streiften in ihr die Tiere der Wildnis, ihr Schmuck waren die Schüler des Heiligen. Vom Heiligen als Gast geehrt, blieb er dort eine Weile. Er streifte umher und bedachte sich, sein Denken kreiste um „Ich“- und „Mein“-Gefühle: „Mein war die Stadt vormals, von mir regiert — jetzt ist sie verloren. Wird sie von meinen Dienern, die böse sind, regiert, wie es die ewige Ordnung will, oder nicht? Ich weiß es nicht. Mein edler Kriegselefant, der immer trunken von Brunstrausch war, ist in die Gewalt meiner Feinde geraten — welche Freuden wird er jetzt haben? Die mir in Treuen folgten, warten jetzt anderen Königen auf um Huld, Reichtum und Unterhalt, der Schatz, den ich mühselig aufgehäuft habe, wird hinschwinden bei ihnen, die ihn mit unrechtem Aufwand vergeuden.“

Dergleichen bedachte der König unablässig; da sah er bei der Einsiedelei einen einsamen Mann von bürgerlichem Stande und fragte ihn: „Wer bist du? Wie kommst du hierher? Warum siehst du so traurig aus?“ — Der Bürger vernahm seine freundliche Frage, neigte sich vor dem Könige und gab ihm zur Antwort: „Ich bin ein Bürger, mit Namen Samadhi — das heißt „Sammlung“ —, ich stamme aus einer reichen Familie und bin von meinen schlimmen Söhnen und Frauen, die nach meinem Reichtum gierig waren, aus dem Hause geworfen worden. Bar des Reichtums und der

Frauen und Söhne, die sich ihn nahmen, bin ich hierher in die Wildnis gekommen — elend von Freunden und Verwandten verjagt. Hier hause ich und weiß nicht: Geht es den Söhnen, meinen Leuten und den Frauen gut oder schlecht? Herrscht jetzt Wohlstand oder Mangel in ihrem Hause? Wie sind sie? Sind meine Söhne rechten oder schlechten Wandels?“

Der König sprach: „Wie? Dein Sinn umfängt noch mit Liebe die Deinen, die dich, nach deinem Reichtum gierig, verjagten?“ — Der Bürger sprach: „Es ist so, wie dein Wort sagt. Was soll ich tun? Mein Sinn bringt keine Härte auf. Nach Reichtum gierig, taten sie Liebe zum Vater, Neigung zum Gatten und Verwandten von sich ab und verstießen mich — und eben ihnen ist mein Sinn zugewandt. Was ist das? Nicht erkenne ich das, obwohl ich es kegne, du Klu-ger, daß mein Sinn der Liebe zu den Verwandten nachhängt, auch wenn sie des Guten bar sind. Ihnen gelten meine Seufzer, und um ihretwillen bin ich traurig. Was tu ich, wenn mein Sinn sich nicht gegen die Liebelosen verhärtet?“

Da gingen beide selbander zu dem Heiligen; Bürger und König baten ihn um Gehör, saßen nieder und pflogen mancherlei Rede. Der König sprach: „Erhabener, eines will ich dich fragen, was meinem Sinn Leid bringt, ohne in meinem Denken gegründet zu sein — sag' mir das! Ich habe ‚Ich-‘ und ‚Mein-‘-Gefühle für meine Königsmacht und alle ihre Teile, wie einer, der nicht weiß, daß er sie verloren hat, obwohl ich die Wahrheit weiß — wie kommt das, hoher Heiliger? Und dieser Bürger ward von den Seinen vertrieben und verlassen, dennoch hängt sein ganzes Herz an ihnen. So sind wir beide sehr unglücklich, ‚Mein-‘-Gefühl zerrt unseren Sinn auf das Ding, dessen Fehle wir doch sehen. Wodurch kommt es, daß uns beide trotz Erkennen der Wahrheit Betörung umfängt? Woher kommt mir und ihm dieser Wahn, in dem wir blind für sondernde Einsicht sind?“

Der Heilige sprach: „Erkennen eignet jedem Geschöpf auf der Weide der Sinnenwelt, doch sondert es sich hierhin und dorthin: manche Wesen sind bei Tage blind, andere nachts, und manche sind bei Tag und Nacht von gleicher Sehkraft. Die Menschen erkennen — gewiß, aber nicht sie allein; Erkennende sind alle: Vieh, Vögel, Wild und anderes Getier, und das Erkennen der Menschen ist das gleiche wie bei Wild und Vögeln; Erkennen, das den Menschen eignet, ist auch jenen eigen. Wohl haben sie Erkennen, und

doch — sieh die Vögel dort, wie emsig sie Körner in die Schnäbel ihrer Jungen schnäbeln, in Betörung, obgleich sie selber der Hunger quält! Die Menschen sind voll Liebe gegen ihre Kinder — gierig nach Gegenleistung sind sie es freilich, siehst du das nicht? Trotz ihres Erkennens stürzen sie in den Strudel des ‚Mein‘-Gefüls, in die Fanggrube der Betörung: durch die Macht der Großen Maya wirken sie Bestand des endlosen Lebenskreises. Dabei ist nichts zu verwundern. Sie ist die magische Schlaftrunkenheit des Herrn der Welt, sie ist die Große Maya Vischnus, und alles, was lebt, wird von ihr in Betörung gewirbelt. Die erhabene Göttin reißt mit Gewalt auch den Geist des Erkennenden an sich und gibt ihn der Verblendung preis. Die Große Maya entfaltet alle lebendige Welt, sie ist's, die gnädig Wünsche gewährt und den Menschen zur Erlösung verhilft. Sie ist höchstes Wissen, ewige Ursache der Betörung und Ursache der Bindung an den Samsara — sie allein, die Herrin des Herrn des Alls.“

Der König sprach: „Heiliger, wer ist diese Göttin ‚Große Maya‘, von der du sprichst? Wie ist sie entstanden und was ist ihr Tun? Was ist das Wesen der Göttin, was ihr Ursprung?“

Der Heilige sprach: „Ewig ist sie, ihre Gestalt ist die Welt, von ihr ist das All rings ausgespannt. Dennoch ist ihr Ursprung vielfältig, das höre von mir. Wenn sie offenbar wird, um dem Werke der Götter zum Erfolge zu helfen, dann heißt es von ihr in der Welt, ‚sie ist entstanden‘, obwohl sie ewig ist.“

Am Ende einer Weltzeit, als die ganze Welt ein einziges Meer geworden war, streckte sich der erhabene Vischnu auf der Welt schlange hin und sank in magischen Schlaf. Da entstanden aus dem Schmutze seiner Ohren zwei schauerliche Dämonen, Madhu und Kaitabha genannt, die wollten Brahma töten. Brahma, der Herr der Wesen auf dem Lotos, der Vischnus Nabel entsprießt, erblickte die beiden schrecklichen Widergötter und sah, daß Vischnu in Schlaf versunken war. Da sammelte der Herr strahlender Kraft sein Herz in eine Spitze und pries die magische Schlaftrunkenheit, die sich Vischnus Augen zur Stätte erkoren hatte, um Vischnu von ihr aufzuwecken; er pries die Herrin von Allem, die Erhalterin der Welt, die der Welt entbreitetes Bestehen und ihr Zusammenraffen in Vernichtung schafft, die erhabene Schlaftrunkenheit Vischnus, die Unvergleichliche.

Brahma sprach: „Du bist der heilige Opferruf Svaha, du bist Lebenskraft, du bist der heilige Spendenruf Vaschat — Schall ist dein Wesen! Trank der Unsterblichkeit bist du, Unvergängliche; dein Wesen liegt in den drei Zeiten der heiligen Silbe OM beschlossen, du bist in der Halbzeit beschlossen, die dem Verklingen der Silbe OM als Schweigen nachfolgt, du Ewige, die vom Unterschiedlichen her nicht auszusagen ist.“

Du bist ‚DIE‘! Bist der Weihespruch Savitri, der Einweihung verleiht, du bist die höchste mütterliche Göttin! Von dir wird alles erhalten, von dir wird diese Welt aus dir geschaffen und behütet, und am Ende ißt du alles wieder auf. Wenn du die Welt aus dir hervorgehen läßt, ist Hervorgehen deine Gestalt, Bestand ist deine Gestalt, wenn du behütest — so ist Zusammenraffen deine Gestalt beim Ende dieser Welt, o du, die du Welt bist! Große Weisheit, große Maya, große Einsicht, großes Gedenken, große Verblendung, verehrungswürdige große Göttin, große Widergöttin! Du bist der unterschiedlose Urstoff von allem und entfaltest dich in der Dreifalt unterschiedlicher Artung. Du bist die Nacht des Weltentodes, die Große Nacht und die Nacht der Verblendung, Unerbittliche! — Du bist das Glück, die Herrin du, Scham bist du und Vernunft, Verstehen ist dein Zeichen, Ehrfurcht, Gedeihen, Heiterkeit bist du und Seelenruhe und Geduld! Schwertträgst du und Spieß, du Grausige, Keule und Wurfscheibe, Muschelhorn und Bogen, Pfeil und Geschoß und eisenbeschlagenen Stab — lieblich bist du, lieblicher als alle Lieblichen, überaus Reizende! Allerhöchste über Hohem und Niederem bist du allein, allerhöchste Herrscherin! Was wo nur irgend west, gut oder bös — o die du aller Wesen bist, du bist die Kraft von alledem, die darin wohnt; wie soll ich dich da preisen? Von dir ist er, der die Welt aus sich hervorbringt, die Welt behütet und wieder aufißt, in Schlaf gebannt; wer ist hier mächtig, dich zu preisen? Vischnu, ich und Schiva, der Herr, sind durch dich leibhaftig geworden — darum: Wer hätte die Kraft, dich zu preisen?“

Hab ich dich, Göttin, so mit deinen eigenen erhabenen Kräften gepriesen, so verblende diese beiden unüberwindlichen Widergötter Madhu und Kaitabha und führe den Herrn der Welt leicht zum Erwachen und gib ihm den Sinn ein, die beiden großen Widergötter zu erschlagen!“

Als Brahma die Göttin voller Dunkelheit so gepriesen hatte, daß sie Vischnu erwachen ließe und er Madhu und Kaitabha erschläge, stieg sie aus Vischnus Augen, Mund und Nase, aus seinen Armen, Herz und Brust auf und stand Brahma vor Augen. Und es erhob sich der Herr der Welt, der ‚Quäler der Menschen‘, von ihr befreit, von seinem Lager im all-einen Meer und er erblickte die beiden schlimmen Dämonen, die, übermächtig an Kraft und Mut, mit Augen rot vor Zorn, ansetzten, Brahma zu verschlingen. Da stand der erhabene Hari auf und kämpfte mit ihnen fünf Jahrtausende lang — seine Waffen waren die Arme. Aber die beiden, berauscht von ihrer übergroßen Kraft, verbendet von der Großen Maya, sprachen zum Lockigen Gotte: ‚Eine Wahlgabe wähle dir von uns!‘ — Der Erhabene sprach: ‚Beide stell‘ ich euch zufrieden, beide sollt ihr von mir getötet werden — was soll ich andere Wahl? So habe ich gewählt.‘

So waren die beiden betrogen. Sie blickten über die ganze Welt, die Wasser war, und sprachen zum lotosäugigen Gott: ‚Schlag uns, wo die Breite von Wasser nicht überflutet ist!‘ — ‚So sei es‘, sprach der Erhabene mit Muschelhorn, Wurfring und Keule in Händen und schlug ihnen mit dem Wurfring auf der Breite seiner Schenkel ihre beiden Köpfe ab.

So erstand sie, von Brahma selbst gepriesen; weiter aber vernimm von der Wundermacht der Göttin — ich künde sie dir:

6. Die Göttin und der Stierdämon

Zwischen den Göttern und Widergöttern tobte vorzeiten ein Kampf über ein volles hundert Jahre. Mahischa, der ‚Büffelstier‘, war das Haupt der Widergötter, der burgenzerbrechende Indra war der Herr der Götter. Da schlugen die Widergötter das Heer der Götter aufs Haupt, und der Stierdämon trat an Indras Statt. Völlig geschlagen gingen die Götter, von Brahma geführt, zu Vischnu und Schiva und erzählten ihnen, wie der Widergott Mahischa die Götter überwältigt hatte: ‚Die Rechte aller Götter hat er an sich gerissen und alle Götterscharen aus der Himmelswelt vertrieben, sie irren unten auf Erden umher, wie sterbliche Menschen. Wir suchen Schutz bei euch — sinnt auf seinen Tod!‘



Die Göttin und der Stierdämon

Als Vischnu und Schiva die Rede der Götter vernahmen, gerieten sie in Zorn, und ihr Antlitz verzerrte sich unter gerunzelten Brauen; sengendes Licht brach aus Vischnus Gesicht, der übervoll von Zorn war, sengendes Licht brach aus Brahmas und Schivas Gesichtern. Auch aus den Leibern der übrigen Götter brach sengendes Licht und floß großmächtig in eins zusammen. Die Götter schauten sein Übermaß, es war wie ein glühender Berg und füllte das Weltall rings mit seinen Flammen. Dieser unvergleichliche Glanz aus den Leibern aller Götter sammelte sich und, alle drei Welten erfüllend, ward er zu einer Frauengestalt: der sengende Schein Schivas bildete ihr Antlitz, aus Yamas Glanz wurden ihre Haare, aus Vischnus ihre vielen Arme. Das Licht des Mondes ward zum Paar ihrer Brüste, die Leibesmitte ward aus Indras Glanz, Schoß und Schenkel aus Varunas Glanz, die Hüften vom Glanz der Erde. Aus Brahmas Glanz wurden die beiden Füße, die Zehen aus dem Glanz der Sonne, der Glanz der Vasus bildete die Finger, Kuberas Glanz die Nase. Ihre Zähne entstanden aus dem Glanz des Herrn der Geschöpfe, ihre drei Augen aus dem Glanz des Feuergottes und die Augenbrauen aus Morgen- und Abenddämmerung, die beiden Ohren aber aus dem Glanz des Windes. Die Vereinigung der strahlenden Kraft aller Götter ward zur Glückverheißenden Göttin.

Als sie diese Gestalt erblickten, die aus der Häufung der Strahlenkraft aller Götter erstand, wurden die vom Stierdämon besiegten Unsterblichen wieder froh. Schiva zog aus seinem Dreizack einen Dreizack heraus und gab ihr den. Vischnu gab ihr eine Wurfscheibe, die er aus seiner eigenen Wurfscheibe nahm. Varuna gab ihr eine Muschel und der Feuergott einen Speer, der Windgott einen Bogen und zwei Köcher voll Pfeilen. Indra entnahm seinem Blitzkeil einen Demantkeil und gab ihr den samt der Glocke seines Elefanten, Yama gab ihr vom Richterstab des Todes einen Stab. Eine Wurfschlinge gab ihr der Herr der Wasser. Der Herr der Geschöpfe gab ihr einen Gebetskranz, Brahma eine Wasserschale. In alle Poren ihrer Haut goß der tagschaffende Sonnengott seine Strahlen; Zeit, der allmächtige Gott, gab ihr ein Schwert und einen fleckenlosen Schild, der Milchozean gab ihr eine lautere Perlenkette und weiße Gewände, gab ihr Stirnjuwel, Ohrgehänge und goldene Armbänder, dazu einen funkelnden Halbmond und Oberarmreifen an all ihre Arme, lautere Knöchelspangen und einen Nackenschmuck

ohnegleichen. Der ‚Aller Werke kundige Gott‘ gab ihr Juwelenringe an all ihre Finger und ein fleckenlos schimmerndes Beil, vielerlei Wurfgeschosse und einen unzerspaltbaren Panzer. Einen Kranz unverwelklicher Lotosblüten setzte der Gott des Meeres ihr aufs Haupt, hängte ihr einen über die Brust und gab ihr eine Lotosblume, die beide überstrahlte. Der Himalaya gab ihr einen Löwen als Reittier und vielerlei Juwelen, der Herr der Schätze gab ihr eine Schale, die nie leer von Rauschtrank ward, und Schescha, aller Schlangen Herr, der diese Erde trägt, gab ihr ein Schlangenhalsband mit großen Edelsteinen geziert. Auch die übrigen Götter ehrten die Göttin mit Schmuck und Waffen, und sie jauchzte immer wieder hellauf mit gellendem Lachen.

Als die Feinde der Unsterblichen alle drei Welten erzittern sahen, erhoben sie ihre Waffen, sammelten ihre Heere und brachen miteinander auf. ‚Ha, was ist das?‘ sprach der Stierdämon mit allen Widergöttern voll Zorn und lief auf den Schall hin — da sah er die Göttin, die alle drei Welten mit ihrem Glanze erfüllte, die Erde unterm Tritt ihrer Füße einbog und das Himmelsgewölbe mit ihrem Diadem aufritzte, die den Grund der Unterwelt mit dem Klang ihrer Bogensehne erschütterte und alle Himmelsrichtungen rings mit ihren tausend Armen erfüllte, wie sie da stand. Da begann der Kampf der Götterfeinde mit der Göttin; alle Himmelsgegenden wurden in ihm durch vielerlei Wurfgeschosse entflammt.

Die Heerführer des großen Widergottes, Tschikscura, Tschamara und andere, kämpften mit Elefanten, Streitwagen, Reitern und Fußkämpfern; der große Widergott Udagra, der ‚gewaltig Auftragende‘, führte sechsmal zehntausend Streitwagen in die Schlacht, Mahahanu, der ‚mit den großen Kinnbacken‘, tausendmal Zehntausende, ‚Schwert-Haar‘ fünfzig Millionen, andere kamen mit noch größeren Heeren, aber mit Millionen an Millionen von Wagen, Elefanten und Pferden war der Stierdämon selbst umgeben. Sie kämpften mit allen Waffen gegen die Göttin, aber die ‚Zornmütige‘ zerschnitt in reinem Spiel die Schwerter und Geschosse der Feinde, indem sie ihre eigenen Wurfgeschosse und Waffen auf sie regnete. Unbekümmert ließ sie, von Göttern und Heiligen gepriesen, ihre schneidenden und fliegenden Waffen los auf die Leiber der Widergötter, und ihr Löwe, auf dem sie ritt, geriet in Zorn, schüttelte seine Mähne und zog durch die Heere der Widergötter wie ein Wild-

feuer durch den Dschungel. Aus ihrem Atem entließ die Mutter Heerscharen: jählings erstanden sie zu Hunderten und Tausenden, kämpften mit Streitaxt und Spieß, Schwert und Lanze, geschwollt von der Kraft der Göttin, und vernichteten Scharen von Widergöttern.

Die Heere rührten dröhnend ihre Pauken, bliesen Muschelhörner und schlügen tönerne Handtrommeln bei diesem großen Fest der Schlacht; mit Dreispieß und Keule, einem Regen von Speeren, mit Schwertern und anderen Waffen machte die Göttin Widergötter zu Hunderten nieder, manche fällt sie betäubt vom Schall ihrer Glocke, andere schleifte sie, in ihre Wurfschlinge verstrickt, am Boden hin. Da lagen sie, von den scharfen Hieben ihres Schwertes zertrennt oder von ihrer Keule zermalmt, manche spien Blut, von ihrem Mörserstößel getroffen, andere sanken, von ihrem Dreispieß in der Brust zerspellt, zu Boden, andere wurden vom Regenschauer ihrer Pfeile überschüttet, daß kein Fleck an ihnen ungetroffen blieb. In ganzen Heeren ließen die Götterfeinde ihr Leben: Arme und Hälse wurden ihnen abgeschnitten, die Köpfe flogen ihnen herunter, andere wurden mitten durchgerissen oder sanken mit zerhauenen Schenkeln zur Erde. Manche hieb die Göttin in zwei Hälften mit je einem Arm, Auge und Bein, andere, die mit zerpaltenem Schädel hinstürzten, standen wieder auf und ihre Rümpfe kämpften waffenschwingend mit der Göttin, und andere, kopflose Rümpfe, tanzten in der Schlacht zum Takt der Kriegsmusik mit Schwert und Lanze in Händen. Von niedergebrochenen Wagen und Elefanten, Rossen und Dämonen ward das Schlachtfeld ungangbar, Ströme von Blut flossen, jäh sich verbreiternd, durch das Heer der Widergötter zwischen Elefanten und Pferden.

So vernichtete die ‚Mutter‘ in einem Augenblick das große Heer der Widergötter, wie Feuer einen Haufen Heu und Holz. Ihr Löwe erhob ein großes Brüllen und schüttelte die Mähne und sonderte gewissermaßen die Lebensgeister und die Leiber der Götterfeinde voneinander auf Haufen. So kämpfte die Göttin, daß die Götter, von Jubel erfüllt, Blumenregen vom Himmel über sie sandten.

Als der große Widergott Tschikschora sein Heer erschlagen sah, ging er ergrimmt auf die Zornmütige Göttin los, er regnete einen Schauer von Pfeilen auf sie, wie eine Wolke mit einem Regenschauer das Horn des Weltbergs Meru überschüttet, aber spielend

zerschnitt die Göttin seinen Pfeilregen und erlegte mit Pfeilen seine Rosse samt dem Lenker. Flugs zerschnitt sie mit einem Pfeil seinen Bogen und sein ragendes Banner, und traf den mit zerfetztem Bogen Wehrlosen mit schnell sausenden Pfeilen hier und dort am Leibe. Sein Bogen zerschnitten, sein Wagen dahin, die Pferde erschlagen, der Lenker tot: da stürmte der Widergott, Schwert und Schild in Händen, gegen die Göttin. Mit der scharfen Schneide seines Schwertes schlug er den Löwen aufs Haupt und traf in mächtigem Schwunge sogar die Göttin an den linken Arm: da barst sein Schwert in Stücke. Mit zornroten Augen griff er zum Speer und schleuderte ihn, der Flammen sprühte wie die strahlende Sonne, auf die Glückspendende Kali. Als die Göttin den Speer auf sich zufliegen sah, warf sie ihm ihren eigenen entgegen: da zerstob sein Speer in hundert Stücke und mit ihm der Große Widergott.

Als er erschlagen lag, kam Tschamara, der die Götter zu peinigen wußte, auf einem Elefanten daher; auch er warf seinen Speer gegen die Göttin, aber die „Mutter“ traf ihn mit einem verächtlichen Murren ihrer Lippen, daß er glanzlos zu Boden fiel. Grimmerfüllt sah Tschamara seinen Speer zerbrochen zur Erde fallen, da schleuderte er einen Spieß, aber den zerschnitt sie mit Pfeilen — darauf machte ihr Löwe einen Satz, sprang hinauf zwischen die Schläfenbuckel des Elefanten und rang oben mit dem Götterfeind im Kampf der Arme und Pranken. Ringend kamen beide vom Elefanten auf die Erde herunter; ineinander verstrickt, kämpften sie mit erbarmungslosen Schlägen — da sprang der Löwe mit einem Satz hoch in die Luft, warf sich von oben auf Tschamara und riß ihm mit einem Prankenschlage das Haupt vom Rumpfe.

Udagra ward von der Göttin mit Felsblöcken, Baumstämmen und anderen Wurfgeschossen erschlagen, Karala mit Zähnen, Fäusten und Sohlen niedergeworfen, ergrimmt zermalmt die Göttin den Dämon Uddhata mit Keulenschlägen, andere Führer der Widergötter erschlug die dreäugige Herrin mit dem Dreizack oder sandte sie mit Pfeilen ins Haus des Todesgottes.

Als so sein Heer dahingeschwunden war, erschien der Widergott Mahischa selbst in seiner Stiergestalt und setzte die Scharen der Göttin in Schrecken. Mit einem Schnappen seines Maules, mit Schlägen seiner Hufe warf er sie zu Boden, traf sie mit seinem Schweife und zerfleischte sie mit seinen Hörnern, andere wurden

von seinem Ansturm, seinem Gebrüll und kreisendem Laufe geworfen, andere vom Windhauch seines Atems. Als er den vorderen Heerbann gefällt hatte, stürzte er heran, den Löwen der Großen Göttin zu erschlagen. Da geriet die ‚Mutter‘ in Zorn; aber auch er entfaltete im Zorne große Heldenkraft, mit seinen Hufen zermaulte er die Erde zu Staub, schleuderte mit den Hörnern ragende Berge in die Luft und brüllte laut auf. Die Erde barst unter seinem Ansturm, das Weltmeer, von seinem Schweif gepeitscht, schwemmte über nach allen Seiten, er schwang die Hörner, und die Wolken zerrissen in Fetzen um Fetzen, und vom Schnauben seines Atems fielen die unbeweglichen Berge zu Hunderten aus luftiger Höhe hernieder.

Als die Zornmütige Göttin den Großen Widergott erblickte, wie er wutgebläht auf sie zustürmte, richtete sie ihren Zorn auf seinen Tod. Sie schleuderte ihre Wurfschlinge gegen ihn und fing ihn, da verließ er, gefesselt, seine Stiergestalt und ward ein Löwe, und als die ‚Mutter‘ dem Löwen das Haupt abschlug, erschien er als ein Mann mit einem Schwert in der Hand. Da zerspaltete ihn die Göttin flink mit ihren Pfeilen samt Schwert und Schild: da ward er ein riesiger Elefant. Mit dem Rüssel langte er nach ihrem Löwen, zog ihn an sich und brüllte gewaltig, aber die Göttin hieb ihm den Rüssel ab. Da nahm der Große Widergott abermals Stiergestalt an und erschütterte alle drei Welten. Die Weltenmutter, die Zornmütige, geriet in Zorn und schlürfte den unvergleichlichen Trank aus ihrer Schale. Wieder und wieder lachte sie, und ihre Augen färbten sich rot, und auch der Widergott brüllte, berauscht von Kraft und Mut, und schleuderte Berge mit seinen Hörnern gegen die Zornmütige. Aber sie zerstäubte die Berge mit Regen von Pfeilen und sprach:

„Schrei zu, schrei zu, noch einen Augenblick, Verblendeter! — dieweil ich den süßen Rauschtrank schlürfe! Bald werden die Götter vor Freuden schreien, wenn du hier vor mir erschlagen liegst!“

So sprach sie und machte einen Satz in die Luft und sprang von oben auf den Großen Widergott. Sie trat auf ihn und schlug ihn mit dem Dreispieß in den Hals — da fuhr er, von ihrem Fuße niedergetreten, zum eigenen Maule heraus: zur Hälfte nur, denn die Übermacht der Göttin umfing ihn. Zur Hälfte fuhr der Große

Widergott kämpfend aus seinem Leibe und ward zu Fall gebracht: mit ihrem großen Schwerte hieb ihm die Göttin das Haupt ab. Dann ging das große Dämonenheer unter klagendem Geschrei zu grunde, und alle Götterscharen jubelten auf. Die Götter und die großen Seher priesen die Göttin, die himmlischen Chöre sangen, und die Scharen der Himmelsfrauen tanzten.“

Die Mythen von der Entstehung der Göttin und ihrem Siege über den Stierdämon vollenden ihren Triumph. Sie ist Maya und Schakti des Allgottes, aber ihre Macht hält nicht nur alle Geschöpfe in Bann, sie ist auch für den höchsten Gott überwältigend: sein magischer Yogaschlummer, der die Welt visioniert, liegt als Bann der Schlauftrunkenheit auf ihm — die göttliche Mayakraft hält den Gott selbst befangen. Freilich gibt sie ihn, um das Weltspiel in seiner heilig hergebrachten Form geschehen zu lassen, willig frei, aber dann ist es wiederum sie, die Madhu und Kaitabha betört und Vischnu den Sieg schenkt, um dessentwillen er der „Madhutöter“ heißt. Und Brahma richtet sein Gebet nicht an den „Herrn der Welt“, der in ihren Zauberbann geschlagen ist und verwunschen von der Maya wie alle ihre anderen Geschöpfe, sondern an sie, die alle Kräfte und Formen göttlicher Lebensessenz der Welt in sich vereint. Sie schwingt in ihren tausend Armen die Waffen und Geräte aller Götter, trägt den Schmuck aller göttlichen Fülle an ihrem Leibe; die Götter geben ihr in ihrer Not alles zurück, wodurch sie an sich selber Kraft und Eigenart besitzen: es ist nur von ihr geliehen, als strahlende Kraft aus ihr geflossen und vielfältig zu Göttern und Wesen geballt, wie jene Heere, die sie im Kampfe aus ihrem Atem entläßt. Es kehrt zu ihr zurück aus dem ohnmächtigen Zorne seiner Zersplitterung, um ihre überwältigende Gestalt zu bilden, die, alles in sich begreifend, spielend allem gewachsen ist. Die „Große Maya“ ist Quell aller göttlichen Kräfte und Gestalten, auch Vischnus und Schivas wie Brahmias und aller Götter und Widergötter, und schlichtet Not und Streit der Welt, indem sie, in alle Welt verteilt, ihre Entfaltung zu den göttlichen Kräften leibhaft in sich zusammenrafft, um mit der vielfältigen Einheit dieser Fülle das Übermaß dämonischer Kräfte zu dämpfen.

In Brahmias Abdankung vor der Göttin beugt sich der männliche Geist der arischen Veden schließlich vor der Urmutter des vor-

arischen Indien, die „Unterworfenen fremden Blutes“ verschmelzen mit den Fürsten der Eroberer, ihr sieghaftes Aufsteigen endet eine Weltherrschaft über indische Erde, die sie drei Weltalter lang unterworfen hielt. Es bedurfte dieser späten Zeitwende in der Geschichte Indiens und seines Mythos, um den Kampf der Göttin mit dem Stierdämon in seinen kanonischen Bildersaal einzuführen, er selbst deutet auf hohes Altertum. Die Bezungung des Stiers und seine Opferung gehört in ein Zeitalter, von dem Alt-Kreta und Vorderasien, aber auch Alt-Italien mit sakralen Stierjagden und Opfern zeugen. Die Gebärde des stiertötenden Mithras ist ihre Auferstehung und die Stierkämpfe in Andalusien und Südfrankreich ihr Fortleben. Die Bezungung des Stiers reicht ins Weltalter von Atlantis hinauf, von dem Platon berichtet: Wenn die zehn Könige von Atlantis sich zum Gericht versammelten, pflegten sie vorher, um sich gegenseitige Treue zu bezeugen, auf wilde Stiere zu jagen. Theseus bezwingt manhaft den Minotauros, wie Mithras den Urstier opfert, indes Frauen des altgriechischen Mythos sich willig seiner zeugenden Gewalt ergaben — aber die Göttin macht seiner Weltherrschaft ein Ende.

Der Stierdämon ist der große Widergott (*asura*), voll unbändigen Lebens (*asu*): zeugend und zerschlitzend, rasend und zerstampfend meint er das Wilde und Dumpfe der Lebenskraft in seiner Maßlosigkeit. Wirbelsturm der Leidenschaft und dumpfes Brüten (*rajas* und *tamas*), die sich in Madhu und Kaitabha zweigestaltig aus dem Urwesen erhoben, um seine lichte Klarheit, Brahma, in der Knospe zu verschlingen, sind in seiner Urgestalt eins. In proteushaften Wandlungen zu Tier- und Menschenformen ist er die blinde Lebenskraft selbst, aber der Stier als Inbegriff männlichen Wütens ist sein wahrstes Gesicht, und die Mannsgestalt, aus der Stiermaske tauchend, ist seine letzte Zuflucht. Er meint die phallische Kraft der Natur als Schrecken: den ungebändigten Quell aller Gewalt, die von ihrer eigenen Drangfülle rasend und geblendet ist. Sein Toben verstört die Ordnung der Welt: das Ineinanderweben der göttlichen Teilkräfte, die er aus ihren Macht- und Wirkungssphären stößt; der Ansturm seiner alles in sich bündelnden Urgewalt wirft ihr gegliedertes Spiel zu Boden. Was sich in allen Göttern zum Partikularen differenzierte, muß wieder in eins verschmelzen, um dieser völlig undifferenzierten Urmacht zu

begegnen. Der stierhaften Gewalt dumpf-mächtigen Zeugungsdranges ist keine aus ihr abgeleitete Verwandlungsform, die geistiger und einseitiger Höheres verwaltet, gewachsen — nur das Ewig-Weibliche kann sie bezwingen, um den Bestand der vielfältig entfalteten Welt zu retten.

Das Mütterlich-Weibliche schlägt dem Stierdämon den Kopf ab, es vollzieht die Verohnmächtigung des rasenden Triebes, es bezwingt das prahlend Männliche, das die Herrschaft im Weltleib an sich riß, und gibt den höheren Funktionen in ihm ihre Ämter in ihren Sphären zurück. Das Weiblich-Mütterliche weist das Männliche in seine Grenzen und erhebt sich selbst zum herrschenden Prinzip — das ist die Lösung, die der Hinduismus für das Problem der Dämonie der Geschlechter gefunden hat. Sie entstammt dem vorarischen Indien, das sie mit dieser Fassung des Stiermythos prägte: daß die Weltmutter den phallischen Lebenstrieb bändigt. Mit diesem Sieg hebt, wie mit Mithras' Opferung des Stiers, eine neue Weltordnung an, in der das Weibliche in allen seinen Gestalten dem Mannessinne als ein Mütterliches erscheinen soll: die Frau hat dem Manne als die Mütterliche zu gelten, denn sie gebiert ihn neu im Sohne, seinem zweiten Ich; in allem Weiblichen, in jedem kleinen Mädchen, stellt sich dem Hindu die Weltmutter dar — als mütterlich ist das Weibliche allerwärts geheiligt. Der Inder der Mythen lebt noch in der Mutter, er steckt noch in ihr; er hat zwar die Möglichkeit, sich dämonisch auf sich selbst zu stellen und den Kreislauf des Weltleibs zu stören, aber dann greift die überweltlich umfangende Macht hinein und löst diesen Krampf, um den sie weiß, wiewohl ihm enthoben. Der Inder hängt noch mit seiner Welt an der Nabelschnur des Lotosstengels, der dem Wasserschoße der Tiefe entspringt; die Geschichte des Mythos, der im Gange über seine vier Welt- und Lebensalter heimfindet zur „Mutter“ und in die Feier ihrer tausendarmigen, alle Kräfte und Symbole vereinenden, das All erfüllenden Gestalt mündet, bezeugt es.

Im indischen Mythos schaut das Leben sich selber an und erkennt die Kraft, mit der es das schillernde Gewebe seiner sterblichen Gestalten unvergänglich webt als Maya oder Avidya, das ist Ahnungslosigkeit triebhafter Unvernunft, in der alles Dunkle und Lichte beschlossen liegt. Avidya meint: es nicht anders wissen; das Leben ist

eine Reihe von Mißverständnissen, darunter beglückenden und produktiven, mit denen es sich selber fort und fort produziert. Der Heilige, der das Walten der „Großen Maya“ lehrt, heißt den König und den Bürger auf die Vögel schauen: in den triebhaft nächsten Formen des Lebenswillens verlarvt sich lieblich die mächtigste Gewalt der Maya. In der tierhaften Liebe der Eltern zu ihrer Brut, in dem Wahn, sie würden die Wärme, die sich ihnen opfert, vergelten können, statt des eigenen Weges zu gehen und die Älteren von der Lebensweide zu verdrängen — mit dieser liebenswürdigsten Schlinge hält der Zauber der Maya alle Kreatur gefesselt.

Die „Große Maya“ trägt als Mutter Kali, wie Vischnu und Schiva entfaltend und einraffend, ein Doppelantlitz: die Allgebärende, alles Ernährende ist auch die Verschlingerin alles Lebens, schwarzen Leibes, von Schädeln bekränzt, ist sie die Todesnacht, die den mythischen Weltentag in sich zurücknimmt und zerlässt. Die blutige Göttin schwimmt auf ihrem Boot inmitten eines Meeres von Blut: es ist das Blut ihrer Geschöpfe, die dunkle Lebensflut, die alles nährt und in ihre Tiefe schluckt, es ist die Milch des Lebens aus den Adern aller todgeweihten Kreatur, die sie als Opfertrank in unversieglicher Schädelsschale ihren trunkenen Lippen kredenzt. Der Leib der Mutter, die alles aus ihrem Schoße hervorbringt, an ihren Brüsten nährt, auf ihren Knien hegt, ist auch das Grab. In ihr erschaut der Inder, was Schopenhauer in seiner astrologischen Be trachtung der Lebensalter mit der Hieroglyphe „Eros“ umschrieb, „wie sich an das Ende der Anfang knüpft, wie nämlich Eros mit dem Tode in einem geheimen Zusammenhange steht, vermöge dessen der Orkus, oder Amenthes der Ägypter, der *λαμβανων και διδους*“ also nicht nur der Nehmende, sondern auch der Gebende, und der Tod das Reservoir des Leben ist.“ Der Tod als Mutter und das Leben als ein Traum — ein halber Kindertraum der kaum Geborenen, aber alles atemlose Grauen, entfesselte Dämonie und Wahnsinn des Entsetzens haben darin Raum: die Weltmutter Maya hat alle Dämonen als ihr Gefolge und ist ihre trunkene Bezwingerin: sie ist die Geborgenheit des Lebens in der völligen Preisgegebenheit, mit der es den Preis für seine immer erneute flüchtige Blüte bezahlt.

SCHLUSS

Der indische Mythos ist die Feier des Weltlaufs als Entfaltung der Maya des Allwesens; in ihm begegnet sich das Verfallensein des Menschen an den Bann der Welt mit Erkenntnis, die aus ihm entrückt: in der Sprache seiner Sinnbilder begegnet sich das Welt-kind, das nach dem Geheimnis seines Lebensrätsels fragt, mit dem Wissenden, der ihm den Weg zu seiner Lösung weist. Ein Buch, das ihn nacherzählt, ist ein absichtsloser Einweihungsgang, wie jedes Ding, jede Begegnung im Leben einweihende Kraft besitzt: jede Schwelle birgt Geheimnis, in jedem Baum am Wege steht die Möglichkeit des Baumes der Erleuchtung. Ein Bild, ein Hinweis oder Zeichen, ein halbes Wort, ein ganzer Spruch: und das war schon alles; ein Schon-Vorüber ist die Form aller Einweihungen. Bei ihnen wird viel gezeigt, wenig erklärt, und das Wenige gern in einem nicht erschöpfenden Sinne — die Spitzen, die unversehens ins Tiefe treffen können, sollen nicht von Worten abgestumpft werden.

Vollständigkeit ward nicht angestrebt, die Absicht des Buches ist, durch Indiens eigene Worte mehr zu geben, als es selber ermißt. In Einweihungen wirkt die Gnade oder Erleuchtung durch ein Vermittelndes: die Symbole; wer sie darreicht, braucht ihrer Bedeutungsfülle sowenig mächtig zu sein, wie wer von ihnen angeleuchtet ist, vermeinen darf, in den Besitz ihres ganzen Geheimnisses getreten zu sein. Die Chassidim überliefern die Geschichte von Rabbi Eisik, Sohn Rabbi Jekels: dem war nach Jahren schwerer Not, die sein Gottvertrauen nicht erschüttert hatten, im Traum befohlen worden, in Prag unter der Brücke, die zum Königsschloß führt, nach einem Schatz zu suchen. Als der Traum zum drittenmal wiederkehrte, machte sich Rabbi Eisik auf und wanderte nach Prag. Aber an der Brücke standen Tag und Nacht Wachtposten, und er getraute sich nicht zu graben. Doch kam er an jedem Morgen zur Brücke und umkreiste sie bis zum Abend. Endlich fragte ihn der Hauptmann der Wache, auf sein Treiben aufmerksam geworden, freundlich, ob er hier etwas suche oder auf jemand

warte. Rabbi Eisik erzählte, welcher Traum ihn von fernem Land hergeführt habe. Der Hauptmann lachte: „Und da bist du armer Kerl mit deinen zerfetzten Sohlen einem Traum zu Gefallen hergepilgert? Ja, wer den Träumen traut! Da hätte ich mich ja auch auf den Weg machen müssen, als es mir einmal im Traume befahl, nach Krakau zu wandern und in der Stube eines Juden, Eisik, Sohn Jekels, sollte er heißen, unterm Ofen nach einem Schatz zu graben. Eisik, Sohn Jekels! Ich kann's mir vorstellen, wie ich drüben, wo die eine Hälfte der Juden Eisik und die andere Jekel heißt, alle Häuser aufreiße!“ Und er lachte wieder. Rabbi Eisik verneigte sich, wanderte heim, grub den Schatz aus und baute das Bethaus, das nach ihm geheißen ist.

Alle Weisheit, die dem Rabbi vertraut ist, hilft dem Rabbi nicht. In der Ferne muß ihm der Fremde ein Licht aufstecken — aber der Hauptmann ermißt die Bedeutung seiner Worte für den Rabbi gar nicht. Der Rabbi in Krakau und der christliche Hauptmann in Prag haben vom selben Schatz geträumt, aber es bedarf des Weges in die Ferne, um aus fremdem Munde, der mehr sagt als er weiß, zu vernehmen, daß der notwendige Schatz im eigenen Hause verborgen ist an unbeachteter Stätte. Die Träume des indischen Genius sprechen von demselben Schatz, den unsere Tiefe, ihrer selbst unkund, bewegt, sie sind eine Stimme von fern, die uns auf ein Wesenhaftes hinweist, das unsere tägliche Nähe in sich birgt und uns verhehlt.

ANMERKUNG

Die Originale der abgebildeten Figuren stehen im India Museum, London, mit Ausnahme des „Schiva im Linga“, der sich im Musée Guimet, Paris, befindet. Beiden Museumsverwaltungen sei an dieser Stelle für die freundliche Erlaubnis, sie abzubilden, gedankt.

Die Sanskitoriginale der hier gebotenen Mythen stehen zum größeren Teile im „Matsyapurana“, die Geschichte Kandus und das Leben Krischnas und Ramas mit dem Pflug sind dem „Brahmapurana“ entnommen. „Rama der Mond“ und die zweite Fassung des „Löwenmannes“ sind aus dem Narasimhapurana geschöpft, „Rama mit dem Beil“ aus dem Narasimha- und Bhagavatapurana. Die Schiva-Mythen entstammen dem „Kurmapurana“, mit Ausnahme der „Entstehung des Kriegsgottes“, die dem „Matsyapurana“ nacherzählt ist. Die „Entstehung der Göttin“ und „Die Göttin und der Stierdämon“ sind dem „Markandeyapurana“ entnommen.

Die russische Geschichte (S. 190) steht in „Der Russe redet“ von Ssofja Fedortschenko (deutsch von A. Eliasberg), S. 126 (Drei-Masken-Verlag, München, „Russische Bibliothek“).

Über die indischen Quellen zu Goethes „Legende“ (S. 229) hat Th. Zachariae gehandelt: „Zu Goethes Paralegende“ und „Die Paralegende bei Bartholomäus Ziegenbalg“ (Kleine Schriften, Bonn 1920, S. 118—134). Über Kultbilder der Mariatale vgl. G. Jouveau-Dubreuil, „Archéologie du Sud de l'Inde, tome II: Iconographie“, S. 125 (Paris 1914).

Die Geschichte vom Schatz hinterm Ofen (S. 490) steht bei Martin Buber, „Die Chassidischen Bücher“, S. 532.

Zur Aussprache: Lies j wie deutsches dsch, und y wie deutsches j.

INHALT

Einleitung	7
I. Kapitel	
1. Vischnus Maya	37
2. Weltnächte und -tage I	48
3. Kandu	72
II. Kapitel	
1. Mutschukunda	89
2. Weltnächte und -tage II	101
3. Fisch, Schildkröte, Eber	114
4. Die Quirlung des Milchmeers	121
5. Der Löwenmann	142
6. Knirps und Weltriese	194
III. Kapitel	
1. Rama mit dem Beil	219
2. Rama der Mond	231
3. Savitri	307
IV. Kapitel	
Krischna und Rama mit dem Pflug	320
V. Kapitel	
1. Die Entstehung des Linga	412
2. Brahmas fünftes Haupt	418
3. Die Entstehung des Kriegsgottes	428
4. Schiva im Wald der Götterbäume	463
5. Die Göttin als Maya	476
6. Die Göttin und der Stierdämon	480
Schluß	490
Anmerkung	492
Index	495

Deus 136
 Dido 208
 Diespiter 136, 157
 Dionysos 425, 472, 475
 Dios, divus 136
 Dorian Gray 191—194
 Drei Schritte 205/206
 Dschelal eddin Rumi 168
 „Duftberauscher“, Berg 401, 447
 „Dunkle Haut“ 350
 „Dumpfheit“ (tamas) 103/104, 106, 107, 140, 153, 263, 467, 487

Eber 114, 116/117, 119, 386, 415
 Education sentimentale 94
 Ei 44, 101, 125, 232
 Einsiedler 277/278, 463—474
 Elefant 390, 431; weißer Elefant 132, 138
 Elefantenköpfiger Gott (Ganescha) 448
 Elemente, fünf 101/102
 „Endlos“ (Ananta), Schlangenkönig s. Weltschlange
 Eos 166
 Erde 98, 100, 102, 105/106, 306, 320, 321, 326, 386, 391, 481
 Erd-lotos 102/103, 117, 120
 Erdenmann (altägyptisch) 106
 Eroica 23
 Eros 72, 489
 Eselsbanner 430
 Exorcismus, exorcisierend 248/249, 261, 388
 „Fäustling“ (Muschtika) 356/357, 370—373
 Familiengeschichte 382
 „Feuchte“, Göttin 102
 Feuergott 23, 320, 430, 448, 456, 458, 481
 Fieber 394, 396, 417
 Firdusi 238
 Fisch 48/49, 101, 114—117, 119, 307, 384/385
 Flüsse 151

Freischütz 167
 Freya 208
 „Fünf Feuer“ 394
 „Fünfmann“ 377, 386
 Fünfstromland 404
 Furche (Sita) 231/232, 234—237, 306

Gandhi 283, 318
 Gattenwahl 383
 Gazelle 268, 417
 Geheimlehren der Veden 340
 George 411
 Geräte 231—233
 Glücks, Göttin des s. Schri
 „Glückskalb“, Locke 80, 324, 361, 397
 Glut, Glutgewalt s. Askese
 Gnadenbild 79, 86/87
 Goethe 229/230, 235, 415
 „Götterheer“, Indras Tochter 458
 Götterkönigin, Indras Frau s. Schat-
 tschi
 Göttin (Devi), „Große Göttin“, Her-
 rin der Götter, glückverheißende
 Göttin, Tochter des Himalaya,
 Tochter des Berges, Durga, Kali
 (die Schwarze), glückbringende Kali
 (Bhadrakali), Gauri (die „Lichte“)
 211, 323, 327, 393, 396, 411, Kap. V
 ab 419. — Gebet an die Göttin 479
 „Goldauge“ (Hiranyakascha) 117, 432
 Goldener Keim 232
 „Goldgewand“ (Hiranyakaschipu)
 142—192, 213, 322, 327, 432
 Gottesliebe (bhakti) 86/87, 165, 173
 bis 185, 354
 Gottmensch 248, 354/355, 408/409

Hamlet 92—99, 113/114
 Hauspriester 136/137
 Hegel 32
 Heiligenleben 187
 Heilkraut 299
 Heine 224
 Heldenepos 376
 Herakles 25, 111/112, 248, 333

Herder 24
 Hermann, M. G. 23/24
 Herodes 327
 Herodot 31/32, 160/161
 „Herr der Tiere“ s. Paschupati
 „Herr der Ausgeburten“ (Praja-pati)
 90, 100/101, 418, 427, 481
 Herren der Scharen Schivas 130
 Himmel, Vater 105
 Himmelsfrau, altägyptische 106
 Himmelsfrauen (Apsaras) 74—79,
 84/85, 229, 407/408
 Himmelskuh (Wunschkuh) 224
 Hinduismus 350, 488
 Hirten 322—373, 404—407
 Hirtenkult 350
 Hirtinnen 352—355, 362/363, 379, 380
 Hochzeit 383
 „Höchstes Wesen“ (Puruschottama,
 Puri) 79, 86, 87
 „Hölle, Höllisch“ (Naraka), ein Dä-
 mon 151, 320, 385—387, 390—392
 Hofmannsthal 47, 169, 249
 Homer 32
 Homunculus 31
 Honig 150, 155, 442
 „Honigrausch“, der Lenzgott 441/442
 Horus 303
 Ironie, gotthafte 338
 Isis 96, 98, 318
 Jäger 417
 „Jubel“ (Prahлада) 145/146, 154,
 170/171, 173—185, 187, 189, 192,
 194—200, 213, 365
 Jupiter 157
 Jungfräulichkeit 249
 Juwel Kaustubha 128, 132, 138
 Juwelengipfel 386/387, 390
 Johannes auf Patmos 344
 Jonas 303
 Jonier 378
 Kaiser 92
 Kali-Weltalter 50, 399, 403, 411, 467
 Zimmer, Maya 32
 Kali, die „Schwarze“ (die „Göttin“)
 323, 436/437, 450—455, 484, 489
 Kalydonische Eberjagd 328/329
 Kambyses 162—165, 385
 Kasten 50, 53
 Kind 53/54, 58, 429, 457—462
 Kirche 92, 98, 141, 247
 „Klarheit, lichte“ (sattva) 103/104,
 107, 140, 261—263, 467 (Vischnu)
 Kleinodien des Lebens 391
 Knirps (vamana) 194—214
 Kobolde (yakscha) 458
 Königsweihe 251—254, 457/458
 Krähe 264/265, als Feldzeichen 430
 Kraft (schakti) 112, 350, 385, 396,
 462/463, 473, 486
 Krieg 430/431
 Kriegeradel 220—227, 233, 244/245,
 326, 351, 365, 376, 382—384, 398,
 399
 Kriegsgott, der: „Königsknabe“ (Ku-
 mara), „Springer“ (Skanda), „Kind
 des Siebengestirns“ (Karttikeya),
 der „Verzweigte“ (Vischakha),
 „Sechsgesicht“, der „Sechsköpfige“
 394, 396, 428—461. — Gebet an
 den Kriegsgott 459
 Kroisos 161/162
 Krokodilsbanner 430
 Kuh 225, 345—352
 Kultgeschichtliche Funktion des
 Mythos 337, 350
 Kultur 233; Kulturheros 381/382,
 392; Kulturstadien 278—280
 Kybele 474
 Lebensalter und -stadien 50, 53, 277,
 474
 Leichendämonen 434
 Lenz-Gott 74/76, 441/442
 „Lichte“, die (die „Göttin“) 452, 455,
 463, 468
 Liebesgott (Kama), der „Leiblose“
 mit dem Delphin im Banner 72,
 74/76, 382, 384/385, 441—443
 Lilith 474/475

Linga 412—416, 466—468, 471—473
 Löwe (Zorn) 454/455, 482—485; goldene Löwen 430
 Löwenmann (Narasimha) 116, 118, 142—194; Waffe des Löwenmanns 433
 Lotos 102, 105/106; Göttin „Lotos“ 105/106, 126, 132, 138; goldene Lotos 456/457
 „Lust“, „Liebeslust“ (Rati), Gattin des Liebesgottes 385, 441—443, 447
 Macbeth 190
 Mädchen 386/387, 390/391
 „Mähnige“, der (Keschin) 320, 325, 344, 357—359
 „Märchen von 1001 Tag“ 63
 Mahabharata 351, 376, 383; Schlacht des Mahabharata 398
 Malinowski 8—10
 Mango 442
 Mani 344; Manichäer 246
 Manfred 191
 Maria 474
 Maya 18, 37—48, 52/53, 59—63, 69 bis 72, 85, 91/92, 99/100, 104, 112, 120, 133, 140, 144—152, 154/155, 160, 184, 201, 203, 209—211, 214, 217—220, 224/225, 228, 247/248, 264, 266, 269—271, 324—327, 338 bis 340, 344/345, 350/351, 359/360, 366/367, 373—377, 382, 384/385, 387, 391, 395/396, 413, 416, 418, 420, 424, 427, 432—434, 441/442, 453/454, 456, 462—464, 466/467, 469, 472/473, 478, 486, 488—490; „Große Maya“ (die „Göttin“) 478, 486, 489. — Mayaspieler 338; Mayavati, „die mit Maya begabte“ 384/385
 Meleager 328/329
 Menelaos 28—31
 Milchmeer 121—140, 171, 238, 481
 Minotauros 487
 Mistel 158
 Mithras 487/488
 Mörserkeule 400
 Mohammed 64, 69
 Mokles 63
 Mond 128, 138, 149/150, 236, 431, 442, 481
 Morgenröte 418
 Mura 386
 „Mutter“ (die „Göttin“), Weltmutter 323, 350, 461—463, 473, 483—485, 488; Muttergöttinnen 447, 462; Mütterreligion 350
 Mythus 22—36, 47
 Nabel 102, 105
 „Nacht“, die Göttin 435—438, 455, 462/463
 Nachtgänger (= Unhold) 270, 287
 Nachtmeerafahrt 303
 Nichtwissen (avidya) 18, 488
 Niobe 23
 Nirvana 51
 Ochsenfrosch als Feldzeichen 430
 Odysseus 283/284
 Oedipus 385
 Ohrringe 133, 138.—Aditis Ohrringe 386/387, 390
 OM-Laut 144, 152, 212, 419, 424, 436, 479
 Osiris 303
 Ovid 166, 237
 Ozean 180—182, 294/295
 Paar, das göttliche 419/420, 424 bis 426, 447—475
 Pan 418
 Papagei (Feuergott) 456, 461
 Parcival 194
 Paria 40/41, 43, 45, 230
 Parsifal 19
 Penelope 165/166
 Perceforest 194
 Pétis de la Croix 63
 Pfau 458, 461. — Pfauenbanner 393, 396

Pferd, weißes 128, 133, 138
 Pferdehaar 210, 359
 „Pferdehals“, ein Dämon 386
 Pflug 231—237, 263, 278, 380/381.
 — Pflugschar 377, 383
 Pflugbewehr (Halayudha), Pflugträger (Halabhrit) s. Rama mit dem Pfluge
 Pilgerschaft 471—474
 Platon 115, 487
 Proteus 28—31
 Psychologie 25
 Puer aeternus 58
 Pythia 338 — Python 338

Quirlung des Milchmeers 124—133, 388; Quirlstock, Quirlstrick 123 bis 125
 Quirlgeister (Pramatha) 396, 419, 421—423

Ramayana 235—237, 302, 305
 Rasatanz 353—355
 Rauchsäule als Feldzeichen 430
 Rauschtrank 127, 138, 485. — Göttin des Rauschtranks (Varuni) 128, 132, 379/380
 Reklame 42/43
 Reisbau 232, 381; Reisstampfer 377, 381, 392
 Richter 227/228
 Riesen, eddische 90, 136, 208
 Rückert 168
 „Rumpf“, ein Dämon 271/272, 280, 281
 Russische Geschichte 190

Samen Schivas 456/457
 Sandalen auf dem Thron 260.
 Schahab al Din, Scheich 64—72
 Scharen (Schivas) 449/450, 452
 Schaufelnagel (Schurpanakha), eine Unholdin 266—268, 280
 Schaum 159
 „Scheckige“, die (kosmische Kuh) 224
 Zimmer, Maya 32*

Schelling 24
 Schildkröte 7/8, 12/13, 45, 114, 116, 117, 119, 124/125; Schildkrötenei 7/8, 10, 12/13, 16/17; „Schildkrötentmann“ (Kaschyapa) 90, 196, 197, 202, 206, 427
 Schilf 461
 Schlafrunkenheit, magische (yognidra) 326, 478—480
 Schlangen 45, 52, 111, 129, 177/178, 180/181, 306, 382, 395, 402, 433, 441
 Schönhals (Sugriva) 270—276, 284, 286—289, 292—294, 296/297
 Schönheit, Göttin der, s. Schri
 Schopenhauer 489
 Schutzsegen 330/331
 Schwan 52, 55, 60—62, 415, 430
 Schweine der Trobriands 8—10, 16/17
 Schweiß 79
 Schwiegersohn 426/427
 Sechsfache Leibesfrucht 322/323
 Selbstmord 44
 Seelenmännchen 311
 Selbstwahl des Gatten 245
 Shakespeare 92
 Siebengestirn 457, 461
 Sieben Heiligen, die 444—446
 Simeon 280
 Sonne, Sonnengott 45, 51, 133, 320, 430/431, 481; sieben Sonnen 150, 155; Sonnenheld 302; Sonnenschirm 133, 138
 Sonnerat 229/230
 Sperling 172/173
 Stiefmutter 261/262
 Stierdämon (Büffelstier, Mahischa) 430/431, 480—482, 484—488; Stierjagden, Stierkämpfe 487
 Sündenfall 111
 Sultan von Ägypten 64—72

Tagore 87/88
 Tammuz 237
 Tantraliteratur 350
 Tanz, Tänzer 210/211, 423, 425

Tat tvam asi 340
 Tausend Arme 392—396
 Teiresias 18
 Teufel 190/191
 Thales 31, 44
 Theseus 487
 Thor 208
 Thronwechsel 261/262
 Tierdämonen des Hirtenlebens 344
 Tiere 219, 276/277
 Tischlein deck dich 224
 Titanen 90, 136
 Tithonus 166
 Tod, Todesgott (Yama) 135, 228, 307, 311—319, 429—431, 447, 481; Stab des Todes 434
 „Todlos“, der Trank (amrita, ambrosia) 90, 122—133, 135, 188, 236, 388, 396, 421, 453
 Totenbräuche 256, 258/259, 403
 Tränen 101
 Tragödie, antike 31
 Traum 19—22
 Trobriands 8—10, 13—16
 „Troilus und Cressida“ 113
 Tschandala 40/41, 43, 45

Ufer, anderes Ufer des Brahman 79, 80
 Ungeziefer 129
 Unholde (rakschasa) 238—299
 Untere Welt 206/207
 Unsterblichkeit s. „Todlos“
 Unterworfene fremden Blutes 476, 487
 Upanischad 87
 Urmann, Urwesen (Nara, Narayana) 54, 134, 137, 241, 473
 Urbilder 474/475

Veden 117, 126, 202, 413, 419
 Venus 474/475
 Verbauerung 278—280
 Vergil 194
 Verstädterung 278—280
 Volterra 412

Volkstum, voraristisches 350
 Vorzeichen 458/459

Waffen: Götterwaffen, Zauberwaffen 146/147, 154, 244/245, 295, 394, 432—434, 453
 Wahlgabe (Wunsch) 38/39, 54, 80, 82, 90, 104/105, 142/143, 188, 395, 428/429, 453, 455, 480
 Wald 233, 263, 276—281, 284/285; Waldfrau (Aranyani) 279, 417
 Wallfahrtsorte 38, 40—43, 79—83, 86—88, 337, 404, 423
 Wasser 44—47, 62/63, 121—123, 363 bis 367
 Weihnachtslied, altenglisches 193
 Weltalter, vier 49—51, 54/55, 89/90, 99, 467, 474
 Weltberg (Meru, Mandara), 123 bis 125, 130, 132, 135, 320, 448
 Weltei s. Ei
 Weltfrau 100, 436
 Weltmutter s. Mutter
 Weltriese 205/206
 Weltschlange „Endlos“, Träger der Erde (Ananta, Schescha) 44/45, 105/106, 123/124, 151, 241, 322, 324, 351, 360/361, 366, 379, 380, 430, 482
 Weltuntergang 50—52; Maya des Weltuntergangs 149—152, 160
 Werkmeister, der göttliche (Vischvakarman), „der aller Werke kundige“ Weltzimmermann 86, 206, 432, 458, 482
 Wind 74—76, 101, 133, 376, 447, 453/454, 458, 481
 Wirbelsturm der Leidenschaft (rajas), Leidenschaftswirbel, Dämonie des Blutes usw. 103/104, 106/107, 153, 261, 263, 467, 487
 Wissen, das Tote belebt 124, 136, 396
 Wissenschaft 345/346
 Wolf, als Feldzeichen 430
 Wolkendämon 157

Wunderkul^{unsch}kuh 221—224, 391
 Wunschbau^{ötter}baum (Parijata) 128, 133, 387—391, 403
 Würfelspiel
 Wurfring ^{lnus} (Sudarschana) 133—135, 383, 386, 395, 397
 Yoga 49, 52,—63, 79/80, 86, 104, 106, 111/1153, 216, 290, 402, 403, 419/4424, 426, 467, 469, 470; ^{Yoga}_a, ^{Yoga}_auberkraft 53, 325, 3693/394, 396; ^{Yoga}_{schlaf}, ^{Yoga}_{la}trunkenheit (^{yoga}_{nidra}) 23/23—325, 431, 486; ^{Yoga}_{gaschau} 177, 197, 202, 353; ^{Yoga}_{Schiv} 41/442
 Yigin 52, 54, 1
 Yü 381

Zarathustra 108, 141, 228, 246, 248, 343, 344, 474
 Zauber, des Gähnkrampfs 396; Zaubererschlaftrunkenheit s. Yoga; Zauberpriester 176/177; Zauberspruch 299; Zauberwissen 242, s. Wissen; Zauberwissenskraft 395/396
 Zauberweib 397/398
 Zehngesichtige, Zehnhals, Zehnköpfige s. Ravana
 Zeit, Zeit-Tod (Kala, Mahakala) 135, 138, 311, 406/407, 420/421, 424, 426, 451, 481
 Zeus 90, 136, 157, 330
 Ziegenbalg, B. 230
 Zivilisation 233
 „Zornmütige“, die, Tschandika (die „Göttin“) 482, 485
 Zwillingsgötter, reitende 431

II

Abhira 404—40
 Adi 453/454, 46
 Aditi 194—198, 10, 202, 206, 318, 326, 387/388, 1; Aditis Ohrringe 386/387, 390
 Agastya 151, 26/280, 299
 Ahalya 243, 248, 11
 Aham 61
 Airavata 348, 385/86, 390
 Akrura 356/357, 3—368, 370, 376
 Amara 123
 Amrita s. „Todlos“
 Ananta s. Weltschläge
 Angada 274, 276, 2;
 Angiras 136
 Aniruddha 382, 393—395
 Ardhanari 462
 Arischarta 320, 325, 34, 355/356, 359
 Arjuna 340, 349, 351, 376, 383, 398, 399, 402—408
 Arundhati 465
 Aruni 340
 Aschoka 448

Aschtavakra 407/408
 Aschvapati 308
 Asu, asura 116, 136, 487
 Atris Gattin 466
 Aurva 181
 Avatar 116, 411
 Avidya s. Nichtwissen
 Ayodhya 87, 242, 249 250—257, 259, 301

Badari 401
 Bala, Balabhadra, Balarama, Baladeva s. Rama mit dem Pflug
 Bana 320, 392—396
 Bhaga 451
 Bhagavadgita 86, 90, 340, 398/399
 Bhagiratha 256
 Bhakti 86—88, 165, 187, 335
 Bali 125, 127, 132, 136, 197—200, 203, 211, 213, 339, 361, 365
 Bharadvaja 256, 258, 259
 Bharata 240, 251/252, 256—260, 264, 276, 301

Tat tvam asi 340
 Tausend Arme 392—396
 Teiresias 18
 Teufel 190/191
 Thales 31, 44
 Theseus 487
 Thor 208
 Thronwechsel 261/262
 Tierdämonen des Hirtenlebens 344
 Tiere 219, 276/277
 Tischlein deck dich 224
 Titanen 90, 136
 Tithonus 166
 Tod, Todesgott (Yama) 135, 228, 307, 311—319, 429—431, 447, 481; Stab des Todes 434
 „Todlos“, der Trank (amrita, ambrosia) 90, 122—133, 135, 188, 236, 388, 396, 421, 453
 Totenbräuche 256, 258/259, 403
 Tränen 101
 Tragödie, antike 31
 Traum 19—22
 Trobriands 8—10, 13—16
 „Troilus und Cressida“ 113
 Tschandala 40/41, 43, 45
 Ufer, anderes Ufer des Brahman 79, 80
 Ungeziefer 129
 Unholde (rakshasa) 238—299
 Untere Welt 206/207
 Unsterblichkeit s. „Todlos“
 Unterworfene fremden Elutes 476, 487
 Upanischad 87
 Urmann, Urwesen (Nara, Narayana) 54, 134, 137, 241, 473
 Urbilder 474/475
 Veden 117, 126, 202, 413, 419
 Venus 474/475
 Verbauerung 278—280
 Vergil 194
 Verstädterung 278—280
 Volterra 412
 Volkstum, vorarisches 350
 Vorzeichen 458/459
 Waffen: Götterwaffen, Zauberwaffen 146/147, 154, 244/245, 295, 394, 432—434, 453
 Wahlgabe (Wunsch) 38/39, 54, 80, 82, 90, 104/105, 142/143, 188, 395, 428/429, 453, 455, 480
 Wald 233, 263, 276—281, 284/285; Waldfrau (Aranyani) 279, 417
 Wallfahrtsorte 38, 40—43, 79—83, 86—88, 337, 404, 423
 Wasser 44—47, 62/63, 121—123, 363 bis 367
 Weihnachtslied, altenglisches 193
 Weltalter, vier 49—51, 54/55, 89/90, 99, 467, 474
 Weltberg (Meru, Mandara), 123 bis 125, 130, 132, 135, 320, 448
 Weltei s. Ei
 Weltfrau 100, 436
 Weltmutter s. Mutter
 Weltriese 205/206
 Weltschlange „Endlos“, Träger der Erde (Ananta, Schescha) 44/45, 105/106, 123/124, 151, 241, 322, 324, 351, 360/361, 366, 379, 380, 430, 482
 Weltuntergang 50—52; Maya des Weltuntergangs 149—152, 160
 Werkmeister, der göttliche (Vischvakarman), „der aller Werke kundige“ Weltzimmermann 86, 206, 432, 458, 482
 Wind 74—76, 101, 133, 376, 447, 453/454, 458, 481
 Wirbelsturm der Leidenschaft (rajas), Leidenschaftswirbel, Dämonie des Blutes usw. 103/104, 106/107, 153, 261, 263, 467, 487
 Wissen, das Tote belebt 124, 136, 396
 Wissenschaft 345/346
 Wolf, als Feldzeichen 430
 Wolkendämon 157

Wunderkuh, Wunschkuh 221—224, 391
 Wunschbaum, Götterbaum (Parijata) 128, 133, 138, 387—391, 403
 Würfelspiel 383
 Wurfring Vischnus (Sudarschana) 133—135, 147, 383, 386, 395, 397
 Yoga 49, 52, 61—63, 79/80, 86, 104, 106, 111/112, 153, 216, 290, 402, 403, 419/420, 424, 426, 467, 469, 470; Yogamaya, Yogazauberkraft 53, 325, 360, 393/394, 396; Yogaschlaf, Yogaschlaftrunkenheit (yoga-nidra) 289, 323—325, 431, 486; Yogaschau 103, 177, 197, 202, 353; Yoga Schivas 441/442
 Yigin 52, 54, 102
 Yü 381

Zarathustra 108, 141, 228, 246, 248, 343, 344, 474
 Zauber, des Gähnkrampfs 396; Zauberschlaftrunkenheit s. Yoga; Zauberpriester 176/177; Zauberspruch 299; Zauberwissen 242, s. Wissen; Zauberwissenschaft 395/396
 Zauberweib 397/398
 Zehngesichtige, Zehnhals, Zehnköpfige s. Ravana
 Zeit, Zeit-Tod (Kala, Mahakala) 135, 138, 311, 406/407, 420/421, 424, 426, 451, 481
 Zeus 90, 136, 157, 330
 Ziegenbalg, B. 230
 Zivilisation 233
 „Zornmüttige“, die, Tschandika (die „Göttin“) 482, 485
 Zwillingsgötter, reitende 431

II

Abhira 404—407
 Adi 453/454, 462
 Aditi 194—198, 200, 202, 206, 318, 326, 387/388, 391; Aditis Ohrringe 386/387, 390
 Agastya 151, 266, 280, 299
 Ahalya 243, 248, 281
 Aham 61
 Airavata 348, 385/386, 390
 Akrura 356/357, 359—368, 370, 376
 Amara 123
 Amrita s. „Todlos“
 Ananta s. Weltschlange
 Angada 274, 276, 295
 Angiras 136
 Aniruddha 382, 393—395
 Ardhanari 462
 Arischta 320, 325, 341, 355/356, 359
 Arjuna 340, 349, 351, 376, 383, 398, 399, 402—408
 Arundhati 465
 Aruni 340
 Aschoka 448
 Aschtavakra 407/408
 Aschvapati 308
 Asu, asura 116, 136, 487
 Atris Gattin 466
 Aurva 181
 Avatar 116, 411
 Avidya s. Nichtwissen
 Ayodhya 87, 242, 249 250—257, 259, 301
 Badari 401
 Bala, Balabhadra, Balarama, Baladeva s. Rama mit dem Pflug
 Bana 320, 392—396
 Bhaga 451
 Bhagavadgita 86, 90, 340, 398/399
 Bhagiratha 256
 Bhakti 86—88, 165, 187, 335
 Bali 125, 127, 132, 136, 197—200, 203, 211, 213, 339, 361, 365
 Bharadvaja 256, 258, 259
 Bharata 240, 251/252, 256—260, 264, 276, 301

Bharatas, die 349, 383
 Bhima 406
Brahma („Lotusentsprossener, Lotusgeborener, Ältervater der Welten“) 86, 99, 102—104, 106/107, 111, 115 bis 117, 119—121, 124, 127/128, 130, 132, 135, 138, 142/143, 152, 172, 187, 201, 223, 238/239, 246, 263, 300, 320/321, 394, 413—416, 418—420, 424/425, 427—429, 431, 435—437, 447/448, 453, 455, 465 bis 468, 478—481, 486/487; Brahma 5. Haupt 418—426, 462; Brahmamord 418—423; Brahma-waffe 147, 229, 265, 434
Brahman 79/80, 206, 249/250, 363, 367, 414/415
Bhrigu 124, 136, 465; Bhrigu-enkel 249/250
Brihaspati 124, 136, 170/171, 202, 449
Brindaban 337, 382
Citraratha 229

Dakscha 198, 427
Damodara 332/333
Dandakawald 253, 255
Daruka 402
Dascharatha 236, 240—242, 249 bis 253, 256, 262, 300
Dasyu 404
Dattatreya 220
Dau-ji 382
Deva 136
Devaki 322—327, 370/371, 373/374, 403
Dhārvantari 132/133
Dhenuka 320, 325, 341, 344
Div 136
Durvasas 403
Durga 323, 327
Duryodhana 383
Dvaraka 378, 390, 394, 396, 399, 401 bis 404
Dvividha 286, 392

Dyaus 136, 157
Dyumatsena 308, 317

Ellamen 230
Eraka 400/401

Gandharve 229; **Gandharvenwaffe** 432
Gandiva 404, 406
Ganescha 448, 461
Ganga 151, 242, 256, 258, 448
Garga 331
Gargya 378
Garuda 38, 80, 126, 151, 181, 297, 337, 348, 386—388, 390, 394/395, 397, 431; **Garudawaffe** 433
Gauri s. „Lichte“
Gautama 243
Gayatri 436
Godavari 266
Gomati 73
Govardhana 346—350
Guha 256, 258
Guru 249
Grasana 430/431

Hamsa 61
Hanumant 272—276, 286—288, 290 bis 294, 296—304
Hara s. **Schiva**
Hari s. **Vischnu**
Himalaya 435, 437—441, 443, 446 bis 448, 482

Ikschvaku 287
Indra (Götterkönig, der „Tausendäugige“, „Burgenzerbrechende“) 54, 74, 76, 78, 86, 89/90, 124, 127, 129, 133, 137, 149, 157, 170, 180, 194, 196, 206/207, 210, 223/224, 238, 243, 265, 274, 299/300, 323, 345 bis 351, 376, 381, 385/386, 388 bis 391, 431—434, 438, 440/441, 444, 447, 449, 458, 480/481

Jamadagni 220—230
Janaka 237, 244—246
Jatayus 266, 269—271, 286, 289

Kaikeyi 240, 251—254, 256—258
 Kailasa 151, 172, 187
 Kaitabha 103, 108, 115/116, 212, 225,
 478—480, 486/487
 Kala s. Zeit
 Kalakuta 129—132, 138/139
 Kalanemi 320, 322/323, 326
 Kalavega 422
 Kalindi, Name der Yamuna 334
 Kaliya 334—341, 350
 Kama s. Liebesgott
 Kamadamana 36/37, 40, 42, 45/46.
 Kamsa 320, 322, 324—326, 356/357,
 359, 370, 372—374, 376/377
 Kandu 72—85, 153, 215
 Kanya 399
 Kartavirya 220—223, 225/226, 233,
 326
 Kauravas 351
 Kausalya 240, 251, 254, 256
 Kaschyapa s. Schildkrötenmann
 Kayadhu 173
 Keschin s. „Mähnige“
 Koka 40—43, 87
 Kokil 75, 442
 Kubera, „Herr der Schätze“ 238,
 430/431, 458, 481/482
 Kumara s. Kriegsgott
 Kundalini 111/112
 Krischna 33, 86, 90, 99, 248, 278,
 320—411, 473
 Kritavirya 220
 Lakschmana 240—245, 250/251, 254
 bis 256, 264, 266—276, 286, 288,
 289, 295—300, 304
 Lakschmi s. Schri
 Lanka 87, 238, 270, 286, 289—300
 Madhu 103, 108, 115/16, 212, 225,
 478—480, 486/487
 Madra 307
 Magadha 377
 Mahakala s. Zeit und Schiva
 Mahendra 250, 289/290
 Mahischa s. Stierdämon
 Mahischmati 222
 Mainaka 147, 291
 Maitreyi 340
 Malati 308
 Malaya 75, 151
 Mandara s. Weltberg
 Mandhatar 89, 100
 Manthara 251—253
 Manu 48/49, 101, 207, 307
 Mariatale 230
 Marischa 79
 Maritscha 243, 268, 270
 Markandeya 52—62, 99/100, 220,
 238
 Matali 299
 Mathura 324, 357, 368—375, 378,
 382
 Medhas 476
 Mena 437—439, 446
 Meru s. Weltberg
 Mithila 244/245
 Mitra 206
 Mutschukunda 89—92, 99/100, 378
 Nanda 324, 327, 330—333, 335, 345,
 346, 356/357, 370, 373, 379
 Nandigrama 260
 Nandin 447
 Nara s. Urmann
 Narada 39/40, 44/46, 59, 172/173,
 180, 308, 322, 326, 356, 358/359,
 366, 378, 384, 399, 438—440
 Naraka s. Hölle
 Narayana s. Urmann; Narayana-
 waffe 433
 Nataraja s. Tanz
 Nilakantha s. Schiva
 Nirriti 391
 Naga 382; s. Schlangen
 PANTSCHAJANA s. Fünfmann
 PANTSCHAJANYA 377
 PARIJATABAUM s. Wunschbaum
 PARIKSCHIT 408
 PARIYATRABERG 428
 PARSHVA 111

Parvata 172/173
Parvati, „Bergstochter“ s. Göttin
Paschupati 417, 469—471, 475
Paundraka 397
Pindaraka 399
Prabhava 377, 401
Pradyumna 382, 384/385, 393/394
Prahlada s. Jubel
Prajapati s. „Herr der Ausgeburten“
Pralamba 325, 342—344
Pramlotscha 74—79
Prayaga 256
Pulastya 238
Purana s. Alte Überlieferungen
Puri, **Puruschottama** s. „Höchstes Wesen“
Puschan 206, 357, 418, 451
Putana 325, 330—333

Rajas s. Wirbelstaub
Rahu 127, 133, 150, 291, 433
Raivata 382
Rama mit dem Beil (Paraschurama) 220—236, 249/250, 260/261, 278, 305, 338, 351
Rama der Mond (Raghuenkel) 87 231—307, 326, 338, 342/343, 349, 374, 381, 394
Rama mit dem Pflug (Balarama, Kraftrama; Baladeva, Baldeo, Dauji, Bala; Samkarschana, Hailayudha, der „Pflugbewehrte“, Hailabhrīt, der „Pflugträger“, der Held mit der Mörserkeule) 231, 320, 326, 330/331, 335, 339, 341, 343/344, 361/362, 366, 368—373, 377, 379 bis 384, 392/393, 402
Rameschvara 300
Rati s. Lust
Ravana (Zehngesichtige, Zehnhals, Zehnköpfige, der Brüller) 86/87, 223, 238—240, 243, 246, 266—270, 286, 290—300, 305
Renuka 229/230
Revati (Yamuna) 382, 392, 403
Rohini 150, 322—324, 332, 403

Rudra s. Schiva
Rukmini 382—385, 388

Samadhi 476
Samba 383, 399, 400
Samkarschana s. Rama mit dem Pflug 322, 341/342, 373
Sampati 289—291
Samsara 82, 91/92
Sati 318, 427
Sattva s. lichte Klarheit
Satyabhama 382, 386—389, 191
Satyagraha 318
Satyavant 308—317
Savarni 207
Savitar 417
Savitri 307—319, 427
Savitristrophe 308, 479
Schabari 272, 280
Schakti s. Kraft
Schakra s. Indra
Schambara 384/385
Schambhu, **Schankara** s. Schiva
Scharabhangha 266
Schatrughna 240, 251, 257/258, 281
Schatschi, **Gemahlin Indras** 388/389, 391
Schescha s. Weltschlange
Schiva, der „Gütige“, Friedebringer (Schankara), Friedewesender (Schambhu), Wegraffer (Hara), Große Gott (Mahadöh), Höchster Herr, Herr der Götter, Lehrer der Welt (Jagadguru), großer Yogin, Herr der Tiere (Paschupati), der Berggelagerte, Bogenträgende, Spießträger, Dreizackträger, der den Stier im Banner führt, der Stieraffe (Vrischakapi), Grauenhafte, Rudra („Brüller“), der Blaurote, Schwarzrote, Blauhals (Nilakantha), der Große Schwarze (Mahakala) 75, 81, 116, 123/124, 130—132, 135/136, 138—140, 152, 171, 206, 211, 238, 300, 327, 357, 378, 384, 392—397, 399, 411 bis

475, 480/481, 486, 489; Schivas Bogen 244/245; Schivas Wurfring 146; Yoga 41/442; Gebete an Schiva 130/131, 413, 468/469; s. Zeit.

Simhika 291, 302

Sita 231/232, 235—237, 244—246, 251, 254—257, 259/260, 264—276, 282, 286—294, 300, 305—307

Skanda s. Kriegsgott

Sudarschana s. Wurfring

Sudharma 376, 392, 403

Sumantra 253—256

Sumitra 240, 251, 254, 256

Sunda 320

Suprabha 289

Sura 116

Suratha 476

Svaha 323, 479

Schri, Lakschmi (Göttin „Lotos“) 105, 128, 132, 206, 375, 380, 429

Schukra, Uschanas Kavya 124, 136, 202/203

Schvetaketu 340

Tamas s. Dumpfheit

Taraka 428—430, 434—436, 458 bis 460, 462

Uddhava 401

Ugrasena 320, 357, 374, 376, 400, 402/403

Uma s. Göttin „U-ma“ 443

Uscha 392—396

Vajra 382, 402/403, 405

Valmiki 235, 302, 305/306

Valin 272—275, 286/287

Vanaprastha 277/278

Varuna 124, 133, 379, 430, 481/482; Varunas Sonnenschirm 386/387, 390; Varunawaffe 433

Varuni s. Rauschtrank

Vaschat 479

Vasischtha 224, 249, 251, 256/257, 301, 465

Vasus 481

Vasudeva 322, 324—326, 330/331, 356, 357, 370/371, 373/374, 402/403

Vasuki 441

Vibhischana 267, 294, 296/297

Vidarbha 39

Vindhya 243, 284, 288, 455, 463

Vindhayavasini (die „Göttin“) 463

Viraka 411, 450, 452, 453—456

Virotschana 197/198

Vischakha s. Kriegsgott

Vischnu, Hari (der „Gelbe“), der „Lockige“, Mähnige (Keschin, Keschava), „Herr der Hirten“ (Govinda), „Strickbauch“ (Damodara), Rama, Madhava, Madhutöter, Vernichter Kaitabhas, Quäler der Menschen (Janardana), der Weithinschreitende, der „Herr der Welt“, der „Tausendäugige“ — als tragende Figur von Kap. I bis V für S. 37—411 nicht im einzelnen verzeichnet. 412—416, 418—425, 429, 431—434, 447, 458, 462—468, 472/473, 478—481, 486, 489; Waffen Vischnus 377; Fußstapfe Vischnus 210; Vision Vischnus 363/364; Schilderung 197—199; Gebete an Vischnu 80—82, 126, 152, 195/196, 201, 215—218, 239, 321, 330/331, 335—337, 359—362, 373/374, 386, 387.

Vischrasava 238

Vischvakarman s. Werkmeister

Vischvaksena 422

Vischvamitra 224, 241—244, 246, 248, 250, 399

Vrindawald 332—334, 337, 353, 380; s. Brindaban

Vritra 157

Vyasa 37, 320, 393, 399, 405—408

Yadu 356/357, 374, 376/377, 379, 382, 390, 393/394, 399—402, 404

Yajnavalkya 340

Yama s. Tod
Yama-antaka 135
Yamuna 259, 324, 334/335, 337, 353,
 363, 380—382

Yaschoda 322, 325, 327, 330—332,
 335
Yavana 378
Yuga 54